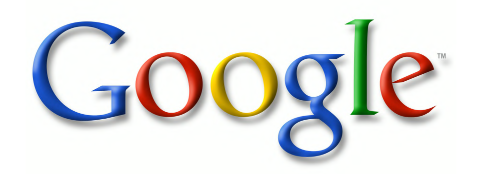
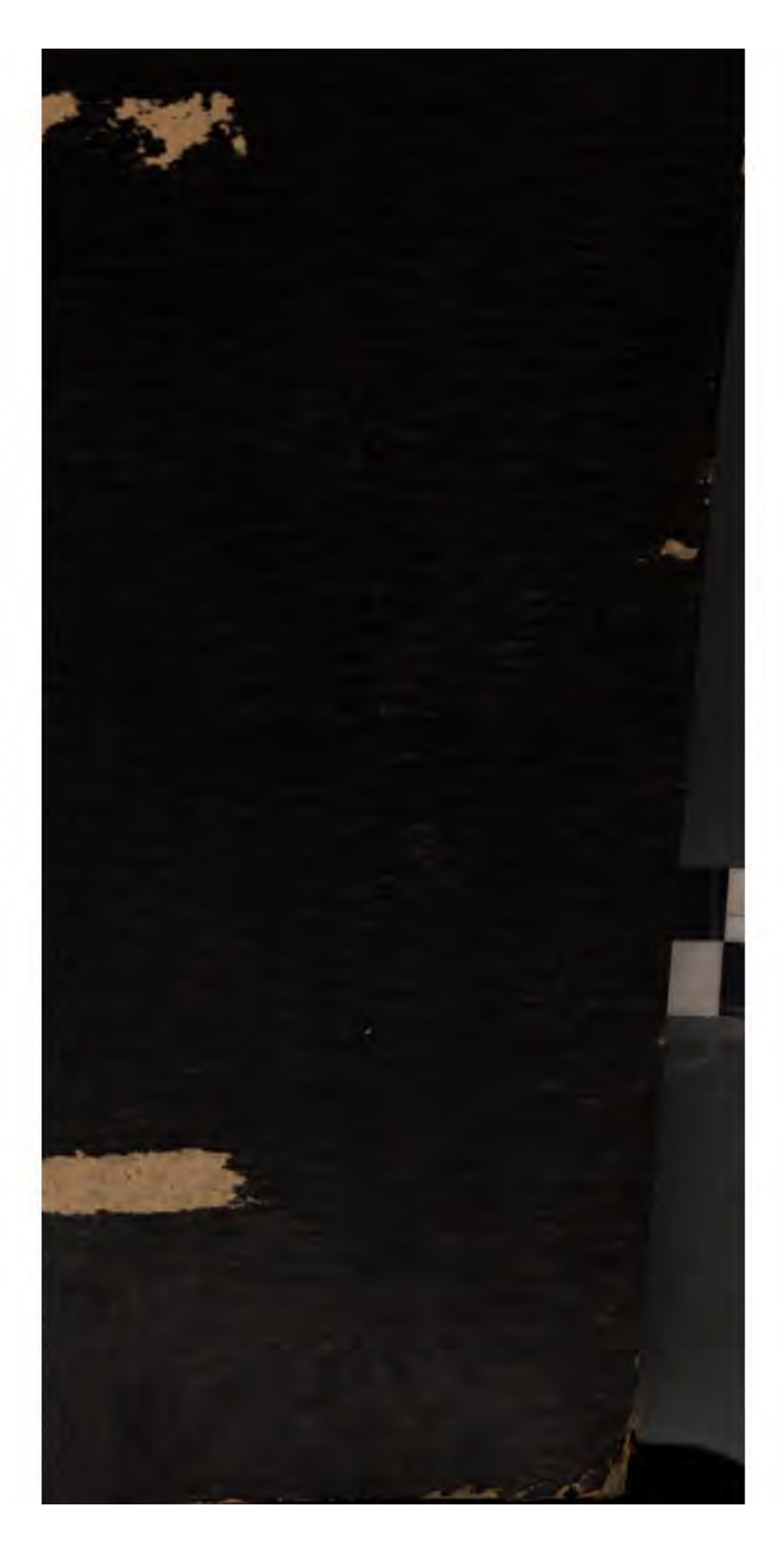
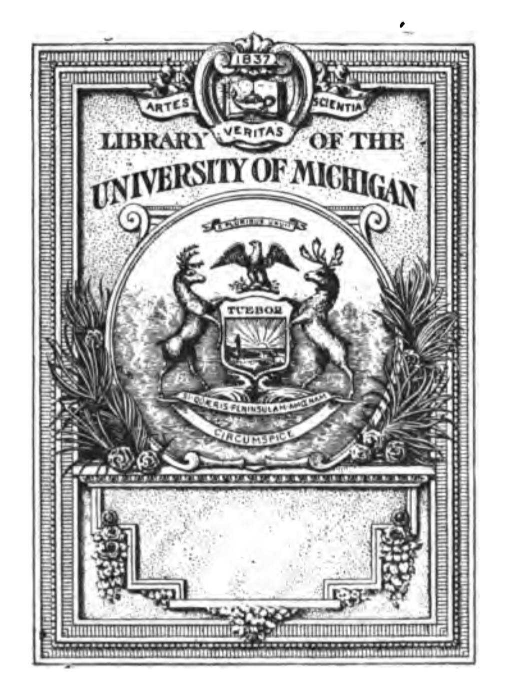







1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Zeitschrift

für die

nthropologie.

In Verbindung mit den Herren
ke, Bergmann, Ennemoser, v. Eschenmayer,
)mann, Groos, v. Gruithuisen, Haindorf, Hayner,
roth, Henke, Heusinger, Hoffbauer, Hohnbaum,
t, Jakobi, Pienitz, Romberg, Ruer, Schelver,
Schneider, Vering, Weiß und
Windischmann

herausgegeben

von

Fried. Nasse.

Jahrgang 1825.

Leipzig,
bei Carl Cnobloch.
1825.

Sr. Excellenz

m Herrn Geheimenrath

on Göthe

Dem

n wissenschaftlicher Forschung

und

der Begeisterung des Dichters

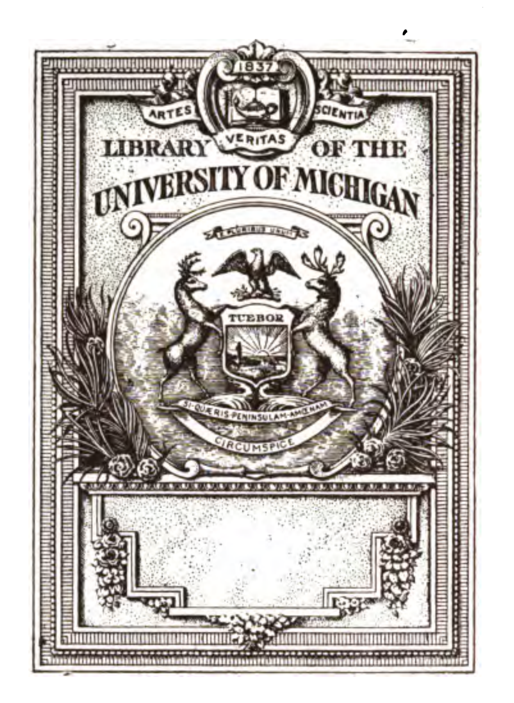
tiefschauenden

gründer der Menschennatur

verehrungsvoll

gewidmet.

zum ersten Heft für 1825


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI·QUÆRIS·PENINSULAM·AMŒNAM
CIRCUMSPICE

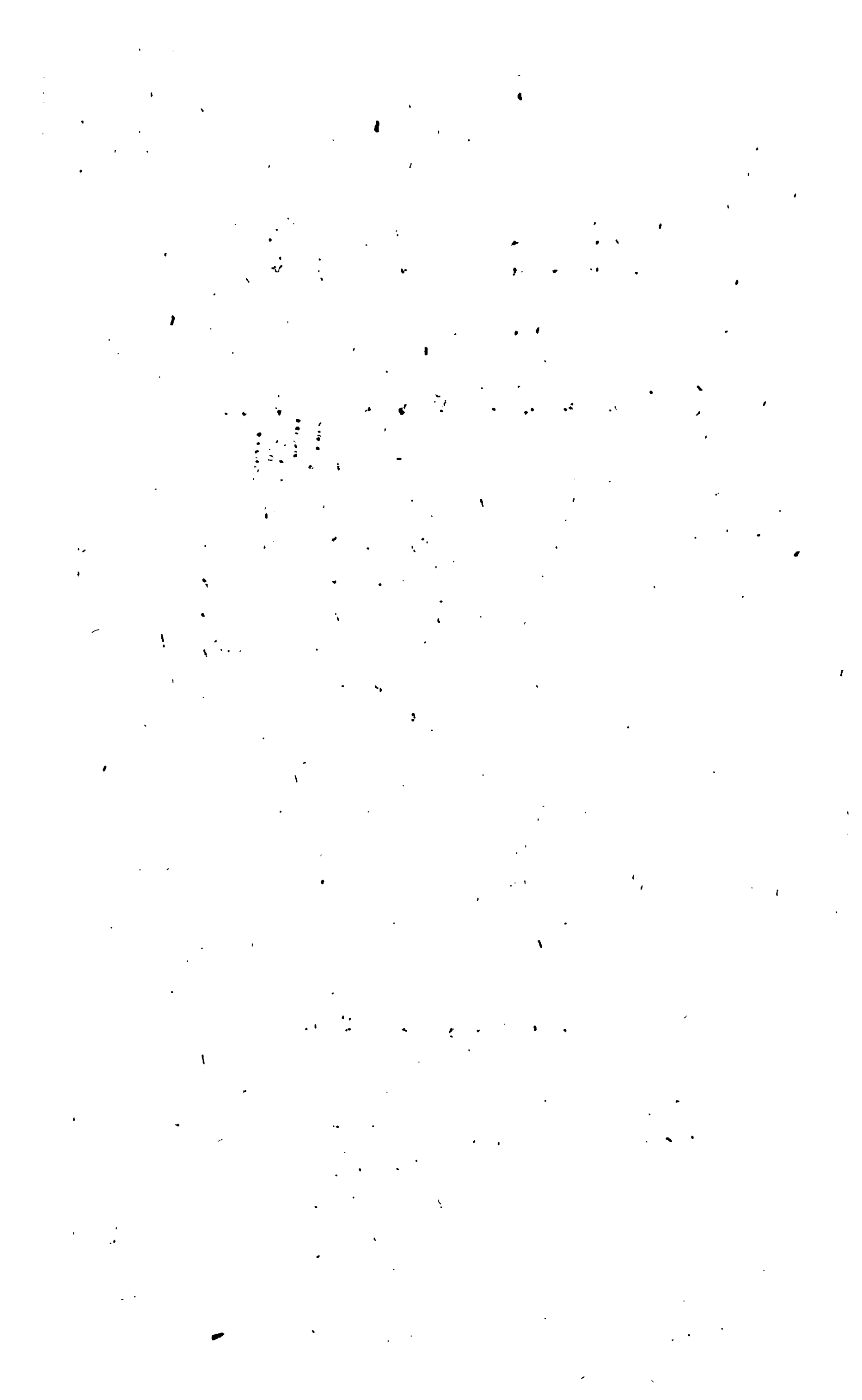
Zeitschrift
für die
Anthropologie.

In Verbindung mit den Herren
Beneke, Bergmann, Ennemoser, v. Eschenmayer, Grohmann, Groos, v. Gruithuisen, Haindorf, Hayner, Heinroth, Henke, Heusinger, Hoffbauer, Hohnbaum, Horn, Jakobi, Pienitz, Romberg, Ruer, Schelver, Schneider, Vering, Weiß und Windischmann

herausgegeben
von
Fried. Nasse.

Jahrgang 1825.

Leipzig,
bei Carl Cnobloch.
1825.



Sr. Excellenz

Dem Herrn Geheimenrath

von Göthe

Dem
in wissenschaftlicher Forschung
und
in der Begeisterung des Dichters
tiefschauenden
Ergründer der Menschennatur

verehrungsvoll

gewidmet.

Sr. Excellenz

Dem Herrn Geheimenrath

von Göthe

Dem

in wissenschaftlicher Forschung

und

in der Begeisterung des Dichters

tiefschauenden

Ergründer der Menschennatur

verehrungsvoll

gewidmet.

Inhalt des Jahrgangs 1825.

Erstes Heft.

Seite

Seite

Zweites Heft.

Seite

Drittes Heft.

Viertes Heft.

Seite

Verbesserung. Heft 3, S. 189 steht in einigen Exemplaren: eine Unze weißen Zucker statt: eine Drachme.

Die Geister im Menschen.

Von

Nasse.

Der Zustand gehört wohl zu den einem jeden bekannten und sofern denn auch in der menschlichen Natur, so wie diese wenigstens jetzt ist, tiefer begründeten, wo ohne Mitwirkung unseres Willens, ja selbst gegen ihn, ein so entschiedener Gegensatz der Gefühle und Regungen in uns hervortritt, daß wir uns, in diesem Gegensatze, als ein Wesen doppelter Art erscheinen. Wer hätte nicht schon die Wahrheit jener Worte von Göthe's Faust, die diesen Kampf der Regungen so lebendig schildern, in eigener Wahrnehmung empfunden:

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebeslust,
Sich an die Welt, mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen!

Je aufgeregter, je leidenschaftlicher unser Zustand, desto mehr tritt das Gefühl dieses Zwiespalts, dieser Doppelnatur, in uns hervor. Nehmen wir gleich die beiden Gegner in einem Bewußtseyn wahr, so lassen wir uns doch wohl selbst so tief in ihren Zwiespalt ein, daß wir ihnen Worte leihen, daß wir diese Worte im Sinne der einen Parthei im Selbstgespräch aussprechen, ja wohl selbst, wenn gleich seltener, Worte im Sinne der anderen laut erwiedern.

Was wir hier in uns selbst, den Gesunden, bloß Aufgeregten, inne werden, stellt sich uns nun auch in den Aeusserungen eines Anderen, an dem Hypochondristen, noch mehr an dem vollkommen Gemüthskranken dar, ja der innere Zwiespalt scheint hier noch um vieles lebhafter. Der Hypochondrist klagt uns, wie es ihn innerlich hierhin und dorthin ziehe, wie er, nach entgegengesetzten Seiten wankend, zu keiner Entscheidung kommen könne, wie dieser Zwiespalt seines Inneren ihn verwirre, ihn ängstige, ihn fast von Sinnen bringe. Der Gemüthskranke erzählt uns von Vorstellungen, von Gedankenreihen, die er zurückhalten möchte, aber die sich dennoch in ihm erheben und ihn zu Handlungen fortziehen, die er mit voller Anerkennung ihrer Schlechtigkeit verwerfe, oder umgekehrt wie eine innere Macht Handlungen in ihm binde, die er für gut halte und zu denen er entschloßen sey.

Was bedingt diesen Zwiespalt, was ruft ihn hervor? Die Thatsachen zur Entscheidung dieser Frage liegen für die im vorigen betrachteten Fälle offen da. Der in solchem Zwiespalt befangene fühlt sich, troß des Kampfes in ihm, als ein und derselbe, er nimmt in sich bloß entgegengesetzte Regungen und Richtungen dieses Einen wahr. Die Möglichkeit solcher Entgegensetzung ist in einem Wesen gegeben, das theils in Folge seiner geistigen Natur die Fähigkeit zu zwei einander entgegengesetzten Entwickelungsrichtungen besitzt, theils in äusseren Beziehungen steht, die ihm zu einer Mannichfaltigkeit von Regungen Veranlassung bieten.

Erscheinungen ähnlicher Art, wie die hier betrachteten, zeigen nun auch der Wahnsinn und die Tobsucht; nur ist hier alles noch gesteigerter und nach der eigenthümlichen Form des im Wahnsinn und in der Tobsucht statt findenden Seelenleidens bestimmt. Der von Wahnstimmen geängstete kann eben nachgesehen haben, daß Niemand da sey, der ihn ruft,

der ihn schilt, und doch antwortet er der Stimme, die er zu hören wähnt, er erwiedert ihr Schelten. Der Schreisüchtige verspricht mit dem Ausdruck des besten Willens, still zu seyn, und schreit dennoch, so wie dies Versprechen aus seinem Munde ist, laut auf. Der an fanatischer Melancholie Leidende umfaßt sein Kind mit dem Ausdruck inniger Zuneigung und drückt ihm doch das Messer in die Brust, und auch seine nachherigen Aeusserungen setzen es ausser Zweifel, daß Liebe und Drang, das Geliebte zu ermorden, in seiner Brust mit einander gekämpft haben.

Hier wird die Entscheidung über das innere Verhältniß schon schwieriger. Das Bewußtseyn des Irren gibt über den Augenblick des inneren Wiederspruchs kein Zeugniß, wenigstens nur ein sehr unsicheres. Zwar finden zuweilen in den hellen Zwischenzeiten, oder auch wohl in und nach der Genesung, Erinnerungen Statt aus der Zeit des Irreseyns; aber welchen Antheil hat an diesen Erinnerungen der Augenblick des wirklichen Irreseyns, und welchen der, wo dieser Zustand nur erst im Entstehen war? Ein wahnsinniger Gelehrter, ein an Selbstbeobachtung gewohnt gewesener Mann, erzählte mir in einer seiner hellen Zwischenzeiten, er sey sich vollkommen bewußt, wie die Stimmen, die er in seinem Wahne gehört und denen er geantwortet habe, sich aus dem Geräusch des nahen Mühlbachs entwickelt hätten; von der Zeit des vollen Wahnes wußte er aber nichts zu sagen. Die Analogie des Traumes hilft hier bloß für diejenigen Traumzustände, in denen wir uns, wenn auch nur dunkel, bewußt sind, daß die Personen, die zu uns sprechen, unsere eigenen Erzeugniße seyen; denn nicht in allen Traumzuständen ist dies Bewußtseyn vorhanden, und jene erscheinen deshalb mehr als Zwischenzustände zwischen dem vollen Traum und dem träumenden Wachen.

Alle im Vorigen betrachteten Erscheinungen vereinigen

sich indeß dahin, daß keine einen Beweis liefert, die einander widerstrebenden Regungen fänden irgendwo in einem und demselben Augenblick zugleich Statt. Geben wir im Affect während des inneren Kampfes auf uns Acht, so gelingt es uns oft, deutlich gewahr zu werden, daß die verschiedenen Regungen kein Zumal sind, sondern ein Hintereinander. Thun wir ferner dem Kampf durch Anstrengung plötzlich Einhalt, was uns der nicht zu aufgeregte zuweilen verstattet, uns in diesem Augenblick dann selbst betrachtend, so finden wir uns bei diesem plötzlichen Einhalten nur in einer einseitigen Regung. Was nun diese Betrachtung des Affects ergiebt, dürfen wir wohl mit einigem Rechte auch auf den Zustand der Gemüthskranken und der Wahnsinnigen anwenden, bei diesen auch auf das gleiche Grund-Verhältniß schließend. Hören und Antwortgeben wechseln auch bei dem Irren; der Augenblick, wo er zu schweigen verspricht, ist doch nicht der, wo er schreit; Liebe und Mordlust haben, wie er selbst uns nach der That erzählt, in seiner Brust gekämpft, also, wenn auch nur auf Augenblicke, einander abwechselnd verdrängt. Und alles dieß findet eine wesentliche Unterstützung in dem psychologischen Beweise, daß in der Seele, so lange sie eine Seele ist, keine gleichzeitige Mehrheit von Produkten oder wirklichen Akten, obschon eine Mannichfaltigkeit von Beziehungen, Statt finden kann.

Woher aber dennoch in uns das so lebhafte Gefühl der wenigstens anscheinenden Gleichzeitigkeit der einander entgegengesetzten Regungen? Wenn die Seele nicht zugleich begehrend und verabscheuend, wollend und nicht wollend seyn kann: woher dennoch das Gefühl, daß sie es sey?

Die Frage weist uns schon von selbst zu dem Gefährten der Seele hin, zu dem auf ihre aufgeregten Zustände besonders mächtig einwirkenden Leib. In diesem ist ein Gleichzeitiges von verschiedenen Lebensthätigkeiten und deren

räumlichen Darstellungen. Diese verschiedenen Lebensthätigkeiten und deren Organe müssen, eben weil sie verschieden sind, zu der Seele in verschiedener Beziehung stehen, und Beobachtungsthatsachen bestätigen auch, daß dem so sey (m. s. diese Zeitschrift f. 1823, Heft 1, S. 58.) Die Seele kann nun in einer Folge ihrer Akte mit verschiedenen dieser Körperthätigkeiten in lebhaft wechselnder Beziehung seyn. Je schneller dieser Wechsel, desto mehr wird ihr die Gefühlswahrnehmung der körperlichen Regungen, womit sie in Beziehung ist, mit der ihrer eigenen Akte in eins zusammenfließen, desto leichter wird sie das Zumal in jenen für ein Zumal in diesen halten. Indem sie dieß nun thut, erscheint sie sich zwiefach, oder wohl gar noch mehr als zwiefach.

Der gewöhnlichste Grund jenes pshchischen Zwiespalts ist nun wohl, wenn denjenigen Akten, in welchen die Seele mit Hülfe des Gehirns sinnt und denkt, sich die entgegenstellen, worin sie mit Beziehung der Brust- oder Unterleibsthätigkeit fühlt und begehrt. Hier treten die Beziehungen beträchtlich getrennter Körperräume (verschiedener Höhlen) einander entgegen; indeß können auch verschiedene Theile derselben Höhle durch ihre psychischen Beziehungen bei einem solchen Zwiespalt im Spiel seyn. Theile des Gehirns, die den Vorstellungen dienen, können sich denen entgegenstellen, welche eine nähere Beziehung zu den willkührlichen Bewegungen haben; Gehirnthätigkeit mit Beziehung auf Vorstellungen des Gegenwärtigen können in Zwiespalt treten mit solchen, die sich auf Erinnerungen beziehen ꝛc.

Mit dieser Ansicht lassen sich denn auch manche sehr auffallende Aeusserungen von Irren in Uebereinstimmung bringen, die, wenn man sie ohne Berücksichtigung der mitwirkenden Körperthätigkeit betrachtete, wohl wenig psychologisch Erklärbares darbieten würden. Ein Studirender, den ich gleich nach seinem Anfalle von Wahnsinn fragte, warum er denn so selt-

sames Zeug rede, erwiederte, er wisse, während er es sage, recht wohl, daß es ungereimt sey, er fühle sich aber dennoch gezwungen, die Worte auszusprechen. Hier waren also, wenn wir die psychische Beziehung nach der gewöhnlichen Ansicht betrachten, Theile oder Thätigkeiten des Gehirnes selbst mit einander in Kampf: die beim Vergleichen von Vorstellungen thätigen mit denen, welche die Vorstellungen bilden und die in ihnen Statt gefundenen Veränderungen auf die Nerven der Sprachorgane fortleiten. Mutter, rief ein schweisüchtiges Mädchen seiner es scheltenden Wärterin zu, Mutter, ich heule nicht, es heult aus mir heraus. In dieser Aeusserung vernehmen wir den Gegensatz zwischen der sich auf das Gehirn beziehenden vorstellenden Thätigkeit und den, die Seele zu heftigen Trieben anregenden Thätigkeiten der Organe des Unterleibs.

Hierher gehört denn auch jener schon von Anderen betrachtete Fall, den Sulzer (vermischte philosophische Schriften, Bd. 1, S. 103) aus dem Munde eines seiner Bekannten erzählt, und der hier noch statt mancher andern, die der Hauptsache nach mit ihm übereinstimmen und für ihn, falls er es bedürfte, Zeugniß geben könnten, angeführt werden mag.

»Ein sehr rechtschaffener, sehr verständiger und in der Philosophie sehr erfahrener Mann«, so lauten Sulzers Worte, »hatte das Unglück nach mannichfaltigem und anhaltendem Gram von einer Gemüthskrankheit befallen zu werden. Obgleich dieser Mann von inniger Ehrerbietung für das höchste Wesen durchdrungen war, so konnte er doch eine Zeitlang den Namen dieses Wesens, welches er von ganzem Herzen anbetete, nicht nennen hören, ohne einige gotteslästerliche Reden gegen dasselbe auszustoßen. Die Haare standen ihm dabei vor Abscheu zu Berge, und er gab sich alle Mühe, seine Gotteslästerungen durch Handlungen der Anbetung zu ver-

bergen, oder dadurch zu vergüten. Ich habe ihn in diesen sonderbaren Augenblicken gesehen, und er hat mir oft gesagt, daß er fast glauben möchte, daß zwei Seelen in ihm wohnten, deren eine zu eben der Zeit Gott lobete, da ihn die andere lästerte. Denn er konnte nicht begreifen, wie eben dasselbe Wesen zu gleicher Zeit zwei einander so gerade entgegengesetzte Dinge thun könnte.«

In der psychologischen Erklärung, die Sulzer von diesem Fall und ähnlichen zu geben versucht, nimmt er nun zwar (a. a. O. S. 106) an, die einander so entgegengesetzten Handlungen geschähen zu gleicher Zeit; allein er beweist seine Behauptung nicht, und die eigene Erzählung jenes Mannes, der beides, die Lästerung und den Abscheu darüber, sich selbst zuschreibt und also beide von seinem einigen geistigen Daseyn umfaßt fühlte, steht ihm bestimmt entgegen. Auch hat Kraus in seiner trefflichen, durch Sulzer's Schrift veranlaßten Dissertation de paradoxo: edi interdum ab homine actiones voluntarias, ipso non invito solum, verum adeo reluctante (Nachgelassene philosophische Schriften, S. 490), beide Handlungen als hinter einander geschehene betrachtet (daselbst S. 543).

Haben wir uns nun im Vorigen der Meinung, es könne ein geistiges Doppelseyn bei Einheit des Bewußtseyns im Menschen geben, aus Gründen entgegengestellt, indem sich unter allen im Vorigen betrachteten Thatsachen auch keine einzige fand, von der sich eine mit einem Widerspruch der Handlungen verbunden gewesene Aufhebung jener Einheit bestimmt aussagen ließe, so gilt es doch nun auch den anderen Fall in nähere Betrachtung zu ziehen, wo von dem Erfülltseyn dieser Bedingung abgesehen, wo bei vorhandenem Widerspruch der Handlungen keine Dauer der Einheit des Bewußtseyns vorausgesetzt wird.

Wir lassen bei Seite, was über das hier in Frage

gestellte in älteren und neueren Zeiten von Philosophen und Aerzten gemeint worden, und beschäftigen uns bloß mit der unbefangenen psychologisch-physiologischen Erörterung jenes Gegenstandes. Die Frage, ganz einfach gestellt, wäre also die: Gibt es Gründe dafür, daß im Menschen entgegengesetzte Handlungen, die keine Einheit des Bewußtseyns umfaßt, aus einem geistigen Doppelseyn hervorgehen können?

Der Gegenstand bietet uns zwei Seiten dar, von denen wir uns ihm nähern können: von der Betrachtung des körperlichen Daseyns und von der des psychischen aus.

Schon die gewöhnliche Beobachtung zeigt uns ein Verhältniß, das für die hier aufgestellte Frage von Bedeutung ist. Wenn ein Anderer durch seinen Arm den meinigen bewegt, so tritt seine Seele mit meinem Körper in Beziehung; dieser dient hier unläugbar zwei Seelen. Allerdings wirkt der Andere auf meinen Arm nur durch seinen Körper, die Beziehung ist vermittelt; indeß bewege ich selbst alle die Theile meines Körpers, die keine der Willkühr unterworfene Muskeln sind, nur auf vermittelte Weise. Nun können aber Theile meines Körpers, zu denen ich in diesem Augenblick noch eine unmittelbare psychische Beziehung habe, im nächsten durch ihr Einschlafen, durch Lähmung, für mich zu blos mittelbar beweglichen werden und umgekehrt, wenn ihr Torpor oder ihre Lähmung nachläßt, wieder zu unmittelbar beweglichen; wie ja selbst in allen Theilen eines neugebornen Kindes noch keine Beziehung zur willkührlichen Bewegung vorhanden ist, sondern dieselbe sich erst allmählig entwickeln muß, welches denn alles dafür spricht, daß jener Unterschied für die nähere Untersuchung nicht so wesentlich sey, als es beim ersten Ansehen wohl den Anschein hat.

Wird es hiernach wenigstens wahrscheinlich, daß die un-

mittelbare psychische Beziehung eines Theils zu zwei verschiedenen Seelen nichts Widersprechendes in sich habe, so bieten sich uns nun noch directe Erfahrungsbeweise für den in Frage gestellten Fall dar. Wir lassen die hier noch manchem Einwurf ausgesetzten Beobachtungen aus dem Kreise des thierischen Magnetismus bei Seite und betrachten andere, die schwerlich einem begründeten Zweifel Raum geben.

Beziehung eines und desselben Theiles zu zwei Seelen muß da Statt finden, wo zwei durch Bildungsabweichung zusammengewachsene Menschen, die als psychisch besondere Individuen leben und handeln, einen Theil oder mehrere mit einander gemeinschaftlich und in diesen gemeinschaftlichen Theilen Gefühl, oder wenn es willkührlich bewegliche sind, willkührliche Bewegung haben. Und das finden wir denn auch in den Beobachtungen, die von solchen merkwürdigen Fällen vorhanden sind, in der That sich so verhaltend. Die zwei vom Nabel an abwärts einen einzigen Körper besitzenden Brüder, von denen Buchanan erzählt, fühlten, obschon in Willen und Neigungen von einander getrennt, jede Verletzung der Lenden und Beine gemeinschaftlich *); und eben so verhielten sich in den verwachsenen Theilen die beiden durch ihre Reisen und eine Menge über sie vorhandener

---

*) »Variis voluntatibus duo corpora secum discordia discutiebant, ac interim litigabant, cum aliud alii placeret: interim velut in commune consultabant. Illud etiam in eo (scil. monstro) memorabile fuit, quod cum inferne crura lumbive offenderentur, utrumque corpus communiter dolorem sentiret; cum vero superne pungeretur aut alioqui laederetur, ad alterum corpus tantum doloris sensus perveniret«; Buchanan rerum scoticarum historia, Lib. XIII. Buchanan fügt hinzu: »Hac de re scribimus eo confidentius, quod adhuc supersunt homines honesti complures, qui haec viderint.«

Nachrichten bekannten ungarischen Mädchen, die an dem untern Theil ihres Rückens zusammengewachsen, übrigens aber nach dem einstimmigen Zeugnisse aller über sie vorhandenen Berichte an Character und Verstandesgaben auffallend verschieden waren. Dabei wird von diesen beiden Schwestern noch erzählt, daß sie die ihnen gemeinsamen willkührlichen Bewegungstheile jede für sich zu verschiedener Zeit, hätten gebrauchen können*), was sich denn auch für die willkührlichen Bewegungstheile, die jene Brüder in der ihnen zusammen gehörenden untern Hälfte des Körpers gemeinschaftlich hatten, eben so verhalten haben muß, wenn gleich die leider von keinem Arzte oder Physiologen herstammende Nachricht, die wir von ihnen haben, über diesen Punkt schweigt.

Betrachten wir unsern Gegenstand nun von der psychi-

*) In dem Sectionsberichte des Dr. Torkos über die in ihrem zwei und zwanzigsten Jahre zu gleicher Zeit im Ursulinerinnenkloster zu Pest gestorbenen heißt es: »Intestina recta utrinque ad os sacrum reflexa et coalita, unum satis amplum et communem canalem constituerunt; vaginae utrinque concurrentes unam communem vaginam efformarunt.« Von ihrem Verhalten während ihres Lebens erzählt Burnet: »They have not their feeling common any where but in the place of their conjunction«, und Drieschius erfuhr aus dem Munde der Nonne, die ihnen zur steten Wartung beigegeben war: »Neque tamen cum necessitas alterutram premit ad exonerandam, exempli gratia, ventrem, altera se quoque sentit tam inutili pondere gravatam, ut satisfaciendum neccessario naturae sit: sed jam huic, jam isti istud imbecillitatis humanae incommodum perferendum est, fitque etiam, ut cum alvum purgat altera, alteri meatus sit urinarius aperiendus«. M. s. Philosophical Transactions, Bd. 50, Th. 1, S. 311 u. f. und Drieschii historia magnae legislationis caesareae, Wien 1729.

schen Seite, so möchte hier schwerlich ein befriedigender Grund aufzufinden seyn, weshalb zwei Seelen=Individuen nicht zu einem und demselben Organe oder Organensysteme in gemeinschaftlicher Beziehung stehen könnten. Ein Nebeneinander gibt es für die Seele nicht, also auch kein Verdrängen im Raume. Dem Willen kann sein Einfluß über einen Körpertheil beschränkt werden, während er selbst besteht; zwei Willen können ferner, wie jeder Faustkampf zeigt, auf denselben Theil einwirken, ohne daß sie sich gegenseitig aufheben. Das Mittelbare oder Unmittelbare geht aber die Seele nicht für sich, sondern bloß für ihre Beziehung an.

Erhellt aus diesem Allem, daß die Möglichkeit von verschiedenen Seelenindividuen in einem und demselben Körper wohl etwas für sich habe, so frägt sich nun vor Allem, wie die auf solche Weise in gemeinsamer körperlicher Beziehung stehenden sich für ihre gegenseitige psychische Einwirkung verhalten werden. Obgleich Gesondertheit des Bewußtseyns hier die Grundbedingung ist, so schließt das doch eine nahe Gemeinschaft beider, ein reges Hinüberwirken der einen auf die andere vermittelst des gemeinsamen Körpertheils, nicht aus. Wie Vorgänge unseres Körpers uns zu manchen Gefühlsstimmungen, ja selbst zu Vorstellungsreihen anregen, ohne daß wir uns der Herkunft dieser Anregungen bewußt werden, so wird es auch in den auf jene Weise in gemeinsamer Beziehung stehenden seyn können. Und damit stimmt denn auch überein, was an jenen beiden durch Zusammenwachsen vereinten Schwestern über die Verstimmung der einen durch das Uebelbefinden der anderen beobachtet worden. Drieschius erfuhr von den Aerzten jener Schwestern, »quod quoties male uni sit, quamvis altera non eadem continuo aegrotatione teneatur, angustias taman animi certas, hebetationem sensuum, et commotionem quandam viscerum in se ipsa experiatur.«

lichkeit für die Einwirkung von Oben zurückgedrängt, ja gar erstorben ist, so gibt es denn auch nach Judä v. 19, in welcher Stelle sich ebenfalls der paulinische Sprachgebrauch findet: ψυχικοί, πνεῦμα μὴ ἔχοντες. Und so sind die Ergebniße wissenschaftlicher Betrachtung und die Bibellehre auch hier in keinem Zwiespalt.

Einige Rückblicke auf die Urtheile der Vorzeit über Seelenkunde.

Von
Herrn Medicinal-Rath Dr. von Hirsch,
Primärarzt der Irrenheilanstalt zu St. Georgen bei Bayreuth.

Die Menschheit, im Stande einer kindlichen psychischen Ausbildung gedacht, hat dennoch schon durch eine angeborne innere Selbstbeschauung ihr Erdengebilde als einen Körper, und als einen Geist oder als Seele erkannt.

Diese Seele stellte sich derselben als ein untheilbares Wesen — und sonach als einen Geist, aber auch als ein für sich bestehendes Wesen — als eine Substanz dar. Der Urgedanke des Lebens der Seele beruhet auf dem Selbstbewußtseyn, und sie lebt — denn sie denkt — sie lebt — denn sie bewahret ihre Persönlichkeit in Verbindung mit dem, was theilbar ist, nämlich mit dem Körper, und sie lebt fort, denn ihr Grundprincip ist das Streben nach Selbstvervollkommnung — als der vollgültigsten Bürgin der Fortdauer nach dem Tode. Der Arzt beobachtet in dem erkrankten

Kinde das Bild einer Körperconstitution gewiß ungetrübter und reiner, als in dem an einer gleichen Krankheit erkrankten erwachsenen Menschen, und eben so beobachtet der Seelenforscher nicht nur die Seele in dem individuellen kindlichen Alter, sondern auch in dem universellen kindlichen Alter der Zeit. Es ist von jeher mein erfreulichstes Forschen gewesen, die Quellen aufzusuchen, welche aus der Vorzeit psychische Erkenntniß gewähren, und häufig fand ich in dem ungetrübten Zustand derselben das gehaltreiche Wahre, was leider in dem Strom neuerer Zeitgebilde sich in ein Farbenspiel der Anschauung verliert.

Nachstehender Sammlung möge theils wegen des Wiederauffindens verwandter Ideen in neuerer Zeit, theils wegen der Berücksichtigung des hohen Grades der Geistescultur jener Zeiten hier ein Raum gestattet werden.

So weit man auch in der Geschichte zurückgeht, so findet man doch nur erst bei den klugen Chaldäern und bei den nicht minder aufgeklärten Aegyptern Weltweise, welche sich zuerst mit der Lehre von der Seele des Menschen beschäftigten. Ihr Glaube von der Ewigkeit der Welt, als deren Theil sie die Seele ansahen, machte, daß sie der Seele Unsterblichkeit zuschrieben, indem dieselbe nach dem Tode des Leibes wieder in ihren Ursprung zurückkehre. Einen merkwürdigen Beweis ihrer Lehrsätze liefert uns Jamblichius de mysteriis lib. 8, Cap. 8.:

»ἀπὸ τῆς πρώτης καθόδου, ἐπὶ τούτῳ κατέπεμψεν
»ὁ θεὸς τὰς ψυχὰς, ἵνα πάλιν εἰς αὐτὸν ἐπανέλθωσιν.

Diese Seelenaus- und Rückströmung ward zum Glaubenssatz, der sich sogar bis zur Verbreitung der Christuslehre erhielt. Ja selbst die Lehre des Plato, welche Macrobius in somnio Scipionis lib. 1, Cap. 6. p. 32 erwähnt, zeigt mit obiger eine Verwandtschaft des Ideengangs.

lichkeit für die Einwirkung von Oben zurückgedrängt, ja gar erstorben ist, so gibt es denn auch nach Judä v. 19, in welcher Stelle sich ebenfalls der paulinische Sprachgebrauch findet: ψυχικοί, πνεῦμα μὴ ἔχοντες. Und so sind die Ergebniße wissenschaftlicher Betrachtung und die Bibellehre auch hier in keinem Zwiespalt.

Einige Rückblicke auf die Urtheile der Vorzeit über Seelenkunde.

Von
Herrn Medicinal-Rath Dr. von Hirsch,
Primärarzt der Irrenheilanstalt zu St. Georgen bei Bayreuth.

Die Menschheit, im Stande einer kindlichen psychischen Ausbildung gedacht, hat dennoch schon durch eine angeborne innere Selbstbeschauung ihr Erdengebilde als einen Körper, und als einen Geist oder als Seele erkannt.

Diese Seele stellte sich derselben als ein untheilbares Wesen — und sonach als einen Geist, aber auch als ein für sich bestehendes Wesen — als eine Substanz dar. Der Urgedanke des Lebens der Seele beruhet auf dem Selbstbewußtseyn, und sie lebt — denn sie denkt — sie lebt — denn sie bewahret ihre Persönlichkeit in Verbindung mit dem, was theilbar ist, nämlich mit dem Körper, und sie lebt fort, denn ihr Grundprincip ist das Streben nach Selbstvervollkommnung — als der vollgültigsten Bürgin der Fortdauer nach dem Tode. Der Arzt beobachtet in dem erkrankten

Kinde das Bild einer Körperconstitution gewiß ungetrübter und reiner, als in dem an einer gleichen Krankheit erkrankten erwachsenen Menschen, und eben so beobachtet der Seelenforscher nicht nur die Seele in dem individuellen kindlichen Alter, sondern auch in dem universellen kindlichen Alter der Zeit. Es ist von jeher mein erfreulichstes Forschen gewesen, die Quellen aufzusuchen, welche aus der Vorzeit psychische Erkenntniß gewähren, und häufig fand ich in dem ungetrübten Zustand derselben das gehaltreiche Wahre, was leider in dem Strom neuerer Zeitgebilde sich in ein Farbenspiel der Anschauung verliert.

Nachstehender Sammlung möge theils wegen des Wiederauffindens verwandter Ideen in neuerer Zeit, theils wegen der Berücksichtigung des hohen Grades der Geistescultur jener Zeiten hier ein Raum gestattet werden.

So weit man auch in der Geschichte zurückgeht, so findet man doch nur erst bei den klugen Chaldäern und bei den nicht minder aufgeklärten Aegyptern Weltweise, welche sich zuerst mit der Lehre von der Seele des Menschen beschäftigten. Ihr Glaube von der Ewigkeit der Welt, als deren Theil sie die Seele ansahen, machte, daß sie der Seele Unsterblichkeit zuschrieben, indem dieselbe nach dem Tode des Leibes wieder in ihren Ursprung zurückkehre. Einen merkwürdigen Beweis ihrer Lehrsätze liefert uns Jamblichius de mysteriis lib. 8, Cap. 8.:

»ἀπὸ τῆς πρώτης καθόδου, ἐπὶ τούτῳ κατέπεμψεν
»ὁ θεὸς τὰς ψυχὰς, ἵνα πάλιν εἰς αὐτὸν ἐπανέλθωσιν.

Diese Seelenaus- und Rückströmung ward zum Glaubenssatz, der sich sogar bis zur Verbreitung der Christuslehre erhielt. Ja selbst die Lehre des Plato, welche Macrobius in somnio Scipionis lib. 1, Cap. 6. p. 32 erwähnt, zeigt mit obiger eine Verwandtschaft des Ideengangs.

Dieselbe Lehre constituirt drei göttliche Wesen (hypostates) in absteigenden Graden, nämlich

1) den höchsten Gott,
2) den Verstand aus Gott gezeuget, und
3) den großen Weltgeist, aus welchem alle Seelen ihren Ursprung nehmen, und in welchen sie wieder zurückströmen, wie die Fluthen in das Weltmeer.

Diese Rückkehr der Seelen konnte nach der Meinung des Pythagoras nicht unmittelbar geschehen, sondern erst durch die Vermittelung der Annahme verschiedener belebter Körper.

Dicäarchus von Messina war der erste, welcher der Seele des Menschen ihr eigenes Wesen ganz und gar absprach, und sie lediglich unter die Zufälligkeiten, welche mit den abhärirenden Substanzen einer Vernichtung fähig wären, setzte. Dieser Lehrflagge steuerten Cicero in seinen Quaest. Tuscul. lib. 1, Cap. 10., dann Thomas Hobbes in seinem Leviathan, Benedictus de Spinoza und William Cobart mit Voltaire nach.

Es fehlte ihnen zwar nicht an Gegnern, allein ihr Glaubenssystem fing an so sehr verbreitet zu werden, daß die kräftige Ueberzeugungsgabe eines Probst Reinbeck dazu erforderlich war, um dasselbe zu widerlegen.

Cartesius behauptete, als Antipode der Vorhergehenden, einen Weltmechanism, wies der Seele ihren Sitz in der glandula pinealis an und ließ sie da, gleichwie eine Auster sich öffnet und schließt, ihre Expansionen und Contraktionen veranstalten. Xenophanes, Parmenides, Leucippus, Epicurus und Demokrates waren, als zu der Eleatischen Schule sich bekennend, seine Vorgänger, und Schellhammer in seiner Abhandlung: de natura sibi et medicis vindicata, sein Gegner.

Die Sekte der Stoiker, und aus dieser vorzüglich

Seneca, hielten die menschliche Seele für ein ausnehmend feines Elementarfeuer, welches im Stande sey, alles zu durchdringen und zu beleuchten. Die eigenen Worte des Seneca im 57sten Briefe liefern folgende Darstellung:

»Quemadmodum flamma non potest opprimi, nam circa id diffugit, quo urgetur: sic animus, qui ex tenuissimo constat, deprehendi non potest, nec intra corpus affligi, sed beneficio subtilitatis suae per ipsa, quibus premitur, erumpit. Quomodo fulmini etiam, cum latissime percussit ac fulsit, per exiguum foramen est reditus, sic animo, qui adhuc tenuior est igne, per omne corpus fuga.« Noch deutlicher spricht er seine Meinung an einer andern Stelle (in consolatione ad Marciam, Cap. 26) aus: »Quod felices animae et aeterna sortitae in antiqua elementa vertuntur.« So hielt Seneca das göttliche höchste Wesen für eine Quelle des Lichts, aus welcher Sonnen, Sterne, Geister und Körper geschöpft werden, und in welchen Lichtkörper alle als in ihren Centralpunkt wiederum zurückkehrten. Hier stoßen wir zuerst auf die Lehre von Attraktion und Repulsion, als die Basis magnetischer Erscheinungen. Die Worte des Seneca welche zum Beweise des Obigen dienen, findet man in dem 92sten Brief: Quid est autem, cur non existimes, in eo (homine) divini aliquid consistere, qui Dei pars est?

Diese Ueberzeugung, daß den Menschen ein Etwas beseele, das einem höheren Wesen näher verwandt sey, als der Körperwelt, war allgemein vorherrschend. Aber nun fragte sich der prüfende Verstand über die Art und Weise und über die Möglichkeit der Wiedervereinigung bei dem mangelhaften Zustande der Psyche selbst, und Pythagoras glaubte am besten durch seine Metempsychose, Plato durch die Beschauung des göttlichen Wesens, die Schule der Stoiker durch Selbstüberwindung, und Seneca durch Sphärenwechsel

sich eine Bahn zu brechen. Hieher gehört die schöne Stelle aus Seneca's oben angeführtem Werke (Consolatio ad Marciam Cap. 25): »Proinde non est, quod ad sepulchrum filii tui curras; pessima ejus et ipsi molestissima istic iacent ossa cineresque, non magis illius partes, quam vestes aliaque tegumenta corporum. Integer ille nihilque in terris relinquens, fugit et totus excessit, paulumque supra nos commoratus, dum expurgatur, et inhaerentia viia situmque omnis mortalis aevi excutit. Deinde ad excelsa sublatus, inter felices currit animas, excipitque illum coetus sacer, Scipiones, Catonesque, utique contemtores vitae et mortis beneficio liberi. Die Lehre des Aristoteles brachte in obige Axiome bei weitem mehr Abstufungen: er nahm einen großen allgemeinen Weltgeist an, worin das Wesen Gottes selbst bestände, und aus welchem alles seinen Ursprung nähme. Die Seele selbst hielt er für den Ursprung des Lebens in einem begliederten Körper, ließ aber diese Seele wiederum in drei Gattungen zerfallen, wovon er die erste Gattung die triebkräftige (animam vegetatinam) benennt; diese Seelengattung, so lehrt er, wohne den Bäumen, Pflanzen, Kräutern, ja selbst den Steinen inne, und äußere sich durch die ernährende, wachsende und fortpflanzende Kraft. Die zweite Seelengattung nennt er die sinnlich empfindende (animam sensitivam), welche in Verbindung mit der triebkräftigen die Organisation der Thierkörper leite, und die er wiederum mit drei Kräften, nämlich mit dem Vermögen des Empfindens, Begehrens und Bewegens, ausstattet. Die letzte Seelengattung, nämlich die vernünftige (animam rationalem) läßt er in Verbindung mit jenen beiden ein ausschließendes Eigenthum des Menschen seyn, und durch Beurtheilungsgabe zum denkenden Wesen gesteigert werden. Dabei ist die triebkräftige von dem Princip der Wärme, die

sinnlich empfindende aber von dem feinsten Gas, ähnlich den feinsten Feuertheilen *), welche in beständiger Bewegung Zersetzung von Ideen und Ergänzung von Außen bedingen durchdrungen. Ich übergehe die allzusehr zusammengesetzte, Vorstellung, welche sich Thomasius in seinem Versuch von dem Wesen des Geistes Sect. VII. thes. XIII. §. 14.) macht, indem derselbe annahm, es bestehe die menschliche Seele aus der Vermischung des Lichts, der Luft und anderer irdischer Körper, und finde dagegen die Physica divina des Andreas Bidiger einer näheren Berücksichtigung werth. Derselbe analysirt in gedachtem Werke im ersten Buche Kap. 4, Abschnitt 4 die menschliche Organisation in drei wesentliche Stücke, nämlich den Geist, die Seele und den Leib. Der Geist (mens) beschäftige sich mit der Zusammensetzung und Zergliederung der Ideen, um nach Aehnlichkeitsverhältnissen Vergleichungen hervorzubringen. Die Seele aber (anima) nähme die Plastik ihrer Organe nach dem Eindruck der Ideen vor und verhalte sich als leidender Verstand. Dem Geiste schreibt er noch eine besondere Empfindung, auch ohne die sinnlichen Werkzeuge vieles zu erkennen, und zu wissen, wie auch das Vermögen zukünftige Dinge zu weissagen, zu. Er unterscheidet indeß zwischen einem Geist des Menschen und dem des Thiers, und läßt letzteren nur mit Gedächtniß und Nachahmungsgabe begabt seyn, dahingegen der menschliche Geist im Besitz eines dreifachen Vermögens sey, nämlich in dem der Einbildungskraft (intellectus), des Gedächtnisses und der Vernunft (iudicium). Von dem Geiste nimmt er an, daß nach dessen Trennung von dem Körper im Tode, eine unmittelbare Versetzung in den Zustand der Ewigkeit statt finde, während die Seele mit dem Körper untergehe, oder noch

*) Ahndung des elektrischen fluidi.

in einem zarteren Leibe, eine Zeitlang gereizt durch herrschende Ideen und Leidenschaften, auf der Erde herumirre.

Nach diesen Vorstellungen war die Seele des Menschen nichts anders als eine geistig-vollkommene Substanz, begabt mit Verstand und Willen, lebend in einem organisirten Körper.

Diese Idee leuchtet aus den Worten des Ovid (Metamorphos. lib. I. s. 2.) hervor, woselbst sich derselbe folgendermaßen äußert:

Sanctius his animal mentisque capacius altae
Deerat adhuc, et quod dominari in caetera posset,
Natus homo est. Sive hunc divino semine fecit
Ille opifex rerum, mundi melioris origo:
Sive recens tellus seductaque nuper ab alto
Aethere, cognati retinebat semina coeli.
Quam satus Japeto, mistam fluvialibus undis
Finxit in effigiem moderantum cuncta Deorum.
Pronaque cum spectent animalia caetera terram,
Os homini sublime dedit, coelumque tueri
Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus.
Sic, modo quae fuerat rudis et sine imagine, tellus
Induit ignotas hominum conversa figuras.

Dieser Meinung pflichtete selbst noch Lactantius (Institut. lib. 2, Cap. 12. §. 3.) bei, indem er sagt:

Ficto enim corpore spiravit ei animam, de vitali fonte spiritus sui, qui est perennis, ut ipsius mundi ex contrariis constantis elementis similitudinem gereret. Constat enim ex anima et corpore, id est, quasi e coelo et terra, quandoquidem anima qua vivimus velut e coelo oritur a Deo, corpus e terra, cujus e limo diximus esse formatum.

Dem entgegnete freilich Augustinus (de civitate Dei lib. 13. cap. 24. und lib. 3. de gen. ad litteram cap. 1-2.) mit den Worten: »Non sunt audiendi, qui putent, ani-

mam esse partem Dei; si enim hoc esset, nec a se, nec ab alio decipi posset, nec ad malum faciendum, vel patiendum compelli, nec in melius vel deterius immutari; flatus autem, quo hominem animavit, factus est a Deo, non de Deo.« In gleicher Beziehung schreibt derselbe an einer anderen Stelle:

Sufflando datus erat homini spiritus vitae, sufflando promittitur spiritus sanctus.

Noch deutlicher aber als Augustinus, spricht Theodoretus (Quaest. 23.):

ἀσεβείας ἐσχάτης καὶ βλασφημίας ἡ ταύτη εὔνοια· τῆς γὰρ δημιουργίας τὴν εὐκολίαν ἔνδειξε διὰ τούτου, ἡ θεία γραφὴ, πρὸς δὲ τούτῳ καὶ τῆς ψυχῆς τὴν φύσιν αἰνίττεται, ὅτι πνεῦμά ἐστιν κτιςὸν ἀόρατόν τε καὶ νοερόν τε τῶν σωμάτων ἀπηλλαγμένον παχύτητος et. etc. *εἰ δὲ τὸ θεῖον ἀσώματον, θεοπρεπῶς ἄρα καὶ τὸ ἐμφύσημα νοήτειον.*

Der berühmte Hugo Grotius war ebenfalls der Meinung, die Seele des Menschen sey eine particula aurae divinae, und Calvin sagt:

Quicquid sentiant plerique veterum, subscribere eorum sententiae non dubito, qui de animali hominis vita locum hunc exponunt, atque ita flatum interpretor, quem spiritum vitalem nominant, quia nihil aliud propositum fuerit Mosi, quam vegetationem luteae figurae exponere. Was aber noch mehr ist, so findet man schon, daß Cicero (de legibus cap. VII.) das Wesen des Menschen folgendermaßen schildert: »Hoc animal providum, sagax, multiplex, acutum, memor, plenum rationis et consilii, quod vocamus hominem, praeclara quadam conditione generatum est a summo Deo; solum enim est ex tot animantium generibus atque naturis particeps rationis, cum caetera sint omnia expertia.«

Ueber das gegenseitige Verhältniß der durch Erinnerungen verknüpften Zustände.

Von

Nasse.

So gewiß es auch ist, so oft wird es doch übersehen, daß eine Untersuchung, die ihren Gegenstand in der Erfahrung hat, um so mehr des festen Bodens ermangeln wird, je weniger sie Thatsachen vergleicht, mögen diese nun aus der Wahrnehmung des äußeren Sinnes entlehnt seyn, oder aus der des inneren. Eben dieß denn auch für die Lehre von der Erinnerung, für die es ebenfalls oft unbeachtet geblieben, nicht außer Acht lassend, mögen wir die nachfolgenden Bemerkungen mit dem Ueberblick einer für dieselben den Stoff darbietenden Erfahrungsreihe passend einleiten.

Es ist eine bekannte Sache, daß bei alten Leuten die Erinnerungen aus der Jugendzeit in der Regel am lebhaftesten sind; ja es fehlt nicht an Beispielen, daß in Greisen Erinnerungen aus jener Zeit erwachten, von denen im männlichen Alter derselben Personen keine Spur da gewesen war.

Es ist ferner ein in der ärztlichen Erfahrung nicht selten vorkommender Fall, daß Personen, deren Verstandeskraft durch Krankheit geschwächt worden, vor Allem noch der Erinnerung aus ihrer früheren Jugendzeit fähig sind; es gibt Kranke der Art, deren Aeusserungen sich fast allein auf Erinnerungen aus der Zeit ihrer Jugend beziehen.

Auch der Traum führt gern Bilder der früheren Zeit hervor; nicht selten welche aus der Kindheit.

Ein Traum nimmt ferner gern seine Bilder aus einem anderen. Es gibt Vorstellungsreihen, die auf diese Weise in mehreren, ja in einer Reihe von Träumen wiederkehren.

Dagegen erinnern wir uns im gesunden wachenden Zustande nur mühsam des Traumes, leicht aber der Vorgänge aus einem früheren, in der Zeit nicht zu fernab liegenden Wachen.

Am leichtesten erinnern wir uns, im gesunden Zustande, der Bilder eines Traumes während unseres Ueberganges aus dem eben entweichenden Schlafe in das volle Wachen, wenn die Augen noch halb oder ganz geschlossen sind, der Körper noch in der Lage des Schlafenden ist.

Der Traum bringt die Vorstellungsreihen aus einem vorhergegangenen Somnambulismus leicht wieder.

Aus dem Traume gehen gern Vorstellungen in ein nachfolgendes Fieberirrereden über.

Im Affekt erinnern wir uns schwer der Vorstellungen aus dem ruhigen Wachen.

Dagegen gehen Vorstellungen aus Zuständen, die von Furcht, Angst, Schreck befangen waren, leicht in den Traum über.

Aus dem Fieberirrereden findet nicht leicht Erinnerung im nachfolgenden gesunden Wachen Statt; eben so nicht aus vollkommenem Wahnsinn, leichter aus unvollkommenem und aus Tobsucht.

Wilde, die zu der geistigen Bildung eines gesitteten Volkes hinübergeführt worden, hatten nach dieser Veränderung gar keine Erinnerung aus der Zeit vor derselben.

Einen gleichen Mangel der Erinnerung aus dem Zustande, der einer durchgreifenden geistigen Umbildung vorher gegangen, hat man an Kindern beobachtet, die im Zu-

stande der Verwilderung gefunden und dann an menschlichere Weise und Sitte gewöhnt worden.

So weit die hier aufzuzählenden Erfahrungen, die wir nun für unsern Zweck näher betrachten wollen.

Es sind im Vorigen Fälle angeführt worden, worin Gedächtniß- oder Erinnerungsakte leicht, andere, in denen sie nur mühsam geschehen, oder selbst gar nicht. Was ist in jenen und in diesen das tiefer liegende Verbindende?

Einige von ihnen ordnen sich dem Ausspruch der Psychologen, daß alle Wiedererinnerung durch Association der Vorstellungen geschehe, ungezwungen unter; andere widerstreben. So offenbar oft die Fäden der Verknüpfung zwischen einem wachenden Zustande und dem andern seyn mögen, so ist doch schwerlich auf diesem Wege befriedigend nachzuweisen, warum das Greisenalter, warum selbst Verstandesschwäche leichter aus der Jugendzeit erinnert als das Mannesalter und die volle Geisteskraft, warum der Traum die Vorstellungen aus dem Affekt des wachenden Zustandes leichter wiederholt, als die aus der Ruhe, warum das volle Wachen so schwer Erinnerungen bringt aus den Zuständen des Schlafes. Und so bleibt uns wenigstens für diese Fälle die Frage übrig, was denn sonst Anderes, die Reproduktion der Vorstellungen bald begünstigend, bald hemmend, in ihnen wirksam seyn möge.

Indeß auch jene Fälle, wo die Verknüpfung der Vorstellungen nachweisbar ist, geben keine volle Befriedigung. Was ist denn der Grund, daß diese Verknüpfung für gewisse Fälle leichter geschieht, für andere schwerer?

Die Herleitung dieser Verschiedenheit von der Verschiedenheit der Außenverhältnisse reicht nicht aus. Der Wachende

hat aus dem kurz vorhergegangenen Somnambulismus keine Erinnerung, wenn er auch noch dieselben Gegenstände vor sich sieht, noch dieselben Personen hört, die den Schlafwachenden beschäftigten. Der Grund muß anderswo, er muß in uns liegen.

Blicken wir auf jene Erfahrungsreihe zurück, halten wir die durch williges Gedächtniß, durch leichte Erinnerung verknüpften Zustände an einander, so stellt uns diese Vergleichung ein Verhältniß dar, welches vielleicht tieferen Aufschluß bringt für jenes vorher noch Ungelöste. Alle diese durch Erinnerung verknüpften Zustände haben außer der Erinnerungsvorstellung noch ein Zweites mit einander gemein: in allen ist außer dem Produkt des Vorstellungsvermögens auch das Verhältniß der Seelenkräfte unter einander, die Spannung der Seele, welche die Vorstellung begleitet, der Grund und Boden, über dem diese Vorstellung schwebt, sich ähnlich, ja in den der Erinnerung günstigsten Fällen fast gleich. Umgekehrt zeigen uns dagegen diejenigen Zustände, in denen die Erinnerung schwer ist oder ganz fehlt, eine geringe Aehnlichkeit, ja (so weit es in einem sich wesentlich gleichbleibenden möglich ist) eine entschiedene Unähnlichkeit ihres psychischen Grundverhältnisses.

Die Aehnlichkeit des höheren Alters mit den stilleren, leidenschaftlosen Perioden des früheren ist in der sinnenden Geistesrichtung und der Gefühlsstimmung, die beiden eigen ist, unverkennbar und auch schon anerkannt; krankhafte Verstandesschwäche wiederholt die geistige Stufe des Kindes; der aufgeregte Traum und das frühere Lebensalter in seinem psychisch bewegten Zeiten gleichen einander durch Reizbarkeit des Gefühls und Thätigkeit der Einbildungskraft; der Zustand zwischen Schlaf und Wachen ist in der Spannung der Seelenkräfte offenbar dem Traume verwandter, als das volle Wachen; der des Affects gleicht dem Traume

in der Gefühlsreizbarkeit wie in der Befangenheit des Selbstbewußtseyns rc. Mehr oder weniger beträchtliche Unähnlichkeiten der Seelenzustände zeigen dagegen Traum und volles Wachen, männliches Alter und Greisenalter, normale Geistesthätigkeit und Fieberirreseyn, Verwilderung des sich selbst Ueberlassenen und Bildung des der Gesellschaft zurückgegebenen rc.

Demnach gewönnen wir den Erfahrungssatz: aus psychisch ähnlichen Zuständen geschieht die Erinnerung leicht, aus wenig ähnlichen schwer oder gar nicht.

Vergleichen wir mit diesem Satze dasjenige, was sich aus der Natur der Seele als eines vorstellenden Wesens über das der Erinnerung günstigste Verhältniß schließen läßt, so scheint eine auffallende Uebereinstimmung des auf beiden Wegen sich Darbietenden nicht zu verkennen. Unstreitig ist es doch dieser Natur gemäß, daß das, was die Seele einmal auf bewußte Weise besessen, ihr in dieser Weise desto leichter wieder gegenwärtig seyn werde, je mehr sie in dem Verhältniß ihrer Vermögen wieder diejenige ist, die sie damals war, und umgekehrt desto minder leicht, je weniger sie es ist. Besitzt sie doch die Erinnerung nicht als etwas außer ihr, nicht als ein zu ihrem anderweitigen Thätigseyn Hinzukommendes, sondern sie ist Erinnerung in dem Augenblick, wo die früher dagewesene Vorstellungsreihe in ihr wiederkehrt.

Schon die tägliche Erfahrung, daß wir uns leichter erinnern, was vor kurzer, als was vor langer Zeit geschehen, weist uns hin auf den im Vorigen aufgestellten Satz und schließt sich vollständig an ihn an. Was man von den durch die Zeit schwindenden Gehirneindrücken, dem allmähligen Verbleichen der Gedächtnißbilder zur Erläuterung jener Erfahrung zu sagen pflegt, ist durchaus unbefriedigend; und die bei den dermaligen Psychologen beliebte Herleitung der-

selben aus der Verminderung der Vorstellungsverknüpfungen ist mehr postulirt als erwiesen.

Das bleibt am längsten in der Macht unserer Erinnerung, was wir uns oft in der Seele wiederhohlt haben. Durch dieses Wiederhohlen haben wir für den späteren Erinnerungszustand die Zahl der ihm ähnlichen Zustände vermehrt, und um so leichter erfolgt dann die Wiederbringung. Je mannichfaltiger dabei die Zustände, in denen die Vorstellung wiederhohlt worden, desto günstiger ist es für die Leichtigkeit der Erinnerung. Darauf bezieht sich der Vortheil einer anhaltenden, zu allen Stunden des Tages getriebenen Beschäftigung mit einem der Erinnerung zu gewinnenden Gegenstande; darauf der Vortheil der Wiederhohlung derselben Vorstellungsreihe nicht bloß im vollen Wachen, sondern auch kurz vor und nach dem Schlafe (den auch der gemeine Mann in seinem bekannten guten Rathe an die Kinder anerkennt, daß, wer gut lernen wolle, das Buch Nachts unter das Kopfkissen legen müsse, wo es dann leichter auch kurz vor dem Einschlafen und gleich nach dem Erwachen gelesen wird).

Die weitere Ausführung der hier aufgestellten Ansicht, die sich nun erst an fremdem Urtheil bewähren möge, für die Folge aufsparend, erwähne ich hier noch als einiger sich auf unseren Gegenstand beziehenden Verhältnisse, daß Frauen sich bekanntlich leichter aus ihren Jugendjahren erinnern, als Männer, so wie sie auch in der Regel mehr aus ihren Träumen zu erzählen wissen; daß ferner Dichter eine besonders lebhafte Erinnerung aus der Jugendzeit haben; daß in Uebelseynszuständen, wo uns der Kopf eingenommen ist, nicht selten während eines Augenblickes von Geschäftslosigkeit mit einemmale ganze Reihen von Scenen der Kindheit vor uns treten, wie ich dies noch vor Kurzem sehr lebhaft an mir selbst erfuhr; daß uns nun der Einfluß schreckhafter Vorstellungen, die das Kind treffen, auf spätere Träume und auf

Fieberzustände in seiner ganzen Bedeutung erscheint; daß die Träume der Irren in naher Beziehung zu dem Irreseyn im Wachen seyn müssen ꝛc.

Die Erkenntniß jenes im Vorigen erörterten Verhältnisses wird uns nun auch in den Stand setzen, genauer als bisher geschehen zu ermitteln, was in uns vorgeht, wenn wir uns auf eine Sache besinnen; eine Frage, die auch dann noch übrig bleibt, wenn wir das, was die Psychologen darüber zu lehren pflegen, als vollkommen begründet annehmen.

Was geht in uns vor bei der Anstrengung, womit wir uns auf etwas besinnen, was bedingt den Erfolg, daß wir uns etwas entsinnen? Wir folgen den Vorstellungen, von denen wir wissen oder wenigstens ahnden, daß sie mit der gesuchten sonst in Verbindung standen; aber unter welcher Bedingung knüpft sich das uns unbekannt gewordene an das Bekannte von Neuem an? Wir wenden uns ab von dem Geschäfte, das wir eben treiben; wir verlassen selbst die körperliche Stellung, in der wir uns befanden; jetzt schließen wir die Augen mit der Hand, jetzt blicken wir aufwärts, jetzt lassen wir den Kopf in der Hand ruhen ꝛc. Dennoch gelingt uns oft bei aller Anstrengung die Erinnerung nicht. Aber in der nächsten Viertelstunde, in der nächsten Stunde oder an einem folgenden Tage, springt das dort mit aller Mühe vergebens Gesuchte vor unserem inneren Blicke hervor. Vorstellungsverknüpfungen, wodurch wir in diesem plötzlichen Funde zu dem Gesuchten gelangt wären, können wir uns in den wenigsten Fällen nachweisen; die Verschiedenheit des Zustandes, worin wir vergeblich suchten, von dem, wo wir fanden, ist aber jedesmal unverkennbar; in dem einen waren wir aufgeregt, in dem anderen ruhig, in dem einen mehr verstandes=, in dem anderen mehr gefühlsthätig ꝛc. Daß wir während der Anstrengung des Besinnens,

außer verschiedenen Vorstellungsreihen, zugleich verschiedene Zustände, selbst durch äußere körperliche Veränderungen, versuchen, ist ebenfalls offenbar. Und eben so vereinigt sich denn auch mit dieser Ansicht die Erfahrung, daß vorzüglich sogenannte praktische Menschen (m. s. Carus Psychologie Bd. 1, S. 223), am wenigsten aber in der Regel Gelehrte die Fertigkeit besitzen, sich auf etwas zu besinnen; von denen die letzteren zwar in der Verknüpfung von Vorstellungen, die ersten aber in dem Wechsel von Seelenstimmungen geübter sind.

Daß es einen Gesammtzustand gibt, dem eine Erinnerung aus den verschiedensten Zeiten und Verhältnissen des Lebens offen ist, dürfte zwar scheinbar gegen die hier aufgestellte Ansicht im Widerspruch, im Grunde aber eine Bestätigung derselben seyn. Die Somnambulen erinnern sich bekanntlich nicht bloß aus ihrem früheren Schlafwachen, sondern auch aus dem gewöhnlichen Wachen, aus den Träumen, ja selbst aus der Ohnmacht. Sie thun dieß von selbst und noch leichter auf Aufforderung. Hier müßte also, dem Anschein nach, ein Zustand den verschiedensten ähnlich seyn, was nicht annehmbar ist. Aber der Somnambulismus ist nicht bloß ein Zustand, sondern er begreift mehrere in sich; er gränzt in diesen Zuständen auf der einen Seite an den Traum, auf der andern an das gewöhnliche Wachen. Es ist ferner entschieden, daß die Somnambulen eine ungewöhnlich vermehrte Macht über ihren Körper haben (m. s. u. a. Bertrand traité du Somnambulisme S. 284.) Und so werden sie denn vorzugsweise im Stande seyn, theils mit einer Mannichfaltigkeit von Zuständen von selbst in Beziehung zu treten, theils, indem sie sich besinnen, einen dem früher dagewesenen Zustand ähnlichen in sich aufzusuchen.

Ueber die Annahme eines eigenen Gefühlsvermögens nebst einem Versuch die Gefühle in verschiedene Grundarten nach einem wissenschaftlichen Princip zu ordnen.

Von
Herrn Dr. Carl Wilhelm Stark,
Hofrath und Professor der Medicin zu Jena.

Ob ich gleich schon meine Ansichten über die einzelnen Seelenvermögen an einem andern Orte *) dem gelehrten Publikum vorgetragen habe, so erlaubte mir doch der Hauptzweck jener Arbeit nicht das psychische Leben vorzugsweise zum Gegenstand meiner Untersuchungen zu machen und so gründlich zu erörtern, als ich es wünschte. Ich benutze daher den in dieser geschätzten Zeitschrift psychologischer Untersuchungen gebotenen Raum, um theils jener früher gegebenen Darstellung des Seelenlebens noch einige Erläuterungen und weitere Ausführungen hinzuzufügen, theils aber und vorzüglich auch, um mich über die Annahme eines eigenen Gefühlsvermögens überhaupt, so wie über die von mir versuchte wesentliche Eintheilung desselben in verschiedene Grundarten insbesondere näher zu erklären, als es dort geschehen durfte.

*) Im zweiten Band meiner pathologischen Fragmente 2c. Weimar 1825.

Ich mache mit der Prüfung der Frage: Ist man zur Aufstellung eines eigenen Gefühlsvermögens berechtigt? den Anfang.

Eine nähere Beleuchtung dieser Frage scheint mir um so dringender, als man dieselbe in neuerer Zeit nicht bloß wieder angeregt, sondern auch verneinend beantwortet hat.

Zur gründlichen Erörterung derselben dürfte aber vor Allem eine Vereinigung über die Grundsätze nöthig seyn, nach welchen man überhaupt bei Annahme und Bestimmung einzelner Seelenvermögen zu verfahren hat. Der menschliche Verstand, gewohnt, wo er verschiedene Wirkungen sieht, auch verschiedene Ursachen anzunehmen, legt den verschiedenen Seelenäußerungen ebenfalls verschiedene Ursachen unter, oder sieht sich auch hier gezwungen, in der Seele verschiedene Vermögen vorauszusetzen, durch welche es ihr möglich wird auf verschiedene Weise sich thätig zu äußern.

Obgleich eine solche Annahme realiter irrig und die verschiedenen Thätigkeitsäußerungen der Seele nur als Ausflüsse einer und derselben Kraft zu betrachten und meistens bei jedem Geistesakt gleichzeitig nur mit Vorwalten der einen oder andern vorhanden sind, so läßt sich doch eine solche Voraussetzung nach unsern Denkgesetzen nicht bloß entschuldigen, sondern ist, weil sie eine bequemere und klarere Behandlung der Psychologie möglich macht, sogar zu billigen*).

*) Auch selbst der metaphysische Unterschied von Kraft und Vermögen begünstigt sie. Denn indem er einer und derselben Kraft die Möglichkeit, auf verschiedene Weise sich thätig zu äußern, zugesteht, erlaubt er die Annahme verschiedener Vermögen, ohne daß durch dieselbe die Einheit der Urkraft als letzte Ursache aller Thätigkeitsäußerungen aufgehoben wird. Doch werden im Folgenden die Ausdrücke Kraft und Vermögen, ohne Rücksicht auf jene feinere, metaphysische Unterscheidung, gleichbedeutend gebraucht.

Um nun aber dadurch eine gränzenlose Spaltung der Seele in verschiedene Thätigkeiten und eine Vermehrung der Seelenvermögen bis ins Unendliche nicht zu begünstigen, muß bei Aufstellung derselben der Grundsatz gelten, daß nur solchen Seelenäußerungen ein besonderes Seelenvermögen als ihre Ursache unterzulegen sey, welche nebst andern nicht die gemeinschaftlichen Wirkungen einer einzigen Ursache seyn können.

Also nur dann, wenn Aeußerungen des psychischen Lebens ihrer ganzen Natur nach so wesentlich von einander verschieden sind, daß sie sich durchaus nicht aus einem gemeinschaftlichen Grunde herleiten und erklären lassen, nur dann sind wir berechtigt, für jede derselben ein eigenes Vermögen anzunehmen.

Ist dieser Grundsatz richtig, so folgt daraus, daß über die Gültigkeit der Annahme eines einzelnen Seelenvermögens nicht für sich allein, sondern nur mit gleichzeitiger Prüfung aller übrigen entschieden werden könne, indem nämlich dargethan wird, daß dieselben ihrer Natur nach ähnliche Erscheinungen und Wirkungen, wie das fragliche, hervorzubringen nicht im Stande sind. Soll also die Aufstellung eines eigenen Gefühlsvermögens gerechtfertigt werden, so würde, dem oben Geäußerten gemäß, zu beweisen seyn, daß die übrigen Seelenäußerungen demselben, als ihrer Ursache, nicht zugeschrieben und umgekehrt die Erscheinungen des Gefühlslebens eben so wenig als Produkte der übrigen Seelenthätigkeiten angesehen werden können.

Zur Bestimmung der einzelnen Seelenvermögen habe ich nun in mehrerwähnter Abhandlung einen genetischen und physiologischen Weg eingeschlagen. Ich suchte nämlich die Erscheinungen des Seelenlebens zuerst da auf, wo dieses in der niedersten und einfachsten Form auftritt und wo daher auch eine Sonderung der verschiedenartigen Seelen-

äußerungen leichter möglich ist. Nachdem diese Scheidung vorgenommen und die mannichfaltigen Erscheinungen des Seelenlebens auf einfache und wesentliche Grundverschiedenheiten zurückgeführt worden, konnten diesen eben so viele Seelenvermögen als deren Ursachen untergelegt werden.

Mit den Ergebnissen dieses Verfahrens aber noch nicht zufrieden, bemühte ich mich auch den Parallelismus des Seelen- und Körperlebens nachzuweisen und für die wesentlich verschiedenen Aeußerungen der physischen Lebensthätigkeit auch eine gleiche und auf ähnliche Weise wieder verschiedene Anzahl von entsprechenden Seelenverrichtungen aufzufinden, wodurch die Richtigkeit des erstern Verfahrens gleichsam von Neuem erprobt und die Ausbeute desselben entweder berichtigt oder bestätigt würde.

Als endliches Resultat dieser doppelten Forschungsweise ergibt sich nun, daß die psychischen Verrichtungen jedes, auch auf der niedersten Stufe des geistigen Wirkens sich befindenden, beseelten Wesens in dreifacher Art erscheinen. Sie äußern sich nämlich: 1) als ein unmittelbares Innewerden des eigenen Zustandes in Bezug auf dessen Zweckmäßigkeit; 2) als ein Wahrnehmen und Empfinden des Aeußeren (Alles dessen, was das Subjekt entweder für immer oder nur für den Moment des Wahrnehmens nicht selbst ist), und 3) als das Vermögen, das Außenverhältniß seines Selbsts willkührlich abzuändern.

Den ersten Vorgang nennen wir überhaupt Gefühl, den zweiten Erkenntniß, Empfindung, den dritten Willkühr.

Nach der stufenweisen Verschiedenheit geistiger Entwicklung treten aber diese psychischen Akte wieder unter verschiedener Form hervor. Auf der niedersten Stufe geistiger Existenz findet ein völlig bewußtloses, dem Aeusseren

gänzlich dahingegebenes, rein objektives Wirken der geistigen Thätigkeit und zwar bloß für den Körper Statt, wie dieß bei den Thieren der Fall ist. Das Gefühl bezieht sich ausschließlich auf das körperliche Daseyn und nimmt dessen Zweckmäßigkeit wahr. Da der Zweck des körperlichen Lebens aber Selbsterhaltung ist, so wird durch das Gefühl das beseelte Geschöpf seines eigenen körperlichen Zustandes inne, inwiefern derselbe der individuellen Selbsterhaltung angemessen ist oder nicht. Wir pflegen diese niederste und unvollkommenste Art des Gefühls, Gemeingefühl zu nennen. Das Wollen erscheint hier ebenfalls nur als niederer, die körperliche Selbsterhaltung bezweckender, bloß auf das absolut Aeußere gerichteter Trieb. Das Erkennen besteht in einer bloß sinnlichen Perception desjenigen Aeußeren, was nur der individuellen Selbsterhaltung zu dienen vermag, und der Gesammtcharakter aller Seelenverrichtungen dieser niedersten Stufe ist Instinkt.

Unter einer höhern Form zeigt sich das Seelenleben als objektives, körperliches Bewußtseyn. Hier beginnt die Trennung des auf der ersten Seelenstufe noch mit der Aussenwelt verschmolzenen Subjekts vom Objekt. Nur bezieht sich die subjektive Erkenntniß bloß auf den Körper. Es wird dieser nämlich zugleich neben der Aussenwelt als Objekt wahrgenommen und ihr als das Subjektive entgegengestellt. Das Gefühl nimmt nun auch nicht bloß, wie das Gemeingefühl, die Zweckmäßigkeit der körperlichen, sondern auch der niedersten geistigen Verrichtungen wahr. Es wird z. B. zweck- oder unzweckmäßiger Zustand des Gemeingefühls, des körperlichen Fühlens, wieder gefühlt. Ferner ist nun ein Unterscheiden der sinnlichen Vorstellungen von den äußeren Sinnesobjekten und den in den Sinnorganen vor sich gehenden Veränderungen möglich; da hin-

gegen auf der niedersten Seelenstufe das Sinnorgan mit dem Sinnobjekt und die sinnliche Vorstellung mit dem Sinneseindruck noch Eins und daher rein objektiv ist, so daß die hier im Innern des beseelten Wesens statt findenden Akte doch immer nach Außen versetzt werden. Insofern aber mit dieser zweiten Seelenstufe eine subjektive Erkenntniß des Körpers gegeben ist, so können auch die Zwecke des körperlichen Daseyns nicht bloß gefühlt sondern auch erkannt werden. Das Wahrnehmen des eigenen Körpers im Gegensatz der Außenwelt hat ferner ein Vergleichen und Unterscheiden zur Folge, und da die Zwecke des körperlichen Daseyns, so wie die dieselben fördernden oder hindernden Bedingungen der Außenwelt erkannt werden, so zieht dieses auch eine Beurtheilung von Mittel und Zweck und daher ein verständiges Erkennen nach sich. Aber auch das Wollen kann nicht mehr ein bewußtloser bloß durch das Gefühl instinktartig angeregter Trieb bleiben, wenn Zweck und Mittel, also das Motiv und Objekt desselben, erkannt sind. Es wird zu einem für den bewußten Zweck das rechte Mittel wählenden Streben, zu einem verständigen Wollen. Denn dieses ist ein durch die Begriffe von Mittel und Zweck geleitetes Einwirken auf die Außenverhältniße oder ein Handeln.

Die höchste Stufe seiner Vollkommenheit erreicht das Seelenleben beim Menschen. Bei diesem steigert sich das subjektive, körperliche Bewußtseyn zur geistigen Selbsterkenntniß. Ihm wird nicht bloß sein Körper, sondern auch sein Geist wieder Objekt seines Erkennens. Er nimmt sich als geistig thätiges, verständig erkennendes Wesen wieder wahr, er weiß, daß er denkt. Mit diesem geistigen Selbstbewußtseyn ist aber auch dem Menschen eine über die sinnlich wahrnehmbare weit erhabene, neue Welt eröffnet, die Welt der Ideen. Durch die Selbstwahrnehmung seiner

geistigen Verrichtungen und durch die Erkenntniß einer geistigen, idealen Welt erhält er nothwendig auch das Vermögen, das Ideelle und Allgemeine von dem Besondern und Sinnlichen zu scheiden oder das Vermögen, zu abstrahiren, und zugleich die Einsicht in die Gesetze seines Denkens. Auch auf dieser Stufe kehrt das Gefühl, aber unter höherer Form, als ideales Gefühl wieder. Es findet nämlich auch hier eine unmittelbare Wahrnehmung der Zweckmäßigkeit des höhern, idealen Geisteslebens Statt. Zweck des Lebens ist immer Selbsterhaltung, Selbstbestimmung. Der Zweck des höchsten Geisteslebens kann aber nicht mehr der des niedern, nicht körperliche Selbsterhaltung seyn, sondern nur in Darstellung und Erhaltung der idealen Form des Geisteslebens bestehen, deren Prototyp ihm mit den Ideen des Schönen, Wahren und Guten eingeboren ist. Wenn nun der Mensch die Zweckmäßigkeit seines höhern geistigen Lebens fühlt, so wird er durch dieses Gefühl inne, inwiefern der Zustand seiner psychischen Verrichtungen jener ihm eingebornen idealen Form entspricht, jene Ideen des Guten, Wahren und Schönen möglichst verwirklicht oder nicht. Das Wollen äußert sich endlich als ein die geistigen Zwecke förderndes Streben, und ist nicht bloß auf die Außenwelt, wie bei dem niedersten Seelenleben, auch nicht bloß auf diese und den eigenen Körper gerichtet, wie auf der zweiten, höheren Seelenstufe, sondern es vermag sich der Wille gegen sein eigenes, geistiges Leben zu richten und dieses nach dessen Zwecken zu regeln und zu beherrschen.

Geistiges Selbstbewußtseyn und geistige Selbstbeherrschung sind demnach der Stempel dieser höchsten Form des Seelenlebens oder Vernünftigkeit, wenn wir mit diesem Wort den Inbegriff von idealem Gefühl, geistiger Selbsterkenntniß und Selbstbeherrschung bezeichnen wollen.

Aus dieser kurzen Darstellung der geistigen Verrichtungen nach den verschiedenen Graden ihres Wirkens ergibt es sich nun wohl zur Gnüge, daß, so verschieden auch die Stufe der Vollkommenheit seyn mag, auf welcher die Seele sich thätig äussert, sie doch immer als ein Erkennen, Fühlen und Wollen erscheint.

Dasselbe Ergebniß erhalten wir auch, wenn wir den Paralellismus des Seelen- und Körperlebens zu Hülfe nehmen. Das physische Leben zeigt sich vorzugsweise in drei verschiedenen Richtungen thätig, als bildendes, bewegendes und empfindendes. Diese Hauptverrichtungen des Körperlebens entsprechen dem Wesen nach vollkommen den drei Hauptäußerungen des Seelenlebens, dem Fühlen, Wollen und Erkennen, wie ich an einem andern Ort ausführlicher gezeigt habe *). So wird denn auch von einer andern Seite die Zurückführung aller psychischen Lebensäußerungen auf jene drei Hauptverrichtungen bestätigt und gerechtfertigt.

Diese dreifache Unterscheidung der psychischen Lebensphänomene kann aber keineswegs eine sofortige Annahme dreier verschiedener Seelenvermögen als Ursache jener Erscheinungen rechtfertigen, sondern diese wird erst, nach dem oben aufgestellten Grundsatz, durch den Beweis vollkommen begründet seyn, daß diese drei Thätigkeitsäußerungen, ihrer innern wesentlichen Verschiedenheit wegen, nicht füglich von Einer gemeinschaftlichen Ursache hergeleitet werden können.

Da es sich namentlich hier um die Nachweisung der Nothwendigkeit handelt ein eigenes Gefühlsvermögen aufzustellen, so würde insbesondere zu zeigen seyn, wie wesent-

*) Im zweiten Band meiner pathologischen Fragmente, S. 65. §. 18.

lich zu verschieden das Erkennen und Wollen vom Fühlen sey, als daß letzteres die gemeinschaftliche Wirkung eines der diesen beiden Seelenverrichtungen zu Grunde liegenden Vermögen seyn könnte.

Die Nachweisung dieser wesentlichen Verschiedenheit wollen wir nun im Folgenden zu geben versuchen.

Man hat das Fühlen als ein unvollkommnes Erkennen, Gefühle als dunkle, unbestimmte Erkenntniße angesehen und also beide einem gemeinschaftlichen Vermögen zugeschrieben. Wie ihrer Natur nach aber gänzlich verschieden Erkenntniße und Gefühle seyen, wird sich hoffentlich aus folgender Darlegung ihrer charakteristischen Eigenthümlichkeiten ersehen lassen.

1) Die Erkenntniß ist ihrem Wesen nach immer objektiv, das Gefühl stets subjektiv. Erkannt kann immer nur etwas Aeußeres, von dem Erkennenden Verschiedenes werden. (Denn das Erkennen besteht eigentlich nur in der geistigen Aufnahme, Aneignung und Einbildung eines ursprünglich von der aneignenden Thätigkeit verschiedenen Aeußeren.) Gefühlt wird aber stets nur der eigene Zustand. Denn auch beim Selbstbewußtseyn, was man als Gegenbeweis gegen diese Unterscheidung anführen könnte, setzt das denkende Subjekt sich außer sich und schaut sich als Objekt, als etwas Aeußeres, an. Wir müßen im Moment der Selbsterkenntniß uns ausser uns denken, gleichsam eine innere Trennung in Subjekt und Objekt vornehmen, um uns selbst zu erkennen. Dagegen ist das Mitgefühl, was man als Beleg der objektiven Richtung des Fühlens gebrauchen könnte, stets nur ein subjektiver Akt. Denn beim Mitgefühl mit eines andern Freude oder Leid, ist es doch nur der eigene Zustand, der hier empfunden wird. Im Moment der Theilnahme machen wir die fremde Lage zu der eigenen. Je lebhafter wir uns dieselbe

vorzustellen, uns in sie zu versetzen vermögen, desto größer ist auch unser Mitgefühl. Daher mit einer feurigen Phantasie begabte Menschen auch überhaupt eines stärkeren Mitgefühls fähig sind, als Andere, nicht in dieser Art geistig Ausgestattete.

2) Durch das Gefühl werden wir bloß und schlechthin unseres eigenen, (körperlichen und geistigen) momentanen Zustandes in Bezug auf dessen Zweckmäßigkeit inne. Es vermag uns dieses Seelenvermögen aber durchaus von keiner andern Beschaffenheit unseres Selbsts zu unterrichten.

Das Erkenntnißvermögen dagegen, wenn es das eigene Subjekt zum Gegenstand seiner Thätigkeit macht, gibt uns von allen übrigen Qualitäten, nur nicht von diesem Verhältniß desselben, Kenntniß. Daher ist das Gefühl seiner Natur nach im Allgemeinen auch nur doppelter Art. Es besteht nämlich entweder in der unmittelbaren Wahrnehmung des zweckmäßigen momentanen Zustandes und ist dann angenehm, oder es macht uns den unzweckmäßigen Zustand unseres Daseyns fühlbar und ist dann unangenehm. Der Erkenntnisse kann es aber eben so viele geben, als verschiedene Unterqualitäten existiren.

Daß aber die Verrichtung des Gefühlsvermögens in einer bloßen unmittelbaren Empfindung der Zweck- oder Unzweckmäßigkeit unseres Subjekts bestehe, ergibt sich aus einer näheren Betrachtung der Produkte, die es auf seinen verschiedenen Stufen liefert.

Das Gemeingefühl äußert sich bloß als Wohl- oder Uebelbefinden. Ersteres ist aber nichts anderes als ein Innewerden unseres momentanen körperlichen Zustandes (einer Beschaffenheit desselben, durch welche die individuelle Selbsterhaltuug gefördert wird), letzteres eine unmittelbare Perception der Unzweckmäßigkeit desselben (der

Gefährdung unserer individuellen körperlichen Existenz). Von irgend einer andern Qualität unseres Körpers vermag uns das Gemeingefühl durchaus nicht zu unterrichten. Dieß ist nur auf dem Weg des Erkennens möglich, durch sinnliche Wahrnehmung, Vorstellung, Urtheil, Schluß und Abstraktion.

Das Selbstgefühl auf der zweiten Stufe (geistiges Lust- und Unlustgefühl) nimmt die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit des niederen psychischen Lebens wahr, insofern dieses unmittelbar oder mittelbar der körperlichen Selbsterhaltung dient und ist daher ebenfalls im Allgemeinen wieder nur doppelter Art, mit Lust oder Unlust verbunden.

Das Gefühl der höchsten Stufe, das ideelle, unterrichtet uns ebenfalls nur von der Zweckmäßigkeit des höheren geistigen Lebens, inwiefern dessen Zustand den höchsten Zwecken desselben entspricht oder nicht, also die vernünftige Seelenform den Inbegriff der Wahrheit, Schönheit und Güte in sich darstellt oder von diesem Ideal sich entfernt.

Vermöge unseres Erkenntnißvermögens sind wir zwar auch im Stande die Zweck- oder Unzweckmäßigkeit unseres Zustandes wahrzunehmen, aber das geschieht auf eine von jener verschiedene, immer nur mittelbare und äußere Weise, nicht in einer so unmittelbaren und innern, wie es das Gefühl vermag. Dieses ist in jedem Augenblick diese Wahrnehmung zu machen im Stande und setzt dazu gar nicht einmal Kenntniß der Zwecke des körperlichen oder geistigen Lebens, ja selbst nicht einmal immer Kenntniß seines Objektes voraus. Man fühlt sich oft unwohl, ohne den Ort immer genau angeben zu können, von welchem das Gefühl des Uebelbefindens ausgeht, ohne zu wissen, worin die Zweckmäßigkeit des körperlichen Zustandes besteht, ohne die Art und Weise deutlich zu erkennen, wie und wodurch diese Zweckmäßigkeit gestört ist. Nur, daß sie gestört sey, wird

empfunden. Der ungebildete Mensch fühlt, daß er unrecht gehandelt, unwahr geredet habe, ohne aber zu wißen, was Recht oder Unrecht, Wahr oder Falsch sey und ohne immer die Gründe seines Unrechts, die Art seiner Unwahrheit einsehen zu können. Und daher finden Gefühle sogar in einem völlig bewußtlosen Zustand noch Statt, wo alle Erkenntnißthätigkeit, die höhere sowohl wie die niedere, aufgehoben ist, wie z. B. im Schlaf oder in einem apoplektischen Zustand. Dagegen setzt uns das Wissen von den Zwecken unseres Daseyns keineswegs in den Stand, jeden Augenblick unsere körperliche oder geistige Beschaffenheit hinsichtlich ihrer Zweckmäßigkeit zu beurtheilen. Der einsichtsvollste, seiner Erkenntnißkräfte vollkommen mächtige Arzt würde sich oft für gesund halten, wenn sein Uebelbefinden ihn nicht das Gegentheil lehrte.

Eine subjektive Wahrnehmung unserer Zweck- oder Unzweckmäßigkeit verschafft uns also bloß das Gefühl, nicht das Erkenntnißvermögen.

3) Die Gefühle haben eine unerweisbare, aber durch nichts zu erschütternde Gewißheit, die die Erkenntnisse keineswegs so durchgängig und in so hohem Grade besitzen. Eben weil letztere etwas Fremdes, von Aussen Aufgenommenes, jene etwas Inneres, das sich fühlende Subjekt selbst sind. Der Mensch müßte an seiner eigenen Existenz zweifeln, wenn er sein Gefühl für unwahr halten sollte. Daher gewährt der scharfsinnigste Beweis nicht den Grad von Sicherheit und Zuverläßigkeit, den der einfältigste Glaube mit sich führt. Daher wir auch überhaupt das, was wir fühlen, für wahrer halten, als was uns sinnliche Erkenntniß lehrt und unsere Gefühle, wenn sie lebhaft genug sind, durch unsere Erkenntniße (mögen diese nun in sinnlichen Wahrnehmungen, Vorstellungen, Urtheilen ꝛc. bestehen) nicht leicht widerlegt und eines Bessern be-

lehrt werden können. Der Hypochondrist, dem sein krankes Gemeingefühl eine Empfindung von lebenden Vögeln oder Fröschen in seinem Leibe verursacht, wird endlich troz der triftigsten Gründe, die er sich selbst und Andere ihm gegen die Möglichkeit des Lebens solcher Thiere im menschlichen Darmkanal vorbringen, an ihr wirkliches Daseyn glauben und sich schlechterdings nicht eines Anderen überzeugen lassen. Denn er fühlt sie ja selbst deutlich.

4) Jede durch Erkenntniß hervorgebrachte Vorstellung ist mit einem Bild verbunden. Dieß gilt nicht bloß von den sinnlichen, sondern auch von den übersinnlichen Vorstellungen. Wir können uns durchaus keine, auch noch so abstracte Idee, z. B. von Zeit, Raum 2c., keine mathematische Formel denken, ohne sie mit einem Bild oder der Vorstellung eines sinnlichen Gegenstandes zu verbinden.

Dieß ist aber keineswegs bei den Gefühlen der Fall. Gefühle gelangen in unser Bewußtseyn, werden ohne Beihülfe eines Bildes empfunden und nur erst dann, wenn sie Vorstellungen werden, treten auch mit diesem Bilder vor unsere Seele.

Darin liegt vielleicht der Grund der Dunkelheit der Gefühle, der Klarheit und Anschaulichkeit der Erkenntnisse, indem leztere entweder in der Vorstellung eines wirklichen, sinnlichen Gegenstandes bestehen und dann diesen geistig nachbilden oder doch, wann sie abstrakter sind, immer sinnliche Bilder als Symbole idealer Begriffe gebrauchen müßen.

5) Die wesentliche Verschiedenheit der Erkenntnisse und Gefühle leuchtet auch aus dem Gegensaz ein, in welchem sie zu einander stehen. Sie heben sich gegenseitig auf. Klare Erkenntniß schwächt das Gefühl, und umgekehrt verdunkeln, ja vernichten starke Gefühle jede Erkenntniß. Da das Selbstbewußtseyn als höchster Erkenntnißakt eben-

falls durch ein mächtiges Gefühl erlischt, so beweißt dieß auch rückwärts, daß jenem ein ganz anderer Vorgang zum Grunde liege als diesem. Die Erkenntniß ist von objektiver, das Gefühl allein subjektiver Natur. Die Seele müßte daher, wenn sie in demselben Moment fühlen und erkennen wollte, zugleich in entgegengesetzter Weise und Richtung thätig werden, was einen Widerspruch in sich selbst enthält.

6) Endlich haben Gefühle und Erkenntniße ein verschiedenes materielles Substrat. Erstere das sympathische, letztere das Sinnen- und große Hirnnervensystem, wie ich dieß in oben erwähnter Schrift darzuthun versucht habe *). Die Natur weist aber ihrer Einfachheit zufolge, auch nur wesentlich verschiedenen Thätigkeiten verschiedene Werkzeuge an.

Aus diesen wenigen Momenten leuchtet wohl die völlige Ungleichartigkeit und wesentliche Verschiedenheit der Erkenntnisse und Gefühle ein, so wie die daraus sich ergebende Unzulässigkeit, beide einem und demselben Seelenvermögen als gemeinschaftliche Wirkungen desselben zuzuschreiben.

Aber auch das Wollen und Fühlen kann nicht aus einer gemeinschaftlichen Quelle abgeleitet und als das Produkt einer und derselben Seelenthätigkeit angesehen werden. Obgleich Gefühle meistens mit Trieben, also mit Willensäußerungen verbunden sind oder richtiger Triebe fast jederzeit unmittelbar aus Gefühlen entspringen, so hoffe ich doch im Folgenden die auch zwischen ihnen bestehende wesentliche Verschiedenheit zu zeigen.

1) Wenn zwischen Erkennen und Fühlen der wesentliche Unterschied obwaltete, daß jenes eine rein objektive, dieses eine rein subjektive Thätigkeitsäußerung der Seele

*) Pathologische Fragmente, 2r Bd. S. 87. ꝛc. 3te Abhandlung.

wäre, so findet diese Verschiedenheit ja zwischen Wollen und Fühlen in einem noch ungleich höheren Grad Statt. Denn das Wollen ist eine bloß nach Außen gerichtete Thätigkeit, die immer eine Veränderung des Außenverhältnisses (entweder des relativen, nämlich einzelner körperlicher oder geistiger Verrichtungen zu einander, oder des absoluten, des ganzen Subjekts zum absolut Aeußeren) zum Zweck hat und insofern mit noch größerer Objektivität begabt ist als das Erkennen, da dieses die Aufnahme des Objektiven in das Subjekt in einem möglichst unveränderten Zustand (gleichsam eine geistige Intussusception) beabsichtigt.

2) Daher ist auch das Fühlen vorzugsweise ein mehr ruhender, passiver, das Wollen ein mehr aktiver Zustand *). Jenes bezweckt durchaus keine Veränderung, sondern nimmt nur den eigenen Zustand, wie er in Bezug auf seine Zweckmäßigkeit ist, wahr und bringt darnach bald Wohl- oder Uebelbefinden, Lust oder Unlust hervor. Die Thätigkeit des Willens geht aber immer auf Regulirung, Bestimmung der Beziehung, worin wir mit der Außenwelt oder einzelne Thätigkeiten unseres Selbsts zu einander stehen, aus, um das Gefühl der Lust zu erhalten oder zu verschaffen. Wegen dieser noch entgegengesetzteru Richtung, in welcher beide Thätigkeiten wirken, schwächen auch starke Gefühle die Willenskraft ungleich mehr als die Klarheit des Erkennens.

3) Ferner entstehen Gefühle ganz ohne Hinzuthun des Willens, ja oft sogar wider Willen. Eine unmittelbare Unterdrückung des Gefühls durch den Willen ist nicht wohl möglich, sondern nur eine mittelbare. Indem derselbe nämlich den eigenen Zustand oder sein Verhältniß zur Aussen-

*) Ich sage vorzugsweise. Denn jeder lebendige Akt setzt ein Thätigseyn voraus, also auch der des Fühlens.

welt verändert, führt er damit auch nothwendig Entfernung oder Abänderung der unmittelbaren Veranlassung eines bestimmten Gefühls und folglich auch Aufhebung dieses selbst auf secundäre Weise herbei.

Obgleich jedes Gefühl den Willen leicht zur Thätigkeit erregt, (denn das Innewerden des eigenen Zustandes muß immer den der körperlichen und geistigen Selbsterhaltung zunächst dienenden Willen zur Thätigkeit veranlassen, um entweder den zweckmäßigen, jener entsprechenden Zustand gegen äußere Beeinträchtigungen zu behaupten oder den unzweckmäßigen mit einem angemesseneren zu vertauschen), so ist doch nicht nothwendig jedes Gefühl mit einer Willensbestrebung verbunden. Denn es muß das Gefühl eines Bedürfnißes (des unvollkommnen eigenen Zustandes) und des Wohlseyns von den Willensbestrebungen, jenes zu befriedigen, dieses zu erhalten, genau unterschieden werden. Eben so wenig veranlaßt immer nur ein Gefühl die Thätigkeit des Willens. Denn auch eine durch das Erkenntnißvermögen erlangte Einsicht in unser gegenwärtiges Verhältniß kann uns zu einer Abänderung desselben, mithin zu Willensäusserungen, vermögen. Wenn aber die häufige Coexistenz von Trieben und Gefühlen keine beständige und nothwendige ist, so kann sie auch für die wesentliche Gleichheit beider keinen Beweis liefern.

4) Die Vorstellung eines mit Gefühls- und Erkenntnißvermögen begabten, aber doch aller Willensäußerungen unfähigen Wesens enthält nicht nur keinen innern Widerspruch, sondern die Möglichkeit eines solchen Zustandes ist sogar durch das wirkliche Vorkommen desselben sowohl bei gesunden als geisteskranken Menschen erwiesen. Wem wären nicht schon, sowohl im großen Narrenhaus, wie Manche die Welt zu nennen belieben, als in den kleinen, den Irrenhäusern, solche oft noch recht klar denkende und richtig füh-

Das **Wohl- oder Uebelbefinden** unterrichtet uns, streng genommen, nur von dem gegenwärtigen Stand der Selbstreproduktion und bloß von dieser als solcher. Wir fühlen, ob die derselben unmittelbar dienenden Verrichtungen, Assimilation, Secretion, Nutrition, Excretion, normal von Statten gehen oder nicht. Daher gänzliche Vernichtung einer einzelnen dieser Verrichtungen, z. B. völliges Erlöschen der Nutrition beim Brand, auch eine Aufhebung des Gemeingefühls, des Befindens zur Folge hat, hingegen Störung oder Aufhebung der höhern Verrichtungen des Bewegens und Empfindens nicht nothwendig mit Gefühllosigkeit oder Uebelbefinden verbunden sind, wie wir dieß bei Lähmungen oder bei vernichteter Sinnesempfindung oft zu bemerken Gelegenheit haben.

Das **Muskel- oder Bewegungsgefühl** ist die unmittelbare Wahrnehmung des Standes der Selbstreproduktion in dem Muskel- und Bewegungssystem, also der zu diesem gehörigen Muskeln, Knochen, Nerven. Da von diesen die Voll- oder Unvollkommenheit der Verrichtung dieses Systems abhängt, so ist es also das Gefühl der **Muskel-Stärke** oder **Schwäche** und **Gewandheit** der **Bewegungsorgane**, mit einem Wort das **Gefühl der Zweck- oder Unzweckmäßigkeit des Bewegungsvermögens**. Wir sind die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit gewisser Bewegungen nicht immer durch ein objektives Organ wahrzunehmen, aber wohl zu fühlen im Stande, ohne uns doch, selbst im Moment des Fühlens, des Zwecks dieser Bewegungen stets deutlich bewußt zu seyn, wie z. B. bei der Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren rc. Auch dieses **Bewegungsgefühl** ist entweder angenehm oder unangenehm: so in ersterer Hinsicht das Gefühl der körperlichen Stärke, Leichtigkeit, Gewandheit, in letzterer das der Schwere, Müdigkeit, Ungeschicklichkeit rc.

Das Sinnen- und Perceptionsgefühl endlich bezieht sich auf die Zweck- oder Unzweckmäßigkeit der eigentlichen Sinnesempfindungen sowohl, als der sinnlichen Vorstellungen. Jede Sinnesempfindung ist, abgesehen von dem qualitativen Eindruck, den sie macht, entweder unangenehm oder angenehm. Dieses Gefühl des Angenehmen oder Unangenehmen, was mit jeder Sinnesperception verbunden ist, muß von dem eigentlichen spezifischen Sinneseindruck selbst wohl unterschieden werden. Denn das Angenehme oder Unangenehme, was ein Ton, Geschmack, Geruch rc. mit sich führt, gehört nicht dem Sinn als solchem, sondern dem Gemeingefühl, — das Saure, Süße, Bittere des Geschmacks, das Ammoniakalische, Gewürzige, Fauligte rc. des Geruchs, das Hohe oder Niedere des Tones aber der eigentlichen Sinnesempfindung an. (Daher auch in jedem Sinnorgan neben dem die eigentliche Sinnesempfindung vermittelnden Nerven sich noch ein zweiter, dem Gemeingefühl dienender befindet, nämlich ein Ast des N. quintus *).

Da das Gefühl immer nur das Zweck- oder Unzweckmäßige wahrnimmt, sich unmittelbar auf das Subjekt und dessen Selbsterhaltung bezieht, so ist auch begreiflich, warum hinsichtlich des angenehmen oder unangenehmen Eindrucks, den eine Sinnesempfindung hervorbringt, eine so große individuelle Verschiedenheit Statt hat, und warum in der Regel die ein angenehmes Gefühl verursachenden Sinnesobjekte diesem Individuum auch zuträglich, die die entgegengesetzte Wirkung hervorbringenden meist schädlich sind. Giftige Substanzen haben größtentheils einen widerlichen

---

*) Ueber die Bedeutung des n. quintus vergl. m. Aufsatz in der Isis; 1823, XII, S. 1418 ff. und Path. Fragm. 2r Thl, S 108 ff.

Geruch oder Geschmack. Ja, es können selbst die nämlichen Sinnesobjekte, die sonst ein angenehmes Gefühl verursachten, wenn sie durch den momentanen Zustand des Individuums zu schädlichen Potenzen und dessen Existenz gefährdend werden, eine unangenehme Empfindung veranlaßen. So ist manchem Kranken der Geschmack des Fleisches, des Weines ꝛc. für den Augenblick widerlich, der seinen Gaumen sonst sehr ergötzte.

Dieselbe Unterscheidung, die zwischen dem eigentlichen Sinneseindruck und dem damit verbundenen Gefühle zu machen ist, gilt auch von den sinnlichen Vorstellungen und den Produkten der Einbildungskraft. Jede derselben erregt wieder ein angenehmes oder unangenehmes Gefühl, je nachdem sie der körperlichen oder geistigen Selbstbestimmung hinderlich oder förderlich ist. So ist z. B. die Vorstellung irgend eines unsere geistige oder körperliche Selbsterhaltung beeinträchtigenden Vorgangs mit Unlust verbunden, eine unklare Vorstellung, als eine unvollkommne, auch unangenehm ꝛc.

Auf der zweiten Seelenstufe ist das Gefühl wiederum einer dreifachen Modifikation durch sein Objekt fähig. Das Selbstgefühl (wenn wir so das Gefühl der zweiten Seelensphäre zum Unterschied von dem des niedern, des körperlichen Gemeingefühls benennen wollen *), nimmt hier den subjektiven geistigen Zustand in Bezug auf seine Zweckmäßigkeit wahr. Es kann sich ebenfalls bald zunächst auf sich selbst richten und daher im Allgemeinen die Zweck- oder Unzweckmäßigkeit der geistigen Selbstbestimmung inne werden, wie das Gemeingefühl die der körperlichen.

*) Unter Gemüth möchte ich, als unter einem gemeinschaftlichen Ausdruck, am liebsten die Gefühle der beiden obern Seelenkreise, das geistige Selbstgefühl und ideale Gefühl, befaßen.

Als das Gefühl frei und stärker sich regender geistigen Selbstbestimmung, aufgeregter und zur Selbstständigkeit zweckmäßig wirkender Tendenz erscheint der Zorn. Er ist nur das Gefühl kräftiger Reaktion gegen jede Beeinträchtigung der Selbstbestimmung, das Gefühl behaupteter Selbstständigkeit und angenehm. Das Gefühl unvollkommener und beschränkter Selbstbestimmung erscheint dagegen als Aerger und ist unangenehm. Zorn und Aerger sind die unmittelbarsten Gefühle geistiger Zweck- oder Unzweckmäßigkeit in der zweiten Seelenregion oder, da eben Zweck des geistigen Lebens, wie des körperlichen in niederer Potenz, möglichst vollkommne Selbstbestimmung ist, Gefühle der kräftig sich regenden oder beschränkten Selbstständigkeit.

Bezieht sich das Selbstgefühl aber bald mehr auf die zweite geistige Thätigkeit, auf die Willens- und Thatkraft, und wird des Wirkens derselben inne, insofern es der körperlichen und geistigen Selbsterhaltung angemessen ist, oder nicht, so erscheint es wieder unter der doppelten möglichen Form der Lust und Unlust und zwar in ersterer Hinsicht als Muth, in letzterer als Furcht. Denn Muth ist nichts anderes, als das Gefühl eigener Willens- und (da das höhere Gefühl zugleich das niedere in sich schließt) Bewegungs- (Muskel-) Kraft, jedes die Selbsterhaltung beeinträchtigende Außenverhältniß zweckmäßig abzuändern, — Furcht dagegen das Gefühl eigener Ohnmacht, eine solche Abänderung bewerkstelligen zu können. Beide sind das unmittelbare Innewerden unserer Willenskraft oder Schwäche und nicht erst aus einer Erkenntniß hervorgegangen. Denn man kann sich vor einer bevorstehenden Gefahr (Beeinträchtigung unseres individuellen Seyns) fürchten, obgleich man durch Vernunftgründe von der Möglichkeit, sie zu bestehen, sich längst überzeugt hat, und man geht

Geruch oder Geschmack. Ja, es können selbst die nämlichen Sinnesobjekte, die sonst ein angenehmes Gefühl verursachten, wenn sie durch den momentanen Zustand des Individuums zu schädlichen Potenzen und dessen Existenz gefährdend werden, eine unangenehme Empfindung veranlaßen. So ist manchem Kranken der Geschmack des Fleisches, des Weines rc. für den Augenblick widerlich, der seinen Gaumen sonst sehr ergötzte.

Dieselbe Unterscheidung, die zwischen dem eigentlichen Sinneseindruck und dem damit verbundenen Gefühle zu machen ist, gilt auch von den sinnlichen Vorstellungen und den Produkten der Einbildungskraft. Jede derselben erregt wieder ein angenehmes oder unangenehmes Gefühl, je nachdem sie der körperlichen oder geistigen Selbstbestimmung hinderlich oder förderlich ist. So ist z. B. die Vorstellung irgend eines unsere geistige oder körperliche Selbsterhaltung beeinträchtigenden Vorgangs mit Unlust verbunden, eine unklare Vorstellung, als eine unvollkommne, auch unangenehm rc.

Auf der zweiten Seelenstufe ist das Gefühl wiederum einer dreifachen Modifikation durch sein Objekt fähig. Das Selbstgefühl (wenn wir so das Gefühl der zweiten Seelensphäre zum Unterschied von dem des niedern, des körperlichen Gemeingefühls benennen wollen *), nimmt hier den subjektiven geistigen Zustand in Bezug auf seine Zweckmäßigkeit wahr. Es kann sich ebenfalls bald zunächst auf sich selbst richten und daher im Allgemeinen die Zweck- oder Unzweckmäßigkeit der geistigen Selbstbestimmung inne werden, wie das Gemeingefühl die der körperlichen.

---

*) Unter Gemüth möchte ich, als unter einem gemeinschaftlichen Ausdruck, am liebsten die Gefühle der beiden obern Seelenkreise, das geistige Selbstgefühl und ideale Gefühl, befaßen.

Als das Gefühl frei und stärker sich regender geistigen Selbstbestimmung, aufgeregter und zur Selbstständigkeit zweckmäßig wirkender Tendenz erscheint der Zorn. Er ist nur das Gefühl kräftiger Reaktion gegen jede Beeinträchtigung der Selbstbestimmung, das Gefühl behaupteter Selbstständigkeit und angenehm. Das Gefühl unvollkommener und beschränkter Selbstbestimmung erscheint dagegen als Aerger und ist unangenehm. Zorn und Aerger sind die unmittelbarsten Gefühle geistiger Zweck- oder Unzweckmäßigkeit in der zweiten Seelenregion oder, da eben Zweck des geistigen Lebens, wie des körperlichen in niederer Potenz, möglichst vollkommne Selbstbestimmung ist, Gefühle der kräftig sich regenden oder beschränkten Selbstständigkeit.

Bezieht sich das Selbstgefühl aber bald mehr auf die zweite geistige Thätigkeit, auf die Willens- und Thatkraft, und wird des Wirkens derselben inne, insofern es der körperlichen und geistigen Selbsterhaltung angemessen ist, oder nicht, so erscheint es wieder unter der doppelten möglichen Form der Lust und Unlust und zwar in ersterer Hinsicht als Muth, in letzterer als Furcht. Denn Muth ist nichts anderes, als das Gefühl eigener Willens- und (da das höhere Gefühl zugleich das niedere in sich schließt) Bewegungs- (Muskel-) Kraft, jedes die Selbsterhaltung beeinträchtigende Außenverhältniß zweckmäßig abzuändern, — Furcht dagegen das Gefühl eigener Ohnmacht, eine solche Abänderung bewerkstelligen zu können. Beide sind das unmittelbare Innewerden unserer Willenskraft oder Schwäche und nicht erst aus einer Erkenntniß hervorgegangen. Denn man kann sich vor einer bevorstehenden Gefahr (Beeinträchtigung unseres individuellen Seyns) fürchten, obgleich man durch Vernunftgründe von der Möglichkeit, sie zu bestehen, sich längst überzeugt hat, und man geht

auf der andern Seite oft einen solchen muthig entgegen, obschon man die Wahrscheinlichkeit, ihr unterliegenzu müßen, mit dem Verstande einsieht.

Die spezielle Richtung des Selbstgefühls endlich gegen das höhere Erkenntnißvermögen hat eine unmittelbare Wahrnehmung der Voll- oder Unvollkommenheit seines Thätigseyns zur Folge; wir fühlen das zweck- oder unzweckmäßige Wirken desselben. Da wir nach dem Gefühl der Lust oder Unlust, was irgend etwas uns verursacht, vermittelst des höhern Erkenntnißvermögens, der Urtheilskraft ꝛc. den Werth oder Unwerth der Dinge zu bestimmen pflegen, so ist das Selbstgefühl unserer Erkenntnißthätigkeit auch vorzugsweise und ganz eigentlich das Gefühl unseres eigenen Werthes oder Unwerthes. Das Gefühl des zweckmäßigen Wirkens unserer höhern Erkenntnißkräfte erfüllt uns geradezu mit Selbstzufriedenheit, mit Selbstachtung. Wird dieses Selbstgefühl zu stark, veranlaßt es eine Ueberschätzung unseres eigenen Werthes, so macht es uns stolz und hochmüthig. Dagegen ist das Gefühl der Schwäche und Unvollkommenheit unserer Beurtheilungskraft ꝛc. unangenehm, läßt uns unsern Unwerth empfinden und flößt uns Schaam und Demuth ein. Das Gefühl des Unvermögens, vermittelst unserer Erkenntnißkräfte ein äußeres Objekt vollkommen geistig zu erfassen, zeigt sich als Bewunderung, Staunen, Verwirrung ꝛc.

In der höchsten und idealen Seelensphäre endlich kehrt das Gefühl ebenfalls als ideales Gefühl und mit drei Unterarten wieder.

Das höchste geistige Leben hat einen andern Zweck als das niedere. Es geht nämlich nicht zunächst auf körperliche Selbsterhaltung und Beförderung der damit verbundenen Gefühle des Wohlbefindens und körperlicher Lust aus, sondern es nimmt eine rein geistige Richtung. Sein höch-

ster Zweck ist, die **vernünftige Form** des Seelenlebens in sich darzustellen und zu erhalten. Dieses vermag es nur, indem es allen psychischen Hauptverrichtungen eine ideale Tendenz ertheilt und also nach der **Idee des Schönen** sich geistig zu **bilden**, nach der **Idee des Guten** zu **wollen** und nach der **Idee des Wahren** zu **erkennen** sucht.

Ihren subjektiven Zustand in Bezug auf **ideelle Zweckmäßigkeit** vermag die Seele aber ebenfalls wieder unmittelbar durch das ideelle Gefühlsvermögen wahrzunehmen. Das Gefühl möglichster Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit des Seelenlebens in ideeller Hinsicht ist aber das Gefühl **ganz Seele zu seyn** — **Seeligkeit**. Für den entgegengesetzten Zustand fehlt es an einer eigenen Benennung.

Dieses ideale Gefühl ist aber nun ebenfalls wieder einer dreifachen Artverschiedenheit fähig, je nachdem es sich auf eine der Hauptverrichtungen des idealen Seelenlebens insbesondere bezieht und seines Zustandes vorzugsweise inne wird.

Das **ideale Gefühls-Gefühl** ist das **Schönheitsgefühl**, **Geschmack**. Durch dasselbe nehmen wir zunächst den Stand unserer geistigen Selbstbildung wahr, inwiefern derselbe der **Idee der Schönheit** entspricht. Es ist unter allen idealen Gefühlen das **subjektivste** und zugleich das **fühlendste**, möchte ich sagen. Denn das **Schöne kann nur gefühlt** und auf keine andere Weise begriffen oder erklärt werden. Selbst das Objektiv-Schöne kann nur von dem selbst mit Geistes-Schönheit Begabten recht empfunden und genossen, oder gebildet werden. Denn beim Genuß, so wie beim Erzeugen eines Kunstwerks ist es stets die eigene Geistesschönheit, die sich in diesem wiederspiegelt.

Der Geschmack oder das Schönheitsgefühl erscheint gleichfalls wieder unter der doppelten Modifikation der Lust

und Unlust, als das angenehme Gefühl des Schönen, das unangenehme des Häßlichen.

Das moralische Gefühl, das Gewissen, ist das ideale Willensgefühl. Denn das Gefühl von Recht und Unrecht, von Gut und Schlecht bezieht sich zunächst und ausschließlich nur auf das Wollen und Handeln. Keine andere Seelenthätigkeit vermag dieses Gefühl in uns unmittelbar aufzuregen. Es besteht, aber wiederum nur in dem unmittelbaren Innewerden der Zweckmäßigkeit unseres Wollens, inwiefern es seinem höchsten Zweck, dem Guten, entspricht oder nicht. Wie alle Gefühle kann es bald angenehm, bald unangenehm seyn, je nachdem entweder der zweckmäßige seiner Idee entsprechende Zustand wahrgenommen wird, wo es dann als gutes Gewissen erscheint, oder gegentheils als Böses sich zu erkennen gibt.

Die unmittelbare Wahrnehmung der idealen Zweckmäßigkeit unseres Erkennens ist Wahrheitsgefühl oder Glaube. Wir fühlen genau, inwiefern ein Schluß, ein Urtheil, ein Begriff, eine Behauptung der Idee der Wahrheit entspricht oder nicht, ohne eben die Gründe immer davon angeben zu können. Denn die Vollkommenheit des idealen vernünftigen Erkennens besteht eben darin, daß es Erkenntniße verschafft, die den Stempel der Idee der Wahrheit an sich tragen. Unsere höchsten Wahrheiten sind daher auch solche, die wohl gefühlt und geglaubt, aber nicht erkannt oder nach Gründen eingesehen werden können. Der Glaube ist also seinem Wesen nach Erkenntnißgefühl.

So besitzt also auch die höchste Seelensphäre wieder drei verschiedene Gefühlsarten. Da die beiden übrigen Seelensphären eben so viele zählen, so hätten wir im Ganzen neun besondere Gefühlsarten oder drei Grundarten, wovon jede aber wieder nach der gradweisen Verschiedenheit der Seelenstufen in drei Unterarten zer-

fällt. Dieß sind, wie mir scheint, die einzigen wesentlichen Verschiedenheiten, die das Gefühlsleben darbietet. Mehr Grund- und Unterarten der Gefühle kann es, wenigstens nach dem hier aufgestellten Eintheilungsprincip, nicht geben, da nicht mehr Seelenvermögen und mehr Seelensphären existiren. Denn diese geben eben den Bestimmungsgrund der Eigenthümlichkeit der verschiedenen Arten ab.

Jede Seelenstufe ertheilt den einzelnen Arten der ihr zugehörigen Gefühle auch wieder ihren eigenen und dadurch einen gemeinschaftlichen Charakter. So prägt sich z. B. das wesentlichste Merkmal des Gefühlsvermögens, unmittelbare Wahrnehmung der eigenen Zweckmäßigkeit und der Tendenz zur Selbsterhaltung, bei den Gefühlen des untersten Seelenkreises, der Gefühlssphäre, am bestimmtesten aus. Die Gefühle der Willenssphäre tragen dagegen mehr den Charakter der Reaction nach Außen an sich. Denn selbst die Gefühls-Gefühle dieser Seelenstufe, Zorn und Aerger, in welcher das Eigenthümliche des Fühlens am reinsten erscheint, nimmt schon an dem nach Außen wirkenden Charakter des Willensvermögens Theil und trägt einen gewißen Schein von Reaction an sich. Den Gefühlen der höchsten Seelen- oder Erkenntnißsphäre endlich theilt sich die Klarheit des Erkennens mit, so daß sie nicht selten mit wirklichen Aeußerungen des Erkenntnißvermögens verwechselt worden sind. Neben dem gemeinschaftlichen Charakter, den die verschiedenen Gefühlsarten einer und derselben Seelensphäre zeigen, findet doch zwischen den entsprechenden Gefühlsarten der verschiedenen Seelenstufen die größte Uebereinstimmung und nächste Verwandtschaft Statt, so daß die nämliche Veranlassung dieselbe Gefühlsart in allen drei Seelensphären gern zugleich in Anspruch nimmt oder die ursprüngliche Thätigkeit eines Gefühls die gleichnamigen der übrigen Seelenstufen leicht in consensuelle Erregung versetzt. So werden z. B. die Gefühls-

Gefühle aller drei Seelenstufen leicht gleichzeitig erregt, so wie ebenfalls die drei Willens- und Erkenntnißgefühle auf ähnliche Weise mit einander häufig in Thätigkeit gerathen. Dabei ist es aber unverkennbar, wie höhere Gefühle eher die niedern zur Mitthätigkeit veranlassen, als daß ein umgekehrter Einfluß der niedern auf die höhern Statt fände.

So verleiht vor allen idealen Gefühlen besonders das gute Gewissen Muth und Körperkraft. Ein fester Glaube dagegen macht leicht stolz, beherrscht Sinn und Einbildung. Man hört und sieht und bildet sich das leicht ein, was man glaubt. Beleidigung des Schönheitsgefühls erregt unter allen höheren Affekten am leichtesten Zorn und Aerger und bewirkt ein körperliches Uebelbefinden, was sich bis zum Ekel steigern kann. Weder durch Verletzung seines Gewissens, noch seines Glaubens hält sich der Mensch in seiner Selbstständigkeit für so beeinträchtigt, als durch Zweifel an seinem Geschmack.

Diese Thatsachen, aus welchen sich die Gleichartigkeit der in eine und dieselbe Abtheilung gebrachten Gefühle so deutlich ergibt, liefern nun ebenfalls rückwärts den besten Beweis für die Richtigkeit des Eintheilungsprincips, durch welches das seiner Natur nach wirklich Gleiche zusammengestellt, das wesentlich Verschiedene getrennt wird. Die nachfolgende Tabelle wird die hier versuchte Eintheilung der Grundaffekte noch klarer vor Augen legen, und durch den Ueberblick, sie gewährt, die Einsicht in die gegenseitigen Beziehungen den der Gefühle noch mehr erleichtern.

Sollte übrigens diese kurze Darstellung des Gefühllebens, wie sie vom ärztlichen Standpunkt gegeben werden konnte, und der Eintheilungsversuch seiner verschiedenen Aeußerungen von Sachverständigen einer näheren Prüfung gewürdigt werden so ist der Verf. jeden dabei sich ergebenden gegründeten Einwurf, jede wahre Berichtigung dankbar und willig aufzunehmen bereit. Denn nur die Wissenschaft, nicht seine Persönlichkeit ist es, die er durch diese Zeilen zu fördern wünschte.

Gefühls-Leben

	Gefühls-Gefühle	Willens-Gefühle	Erkenntniß-Gefühle
Ideale Gefühle	Schönheitsgefühl, Geschmack. (Gef. der idealen, geistigen Selbstbildung nach der Idee des Schönen.)	Gefühl des Guten, Gewissen. (Gef. des Handelns nach der Idee des Guten.)	Wahrheitsgefühl, Glaube. (Gef. des abstrakten Erkennens nach der Idee des Wahren.)
Verstandes-Gefühle	Zorn: Aerger. (Gef. der geistigen Selbstständigkeit.)	Muth: Furcht. (Gef. der Willenskraft.)	Stolz: Schaam. (Gef. des verständigen Erkennens.)
Körperliche Gefühle	Wohl- oder Uebelbefinden. (Gef. der körperlichen Selbstreproduktion.)	Gefühl der Bewegungskraft. (Muskelstärke od. Schwäche.)	Sinnen- und Perceptionsgefühl.
	Bilden	Bewegen.	Empfinden.

Körperliches Leben

Gefühle aller drei Seelenstufen leicht gleichzeitig erregt, so wie ebenfalls die drei Willens- und Erkenntnißgefühle auf ähnliche Weise mit einander häufig in Thätigkeit gerathen. Dabei ist es aber unverkennbar, wie höhere Gefühle eher die niedern zur Mitthätigkeit veranlassen, als daß ein umgekehrter Einfluß der niedern auf die höhern Statt fände.

So verleiht vor allen idealen Gefühlen besonders das gute Gewissen Muth und Körperkraft. Ein fester Glaube dagegen macht leicht stolz, beherrscht Sinn und Einbildung. Man hört und sieht und bildet sich das leicht ein, was man glaubt. Beleidigung des Schönheitsgefühls erregt unter allen höheren Affekten am leichtesten Zorn und Aerger und bewirkt ein körperliches Uebelbefinden, was sich bis zum Ekel steigern kann. Weder durch Verletzung seines Gewissens, noch seines Glaubens hält sich der Mensch in seiner Selbstständigkeit für so beeinträchtigt, als durch Zweifel an seinem Geschmack.

Diese Thatsachen, aus welchen sich die Gleichartigkeit der in eine und dieselbe Abtheilung gebrachten Gefühle so deutlich ergibt, liefern nun ebenfalls rückwärts den besten Beweis für die Richtigkeit des Eintheilungsprincips, durch welches das seiner Natur nach wirklich Gleiche zusammengestellt, das wesentlich Verschiedene getrennt wird. Die nachfolgende Tabelle wird die hier versuchte Eintheilung der Grundaffekte noch klarer vor Augen legen, und durch den Ueberblick, sie gewährt, die Einsicht in die gegenseitigen Beziehungen den der Gefühle noch mehr erleichtern.

Sollte übrigens diese kurze Darstellung des Gefühllebens, wie sie vom ärztlichen Standpunkt gegeben werden konnte, und der Eintheilungsversuch seiner verschiedenen Aeußerungen von Sachverständigen einer näheren Prüfung gewürdigt werden so ist der Verf. jeden dabei sich ergebenden gegründeten Einwurf, jede wahre Berichtigung dankbar und willig aufzunehmen bereit. Denn nur die Wissenschaft, nicht seine Persönlichkeit ist es, die er durch diese Zeilen zu fördern wünschte.

fällt. Dieß sind, wie mir scheint, die einzigen wesentlichen Verschiedenheiten, die das Gefühlsleben darbietet. Mehr Grund- und Unterarten der Gefühle kann es, wenigstens nach dem hier aufgestellten Eintheilungsprincip, nicht geben, da nicht mehr Seelenvermögen und mehr Seelensphären existiren. Denn diese geben eben den Bestimmungsgrund der Eigenthümlichkeit der verschiedenen Arten ab.

Jede Seelenstufe ertheilt den einzelnen Arten der ihr zugehörigen Gefühle auch wieder ihren eigenen und dadurch einen gemeinschaftlichen Charakter. So prägt sich z. B. das wesentlichste Merkmal des Gefühlsvermögens, unmittelbare Wahrnehmung der eigenen Zweckmäßigkeit und der Tendenz zur Selbsterhaltung, bei den Gefühlen des untersten Seelenkreises, der Gefühlssphäre, am bestimmtesten aus. Die Gefühle der Willenssphäre tragen dagegen mehr den Charakter der Reaction nach Außen an sich. Denn selbst die Gefühls-Gefühle dieser Seelenstufe, Zorn und Aerger, in welcher das Eigenthümliche des Fühlens am reinsten erscheint, nimmt schon an dem nach Außen wirkenden Charakter des Willensvermögens Theil und trägt einen gewißen Schein von Reaction an sich. Den Gefühlen der höchsten Seelen- oder Erkenntnißsphäre endlich theilt sich die Klarheit des Erkennens mit, so daß sie nicht selten mit wirklichen Aeußerungen des Erkenntnißvermögens verwechselt worden sind. Neben dem gemeinschaftlichen Charakter, den die verschiedenen Gefühlsarten einer und derselben Seelensphäre zeigen, findet doch zwischen den entsprechenden Gefühlsarten der verschiedenen Seelenstufen die größte Uebereinstimmung und nächste Verwandtschaft Statt, so daß die nämliche Veranlassung dieselbe Gefühlsart in allen drei Seelensphären gern zugleich in Anspruch nimmt oder die ursprüngliche Thätigkeit eines Gefühls die gleichnamigen der übrigen Seelenstufen leicht in consensuelle Erregung versetzt. So werden z. B. die Gefühls-

Ueber den Einfluß der physischen Stimmung auf sittliches Verhalten und über die Hypochondrie.

Von
Herrn Dr. Christ. Friedr. Michaelis
in Leipzig.

1.

Etwas über den Einfluß der physischen Stimmung auf sittliches Verhalten.

Von den Nerven hängt hauptsächlich unser Wohl- oder Uebelbefinden ab, und es ist bekannt, wie vielerlei offenbare oder unmerkliche physische Ursachen dazu beitragen, daß wir uns leicht, munter und stark, oder gespannt, verdrießlich und schwach fühlen. Diese Bemerkung erhält wegen ihrer Beziehung auf unser sittliches und gesellschaftliches Verhältniß eine große Wichtigkeit. Mich dünkt, es erfordere keine sehr große Beobachtung, und sey auch schon oft bemerkt worden und unzweifelhaft, daß gar viele Fehler, Unarten oder (wenn man will) Untugenden, wodurch ein Mensch Andern beschwerlich wird, oft nicht sowohl in seiner Gesinnung, als in seiner Nervenstimmung und den dadurch bewirkten Gefühlen und Neigungen gegründet sind. Ist es nicht oft eine krankhafte Reizbarkeit, oder sonst ein fehlerhafter Zustand unsers Körpers, irgend eine Unordnung in ihm, wodurch wir z. B. zum Jähzorn, zum Argwohn, zur Bitterkeit, Ungeduld, Hartherzigkeit u. dgl. verleitet werden? Auch der Mensch von dem besten Charakter ist doch

Gefühls-Leben

	Gefühls-Gefühle	Willens-Gefühle	Erkenntniß-Gefühle
Ideale Gefühle	Schönheitsgefühl, Geschmack. (Gef. der idealen, geistigen Selbstbildung nach der Idee des Schönen.)	Gefühl des Guten, Gewissen. (Gef. des Handelns nach der Idee des Guten.)	Wahrheitsgefühl, Glaube. (Gef. des abstrakten Erkenntnis nach der Idee des Wahren.)
Verstandes-Gefühle	Zorn: Aerger. (Gef. der geistigen Selbstständigkeit.)	Muth: Furcht. (Gef. der Willenskraft.)	Stolz: Schaam. (Gef. des verständigen Erkennens.)
Körperliche Gefühle	Wohl- oder Uebelbefinden. (Gef. der körperlichen Selbstreproduktion.)	Gefühl der Bewegungskraft. (Muskelstärke od. Schwäche.)	Sinnen- und Perceptionsgefühl.
	Bilden	Bewegen.	Empfinden.

Körperliches Leben

besteht (dieß ist im Wesentlichen Kant's Ansicht) vorzüglich darin, daß den daran Leidenden gewisse innere körperliche Empfindungen mit öfterer Besorgniß erfüllen, und ihm Einbildungen bedenklicher körperlicher Uebel, besonders aber eine ängstliche Todesfurcht erregen, ungeachtet er, wenn seine Krankheit noch nicht zum höchsten Grade gestiegen ist, die Einbildungen von Zeit zu Zeit wohl selbst für leer oder übertrieben erkennen mag. Er ist nach dem Wechsel seines körperlichen Zustandes, der auch vom Wechsel der Witterung sehr abhängt, ohne daß gerade immer die heitere ihn nothwendig aufheitert, den Launen unterworfen, bald aufgeweckt und froh, bald plötzlich wieder muthlos und niedergeschlagen. Man empfiehlt ihm Zerstreuung, weil Alles, was ihn im anhaltenden Aufmerken auf seinem Zustand erhält, sein krankhaftes Gefühl verstärkt, da hingegen Ablenkung von demselben es mildert und entfernt. In dieser habituellen Reflexion auf sich selbst ist die Hypochondrie von Seiten der Seele hauptsächlich gegründet *). Sie ist ihm, bei dem Mangel an anziehender abwechselnder Unterhaltung und an freundlichem Umgange, zur Gewohnheit geworden, und leicht erscheint sich der Kranke nun elend, verachtet, verlassen, verkannt, mißgünstig belauert und verfolgt. Sein Gemüth ist so reizbar, daß fast Alles, was seine einförmige Seelenstimmung unterbricht, einen zu lebhaften und tiefen Eindruck auf ihn macht, und ihn zu schwermüthigen Vergleichungen, Folgerungen, Betrachtungen und Einbildungen veranlaßt. Da er im Grunde mehr zur Traurigkeit ge-

*) Diese zu große Beschäftigung mit sich selbst entsteht vielleicht, weil die freie harmonische Wechselwirkung seiner Individualität mit der Außenwelt gehemmt oder unterbrochen ist. Er bedarf daher solcher geistigen und sinnlichen Reize, die sie wieder herstellen.

stimmt ist, so fühlt er überall mehr, was ihm Erwünschtes fehlt, als was ihm Angenehmes zu Theil wird; und er kränkt, ärgert und ängstigt sich oft da, wo der Gesunde ruhig bleibt oder vergnügt ist. Ein zartes schwaches Nervensystem scheint immer Bedingung der Hypochondrie zu seyn. Damit ist gewöhnlich eine sehr bewegliche Phantasie und eine zu zärtliche Sympathie verbunden. Daher machen den Hypochondristen traurige Umgebungen von leidenden, kränklichen, klagenden Personen doppelt unglücklich, und er leidet dabei oft mehr, als sie selbst (wenn sie nicht auch hypochondrisch sind) leiden mögen. Hat ihn nun seine Lage nicht kräftig aufheitern können, so gesellt sich zu seinem Unglück noch eine ängstliche Furcht vor immer wiederkehrenden Scenen der Unruhe und des Kummers; und so liest er aus jeder nicht ganz heitern Miene eine traurige Botschaft, deutet sich Vieles aufs Schlimmste aus, und beweiset selbst für das Beruhigende und Tröstliche nur wenig Empfänglichkeit. Bisweilen ist sein Geist so widernatürlich gespannt, daß ihm, während er in sich vertieft ist, die gewöhnlichen Scenen des Lebens entweder wie ein flüchtiges Schattenspiel vorüberschweben, oder daß ihm im Gegentheil alle einzelnen Wahrnehmungen in geschärften Umrissen zu nahe treten, und daher keinen gefälligen Eindruck auf ihn machen. Er sieht dann immer Einzelnes, stößt sich an dem Einzelnen und muß sich Gewalt anthun, um in Gesellschaft diese unnatürliche Spannung zu verbergen, welche ihm die unbefangene Hingebung und Theilnahme raubt. Eine zu große und zu anhaltende Stille ist ihm gewöhnlich eben so zuwider, als eine zu geräuschvolle fortwährende, noch auf ihn eindringende Lebhaftigkeit. Sanft abwechselnde Eindrücke, eine wohlgeordnete Musik (kein verkünstelter Gesang mit widrigen Sprüngen und Rouladen), eine kleine Anzahl werther Personen, ein munteres, aber nicht hitziges Krei-

schendes Gespräch, mannichfaltige, doch nicht angreifende, nicht zu lange fortgesetzte Unterhaltung; Arbeiten, welche weder zu schwer, zu verwickelt, noch zu einförmig sind, diese und ähnliche Dinge entsprechen seinem Bedürfniß, und können ihn in eine frohe Stimmung setzen, wenn andre äußere Umstände übrigens auf ihn keinen überwiegend widrigen Eindruck machen. Anhaltende Geistesanstrengung und Mangel an hinlänglicher Leibesbewegung disponiren gewöhnlich zu dieser Krankheit, insofern einseitige Richtung der Thätigkeit Erschlaffung, Abstumpfung und Ermüdung der Kraft erzeugt, und der Mangel an Bewegung Stockungen in den körperlichen Funktionen und im Umlauf der Säfte herbeiführt; und die krankhafte Disposition wird vollends durch Einsamkeit, durch Entbehrung von Aufmunterung, durch Mißgeschick, durch angreifende, nicht befriedigte Leidenschaften, und einen Hang zur Grübelei nicht selten genährt und entwickelt.

Zu den angegebenen Zügen der Hypochondrie kann vielleicht noch folgendes gerechnet werden, nämlich eine immerwährende Aengstlichkeit, d. h. Besorglichkeit und unruhige Pünktlichkeit oder peinliche Genauigkeit in Kleinigkeiten und Einzelnheiten der Geschäfte und Lebensumstände, womit Furcht vor dem Ungewohnten und Neuen, ein gewisses Mißtrauen gegen sich und gegen Andre, und eine auffallende Unschlüßigkeit in Allem, was vom gemeinen Gleise abweicht, verbunden zu seyn pflegen. Alles dieß gründet sich auf ein Gefühl von Schwäche und hoher Reizbarkeit, welche den vielerlei äußern Eindrücken nicht widerstehen zu können scheinen. Ueberhäufte Geschäfte vermehren die Aengstlichkeit; und mißliche Vermögensumstände und Nahrungssorgen erhöhen sie noch mehr. Eine Anlage zur Engbrüstigkeit, oder eine periodische stärkere oder schwächere Beklommenheit, die theils aus Vollblütigkeit, theils aus Beschwerden der blin-

den Hämorrhoiden, bald bei Stockungen im Unterleibe, bald bei gewißen atmosphärischen Veränderungen, bald bei leerem Magen oder zu starker Leibesbewegung entsteht und überhand nimmt, trägt viel bei, die hypochondrische Aengstlichkeit zu unterhalten. Und die Phantasie ist dann immer mit einer Reihe trauriger Bilder, die wieder auf das Gefühl wirken, in Bereitschaft. Außerordentlich wirksam hat sich oft neben dem Genuße der freien Natur das kühle Flußbad von etwa zehn Minuten erwiesen, um den Unmuth auf einmal zu zerstreuen, das Lebensgefühl zu wecken, und dem Gemüth auf einige Zeit frohe Empfänglichkeit und Theilnahme wiederzugeben. Wie großen Einfluß die Witterung auf zarte Nervensysteme habe, ist bekannt. Ich habe oft bemerkt, daß eine zu große anhaltende Heiterkeit des Himmels die hypochondrische Stimmung mehr unterhielt, während eine durch den Zug der Wolken gemilderte Helligkeit wohlthätiger wirkte. Oft gab der Nordostwind dem Gemüth eine düstere Stimmung. Bei regenvollem Wetter erwachte dagegen nicht selten Heiterkeit in der Seele, obgleich die trüben Nebeltage des Herbstes oder Winters nur selten ohne einen ungünstigen Einfluß auf den Hypochondristen bleiben, wenn nicht fröhliche Geselligkeit sie ihn vergeßen machen kann.

Ich theile diese Bemerkungen mit, ohne zu wissen, ob sie wenigstens einiges Interesse dadurch erhalten, daß sie zum Theil aus Selbstbeobachtung geschöpft sind.

Zum Schluß noch eine Erinnerung an Leibnitzens Ausspruch über die Verbindung zwischen Seele und Leib.

»Die Philosophen der Schule« (schrieb Leibnitz in der Theodicee T. 1. P. 1. §. 59.) »glaubten einen gegenseitigen physischen Einfluß zwischen der Seele und

dem Körper. Seitdem man aber genauer erwogen hat, daß das Denken und die körperliche Ausdehnung keine Verbindung mit einander haben, sondern beide toto genere verschieden sind, haben mehrere unter den Neuern erkannt, daß es keine physische Kommunikation zwischen der Seele und dem Körper gebe, obgleich die metaphysische immer bleibt, zufolge welcher die Seele und der Körper ein und dasselbige Subjekt, oder das, was man Person nennt, ausmachen.«

Von dem psychischen Ursprung der Gifte.

Von
Nasse.

Daß dem Leben des Menschen der Genuß so vieler Stoffe Gefahr droht, daß es der vergiftenden Einflüße für ihn mehr gibt, als wohl für irgend ein anderes Geschöpf, wird minder auffallend bei der Erwägung, daß der Mensch sich höchst wahrscheinlich nicht mehr in seinem ursprünglichen Verhältniße zur Natur befindet. Den Gründen, die ich an einem anderen Orte für den Ausspruch, daß durch die Abweichung von diesem Verhältniß die Menge der Gifte für den Menschen vermehrt worden sey, angeführt habe *), schließen sich noch andere, für dieselbe Ansicht zeugende, an. Hat der

*) M. s. diese Zeitschrift Jahrg. 1823, Heft 1: Ueber die Natur des Menschen in früherer Zeit, S. 55.

Mensch in früherer Zeit, als ein bloß von Pflanzen und der Milch der Thiere lebender, eine größere Verdauungskraft gehabt, so mußte mit diesem Verhältniß eine geringere Macht schädlicher Stoffe über seine Gesundheit und sein Leben verbunden seyn, falls man nicht die Anwendbarkeit des dermalen sich aus der Erfahrung ergebenden Gesetzes, daß Verdauungskraft und die Macht angreifender in den Magen gebrachter Stoffe zu einander in einem umgekehrten Verhältniße stehen, für den vorliegenden Fall läugnen will. Daß Pflanzenstoffe, daß Milch auch noch jetzt den Folgen des Genusses giftiger Dinge am besten entgegenwirken, ist bekannt; eine nicht aus jenem Kreise hinausgehende Ernährungsweise erhielt also in dem Körper die stete Gegenwirkung gegen Gifte. War endlich die Seelenstimmung des Menschen ursprünglich ruhiger, milder, so mußte auch dieß dazu beitragen, seine Gesundheit, sein Leben der Macht nachtheilig wirkender Stoffe zu entziehen, da einer bekannten Erscheinung zufolge psychische Aufgeregtheit, wie Affekte und Gemüthsbewegung, die Macht berauschender, dem Leben Gefahr drohender Einflüße beträchtlich verstärkt.

Aber noch auf eine andere Weise erscheint die in der Folge der Zeit immer größer, immer allgemeiner gewordene Abweichung des Menschen von seinem ursprünglichen Verhältniß der Macht des ihm Gefahr Drohenden günstig. Schon daß die Alten weit weniger Gifte kannten, wie wir, deutet darauf hin, daß wir einen großen Theil unserer jetzigen nur suchend herbeigeschafft haben, und die Geschichte der neuesten, jetzt so häufigen Vermehrungen des Giftapparats zeigt dasselbe. Kein Metall, das der Mensch an der Oberfläche des Bodens findet, keines, das ihm, zu seinen Bedürfnißen dienend, so zu sagen, angestammt ist, wirkt auf ihn als ein mächtiges Gift, sondern nur die thun es, die er aus den Tiefen der Erde hohlt, die er zum Theil kaum an-

ders als zur Vergiftung gebrauchen kann, und die er sich zu dem schädlichen Gebrauche erst bereiten muß. Nicht in den Erzeugnißen des Pflanzenreichs, nach denen das Kind aus eigenem Antriebe schon von selbst greift, die einer unverderbten Zunge wohlschmeckend sind, sondern in den durch Schaalen und feste Kerngehäuse verhüllten, in den widrig schmeckenden lauert das Gift. Nur unter den Thieren, die sich dem Menschen nicht gesellig anschließen, die er erst mühsam aufsuchen muß, die schon im Anblick für ihn etwas Widriges mit sich führen, finden sich die giftigen; unter den Säugthieren ist für ihn kaum ein einziges giftiges, unter den Vögeln durchaus keines, unter den übrigen dann zwar viele, aber eben weit vom Menschen geschiedene, fast lauter Bewohner der Sümpfe, der Wildniß und des Meeres selbst. So wie sich nun aus diesem Allem für die gegenwärtige Betrachtung ergibt, daß die Macht der Gifte mit der psychischen Abweichung des Menschen in Beziehung steht, so zeigt es zugleich physiologisch, daß das im Vergleich gegen den Menschen Unvollkommnere leichter für ihn giftzeugend wird: ein Gesetz, worauf selbst die Metalle und Pflanzen, unter denen die giftigen fast immer minder vollkommen (die Metalle minder rein, mehr verkalkt oder verkalkungsfähig, die Pflanzen minder organisch entwickelt) sind als die nicht giftigen, hinzudeuten scheinen.

Wenden wir uns nun zu dem eigentlichen Gegenstande unserer Betrachtung, den durch psychischen Einfluß im menschlichen oder thierischen Körper vermittelten Ursprung von Giften, so mögen wir hier zunächst der den Aerzten bekannten Erfahrung gedenken, daß die Absonderungen des menschlichen wie des thierischen Körpers in großer Abhängigkeit von der Macht der Affekte stehen. Durch den Affekt wird der abgesonderte Saft nicht bloß der Menge, sondern, wie mehrere Thatsachen wahrscheinlich machen, jedesmal

auch der Beschaffenheit nach verändert. Wo der Einfluß heftig wirkt, da ist diese Beschaffenheitsveränderung außer allen Zweifel. Die Entartung des Absonderungssafts kann nun selbst den Grad erreichen, daß derselbe auf andere Menschen oder Thiere wie ein Gift wirkt. Zeugniß hiefür geben die von Aerzten aufgezeichneten Fälle, wo der Biß eines erzürnten Menschen in einem Anderen Brand, Wuth und selbst den Tod brachte, und die noch weit zahlreicheren von gleichen Folgen nach dem Biß erzürnter Thiere *), so wie die häufig beobachteten, wo die durch einen Affekt veränderte Milch dem Säugling tödtlich ward **). Daß hier ein Gift, und ein sehr gefährliches, erzeugt werde, läßt sich schwerlich aus einem nur eben gnügenden Grunde in Zweifel ziehn.

Diesen Fällen, wo Gifte durch Affekte entstehen, reihen sich diejenigen an, wo aus gleicher Ursache lebensgefährliche Ansteckungseinflüße hervorgehen. Gerade die beiden Ansteckungseinflüße, deren Erzeugung wohl ohne Zweifel noch jetzt fortdauert und über deren Entstehen wir also noch die am meisten sicheren Vermuthungen haben, zeigen uns ein solches Verhältniß.

Was für Vermuthungen man auch über die dem Entstehen des ursprünglichen Typhus günstigen Bedingungen aufgestellt haben möge, am wahrscheinlichsten bleibt doch die, der schon Minderer, Don. Monro und Pringle

*) M. s. viele frühere Fälle angeführt in Ploucquet's Init. Biblioth. med. Bd. 5. S. 697 u. f., und neuere bei Henning (Hufeland's Journal der prakt. Heilkunde, Bd. 31, St. 2, S. 62.) und Veith (Handbuch der Veterinärkunde, Aufl. 2, S. 758.)

**) Das neueste öffentlich bekannt gewordene Beispiel der Art erzählt Tourtual in Hufeland's Journal, Bd. 56, St. 2, S. 96.

sich zuneigten und die in neuerer Zeit besonders durch von Hildenbrand (Ueber den ansteckenden Typhus, Aufl. 2, S. 288) und Bernhardi (Contagien-Lehre, Bd. 1, S. 403) begründet worden ist, daß nämlich die Ausdünstungen in engen Räumen zusammengedrängter Menschen diese Entstehung bedingen. Daß indeß hierzu die Anhäufung der Ausdünstungen allein nicht hinreiche, zeigt jedes überfüllte Schauspielhaus, wo es zwar Beklemmungen und Ohnmachten, aber keine Typhusentstehung gibt; während hingegen in Hospitälern, in Gefängnißen, in den Hütten der Armen, also da, wo Angst ist und Noth, die bekannten Ursprungsstäten des Typhus sind.

Die beglaubigten Fälle, wo gereizte Thiere, besonders aber zur Begattungszeit gereizte, durch ihren Biß die Wuth verursachten *), sind unstreitig mehr wie irgend etwas anderes dermalen Bekanntes geeignet, uns Aufschluß zu geben über die Bedingungen, unter welchen die wahre Hundswuth entsteht. Daß diese Krankheit nur in denjenigen Ländern vorkommt, wo der Mensch die Thierart, bei der sie wohl immer, wenigstens mit seltenen Ausnahmen, zuerst entsteht, in der freien Befriedigung des Geschlechtstriebes gestört hat, daß sie dagegen da, wo die Hunde sich selbst überlassen sind, wo ihre weiblichen Jungen nicht ersäuft werden und wo Kämpfe der männlichen Thiere um die weiblichen deshalb nur selten gesehen werden (m. vergl. Larrey in der Description de l'Egypte, Bd. 1, S. 518) nicht vorkommt, daß gerade zur Zeit der Brunst, im Frühling und im Herbst, wo der Hund unserer Gegend den heftigsten psychischen Aufregungen theils durch den Begattungstrieb, theils durch jene Kämpfe unterworfen ist, die meisten Fälle von Wuth unter diesen Thie-

*) M. s. Ploucquet a. a. O; ferner Veith a. a. O. S. 754.

ten vorkommen (m. s. Veith a. a. O. S. 754, und diese Zeitschrift für 1820, Heft 1, S. 193): alles dieses vereinigt sich mit jener Ansicht von dem psychischen Ursprung dieser furchbaren Krankheit.

An die abnorme Gifterzeugung beim Menschen und bei den Thieren, von der im Vorigen die Rede war, schließt sich die mehreren Thiergeschlechtern eigene normale an. Vor allem bietet sich uns hier das Geschlecht der Schlangen dar, von denen mehrere durch ihre große Geneigtheit zur psychischen Aufgeregtheit und durch ihre Gifterzeugung ausgezeichnet sind. Es ist bemerkenswerth, daß diejenigen Arten dieser Thiere, die wenig oder gar nicht geneigt sind zu beißen, auch kein Gift haben, die giftigen aber besonders rasch zu Zorn und Wuth sind. *) Allerdings tödtet auch das Gift, das den Thieren zur Zeit ihrer Ruhe genommen wird (m. s. Fontana über das Vipergift, S. 14); hierin liegt aber kein Beweis, daß dasselbe nicht in einer psychischen Aufregung erzeugt worden sey.

Von den psychischen Stimmungen der anderen gifterzeugenden Thiere ist freilich wenig bekannt; was indeß, wenn auch nur wahrscheinlicher Weise, davon bekannt ist, spricht ebenfalls für jene Ansicht, der die im Vorigen angeführten Thatsachen günstig sind. Mehrere Insekten deren Biß, auch ohne Zurücklassung eines mechani-

---

*) Laurenti's Versuche zeigen, daß die gemeine Blindschleiche nicht beißt, wie sehr man sie auch reizt. Vergl. auch Lacepede's Naturgeschichte der Amphibien, Bd. 5, S. 123. Von der zornigen Natur der Klapperschlange reden dagegen fast alle früheren Beobachter (m. s. bei Lacepede a. a. O. S. 96 u. f.), so wie die neueren. Mögen die Klapperschlangen, welche man gezähmt hat (m. s. Froriep's Notizen N. 138, S. 84) wohl noch Gift erzeugen?

schen Reizes, heftigen Schmerz und Geschwulst erregt, sind reizbare, sich rasch und heftig zur Gegenwehr stellende Thiere; und was Penada von einer auf Insekten-Stiche eingetretenen Wuth erzählt, betrifft eben wieder Folgen der psychischen Aufregung zur Zeit der Begattung.

Und so findet eine Zusammenstellung dessen, was die jetzt bekannten Thatsachen über den hier besprochenen Gegenstand ergeben, sich der Hauptsache nach in vollkommener Uebereinstimmung mit dem, was schon Fr. Hoffmann in seiner Pathologia generalis, P. II, Cap. II, §. VII über die nahe Beziehung von Affekten und Gifterzeugungen lehrt: Venenum quod animantia ictu vel morsu communicant, originem et naturam suam maxime ac primario debet animi affectui vehementiori, qualis est ira, eaque extrema et continuata, quae in morbum, rabiem vel insaniam tandem degenerat. Dahingestellt müssen wir indeß lassen, wenn er, noch weiter gehend, den Ausspruch thut (ebendas. §. VI.): Neque insectum, neque ullum aliud animal in se est venenatum; sed maxime eorum ictus vel morsus vim veneni obtinet; siquidem tunc demum venenosam quasi naturam induunt, quando ira vel rabie, quae extrema et continua irascentia est, exagitantur; und im Scholion zu §. VII.: Atque hinc clarissime patet, inter venenum et animi affectum, praesertim vehementiorem, ratione efficaciae, virium et effectuum nullam prorsus intercedere differentiam.

Kann der Speichel, kann die Milch unter psychischem Einfluß eine giftige Eigenschaft erlangen, so liegt allerdings die Frage sehr nahe, ob das Gleiche nicht unter Umständen für jeden Absonderungssaft Statt finden könne. Der Speichel scheint zwar in näherer Beziehung zur Wuth zu stehen, und die Brustdrüsen der Säugenden sind wahrscheinlich als das relativ schwächere Organ vorzüglich der nachtheiligen

psychischen Einwirkung ausgesetzt; aber ein anderer Affekt, eine andere Stimmung des Körpers könnte auch andere Organe treffen. Schon Fr. Hoffmann sagt (a. a. O. §. X.): **Dissuademus itaque magnopere coitum cum viris, quos paulo ante gravis animi affectus corripuit.** Daß die im Aerger in den Darmkanal ergoßene Galle dort heftige Schmerzen, Grimmen und Durchfall, also Erscheinungen wie von einem Gifte, hervorbringen könne, ist bekannt. Die leicht fliessenden Thränen des Kindes greifen, wie oft auch vergoßen, die Augen nicht an; da hingegen die, welche tiefer Kummer dem Erwachsenen auspreßt, in Kurzem Brennen und Röthe bewirken.

Das Zusammenvorkommen einer psychischen Aufregung mit der Saamenausscheidung geht bekanntlich, so weit genaue Beobachtungen darüber vorhanden sind, bis zu den niedersten Thiergeschlechtern herab (m. s. besonders Rusconi in seinen **Amours** des salamandres, S. 33). Daß aber nicht bloß die Saamenaussonderung, sondern auch die Saamenabsonderung in die Zeit der psychischen Aufregung falle, ist bei mehreren Thieren aus der zu jener Zeit eintretenden Veränderung ihrer Saamenabsonderungswerkzeuge offenbar, und für den Menschen wenigstens wahrscheinlich. Die heftigere Aufregung bei der Absonderung verstärkt dann die Macht des Ausgesonderten, wie der Biß der Schlange die Macht des Giftes. (M. s. schon Lucae physiologisch-medicinische Untersuchungen, S. 39)

Was die Ansteckungseinflüße betrifft, so ist auffallend, wie es so ganz an Thatsachen fehlt, die auch nur für einen einzigen derselben eine Entstehung aus bloß körperlichen Verhältnißen wahrscheinlich machten. Daß Gifte unter besondern Umständen im menschlichen und thierischen Körper durch bloß physische Bedingungen erzeugt werden können, ist außer Zweifel; aber die Ansteckungsstoffe verhalten sich

auch hierin auf andere Art *). Will man auch die Menschenpocken von den Kuhpocken und dadurch denn ebenfalls von der Mauke ableiten, so ist diese Ableitung doch theils noch unbegründet, theils bleibt die Frage, unter welchen Bedingungen denn die eigenthümliche Beschaffenheit der Menschenpocke aus der Kuhpocke entstanden sey, unbeantwortet, und Thatsachen, die diese Beantwortung befriedigend geben könnten, fehlen.

Wo physische Bedingungen an der Erzeugung von Ansteckungsstoffen aller Wahrscheinlichkeit nach Antheil haben, da ist doch ein psychischer Einfluß wenigstens mit im Spiel. Die mit Geschlechtsausschweifung zusammenhängenden Krankheiten liefern hierzu den Beleg. Wer mit v. Hildenbrand (a. a. O. S. 285) eine noch in jetziger Zeit ohne vorausgegangene Ansteckung fortgehende Erzeugung venerischer Ansteckungsstoffe annimmt, kann den psychischen Einfluß nicht ausschließen; und auf das, was wahrscheinlich in früherer Zeit geschah, deutet das Resultat der Versuche, die v. Zellenberg (Abhandlung über die ersten Erscheinungen venerischer Lokalkrankheitsformen, S. 12) über den Erfolg

---

*) Sollte man hier Morgagni's Erfahrung (Epist. 59. Art. 18) anzuführen geneigt seyn, der zufolge die aus dem Darmkanal eines nach vorausgegangenem Tertianfieber unter Convulsionen gestorbenen Kindes genommene Galle bei zwei damit geimpften Tauben ebenfalls unter Convulsionen den Tod verursachte, so ist dagegen zu erinnern, daß die Convulsionen hier auch die Folge des bloßen giftigen Reizes seyn konnten, was um so wahrscheinlicher der Fall war, je weniger die Annahme, sie seyen durch Ansteckung entstanden, schon wegen des großen Organisationsabstandes der beiden Körper, zwischen denen die Uebertragung Statt fand, begründet ist.

von widernatürlichen Geschlechtsvermischungen bei Thieren anstellte, auf eine gewiß sehr beachtenswerthe Weise hin.

Können nun ansteckende Krankheiten, wie aus allem Vorhergehenden nicht unwahrscheinlich wird, eines psychischen Ursprungs seyn, so mag uns dies Resultat hier wohl noch zuletzt an ein Verhältniß erinnern, das vielleicht durch eben dieses Resultat einigen Aufschluß erhält. Bekanntlich ist es eine uralte, jedoch auch noch jetzt dauernde Volksansicht, daß, wenn die sittliche Verderbniß der Menschen ein gewisses Maaß erreicht hat, Gott über das entartete Geschlecht zur Strafe böse Seuchen ergehen laße, und die Geschichtschreiber der früheren Zeit wißen manche Beispiele der Art zu erzählen. Das Erscheinen von Seuchen zur Zeit sittlicher Verderbniß kann Thatsache seyn, aber vielleicht noch eine andere Deutung zulaßen, als jene, die Einwirkung Gottes von Zeit zu Zeit und gewissermaaßen außer der Ordnung in Anspruch nehmende. Die Ausschweifung kann unmittelbar durch sich selbst, durch die mit ihr verbundene psychisch-körperliche Störung, die Strafe, die Seuche, herbeiziehen, allerdings ebenfalls nach Gottes Fügung, nur nicht in einem sich jedesmal erneuernden Wunder.

Ueber die rabdomantischen Pendelschwingungen.

Von

Herrn Dr. Schindler,
praktischem Arzte zu Greiffenberg.

Zu der Zeit, als Ritter, den Erscheinungen der Wünschelruthe seine Aufmerksamkeit schenkend, ihr einen wissen-

schaftlichen Platz anzuweisen versuchte, fing er auch an, ein Phänomen zu würdigen, das schon früher bekannt, aber weniger beachtet worden war, den Schwingungen des Schwefelkiespendels des Abbé Fortis.

Schon seit wenigstens dreihundert Jahren war die Rabdomantie bekannt, wenn auch weder der Stab des Moses, womit er in der Wüste die Quelle schuf, noch der Stab des Merkur und die Ruthe der Circe, Wünschelruthen waren, und wenn auch Cicero *) und Ennius **), wie man gedeutet hat, ihren Gebrauch nicht kannten; indeß war die Kenntniß von den Erscheinungen der Wünschelruthe nur das Eigenthum weniger Menschen, die sie als Werkzeug des Aberglaubens und der Gewinnsucht schwingen ließen. So fand diese unerforschliche Naturkraft wenig Glauben und 1692 der Bauer Jacob Aymar von St. Vervan, und sein Vertheidiger, der Abt von Vallemont, hatten eben so viele Gegner, als Pennet und der gelehrte Thouvenel, Bleton und Franklin, Anfossi und Amoretti, Campetti und Ritter hundert Jahre später. Spallanzani, Fortis, Amoretti, Ritter, Gluz, Zollikofer beschäftigten sich in neuerer Zeit mit diesen Versuchen, und wenn das Zeugniß so vieler etwas beweisen kann, so sollte man es wohl als glaubwürdig annehmen, daß die unorganische Natur bestimmte Einflüße auf den menschlichen Körper zu äußern vermag, welche sich durch Bewegung aussprechen, wenn unter gewißen gegebenen Bedingungen etwas Bewegliches in der Hand ge-

---

*) De Offic. Lib. I, 44. Quod si omnia nobis, quae ad victum cultumque pertinent, quasi virgula divina, ut ajunt, suppeditarentur.

**) Quibus divitias pollicentur, ab iis drachmam ipsi petunt, de his divitiis deducam drachmam, reddam cetera.

halten wird, dieß mag nun ein stab- oder gabelähnlicher Körper aus Holz, Metall, Papier oder ein Pendel seyn.

Auch diese Schwingungen des Pendels waren schon früher bekannt *), wurden aber für Spiele des Zufalls, für Täuschungen der Einfalt, für niedern Betrug gehalten und auch zu solchen benutzt, selbst bei fremden Völkern; so erzählt Shaw, daß die Indianer einen Stein an einen Faden binden, um aus den Schwingungen den Dieb zu errathen. In neuern Zeiten sanken diese, auf tief verborgene Naturkräfte gegründeten Erscheinungen, in der Hand der Layen zu gedankenlosen Spielereien herab; bald sollte die Pendelschwingung das Temperament anzeigen, je nachdem es über dem Kopfe eines Menschen schneller oder langsamer schwang, bald durch die Zahl der Schläge in einem Glase die Zeit bestimmen u. s. w. Diese und ähnliche Spielereien sieht man öfters machen und wunderbarer Weise gelingen, bis ein Ungläubiger dazu tritt, zweifelnd den Faden in die Hand nimmt und nichts erfolgen sieht, als ein unbestimmtes Zittern des Pendels.

Hält man nämlich, wie bekannt, einen Faden, an dessen unterm Ende sich ein schwerer, fester Körper befindet, mit zwei Fingern in der Hand fest und frei, so fängt der Körper nach kurzer Zeit an, allmählig Kreis- oder Längen-Schwingungen zu machen, die bald schneller, bald langsamer, einen größern oder einen kleinern Raum durchlaufen. Nach Ritters Beobachtungen waren die Schwingungen kreisförmig von der rechten zur linken, wenn der zu schwingende Körper (Schwefelkies, Metall), über den Südpol

*) So wahrsagte Numa Pompilius, wie Pierius Valerianus bezeugte, durch das Anschlagen eines Ringes, der in ein Glas Wasser herabhing, und Pater Kircherus machte diese Versuche vor 1664 in Rom.

des Magnets, über Kupfer und Silber, über die Stiele von Früchten, über die Nase, den Mund des Menschen u. s. w. gehalten wurde, kreisförmig von der linken nach der rechten Seite hingegen, über dem Nordpole, über Zink und Wasser, über der dem Stiele entgegengesetzten Seite der Früchte, über Stirn, Augen, Kinn des Menschen. Er erklärte diese und alle seine deshalb angestellten Versuche durch eine polarische Anziehungskraft und jeder neue Versuch schien die angenommene Theorie zu bestätigen.

Amoretti hatte die Ritterschen Resultate schon früher gewonnen.

Pfaff fand den Schwingungskörper und die Unterlage gleichgültig, aber ein Fixiren des Willens auf die gewünschte Bewegung für das Gelingen des Versuchs nothwendig und er leitete die Schwingungen von einer mechanischen Bewegung der Hand, durch Association der Augenbewegung veranlaßt, her.

Knoch fand die Amorettischen und Ritterschen Versuche wahr und bestätigte sie durch neue.

Zu diesen Pendelschwingungen gehören auch die Versuche von Grey und Schäffer. Ersterer hielt ein, an einem Faden hängendes, Korkkügelchen über eine auf einem Harzkuchen liegende Kugel und sah es verschiedene Schwingungen machen; letzterer hielt eine gläserne Glocke an einem seidenen Faden über ein geriebenes Elektrophor und sah dieselbe bald in der Mittagslinie schwingen. Die Versuche gelangen ihm auch, als er den Faden an ein hölzernes Statif befestigte und seine Hand mit dem Statif in Berührung brachte.

Bald suchte man, wie Chauvin und Garnier, die Erscheinungen der Wünschelruthe und der Pendelschwingungen aus der Wirkung der aus dem Körperaufsteigenden Atome zu erklären; bald rief man die Sympathie und Apathie zu Hülfe,

wie Paracelsus und Melanchton; bald sollte die Einwirkung der Gestirne und ihrer Aspekten die Ruthe bewegen, wie Basilius Valentinus und Vallemond lehrten; bald sie gar durch eine Einwürkung des Teufels ihre Wirksamkeit erhalten, wie Pater Schottus behauptete. Die Neueren nahmen Elektricität, Galvanismus und Magnetismus bei der Erklärung dieser Erscheinung zu Hülfe; aber welchen Weg man auch einschlug und welche Versuche man auch machte, um die angenommene Theorie zu bestätigen, so gelangen sie alle einzeln; aber sie hörten auf zu gelingen, sobald die Reflexion die reine Erfahrung trübte. So erzählte Prof. Steffens in seinen Vorlesungen, daß er einst gefunden, wie das Pendel, wenn er Eisen in der einen Hand hielt, immer im magnetischen Meridian schwinge. Ein Freund von ihm wollte die Erfahrung erweitern, und nachdem er verschiedene Metalle genommen und verschiedene unter sich verbunden hatte, gelang es ihm, eine Windrose durch die verschiedenen Pendelschwingungen zu construiren. Voller Freude über die gemachte Entdeckung eilte er zu einem Freunde und bestimmte sich durch das Eisen den Norden; alle Versuche gingen trefflich von Statten, aber es fand sich, daß er sich einen falschen Norden bestimmt hatte und dennoch war jeder einzelne Versuch gelungen.

Schon seit mehreren Jahren beschäftigte ich mich längere Zeit zweifelnd mit diesen Versuchen, überzeugte mich von der Unmöglichkeit einer Täuschung, fand aber die Ritterschen Versuche eben so oft bestätigt, als mißlungen und experimentirte längere Zeit, ohne ein Resultat erlangen zu können, bis mich einst das Anschlagen des Ringes an die Wände des Glases beschäftigte, wodurch angeblich die Zeit bestimmt werden sollte. Der Versuch gelang mir, so oft ich ihn wiederholte und doch war die Stundenzahl eine nur willkührliche Bestimmung und der Grund der Erscheinung

konnte nicht in einer unbekannten äußern Naturkraft liegen; ich suchte ihn in mir selbst, in meinem Willen und der Erfolg meiner Untersuchungen bestätigte unwiderlegbar die Wahrheit meiner Annahme. So fand ich, was Pfaff *) und Zimmermann **) schon früher geglaubt hatten (deren Arbeiten ich damals noch nicht kannte), erwiesen, aber ihre Erklärung der Erscheinung (durch einen Stoß der Hand) eben so wenig gnügend als die Rittersche.

Die Versuche wurden meist mit fest aufliegendem Vorderarme angestellt, um jedes Wanken möglichst zu vermeiden. Ich bediente mich gewöhnlich eines runden goldenen Ringes, der an einem Haare befestigt war, das ich mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand festhielt.

Ich bestimmte mir die Zahl, wie oft der Ring an die innere Seite eines halb gefüllten Wasserglases anschlagen sollte, und der Versuch gelang. Ich ließ das Wasser als etwas Zufälliges, aus dem Glase, hinweg; ich hielt den Ring außerhalb des Glases, so daß er, in den stärksten Schwingungen, nur das Glas erreichen konnte, und der Erfolg war in beiden Fällen der erwünschte: der Ring schlug die vorgesetzte Zahl an und kam dann in immer kürzer werdenden Schwingungen zur Ruhe. — Der Versuch gelang nicht, sobald der Ring durch das wiederholte Anschlagen an das Glas in so schnelle Schwingungen kam und so schnell hinter einander anschlug, daß ich mich verzählte, wo er dann noch so viele Male anschlug, als ich glaubte, daß zu der vorgesetzten Zahl noch fehlte; er mißlang ebenfalls, wenn meine Aufmerksamkeit durch etwas Anderes abgezogen wurde und mein Wille aufhörte, kräftig auf den Ring zu wirken.

Jetzt versuchte ich die Schwingungen über Metaller

*) Gilbert's Annalen, Bd. 27; S. 41.
**) Ebendaselbst, S. 337.

nach meinem Willen zu bestimmen und es mißlang mir, sobald ich nur kräftig wollte, nie. Bald ließ ich nun die Metalle, von denen ich mich der gewöhnlichsten zu Unterlagen bedient hatte, als etwas Zufälliges, hinweg und die Schwingungen folgten immer meinem Kommandoworte: bald sollten es Kreisschwingungen nach der rechten, bald welche nach der linken Seite seyn; bald durchliefen sie alle Durchmesser eines angenommenen Kreises.

Auch den an den Faden befestigten schweren Körper fand ich für das Gelingen des Versuches ganz gleichgültig: Gold, Silber, Kupfer, Bley schwangen eben so wie Glas, Holz, Wachs, Thon, Edelsteine, Schwefelkies und andere. Eben so gleichgültig ist der Faden, woran man den Körper befestiget: goldene und silberne Ketten, Seide, Baumwolle, leinenes Garn, Pferde- und Menschenhaar geben dieselben Resultate; auch, wenn der ganze Pendel von einem und demselben Stoffe ist, erfolgt die Schwingung. In dem einzigen Falle habe ich auch mit der größten Anstrengung keine Schwingung erfolgen sehen, wenn der zu schwingende Körper zu leicht war, z. B. eine Flaumfeder. Mit bedeutenden Gewichten (wenn auch nicht mit solchen, womit Schäffer experimentirte) sind mir die Schwingungen immer gelungen, war ich nur im Stande den Körper zu halten. Je schwerer der Körper, desto schwerer ist eine Täuschung möglich, denn es gehört dann schon eine sehr sichtbare äußere Kraft (ein Stoß) hinzu, um ihn in Bewegung zu setzen.

Hält man das Pendel fest zwischen den beiden Fingern und wirkt der Wille kräftig darauf ein (was allerdings am besten geschieht, wenn man beständig auf den Ring sieht, oder wenn man sich die gewünschte Form der Schwingung auf die Unterlage z. B. mit Kreide auf den Tisch zeichnet und diese fixirt, hingegen nicht so kräftig, wenn man auf die haltende Hand

sieht), so kommt es allmählig in die gewollte Bewegung, in immer größer werdenden Schwingungen, deren Größe nach dem mehr oder minder kräftigen Willen, auch nach der besondern Disposition des Haltenden, sehr verschieden ist, eben so verschieden, als die Zeit, in der es zu schwingen anfängt. Beides hängt sehr von der Uebung ab und von dem Glauben an das Gelingen, den man durch öfters gelungene Versuche erhält; in meiner Hand fängt der Ring fast in demselben Augenblick zu schwingen an, worin ich den Faden anfaße; bei andern sah ich es mehrere Minuten dauern, ehe die Schwingungen erfolgten.

Hält man das Pendel mit dem festen Willen, es solle nicht schwingen, so sieht man zwar ein unbedeutendes Zittern von der Hand ausgehend, aber keine Schwingung. Eben dieß geschieht, wenn man das Pendel in der Hand hält, ohne etwas dabei zu denken, sich von allen Schwingungs-Vorstellungen losreißend.

Will man, während das Pendel im Schwunge ist, eine andre Schwingung, so kommt es, ist die neue der vorigen geradezu entgegengesetzt, z. B. eine Kreisschwingung von der rechten zur linken gewesen und soll es nun eine von der linken zur rechten seyn, durch allmählig kürzer werdende Schwingungen zur Ruhe und aus dieser entwickelt sich nach mehrern Sekunden die neue Bewegung. Ist die neue Schwingung hingegen der ersten ähnlicher, beschrieb das Pendel z. B. im Anfange einen Zirkel und soll es nun den Durchmesser desselben beschreiben, so werden die Schwingungen elliptisch und nähern sich allmählig immer mehr der geraden Linie, bis sie in diese vollkommen übergehn.

Schwingt das Pendel und man will seine Ruhe, so kehrt es allmählig zu dieser zurück.

Die Schwingungen gelingen gleich gut, der Haltende mag isolirt oder nicht isolirt seyn, die Körper, über denen

die Schwingung erfolgen soll, mögen isolirt oder nicht isolirt seyn.

Die Schwingungen erfolgen, man mag das Pendel mit den verschiedensten Fingern, oder auch mit den Fingern beider Hände, mit der rechten oder linken Hand halten, gleich gut. Sie gelingen auch mit geschloßenen Augen, wenn nur ein kräftiges Wollen einwirkt; tilgt man aber alle Schwingungsvorstellungen aus seiner Seele, so bleibt der Ring in Ruhe.

Schon diese Versuche würden hinreichend seyn zu beweisen, daß die galvanischen oder magnetischen Verhältnisse der schwingenden Körper bei dieser Art von Schwingungen nicht in Betracht kommen, da alle Körper dem bestimmenden kräftigen Willen gleich willig in alle möglichen denkbaren Richtungen folgen; schon sie würden die große Rolle beweisen, die des Menschen Willen bei dieser Naturerscheinung spielt, setzten nicht folgende Versuche dieselbe außer allen Zweifel.

Selbst noch nicht ahnend, was erfolgen würde, wenn zwei sich entgegenstrebende Willenseinflüsse auf den zu schwingenden Körper wirkten, setzte ich einen, an einem Menschenhaare hängenden goldenen Ring in Kreisschwingungen. Als dieselben einen so großen Zirkel beschrieben, wie er gewöhnlich zu werden pflegt, legte ein Freund von mir, der Dr. Nitzsche, der auch die übrigen Versuche mit mir mit gleichem Erfolge gemacht hatte, seine Hand so auf die meine, daß die Spitzen seiner Finger die meinigen, die den Ring hielten, berührten, mit dem festen Willen, den Ring im Diameter des Kreises schwingen zu laßen, ohne daß ich wisse, welche Veränderung der Schwingung er wünsche. Allmählig näherten sich die Kreisschwingungen der elliptischen Form und stellten bald eine vollkommene Ellipse dar. Bei Wiederholung dieses Versuches blieb der Erfolg immer der

nämliche, möchte ich es wissen, welche Richtung mein Freund dem Ringe geben wollte oder nicht.

Schwingt der Ring in einer graden Linie und der zweite bestimmende Wille will einen Kreis beschrieben sehen, so entsteht ebenfalls eine Ellipse, wie im vorigen Falle.

Schwingt der Ring in einer geraden Linie und ein Zweiter will eine andre gerade Linie, die die vorige in einen rechten Winkel durchschneidet, so wird die Schwingung allmählig schief und der Ring schwingt in einer Linie, die zwischen jenen beiden in der Mitte liegt und sie im Mittelpunkte durchschneidet.

Ganz gleich ist der Erfolg, wenn beide Willenseinflüsse die Bewegung des Ringes bedingen, ehe derselbe überhaupt noch zu schwingen anfängt. Steht der Ring aber in Ruhe und der Haltende will eine beliebige Bewegung hervorrufen, der Zweite legt aber seine Hand mit einem, dieser Richtung gerade entgegengesetzten, Willen auf die Hand des Haltenden, ehe der Ring noch in Schwingungen kommt, so bleibt der Ring unbeweglich stehen oder zittert nur unregelmäßig von dem Zittern der Hand, wie es auch der Fall ist, wenn man den Ring hält, ohne etwas bestimmtes dabei zu denken. — Schwingt der Ring aber schon, ehe die entgegengesetzte Bewegung gefordert wird, z. B. von rechts nach links, im Kreise und der zweite will ihn von links nach rechts schwingen lassen, so tritt allmählige Ruhe ein.

So verschiedentlich man auch diese Versuche in den verschiedenen Richtungen abändert, so beschreibt der Ring doch immer die Figur, die ein durch zwei sich entgegenwirkende physische Kräfte in Bewegung gesetzter Körper beschreiben muß. Ich habe diese Versuche seit mehreren Jahren mit verschiedenen Männern wiederholt und immer dieselben Resultate erhalten.

Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich behaupte,

daß ich es jedesmal deutlich fühle, wenn ein zweiter Wille den meinigen in seiner Thätigkeit beschränkt *). Zu beschreiben ist dieß Gefühl eben so wenig, als jedes andere, aber doch weiß ich im Innern den Zeitpunkt anzugeben, wenn meine Herrschaft auf die Bewegung des Ringes aufhört, oder beschränkt wird. Doch will ich hierauf kein Gewicht legen und es gern zugeben, daß bei diesem Gefühle Täuschung obwalten kann, da es die Frage wäre, ob ich etwas empfinden würde, wenn ich meine Augen nicht auf den Ring heftete, und nicht die abweichende Bewegung sähe, die, alles Fixirens ohngeachtet, gegen meinen Willen eintritt.

Stehen alle bis jetzt aufgestellten Erscheinungen fest, so bedarf es kaum noch anderer Versuche, um zu beweisen, daß die auf das Pendel wirkende Kraft, in dieser Reihe der Versuche, einzig in dem kräftigen Willen des Menschen zu suchen ist; aber es gibt noch eine andere Reihe von Pendelschwingungen, die allein durch die Wechselwirkung der unorganischen mit der organischen Natur bedingt ist: die Versuche wie sie zum Theil Fortis, Amoretti, Ritter, Heinrich **), Knoch ***) und Zollikofer †) machten und deren Möglichkeit und theilweise Wahrheit ich keineswegs be-

*) So versichern es auch die mit der Wünschelruthe experimentirenden Rabdomanten zu fühlen, wenn Wasser oder Nebel auf sie einwirkt. — Auch Knoch erzählt, (m. s. Gilb. Annal. Bd. 57, S. 369) daß die Anziehung der Unterlage auf das Pendel oft so stark sey, daß man glauben sollte, der Pendel sey vielmal schwerer geworden, oder daß eine entgegengesetzte Kraft es wegzuziehen suche. — Mir selbst kam diese Erscheinung oft vor, wenn ich über untergelegtem Metalle doch nach meinem Willen schwingen lassen wollte.

**) Gilbert's Annalen, Bd. 27, S. 328.

***) Ebendaselbst, Bd. 57, S. 360.

†) Morgenblatt 1810; Dezember.

zweifeln möchte, wenn gleich ein großer Theil ihrer Versuche auch der ersten Reihe angehört. Ist auch die scheinbar leblose Natur vermögend, Einflüsse auf den menschlichen Organismus zu äußern, die sich bei hinlänglicher Stärke durch Bewegung aussprechen, wenn gewiße Bedingungen gegeben sind, was sich doch nicht läugnen läßt *) und durch Erfahrung bewiesen ist, so ist es doch eben so gewiß, daß ein kräftiger Wille und ein fester Glaube dieselben Erscheinungen hervorzurufen im Stande sind. Daß diese Kräfte in die dynamische Sphäre der Menschen eingreifen und wunderbare Erscheinungen hervorrufen, wird man bald glauben müssen; warum sträubt man sich denn einzugestehen, daß sie einen Ring in Schwingung zu setzen vermögen? Glauben und Wollen sind die nothwendigen Erforderniße zum Gelingen dieser Versuche, daher auch das Fixiren mit den Augen beinahe unerläßlich ist. Ist der Versuch nur einmal gelungen, so steht der Glaube in dem durch das Wunderbare so leicht zu fangenden Menschen unerschütterlich fest und der Versuch gelingt, so oft er wiederholt wird, mißlingt hingegen, sobald man das Pendel schon mit vorgefaßter Meinung der Unmöglichkeit ergreift.

Schon mehrere Experimentatoren fühlten die Wichtigkeit des Willeneinflusses bei den Bewegungen des Pendels, wie Marechaux, welcher sagt: »Ich hatte es nunmehr in meiner Gewalt, über seine Bewegung und seine Ruhe zu gebieten«, und Ritter, welcher erklärt, »man könne dieser Kraft (der Einwirkung der Unterlage auf das Pendel) entgegen-

*) Ich hörte eine Somnambule laut aufschreien, als eine Person, die kurz vorher mit ihr in Rapport gesetzt worden war, im dritten Zimmer ein Federmesser ergriff, der Einwirkungen der Elektricität und des Galvanismus gar nicht zu gedenken.

wirken.« Aber noch mehr fanden es die Gegner: so führt der Verfaßer des Versuchs einer aus mechanischen Ursachen hergeleiteten Erklärung der Schwingungen u. s. w. in Gilberts Annal. Bd. 27, der die Ursache der Erscheinung in eine feine Association zwischen Augen und Handbewegung setzt, folgende Sätze an, die gegen die Wahrheit der Erscheinung sprechen sollen.

»2) Die Qualität des Pendels, des Fadens, an welchem es hing und der Unterlage, über welchen es schwang, war gleichgültig«.

»3) Die Richtung der Bewegung hing von der Form der Unterlage ab, oder vielmehr von der Art, wie dieselbe fixirt wurde.

»6) Der Wille hat Ruhe und Bewegung völlig in seiner Gewalt, indem es dazu nur der lebhaften Vorstellung eines Körpers, oder was eben das ist, einer bestimmten Form und der Fixirung derselben mit dem wirklichen Auge oder der Einbildungskraft bedurfte.«

Aehnliche Resultate fand Zimmermann.

Durch diesen Einfluß des Willens wird es auch erklärbar, warum alle einzelnen Versuche, die zu Gunsten einer Theorie dieser Pendelschwingungen angestellt wurden, gelangen, in Nichts aber zerfielen, sobald die Reflexion Schlüsse daraus herleitete. So hatte der Freund von Steffens sich schon im Geiste seine Windrose construirt, ehe er an die Versuche ging. Bei jedem neuen Metalle lag das Gelingen des Versuchs schon vor dem Versuche in seiner gläubigen Seele und indem er den künftigen Erfolg glaubte, wollte er ihn auch, sich selbst unbewußt. Alle Versuche mußten gelingen, aber sie mußten ebenfalls gelingen, als er, sich unbewußt, einen falschen Norden bestimmt hatte. Das Gelingen dieser Versuche hing ja nicht von den Metallen und dem wahren Norden, nur von seinem gläubigen Geiste ab. — Eben so brachte Ritter

seine Versuche mit seiner Theorie in Einklang: was ihm, seiner Meinung nach, dem Norden der Magnetnadel gleich war, verursachte die Schwingung von der linken nach der rechten Seite; was ihm auf der Seite des Südpols stand, dirigirte das Pendel in seiner Hand von der rechten zur linken; sein Wille leitete die Schwingungen, nicht das zufällig untergelegte Metallstückchen. — Im Willen und Glauben liegt einerseits das Gelingen; woher sonst die Möglichkeit, daß das Pendel in den Händen des gemeinen Mannes stets so schwingt, wie er es voraussetzt, die Zahl an das Glas anschlägt, mit welcher er die Stunde willkührlich nennt, über den Unverheiratheten in Bewegung geräth, über den Verheiratheten stillsteht. In dieser Beziehung konnte Gilbert folgende Sätze schreiben, die indeß nur das unrichtige Verfahren, das man zur Erklärung dieser Phänomene angewandt hat, nichts aber gegen die Wahrheit der Erscheinung selbst beweisen.

»Sonderbar ist es, daß die an Fäden hängenden Körper in den wunderbaren Bewegungen, in welche dann und wann ein Naturkundiger sie gerathen sieht, sich immer so ganz nach dem richten, was in der Naturkunde an der Tagesordnung ist, und was gerade die Phantasie des Experimentators gespannt hat. Gren, dem der Planetenlauf als das höchste Ziel der Forschung vorschwebte, sah sie alle von Westen nach Osten um einen größern Körper umherkreisen; in der Hand des Grafen Fantuzzi und des Abts Fortis, (denen es vielleicht vorzüglich auf das Schätzefinden ankam), bewegten sie sich nur, wenn sie über Gold und Silber schwebten; Amoretti und Ritter, deren Geist mit der Wünschelruthe und mit den Polaritäten erfüllt ist, sehen sie bald von der Rechten zur Linken, bald von der Linken zur Rechten umherlaufen, genau so wie die Wünschelruthe sich, ihnen zu Folge, nach innen oder nach außen dreht; und bei den Versuchen des Dr. Schäffer, dessen Phantasie, durch den thie-

rischen Magnetismus und das so eben entdeckte Elektrophor aufgeregt war und ihm ein solches Wunderding wie einen elektrischen Magnetismus vormahlte, kamen die hängenden Körper genau in der Mittagsebene in Schwingung, wenn sie über dem beständigen Elektricitätsträger oder über Körpern, die vermittelst desselben elektrisirt oder magnetisirt waren, hingen, und wenn ein mit der dazu nöthigen magnetisch-elektrischen Wundergabe versehener Mensch mit den Fäden, woran die Körper hingen, mittelbar oder unmittelbar in Berührung stand.«

»Mögen die«, setzt Gilbert hinzu, »welche alle diese Wundersachen wieder erneuern, sehen, wie sie sie mit einander in Uebereinstimmung bringen.«

Man könnte einwenden, daß diese Schwingungen eines beliebigen Pendels, bedingt durch den Willen, wesentlich geschieden wären von den Versuchen Ritters, Fortis u. s. w. wo das Pendel durch Einwirkung eines andern Körpers, durch Vermittlung des menschlichen Körpers, bewegt wurde, und daß es Unrecht sey, sie zugleich abzuhandeln und mit demselben Namen zu belegen; allein die Erscheinung ist wohl ein und dieselbe. Wenn z. B. Campetti, der schlichte fromme italienische Landmann, ein bloßes blindes Werkzeug der Naturkräfte, unter Ritters Augen mit der Baguette und später mit dem Pendel experimentirte, so konnte die Erscheinung nur eine rein durch die Naturkräfte bedingte seyn, da er selbst, ohne Kenntniß der Polaritäten, ohne Kenntniß der deutschen Sprache nur Maschine war. Es wäre wohl sehr absprechend, die Möglichkeit der Bewegung der Wünschelruthe zu läugnen, da die Erfahrung von Jahrhunderten die Wahrheit vieler Beispiele von Metall- und Wasserfühlern bescheinigt. Dieselbe Kraft, welche die Ruthe beugt, bringt auch das Pendel zum Schwingen, aber nur in der Hand des Begabten, des Unbefangenen, nicht Reflektirenden; nicht

die Natur, — der Wille schwingt sie in der Hand des experimentirenden Gelehrten, in der Hand des spielenden Volkes. Die Naturkraft ist untergegangen im individuellen Willen, der Tag hat die Nacht verschlungen. Findet auch die Einwirkung der Außenwelt auf den Organismus und die Rückwirkung dieses letzteren auf jene bei jedem Menschen statt, so kann doch bei den meisten die darauf gegründete Erscheinung nicht rein hervortreten, da das Bewußtseyn dieselbe modificirt. Wer hintreten kann, ohne Willen, ohne Denken, sich selbst und der Natur überlaßen, der wird experimentiren wie Campetti, der Ring wird schwingen nach dem alleinigen Einfluß der Naturkräfte; aber das Experiment wird ein ganz anderes, wenn der reflektirende Verstand, der kräftige Wille die Naturkraft individualisirt. Daher kam das Uebereinstimmen der Versuche Campetti's und Ritter's; was bei jenem die Naturkraft, das that bei diesem der Wille. Daher wirkt die Baguette nur in wenigen Händen, weil die Reflexion die Natur überwindet; daher sind die Ruthengänger meist aus den niedrigsten Ständen daher war die Ruthe in Ritters Hand nicht so zuverläßig als in Campettis. Das Verhältniß zwischen beiden Arten von Pendelschwingungen gründet sich auf das Verhältniß zwischen dem siderischen und animalischen Magnetismus; was bei jenem die ungetrübte Einwirkung der scheinbar leblosen Natur, das thut bei diesem der kräftige Wille, nicht die Manipulation, die, meist willkührlich, nur der Träger des Willens ist. Die leblose Natur übt dynamische Einwirkungen auf den menschlichen Körper aus; warum soll dieser nicht auf jene zurück wirken können? Ich kann mir hier nicht versagen eine Stelle aus Zeidler's Pantomysterium, oder das Neue vom Jahr in der Wünschelruthe, Halle, 1700, abzuschreiben, die diesen Ansichten vollkommen entspricht: »Ich kenne,« sagt Z. »eine Person, der die Wünschelruthe niemals

schlägt, diese kurirte ich also: ich ließ sie die Ruthe halten, wie es sich gehört, trat hinter sie und griff ihre beiden Hände mit meinen Händen an, so lange bis sie erwarmten, worauf die Ruthe erstlich ein wenig anfing zu zittern, bis sie nach und nach immer stärker und stärker schlug. Und doch hatte ich die Ruthe nicht angerührt! Anderntheils verhinderte ich eine Person, der die Ruthe fertig schlug, und versprach ihr zu bewerkstelligen, daß sie ihr nicht schlage, nur dadurch, daß ich sie straff ansahe und gleichsam befehlend sprach: sie soll nicht schlagen! — Die Ruthe schlug nicht, bis ich wiederum sprach: sie soll schlagen! — So regierte ich nicht nur die Ruthe bei mir, sondern auch bei Andern nach meinem Willem und Gedanken. Bei unzähligen Versuchen bemerkte ich, daß die Bewegung der Ruthe sehr unbestimmt war, nachdem ich die Gedanken hin und her fliegen ließ, und je gewißer und fester ich meine Gedanken und gleichsam befehlsweise auf eine Sache richtete, desto besser schlug die R[illegible]the. Hieraus läßt sich ermessen, warum die Ruthe nicht Allen schlägt: sie ziehen ihren Geist mit zweifelnden, flatternden Gedanken zurück. Fange erst unten an, erkenne, reinige, verläugne dich selbst, lerne recht und gewiß denken, mit einem Wort: werde aus einem Vieh ein rechter vernünftiger Mensch, und erkenne das Buch der Natur, du wirst meiner Lehre nicht bedürfen. Du hast den Kopf voll Sorgen, Rechtsprozesse, Kummer und Melancholie, oder bauest Luftschlößer, bist niemals bei dir selbst, sondern hast deinen Geist über Land geschickt, hast deine Gedanken bei lustiger Gesellschaft oder bei deiner Liebsten, oder bei deiner Egge und Pflug, bei den Amtsgeschäften, beim Misthaufen, bei auswendig gelernten Worten und Büchern.«

»Nicht die Ruthe, sondern der Mensch mit der Ruthe entdeckt seine eigenen ihm vorher verborgenen Gedanken, eben wie einer oft im Traume aus sich selbst erfährt, was ihm

begegnen wird. Man denke doch, wie es zugeht, daß einer ihm selbst im Traum wahrsagt.«

»Man thut Sünde daran, daß man mit der Wünschelruthe seinen Scherz treibt, und das höchste Vermögen seiner Vernunft angreift, — ein Gelächter zu erregen.« —

»Die Wünschelruthe kann von Holz, Draht, Papier seyn, ein Degen, ein Fischbein, eine Lichtscheere, eine gemeine Scheere. Man kann auch zwei, drei oder mehrere Wünschelruthen auf einmal halten, die dann mit doppelter oder dreifacher Gewalt schlagen. Wenn eine Ruthe von zwei Personen gehalten wird, deren einem sie nicht schlägt, dem andern aber schlägt, so fühlt man in der Ruthe keine Wirkung. Auch die beiden Zeigefinger an einander gestemmt und so viel, wie möglich gekrümmt, ziehen sich sanft nieder auf Etwas, das gesucht wird.«

Auf gleiche Weise erzählt Menestrier *), daß die Wünschelruthe auf alle versteckte und nicht versteckte Naturkörper anschlug, sobald man große Aufmerksamkeit anwendete und daß sich keine Frage erdenken laße, auf die der Schlag der Wünschelruthe nicht antworten sollte, wenn nur der Haltende seinen Geist ganz damit beschäftigt.

In Ritters Hand schlug die Baguette auch erst, als Campetti seine Hand auf ihn legte.

Die Wichtigkeit des Willenseinflußes bei der Handhabung der Wünschelruthe zeigt sich auch in der verschiedenen Art und Weise, wie man den Willen auf den Gegenstand verschiedentlich zu lenken suchte. Dem Aymar schlug die Ruthe nur über dem Metalle, von welchem er ein Stückchen in der Hand hielt; dagegen erzählt Menestrier, daß sie zu schlagen sogleich aufhörte, sobald der Haltende etwas von dem

*) Reflexions sur les usages et les indications de la baguette etc. Lyon 1694.

Körper in die Hand nahm, über dem die Ruthe schlug. — Der Tochter eines Kaufmanns Martin zu Grenoble drehte sich die Wünschelruthe nach ihrem Willen oder stand ganz still *).

Um die verschiedenen Metalle zu finden, schlug man schon in frühester Zeit verschiedene Arten von Ruthen vor, wie sie Basilius Valentinus**) und Vallemond***) beschrieben: eine verga lucente auf Gold, Wißmuth, Kobald u. s. w.; eine verga candente o focosa auf Silber, Krystalle, Diamanten; eine verga trepidante auf Blei, Spiesglas u. s. w. Angenommen, daß wirklich die eine sich auf dieß, die andere auf jenes sich wirksam bewies, so können wir doch nicht glauben, daß diese Benennungen und die abergläubische Art des Brechens jeder einzelnen Ruthe in andern Himmelsaspekten dieß bewirkte; wir können nur annehmen, daß der Wille des Haltenden die Wirksamkeit der Ruthe bestimmte, daß sie auf Gold u. s. w. schlug, wenn die Gedanken des Rabdomanten darauf gerichtet waren.

Eben so zeigt folgende Erscheinung die Abhängigkeit der Ruthe von dem Willen. In vielen Geschichten von Wasser- und Metallsuchern findet sich auch die Erzählung, daß die Ruthe durch eben so viele Schläge das Fuß-, Ellen- oder Ruthenmaaß der Tiefe des zu findenden Körper angab. Die Wahrheit vorausgesetzt: woher das richtige Beantworten der

*) Ozanan Récréations mathem. et phys. Paris 1694. Bd. 2. S. 228.

**) Basilius Valentinus letztes Testament, herausgegeben durch G. Charomontanum, Jena 1626 im andern Theil; wahrscheinlich um das Jahr 1490 geschrieben.

***) La physique occulte, ou traité de la baguette divinatoire; Paris 1696.

gestellten Frage bei der Verschiedenheit des Maaßes u. s. w.? Die Ruthe antwortet nicht, der feste Wille spricht bewußtlos die Einwirkung der Aussenwelt auf den eigenen Organismus aus.

So zeigt es sich bei der Baguette wie bei dem Pendel, beide sind dem Willen unterthan, ihre natürlichen Bewegungen werden erregt, modificirt, ja aufgehoben durch den bestimmenden Willen. Es ist aber ein und dieselbe Kraft, welche sie treibt, das Eisen in der Erde und der Wille des Haltenden, aber eben deßhalb bleibt auch die Erscheinung immer bloß relativ, modificirt durch das Individuum. Wenn aber die Wünschelruthe, deren Erscheinungen viel mehr außer dem Bereiche der Täuschung liegen, als die der Pendelschwingungen, diese beiden Richtungen zeigt: eine unbedingte Bewegungsfähigkeit durch Metall, Wasser, vermittelt durch den menschlichen Körper, der die Ruthe hält, und zweitens eine einzig und allein durch den menschlichen Willen bedingte, so darf es uns gar nicht wundern, daß die Erscheinungen der rabdomantischen Pendelschwingungen, die auf denselben Naturgesetzen beruhen, wie die der Wünschelruthe, ebenfalls diese beiden verschiedenen Richtungen zeigen (die siderische und die animalische). Nie, oder doch nur sehr selten wird eine dieser beiden Richtungen rein hervortreten, beide durchdringen sich wechselseitig und es ist die Erscheinung die Summe beider Faktoren. Eine vollkommene Trennung beider ist nicht denkbar und nur eine gegenseitige Einwirkung ruft die Erscheinung ins Leben. Aber wie unendlich viele Modifikationen laßen sich hier von dem rein vorherrschenden Siderismus bis zu dem Punkte denken, wo der Wille die scheinbare Alleinherrschaft erhalten hat. Die Erscheinung ist in der Hand eines jeden Menschen eine andere; daher die Widersprüche in den Erscheinungen der Wünschelruthe. Daß aber die Pendelschwingungen noch viel mehr gemißbraucht

worden sind, als diese, daß sie viel weniger gleichstimmende Resultate gegeben haben, dürfte wohl darin eine Erklärung finden, daß bei diesen Schwingungen der Wille leichter den siderischen Einfluß überwindet und ein weniger kräftiges Wollen überhaupt schon hinreicht eine Bewegung hervorzurufen. Hierin liegt der Grund der Unmöglichkeit übereinstimmender Resultate, hierin aber auch das nothwendige Mißlingen jedes Versuchs, diese Erscheinungen durch schon gekannte Naturkräfte zu erklären.

Indem ich nochmals alle Erscheinungen zusammenfasse, glaube ich folgende Grundsätze feststellen zu dürfen, die sich aus meinen Untersuchungen ergeben.

1) Es gibt eine Kraft der Natur, die auf einen in des Menschen Hand gehaltenen beweglichen Körper bewegend einwirkt, wenn die bestimmten uns unbekannten Bedingungen gegeben sind, dieser Körper mag die Wünschelruthe oder das Pendel seyn.

2) Des Menschen fester Wille wirkt auf gleiche Weise, wie jene Naturkraft, er kann ebenfalls jene Bewegungen hervorrufen. Hierdurch wird aber die Einwirkung der Natur gestört und die Erscheinung modificirt, wo sich ein Uebergang von der unmerklichen Störung bis zur Alleinthat des Willens nachweisen läßt.

3) Sind aber auch die Erscheinungen verschieden, so ist die Kraft doch immer dieselbe, eine Wechselwirkung der organischen und unorganischen Natur, nur daß bei der einen Reihe der Erscheinungen die organische, bei der andern die unorganische Natur den meisten Einfluß ausübt.

4) Die Erscheinungen sind analog dem siderischen und animalischen Magnetismus.

Die Einwürfe, die man gegen diese Pendelschwingungen gemacht hat, und gegen die ich mich jetzt noch kürzlich zu vertheidigen suchen will, laßen sich wohl alle darauf zurückfüh-

ren, daß man einestheils die Möglichkeit, anderntheils die Wahrheit dieser Erscheinung bestritten hat.

Was die Möglichkeit der Erscheinung, die freilich zuerst bewiesen werden muß, wenn überhaupt noch davon die Rede seyn darf, anbetrifft, so können die Gegner sich eine dynamische von dem menschlichen Körper ausgehende Bewegung des Pendels ohne alle Dazwischenkunft eines mechanischen Einflußes eben so wenig denken, als die Bewegung des Pendels durch die Kräfte der Metalle in der Erde vermittelt. Eingestanden ist die Wirkung der scheinbar leblosen Natur auf unsern Organismus; wir sehen uns unter den Einflüßen des Magnetismus, wir sehen uns durch Elektricität und Galvanismus bewegt; Bewegungen ohne mechanischen Impuls sehen wir in der todten Natur, im chemischen Proceß, in der Schwingung der Magnetnadel, durch den elektrischen Strom. Aber auch in der dynamischen Sphäre des Menschen werden die bewunderungswürdigsten Erscheinungen durch den kräftigen Willen herbeigeführt, und läugnet man auch die Möglichkeit aller magnetischen Erscheinungen, wo bleibt die materielle Erklärung des Phänomens, daß Thiere und Menschen ihre Muskelkraft verlieren, wenn die Augen mancher Schlangen auf sie gerichtet sind, wenn sie auch das Thier nicht sehen *)? Sind denn alle diese Erscheinungen leichter erklärbar als die Schwingungen des Pendels? Bildet nicht der Mensch mit der Kette aller Geschöpfe, mit allen Produkten der Erde, mit dem Weltall ein Ganzes, und er sollte rein gesondert dastehen, nicht in einer immerwährenden Wechselwirkung begriffen seyn? Diese Wechselwirkung des Menschen mit der Natur bezieht sich aber auch auf die Seele und ihren höchsten Punkt, die freie Willenskraft, nur

*) M. s. u. a. Le Vaillant's Neue Reisen in das Innere von Afrika; 1796, Bd. 1, S. 84.

daß diese der Natureinwirkung nicht unterliegt, sondern ihr gebietet, nicht von der Natur bestimmt wird, sondern die Natur sich schafft, nicht untergeht in den Stürmen roher Naturkraft, sondern nur in dem Mangel der Liebe und des Glaubens. Genügt auch alles dieß den Gegnern zur Erklärung der allerdings wunderbaren Naturerscheinung nicht, so sind doch die oben angeführten Versuche, wo zwei Willen eine Bewegung hervorriefen, ohne alle täuschenden Einflüße angestellt und die Möglichkeit der Erscheinung zwar nicht bewiesen aber erwiesen. Eine deutliche Erklärung der Gesetze, nach welchen der Pendel schwingt, zu geben, ist jetzt noch eine Unmöglichkeit, da noch so wenige Thatsachen erwiesen da liegen, bei denen die Gegner nicht eine Täuschung voraussetzen und die ganze Erscheinung einer Sphäre angehört, die freilich noch sehr in Dunkel gehüllt ist.

Es ist eine nur durch den menschlichen Stolz zu entschuldigende und nur durch ihn begründete Schlußfolge, diese Erscheinungen als unwahr anzunehmen, weil sie durchaus unmöglich, den Gesetzen der Natur entgegen seyen. Manches wurde vor tausend Jahren noch nicht geglaubt, noch nicht geahnet, wohin jetzt der menschliche Geist gedrungen ist und der verdient wohl keinen Tadel, der den Schleier der Isis zu lüften wagt, wenn er sie auch nicht entschleiern kann. Warum soll man keine Blicke in das Heiligthum thun, wenn es sich auch nicht ganz aufschließt? Die Unmöglichkeit einer Erscheinung ist nur relativ, sie hängt nur von dem Standpunkte ab, auf dem wir stehen; was, von dem Standpunkte der Ewigkeit, eins mit den Naturgesetzen ist, staunen wir in der Endlichkeit als Wunder an. Vieles wird unsern Nachkommen erklärbar seyn, was jetzt als unmöglich, als den Naturgesetzen entgegen, für Täuschung und Betrug gehalten, verlacht und verabscheut wird. Was den Alten die Urkraft eines unsterblichen Gottes schien, der Blitz, was die Ame-

rikaner und Indianer als Wunder fürchteten, den Donner der Kanonen und die Erscheinungen der Elektricität, alles liegt enthüllt vor unsern Augen. Glaubt denn unser kleinlicher Verstand alles ergründet zu haben? Glaubt er, alles läugnen zu dürfen, was über sein Wissen hinausgeht?

Mehr Dinge gibts, im Himmel und auf Erden,
Als eure Schulweisheit sich träumt.

Der zweite Einwurf, den die Gegner gegen die Pendelschwingen machen, ist der, daß sie die Wahrheit der Erscheinung läugnen, weil eine absichtliche oder zufällige Täuschung die Experimentatoren irre führe.

Was die absichtliche Täuschung anbelangt, so wurden leider viele unter den Wasserfühlern derselben überführt, und es wäre wohl kein Eifer für die gute Sache diese Betrüger in Schutz zu nehmen und sie entschuldigen zu wollen; allein man darf nicht vergeßen, daß viele Versuche blos deshalb für Betrug gehalten wurden, weil man ihren Zusammenhang nicht übersah, weil man die Erscheinung nicht läugnen konnte, oder sie nicht zu erklären vermochte. Auch wurden viele mißlungene Versuche für absichtliche Täuschung gehalten, wo nur das Mangelhafte des Versuchs selbst an der Täuschung Schuld war; man suchte z. B. die Aufmerksamkeit des Rabdomanten von dem Gegenstande seiner Forschung abzuleiten u. s. w. Es wäre doch sehr verwegen, alle die Männer, die sich mit der Baguette und dem Pendel beschäftigten, eines absichtlichen Betrugs beschuldigen zu wollen. »Wenn man bedenkt«, sagt A. v. Humboldt*), »daß Pennet unter den Augen der Grafen Gazola und Nicolo da Rio, des Abts Olivi von Chioggia, der Professoren Toaldo,

*) Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser; Bd. 1, S. 469.

Gallini und Mandruzzato operirte, so kann man sich (auch ohne das Vertrauen, welches Thouvenel's liebenswürdiger Charakter einflößen könnte) den Gedanken nicht erlauben, die günstigen Versuche einer feinen Betrügerei, oder dem bloßen Zufall zuzuschreiben und Fortis sagt hierüber sehr wahr: »se un numero di fatti affirmativi circostanziati e garantiti da persone superiori ad ogni accezione non basta a stabilire irremovibilmente la teoria del Sig. Thouvenel, poiché ha pur un numero di fatti negativi a fronte, dee però bastare a far si, che tutti coloro, che aspirano alla qualificazione di sensati uomini, cessino dal declamare contro di essa sragionando, e più ancora dell abbandonarsi a quell' irrisione che non e mai figlia del vero sapere ch'é mai sempre creanzato e modesta in conseguenza del conoscere d'essere assai circostritto. Una prudente sospensione, uno zelo discreto ed ingenuo per lo scoprimento della verità e per la difesa di essa é quanto conviene ai dotti et agli onesti in sifatti casi.« — Dagegen, daß es meine Absicht seyn könnte, absichtlich zu täuschen, kann ich nichts erwiedern, als die Versicherung geben, daß mich einzig und allein der Wille beseelt hat, Licht über eine wunderbare Naturerscheinung zu verbreiten, und daß ich alle Versuche unterbrochen habe, bei denen ich selbst einer möglichen Täuschung nicht zu entgehen glaubte.

Was die zufällige Täuschung anbetrifft, so sey es mir vergönnt, darüber noch weitläufiger zu sprechen, unbeachtet, daß sich der Ring in der Hand vieler Männer schwang, eines Ritter, Baader, Schelling, Steffens u. s. w. die, wenn sie nicht selbst die Ueberzeugung gehabt hätten, die Erscheinung sey mehr als Täuschung, ein zeitraubendes Spielwerk unbeachtet gelaßen haben würden, und daß sich der Ring in der Hand so mancher Laien be-

wegt, die, sich des Nichttäuschens bewußt, dieses Phänomen als ein Wunder anstaunen.

Die Einwürfe, die man der Wahrheit der Erscheinungen des Pendels gemacht hat und die auf der zufälligen Täuschung beruhen, laßen sich auf folgende Sätze zurückführen:

1) Eine unmerkliche, von der Hand des Haltenden ausgehende Bewegung bestimmt die Schwingungen des Ringes.

2) Eine durch das Rollen der Augen, beim Fixiren des Gegenstandes, unwillkührlich der Hand mitgetheilte Bewegung, ist die Vermittlerin der bestimmten Schwingung.

3) Das Nichtübereinstimmen der angestellten Versuche bestätigt die Täuschung der Experimentatoren.

4) Es ist noch kein Versuch angestellt, der alle mögliche Täuschung bei diesen Versuchen ausschließt.

Daß eine unmerkliche von der Hand des Haltenden ausgehende Bewegung keine zufällige Täuschung bei den Pendelversuchen zu bewirken im Stande sey, davon wird jeden, der selbst experimentirt, das eigne Gefühl und die Regelmäßigkeit der Schwingungen überzeugen. — Es ist nicht zu läugnen, daß eine unmerkliche, kaum sichtbare Bewegung der haltenden Finger, dem Ringe die gewünschte Bewegung mitzutheilen vermag, und es kommt wohl vor, daß man im kräftigen Wollen die Hand bewegt; aber man ist auch im Stande, die Hand so fest zu halten (besonders wenn der Arm eine feste Unterlage hat), daß keine von ihr ausgehende Bewegung den Ring in Schwung setzt und das unmerkliche Zittern, was bei längerem Festhalten kaum zu vermeiden ist, ist durchaus nicht im Stande, dem Ringe eine regelmäßige Bewegung mitzutheilen. Man kann sich sogleich davon überzeugen, wenn man das Pendel wie sonst festhält, ohne den Willen auf dasselbe einwirken zu lassen

und es wird eine lange Zeit, so lange man irgend den Versuch fortsetzt, ruhig herabhängen, durch das Zittern der Hand, den Zug der Luft, die Bewegung des Bluts, zwar in eine zitternde Bewegung, nie aber in eine regelmäßige Schwingung kommen. In einer langen Zeit würde die Bewegung der Hand doch wohl einmal von der Art seyn, daß sie eine Schwingung hervorriefe. — Treibt man das Pendel, wenn es schon in eine Kreisschwingung versetzt worden ist, durch einen mechanischen Anstoß in die entgegengesetzte Schwingung, so wird es doch, sobald die mechanische Einwirkung vorüber ist, in die anfängliche Schwingung zurückkehren, statt daß ein Zittern der Hand es eher in der ersten unterhalten und befestigen würde. — Setzt man das Pendel in Bewegung und hört, sobald es in die größte Schwingung gekommen ist, auf, auf dasselbe einzuwirken, so kommt es nach einiger Zeit in Ruhe, da doch ein ganz unmerkliches Bewegen der Hand im Stande seyn würde, das Pendel in der angenommenen Schwingung zu erhalten. — Setzt man das Pendel durch den Willen in die größtmöglichste Schwingung, hört dann auf, auf dasselbe einzuwirken und mißt nach einer Sekundenuhr die Zeit, die es bis zur vollkommenen Ruhe braucht, so wird man finden, daß diese Zeit eine längere ist, als wenn man, sobald der Ring in die größtmöglichste Schwingung gebracht worden ist, den festen Willen anwendet, ihn zum Stillstehn zu bringen. — Man sehe nur die Schwingung selbst, wenn das Pendel, nachdem der Wille die Schwingung rechts herum bestimmt hat und man sie jetzt auf die entgegengesetzte Seite wünscht, anfängt kleinere Kreise zu beschreiben, wie es endlich stillsteht, bis sich aus der Ruhe die entgegengesetzte Bewegung entwickelt; oder, wenn das Pendel im Kreise schwang und nun im Durchmesser schwingen soll, wie der Kreis immer mehr und mehr zur Ellipse wird, bis endlich diese unmerklich in die grade Linie übergeht. Theils

verhalten sich die Schwingungen, wenn man sie durch ein unmerkliches Bewegen der Hand hervorrufen will, ganz anders, theils ist es unmöglich, oder würde wenigstens eine unendliche Uebung erfordern, diese Regelmäßigkeit durch unsichtbare mechanische Einwirkung in die Schwingungen zu bringen.

Um zu beweisen, wie sehr die Hand die Bewegung eines, in derselben gehaltenen, Körpers befördern könne, führt Prof. Heinrich folgendes an: Man richte einen Tubus, der mit einem Fadenmikrometer versehen ist, auf einen Fixstern, so wird, wenn der Beobachter seine Hand an das Statif, oder gar an den Tubus legt, die Ruhe und die Beobachtung gestört werden. So scheinbar dieß auch ist, von so wenigem Gewicht ist es doch. Wird ein Tubus, der auf einen viele Millionen entfernten Fixstern gerichtet ist, mit der Hand berührt, so wird eine, noch so kleine, Bewegung, selbst wenn sie, ihrer Kleinheit wegen, kaum denkbar ist, eine Störung der Beobachtung bewirken, da sie eine Störung der Sehaxe hervorruft, die am Tubus nicht bemerkbar, in jener Entfernung tausende von Meilen betragen kann. Anders ist es aber mit einem, ein oder zwei Fuß langen, Pendel; hier müßen die Bewegungen der Hand schon bedeutend seyn, um in der kleinen Entfernung eine sichtbare Bewegung hervorzurufen.

Ein Zittern des Pendels findet allerdings Statt, entweder von der Hand oder vom Blute, oder dem Zuge der Luft, aber es findet ebenfalls Statt, wenn man eine Kugel an einen Faden in einem völlig verschlossenen Zimmer fest aufhängt, wie Prof. Knoch versichert; nie wird indeß dieses Zittern in regelmäßige Schwingungen übergehn.

Ganz unmöglich ist aber der Einfluß, den die zitternde Hand des Haltenden auf die Bewegung des Pendels ausüben soll, in den von mir zuerst angestellten Versuchen,

wo zwei Willenskräfte die Richtung der Schwingungen bestimmen. Der das Pendel Haltende kennt nicht die Art und Weise, wie der zweite die Richtung des Pendels abändern will und doch erfolgt allemal die nothwendig werdende Schwingung. Diese Versuche sind mir nie mißglückt, was doch gewiß der Fall gewesen seyn würde, hätte ihr Gelingen von einem nur zufälligen Zittern der Hand abgehangen.

Herr Prof. Pfaff *) in Kiel glaubte das Gesetz dieser Pendelschwingungen darin gefunden zu haben, daß er annahm, eine durch das Rollen der Augen beim Fixiren des Gegenstandes unwillkührlich der Hand mitgetheilte Bewegung sey die Vermittlerin der bestimmten Schwingung. Um die Sache recht auffallend zu machen, solle man, sagt er, statt der vorgeschriebenen Metallplatten mit einem Farbestoffe Kreise auf Holz oder Papier zeichnen und dann einen nicht zu leichten Körper, der an einem Faden von einiger Länge aufgehangen ist, darüber halten. Nun solle man willkührlich einen Kreis, seiner Peripherie nach, bald von der Linken zur Rechten, bald von der Rechten zur Linken fixiren und das Pendel werde anfangen in derselben Richtung zu schwingen u. s. w. Die Thatsache ist richtig; das Fixiren (der feste Wille) ist zum Gelingen des Versuchs nothwendig, aber die darauf gegründete Erklärungsweise eines unmerklichen Bewegens der Hand ist unrichtig. Das Fixiren der Augen soll, nach Pfaff, wenn es einen Kreis oder eine gerade Linie betrifft, nothwendig ein Rollen der Augen zur Folge haben; erfordere nun die Größe des zu übersehenden Gegenstandes, so wird weiter geschlossen, ein Fortrücken der Augenachsen, so könne dieß nicht anders, als durch gleichzeitige Drehung des

*) Morgenblatt für 1807; Nro. 138. — Gilbert's Annalen, Bd. 27. S. 41.

Kopfes, oder gar des ganzen Oberleibes möglich werden. Solche einander associirte Bewegungen geschähen ohne deutlichen, zum Bewußtseyn gelangenden Einfluß des Willens. Auf diese Weise gerathe nun, wenn wir alle Theile eines Gegenstandes nach einer gewissen Ordnung übersehen wollen, unser Kopf in eine der Richtung dieser Ordnung entsprechende drehende Bewegung, deren wir uns in den meisten Fällen nicht mehr bewußt seyen und die wegen des erwähnten Associations-Gesetzes selbst da erfolgen könne, wo sie des deutlichen Sehens wegen nicht nöthig sey. — Eine Bewegung des Kopfes soll eine nothwendige Bewegung des Armes zur Folge haben und somit wäre die unbewußte entsprechende Bewegung der Hand erklärt. Allein diese ganze Schlußfolge ist falsch, da die Prämisse nicht wahr ist. Das Fixiren des Auges geschieht nicht durch Rollen, sondern, wie das Wort schon sagt, durch Festhalten des Auges und der zu übersehende Gegenstand liegt keineswegs außerhalb der Sehachse und macht deßhalb ein Rollen des Auges nicht nöthig; es erfolgt dieß auch in der That nicht, das Auge bleibt fest auf einen Punkt geheftet und das Pendel schwingt doch. Steht aber das Auge fest, so ist nach dieser Erklärungsart nicht abzusehen, warum der Arm wanken und den Bewegungen des Pendels folgen sollte. Die in denselben Aufsätzen erwähnte Thatsache, daß das Pendel bald in Ruhe kam, wenn man, während es in den lebhaftesten Schwingungen war, die Augen schloß und die gehabte Gesichtsverstellung gänzlich aus der Erinnerung tilgte, spricht allerdings für den kräftigen Einfluß des Willens bei dieser Erscheinung, keineswegs aber für die Nothwendigkeit der Fixirung des Auges. Die Schwingungen erfolgen nicht, wenn man seine Gedanken gänzlich davon abzenkt, die Schwingung gänzlich aus der Erinnerung tilgt, die Augen mögen offen oder geschlossen seyn. Alle Schwingungen gelingen aber bei kräftigem Willen eben so gut bei

verschlossenen als bei geöffneten Augen. — Gar keine Möglichkeit der Bewegung der Hand, die sich dem Pendel durch das Rollen des Auges mittheilen könnte, ist in den von mir angestellten Versuchen, und jene Erklärungsart also ganz und gar nicht darauf anwendbar.

Das Ungenügende des dritten Einwurfs, daß das Nichtübereinstimmen der angestellten Versuche die Täuschung der Experimentatoren beweise, habe ich nicht Ursache weitläufiger aus einander zu setzen, da ich in meiner ganzen vorstehenden Abhandlung nicht allein die Möglichkeit des verschiedenen Erfolgs, sondern sogar die Nothwendigkeit nachgewiesen habe, daß die größte Mannichfaltigkeit in den Versuchen Statt finden müsse, je nachdem der Experimentator eine Einwirkung des Metalls, oder der Elektricität, oder des Magnetismus auf das Pendel setzen will, oder sich rein der Einwirkung der Naturkräfte hingibt. Durch diese Erklärungsart wird es aber auch deutlich und weniger befremdend, daß troß dem Glauben des Volks an die Baguette, troß den vielen für ihre Wirksamkeit überzeugend sprechenden Versuchen, man sich ihrer sehr selten zum Auffinden des Wassers und der Metalle bedient, da sie doch das am wenigsten Kosten verursachende Mittel wäre, um gewisse Resultate zu erlangen. Die Versuche werden gestört und zweideutig, wenn der Wille der Rabdomanten mit einwirkt, wenn er die Naturkraft modificirt oder endlich ganz überwindet, und so hat denn die Baguette den Glauben verloren. So selten sind die Ruthengänger nun wohl eben nicht, aber ein seltenes Zusammentreffen von Umständen muß freilich wohl statt finden, wenn ein Mensch mit der Baguette hintreten soll, ohne Reflection sich ganz den Einwirkungen siderischer Kräfte überlassend, wo allein genügende und übereinstimmende Resultate erwartet werden können.

Um einen Versuch anzustellen, der alle mögliche Täuschung ausschließt, giebt es, wenn die Versuche nicht genügen

sollten, die ich oben beschrieben habe, wo der die Richtung der Schwingung Bestimmende und der Haltende zwei verschiedene Personen sind und wo der unbefangene Beobachter gewiß keine Möglichkeit einer absichtlichen oder zufälligen Täuschung auffinden kann, nur zwei Wege: entweder muß die Hand so befestiget werden, daß kein Zittern mehr denkbar ist, oder der Faden muß zwischen der Hand und dem Ringe durch etwas unterbrochen werden, so daß das Zittern der Hand sich durchaus dem Pendel nicht mittheilen kann.

Ich brachte, um das Erstere zu erreichen, die Finger zwischen hölzerne oder metallne Schrauben. So lange die Befestigung so lose war, daß noch ein Bewegen der Fingerspitzen denkbar blieb, so lange erfolgte auch noch die Schwingung des Ringes, sobald aber die Finger von der Schraube so beengt wurden, daß keine Bewegung mehr möglich war, so hörte der Einfluß auf das Pendel gänzlich auf. So sehr dieser Versuch auch meiner Annahme, daß die Bewegung des Pendels von der Kraft des Willens ausgehe, zu widersprechen scheint, so spricht sie doch eher dafür, wenn andre Versuche beweisen, daß der Einfluß des Willens auch auf andere Art unterbrochen werden kann. Man hemme nämlich durch ein am Oberarm angelegtes Tourniquet die Nerveneinwirkung in dem Arme, in dessen Hand man den Faden hält. So lange noch die willkührliche Muskelbewegung möglich ist, so lange schwingt auch der Ring noch; sobald aber jene durch das kräftiger angezogene Band gänzlich unterbrochen wird, hört der Ring auf zu schwingen, trotz dem, daß das Zittern der Hand jetzt weit stärker ist, als es vorher war.

Eben so wenig gelang mir der Versuch, wenn ich den Faden an einem hölzernen Statif befestigte und dann seine über dem Anheftungspunkte frei hängenden Enden ergriff oder das Statif selbst festhielt. Was mir aber nicht gelang, gelang Andern, und ich kann hierbei nicht umhin, an die

Schäfferschen Schwingungen zu erinnern. Als Schäffer gefunden hatte, daß eine Glocke, die er an einem seidenen Faden hielt, über dem geriebenen Elektrophor nach einer bestimmten Richtung in Schwingungen gerieth, so erfolgten dieselben Schwingungen auch, als er den Faden an ein hölzernes Statif befestigte und seine Hand mit ihm oder dem Statif in Berührung brachte. War die Glocke auf den Seiten des Elektrophors, so geschah die Schwingung nach dem Mittelpunkt des Elektrophors zu, selbst wenn dieses weit entfernt war. Der Versuch gelang jedem, auf den Schäffer seine Hand legte. Der Versuch mißlang hingegen, als das Elektrophor in eine andre Stube getragen und an einen, dem Dr. Schäffer unbekannten Ort hingesetzt wurde, wo die Glocke zwar in Schwingungen gerieth, aber in solche, die nicht nach dem Mittelpunkte des Elektrophors gerichtet waren. Die Wahrheit der Schäfferschen Versuche wird bestätigt von dem Prof. Epp, vom Abt Hemmer u. A., bestritten von Steiglehner. Die Einwürfe, die Letzterer gegen diese Versuche machte, beruhen hauptsächlich in Folgendem: a) die Schwingungen lägen in der Willkühr dessen, der das Statif berühre; b) die Versuche seyen mißlungen, als man das Elektrophor in ein anderes Zimmer getragen habe und c) das ganze von Schäffer bewohnte Gebäude sey nicht zum Experimentiren geeignet gewesen, da in demselben leicht Erschütterungen durch vorbeifahrende Wagen u.dgl. hätten statt finden können. Die ersten beiden Einwürfe beweisen gar nichts gegen die Wahrheit der Erscheinung, sie zeigen nur das Willkührliche der von Dr. Schäffer angenommenen Erklärungsweise. Der Grund der Schwingung lag nicht im Elektrophor, sondern in seinem Willen, die Glocke schwang daher nach dem Orte hin, wo Schäffer das Elektrophor im Nebenzimmer glaubte, und der Versuch gelang anderen Personen dann, wenn Schäffer seine Hand auf sie legte. Der dritte Einwurf beweißt noch weniger etwas gegen die Wahrheit der Erscheinung, da

keine unregelmäßige Erschütterung im Stande ist, dem Pendel eine regelmäßige Schwingung mitzutheilen, das Statif aber oft so befestigt ward, daß es eine Unmöglichkeit war, dasselbe willkührlich zu bewegen. So erzählt Prof. Epp, daß Schäffer einen eisernen Balken an der Thüre befestigte, der durchaus unmöglich zu bewegen war und dennoch schwang die Glocke, als Schäffer seine Hand an den Balken legte.

Gegen die Wahrheit dieses Versuchs dürften sich wohl nicht viele gegründete Zweifel erheben. Aber eben so sehr sind die von mir zuerst angestellten Versuche, wo nicht der das Pendel Haltende die Richtung der Schwingung bestimmte, sondern diese durch den Willen eines Zweiten, der mit dem Pendel in keiner unmittelbaren Berührung stand, modificirt würden, über allen Zweifel der zufälligen Täuschung erhaben.

Ueber das Verhältniß zwischen Schmerz und Irreseyn.

Von

Nasse.

Schmerz und Irreseyn zeigen sich dem Beobachter in wechselnden gegenseitigen Verhältnissen; bald begleiten sie einander, bald gehen sie in einander über, bald verdrängen sie einander; dennoch deuten diese verschiedenen Erscheinungsformen auf eine nahe Beziehung, auf eine wesentliche Verwandtschaft beider. — Wir betrachten hier zunächst den Schmerz, der vom Körper ausgeht, nach seinen Verhältnissen zum Irreseyn.

1. Wohl keinem, der nur einmal heftige Schmerzen empfunden hat, wird es entgangen seyn, daß während derselben die äußeren Eindrücke anders als im gesunden Zustande aufgefaßt, zu heftig und überhaupt regelwidrig empfunden und demnach falsch beurtheilt werden. Sowohl Schmerzen des äußern Sinns als des Gemeingefühls (der Coenesthesis) zeigen dieß.

So lange in den Organen des äußeren Sinnes der störende Eindruck nicht zu mächtig wird, wiederstrebt zwar die höhere Funktion, die Sinneswahrnehmung, dem Aufkommen der niederen, dem Schmerzgefühle; wie denn in Sehen, Hören rc. zwar eine Entstellung des Gesehenen, des Gehörten, aber kein Schmerz seyn kann. Auch wird im Sinnesorganen nicht so leicht Schmerz empfunden, als in anderen ebenfalls nerven- und lebensreichen Stellen; Magendie (Journal de physiologie Bd. 4, S. 311) fand die Netzhaut für die Verletzung durch den Stich bei Kanninchen völlig, und bei Hunden und Katzen beinah unempfindlich; und an uns selbst wissen wir, wie viel schmerzhafter die Stelle unter dem Nagel als die an der tastenden Fingerspitze sey. Daß nun hier psychische Thätigkeit als äußerer Sinn und psychische Thätigkeit als Gemeingefühl in dem Sinnorgan gegen einander in Kampf treten, wobei die höhere Funktion bis auf einen gewissen Grad die niedere hemmt, ist wohl mit ein Hauptgrund, warum der Schmerz in Sinnesorganen nicht so leicht wie in anderen Theilen Täuschungen herbeiführt. Indeß ist jedes nur mit einigem Schmerz verbundene Sehen und Hören schon ein gestörtes; der Eindruck, den andere Menschen mit Wohlgefallen aufnehmen, den der Schmerzempfindende selbst aus seiner eigenen Erinnerung als einen sonst mild einwirkenden kennt, erscheint ihm heftig, entstellt, verworren, dem Grade und der Art nach alienirt. Der Gegenstand des Ein-

druckes ist derselbe wie sonst; aber der Sinn ist durch sein Kranksein irre geworden; er faßt falsch auf, stellt falsch vor.

Je mehr die Funktion des äußeren Sinnes unterliegt, desto heftiger vermag der Schmerz sich zu erheben, desto verworrener, desto irrer wird zugleich die Sinneswahrnehmung. Es stellt sich ein entschiedenes Wahnsehen, Wahnhören, ein Funkensehen, ein Hören von Klopfen, Sausen ꝛc. ein. Das Sinnesorgan wird immer mehr bloßes Gemeingefühlsorgan und dadurch der Möglichkeit der Täuschung immer mehr Preis gegeben. Die Blut-, die Gefäßbewegung, welche in dem gesunden Organ nicht wahrgenommen wird, regt nun schmerzhafte verworrene Sinnesaffektionen an.

Je niedriger der Sinn ist, desto eher geht er im Schmerze unter, desto leichter ruft der Schmerz solche Täuschungen in ihm hervor. Der Geruch schwindet schon beim einfachen Schnupfen; wir fühlen fortwährend die Nase durch etwas Fremdes verschlossen, obgleich nichts in ihr enthalten ist. In der schmerzhaft gewordenen Zunge glauben wir Spitzen, Riße und Löcher zu haben, und die Speisen, die diese Stellen berühren, erregen nur Schmerz, keinen Geschmack mehr.

In den Theilen, die nur dem Gemeingefühl, nicht zugleich einem äußeren Sinne angehören, tritt nun das Irreseyn der Wahrnehmung gleich von Anfang des nur eben heftigen Schmerzes an auf das entschiedenste hervor. Der Leidende wird, wenn er sein Urtheil nicht durch die Wahrnehmung des äußeren Sinnes oder auf andere Weise berichtigen kann, zu mannichfaltigem Irrthum über die Ursache des Schmerzes veranlaßt; die Lage, die Größe, die Gestalt des einwirkenden Gegenstandes, alles stellt der Schmerz falsch dar, wie diejenigen Fälle, wo Leichenöffnungen über das innere Uebel Aufschluß geben, so oft darthun.

Ein Leiden, bei dem die Theile nicht die Stelle verändern, erscheint als ein Zerren, als ein Reißen, wie denn der gemeine Mann sehr gewöhnlich Schmerzen innerer Theile Krämpfe nennt; ein Leiden ohne alle Trennung des Zusammenhangs erscheint als ein Stechen, als ein Schneiden. Und je größer der Schmerz, desto größer ist denn auch dieses sich zu ihm gesellende Irreseyn.

2. Aus dem Irreseyn, das bloß die psychische Beziehung des zunächst erkrankten Theiles angeht, wird bei noch höherer Steigerung des Schmerzes ein durch diese Sphäre nicht mehr beschränktes, ein die Vorstellungsthätigkeit ergreifendes. Es tritt ein beginnender Wahnsinn ein, und zwar meist ein mit Neigung zur Tobsucht verbundener.

Schon jeder heftige Zahnschmerz bringt uns diesem Zustand wenigstens sehr nahe. Es ist bekannt, wie leicht sich zu schmerzhaften Entzündungen und zu acutem Rheumatismus Delirium gesellt. Ja es ist fast die Regel, daß die entwickelteren Zustände dieser Art, selbst wo die Gehirnthätigkeit ursprünglich nicht mit im Spiele war, in dieser Verbindung auftreten.

Am merkwürdigsten in dieser Art sind wohl die Fälle, wo ein plötzlich erregter großer Schmerz, z. B. bei einer ausgebreiteten Verbrennung, sich sogleich mit Delirium zusammensetzt. Es ist nicht selten ein und derselbe Augenblick, wo die schmerzerregende Ursache einwirkt und wo das Irreseyn beginnt.

Weil der schmerzerregende Eindruck bei allen solchen Verletzungen zugleich eine große Veränderung im Körper, zumal in Blut und Kreislauf, verursacht, so ist hier auch meist jedesmal Fieber vorhanden und darum das Irreseyn fieberhaft, Delirium. Der Unterschied zwischen diesem und dem fieberhaften Irreseyn ist indeß für die Seelenaffektion ganz unwesentlich. Und ist der Eindruck so heftig, daß

eine Art blödsinniger Zustand, daß sofort Betäubung eintritt, so kann das Fieber fehlen.

Die Art des Zustandes, der eintritt, hängt von der Anlage des Leidenden, von dem Theil, der vorzüglich betroffen wird, und von der Größe der einwirkenden Verletzung ab. Wo der Eindruck mit großer Gewalt einwirkt, da ist es wohl meist eine Art Blödsinn, was eintritt; wo er die Gegenwirkung noch zuläßt, ja wie jeder Reiz sie aufruft, da ist es Wahnsinn mit Fieber und tobsüchtiger Aufregung.

Daß das hier betrachtete Verhältniß auch für den Schlaf gelte, zeigen die ängstlichen verworrenen Träume derer, auf welche während des Schlafes schmerzerregende Ursachen einwirken. Ist nun zwar schon der gewöhnliche Traum im Vergleich gegen das Wachen ein Irreseyn, so können wir doch mit Recht den durch verworrene ängstigende Traumbilder gestörten im Verhältniß gegen den ruhigen normalen ein Irreseyn des höhern Grades, ein Irreseyn im Traume, nennen.

3. Erreicht das Irreseyn seine volle Entwickelung, so schweigt der Schmerz, wie heftig er auch zuvor war. Er läßt entweder allmählig nach oder er endigt plötzlich. Von verschiedenen Seiten her thut sich uns dies psychologisch und ärztlich merkwürdige Verhältniß dar.

Schon mancher wird es empfunden haben, daß die geistige Verwirrung, die ein sehr heftiger Zahnschmerz herbeiführt, die Macht des Schmerzes um etwas bricht. Bekannt ist ferner die Erfahrung, daß in heftigen Gemüthsaufregungen die empfangenen Wunden nicht gefühlt werden.

Sowohl der Schmerz, der das Irreseyn mit herbeiführen half, als auch der dem Irreseyn fremde, hören in der Regel auf, wenn dasselbe in seiner entwickelten Form sich einstellt. Beides zeigt schon das Delirium, noch mehr das Irreseyn ohne Fieber.

Es ist der gewöhnliche Fall im acuten Rheumatismus, im entzündlichen, im Nerven- und jedem anderen Fieber, daß der Kranke, wenn er anfängt irre zu reden, nicht mehr über Schmerzen klagt, auch wenn man ihn frägt. Er erträgt Reizungen und Wunden von Spanischfliegen-Pflastern, Senfpflastern, vom Durchliegen, ohne sich darüber zu beschweren. Höchstens erregt noch ein Druck auf den leidenden Theil ein Zurückziehen oder eine flüchtige Beschwerde über Schmerz.

Psychologisch merkwürdig sind die Fälle, wo Fieberkranke während ihres Irreseyns den verborgenen Grund ihres Leidens aussprechen, wie z. B. Davis (Ueber die Herzentzündung, S. 47) einen solchen erzählt, wo ein krankes Mädchen während des Deliriums ausrief: mein Herz, mein Herz, ich wollte daß es zerspränge, und man dann nach dessen Tode eine verkannte Herzentzündung entdeckte. Indeß auch dieses für die ärztliche Diagnostik gewiß sehr zu beachtende Hellsehen der Irren (sit venia verbo) ist keineswegs nothwendig mit Zeichen von Schmerz verbunden; ja das Dazwischenkommen von diesem dürfte für dasselbe wohl eher störend seyn.

Bei plötzlich einwirkenden großen Verletzungen verdrängt nicht selten das ausbrechende Irreseyn augenblicklich alle Empfindung von Schmerz. Es erfolgt entweder Wahnsinn mit oder ohne Fieber, oder ein betäubter, blödsinnähnlicher Zustand, wohl meistens fieberlos. Die Seele verändert plötzlich das Verhältniß zu ihrem Gefährten und so bleibt das große Leiden desselben ihr fremder.

Wahnsinnige, Tobsüchtige, Blödsinnige, die andauernd über Schmerzen klagen, sind eine seltene Erscheinung. Zwar bekommt man wohl zuweilen von einem und dem anderen auf die Frage, ob er Schmerzen habe, die Antwort, daß es ihn an diesem oder jenem Orte steche, bohre ꝛc.; aber

das Unstete dieser Antworten, indem der Kranke oft schon in der nächsten Minute einen anderen Ort angibt, deutet meist schon ziemlich bestimmt darauf hin, daß kein Schmerz, sondern höchstens nur ein Wahn desselben, vorhanden sey, und die anderweitige nähere Untersuchung bestätigt dieß denn auch fast immer.

Das Verhältniß von Schlaf und Wachen schließt sich auch hier, Gleiches darlegend, an. Schmerz im Wachen und Schlaf mit normalem Traume heben sich einander auf. Der Schlaf, der Traum mit Schmerzempfindung sind dem Erwachen viel näher, als die ohne diese Empfindung.

4. Wie aber der Schmerz erwacht mit dem Entweichen des normalen Schlafes, so stellt sich auch in der Seele, die aus dem Irreseyn erwacht, entweder, falls körperliche Anregungen dazu da sind, ein Schmerz gleicher Art, wie er vor dem Eintritt dieses Zustandes da war, oder ein neuer während des Irreseyns angeregter ein. Diese Erscheinung kommt in Fiebern, im acuten Rheumatismus, und bei Irren so oft vor, daß sie einem aufmerksamen ärztlichen Beobachter sich fast täglich darbietet. Schon in den lichten Zwischenzeiten der Irren sind Schmerzen häufiger, als während der vollen Krankheit; am entschiedensten brechen sie aber, bald rheumatischer, bald arthritischer, bald rein entzündlicher Natur, während der Genesung von dem Irreseyn hervor.

Es ist bei Irren eine häufige Erscheinung, daß sie, von Fiebern befallen, minder abschweifend, minder verworren sind, als in ihrem gewöhnlichen chronischen Zustande; ja es ist bekanntlich schon beobachtet worden, daß ein Fieber, wenigstens so lange als es dauerte, einem Irren den vollen Verstand wiedergab. (M. s. als besonders merkwürdig den von Tuke erzählten Fall in der Zeitschrift für psychische Aerzte, 1820, Heft 3, S. 677). Die mit dem Fie-

der verbundenen Umänderungen in Kreislauf und Absonderung mögen hier allerdings hauptsächlich den Erfolg bedingen; indeß wirken die ebenfalls beim Fieber vorhandenen Reizungen zu unangenehmen Gefühlen da, wo jene Umänderungen schon eine Anlage zur Minderung, zur Aufhebung des Irreseyns herbeiführen, zur Vollendung dieses Erfolgs wohl mit. Wie mag ein acuter Rheumatismus, wenn er anders bei einem Irren zu Stande kommen kann, worüber ich keine Erfahrungen habe, auf das Irreseyn wirken?

5. Was uns im Vorigen der Schmerz, der von körperlichen Anregungen entspringt, in Betreff der Entstehung und der Wirkungen des Irreseyns zeigte, wiederholt sich der Hauptsache nach nun auch für den, der rein psychischen Ursprungs ist, den wir hier der Kürze wegen einen Schmerz oder ein Leiden der Seele nennen wollen, obschon allerdings der vom Körper aus erregte nicht minder, wie jener, nur einer in der Seele und deshalb unter jener Benennung mitbegriffen ist.

Tiefes Leid, herber Kummer fesseln die Seele uud verbinden sich gern mit irrigen Vorstellungen und einem befangenen Urtheil. Das steigende Leiden versetzt die Seele in Zustände, die störend auf die Verrichtungen des Körpers wirken, wobei dieser dann, je nach der Verschiedenheit der Einwirkung und seiner Gegenwirkung, das Leiden der Seele auf verschiedene Weise, bald durch heftige Aufregung, bald durch Unterbrechung, bald durch völliges Stocken seiner Bewegungen, sowohl der dem Willen unterworfenen als der unwillkührlichen, ausdrückt. Das Starren des Blickes nach einer Richtung hin, das Händeringen, der Schrei des Schmerzes, die geistige und körperliche Stumpfheit des durch tiefen Kummer Daniedergebeugten sind alles schon Zustände, die den verschiedenen Formen des wirklichen Irreseyns sich beträchtlich annähern.

Wenn der von Seelenleiden Gedrükte, der mit Krankheit des Körpers Behaftete, im Schlafe seufzt, wenn er sich unruhig umherwirft, so wird hier offenbar der Schmerz in dem gestörten Traume empfunden Oft ist auch nach dem Erwachen Erinnerung da von verworrenen, mit Schmerz um den betrauerten Gegenstand untermischten Traumbildern.

Alle die durch den Körper vermittelten Aeußerungen des Seelenleidens, von deren Wirkungen wir, sofern sie im Wachen vorkommen, etwas Näheres wissen, sind erleichternd für das Seelenleiden; ja wir dürfen wohl annehmen, daß die Seele ihnen entgegenwirken würde, wenn sie das Gegentheil wären. Selbst die Ohnmacht setzt den Leidenden in den Stand, sein Leiden eine Zeitlang wieder gestärkter zu tragen.

Fälle von Entstehung eines vollkommenen Irreseyns aus großem Seelenleiden gehören zu den gewöhnlichsten in der Geschichte der Irren. Vor Allem ist das plötzlich und daher um so mächtiger ergreifende Leiden zu diesem Uebergange geneigt. Und weil der Körper hierbei nicht an Wunden, an Entzündungen, an rheumatischen Reizungen leidet, so ist das Irreseyn hier denn in der Regel ein fieberloses, kein Delirium.

Dem Wesen nach einem Irreseyn gleich sind auch wohl jene Zustände, welche plötzlich bei Menschen eintreten, die (m. s. Fälle der Art erzählt von Heim in Horn's Archiv der praktischen Medicin und Klinik, Bd. 6, Heft 1, S. 66 u. f.) von großen Gefahren bedroht wurden, und denen, nachdem sie das Gefürchtete überstanden, von allem dem, was von dem Augenblick der höchsten Angst an mit ihnen vorgegangen, nichts erinnerlich war, obgleich sie doch weder in Ohnmacht noch in Scheintod gelegen hatten, da sie während jenes, wohl dem Nachtwandeln am nächsten verwandten Zustandes noch fähig gewesen, sich zum Stehen und Gehen ihrer Glieder zu bedienen.

Lustige Träume, lautes Auflachen im Schlafe nach ei-

nem im Wachen vorhergegangenen Seelenleiden, wie ein solcher Gegensatz nicht selten ist, sind wohl unstreitig dem Irreseyn des Wachenden gleich zu stellen. Wie der Schlaf durch die Quaalen eines bösen Gewissens entartet, wo

unnatural deeds
Do breed unnatural troubles

hat schon Shakspeare in der nachtwandelnden Lady Macbeth, wie immer der Natur getreu, dargestellt und hier ganz in Uebereinstimmung mit dem, was ärztliche Erfahrung lehrt.

In diesen durch Leiden der Seele erregten inneren Zuständen ist nun ebenfalls wie in den aus Körperleiden entsprungenen, der Schmerz aufgehoben: der an seiner Ehre gekränkte Mann klagt nicht mehr über das erlittene Unrecht, die Mutter nicht mehr um ihr verlorenes Kind; man kann beiden lebhaft schildern, was sie verloren haben, und sie geben dennoch kein Zeichen des Schmerzes. Ja an die Stelle der traurigen Stimmung vor dem Irreseyn tritt nicht selten in diesem die entgegengesetzte, eine sehr fröhliche. Daß jener durch große Angst verursachte Zustand, wo die Bewegung dauert, aus dem aber keine Erinnerung ins Wachen übergeht, ebenfalls schmerzlos sey, wird dadurch wenigstens wahrscheinlich, daß von keinem der bisher bekannt gewordenen Fälle erzählt wird, die in jenem Zustande Befindlichen hätten, auch während des Erleidens großer körperlicher Verletzungen, Spuren von Schmerz blicken lassen.

Mit der Abnahme des Irreseyns sehen wir dagegen auch den Seelenschmerz wieder eintreten: nun fließen wieder die Thränen der Mutter um ihr Kind, nun klagt der Gekränkte wieder über die Ungerechtigkeiten, die er erfahren hat. Und soll die Genesung aus einem fröhlichen Irreseyn Dauer haben, so muß aus der Fröhlichkeit erst Traurigkeit geworden seyn.

Knüpfen wir nun an dies aus der Erfahrung Entnommene einige Betrachtungen zur Erklärung und zur Benutzung desselben!

1) Daß Schmerz und Verwirrung des Gemeingefühls oder äußeren Sinnes (ein partielles Irreseyn) sich mit einander verbinden können, daß ein heftiger Schmerz ein volles Irreseyn herbeiführen kann, daß volles Irreseyn den Schmerz aufhebt: — alles dieß spricht für eine wesentliche Beziehung zwischen dem Leiden der Seele dort und hier; beide, Schmerz und Irreseyn, müssen sich in diesem Leiden zu einander so verhalten, daß sie, obgleich gemeinsamen Ursprungs und in mäßiger Entwickelung mit einander wohl vereinbar, doch bei der Entwickelung des einen oder andern zu seiner vollen Erscheinung das ihnen gemeinsame Ursprüngliche in einer Richtung verändern, die dem Aufkommen des anderen entgegengesetzt ist.

Im Schmerz ist Gefühlszwang, mit regelwidrig gesteigertem Antheil des Gefühls an der Wirksamkeit der Seele, im Irreseyn Zwang der Vorstellungen und Begehrungen; ein gebundener regelwidriger Zustand der Seele in beiden, im Schmerz und im Irreseyn, das Gemeinsame.

Wird die Seele als Gefühlsthätigkeit über ein gewisses Maaß hinaus beschränkt, gestört, so muß sie, als dieselbe eine Kraft in allem ihrem Wirken, auch mehr oder weniger in ihren anderen Verrichtungen, so weit diese dazu fähig sind, beschränkt, gestört werden. Ueberschreitet diese Störung die Gränze, innerhalb welcher jede Störung augenblicklich ihre Ausgleichung findet, so wird das Gleichgewicht der Seele, wenigstens das in der Erscheinungsform derselben, krankhaft aufgehoben; das Gefühl erhält nun ein anderes Verhältniß zu den anderen Funktionen der Seele; es verändert demnach auch seine gewöhnliche Beziehung zu seinen Reizen, es empfindet die Eindrücke, die Vorstellungen, die

in ihm sonst Schmerz erregten, nun wenig oder selbst gar nicht mehr. Und je größer die Störung des Gleichgewichts wird, desto mehr irrt auch das Gefühl ab; da es sich hingegen umgekehrt mit der Abnahme jener Störung auch wieder seinem normalen Verhältnisse zu den äußeren Eindrücken und Vorstellungen nähert.

2) Der irre Zustand, den ein heftiger Schmerz erregt, ist in seinen Erscheinungen derselbe, er mag durch Schmerz vom Körper oder von der Seele aus erregt seyn; und dasselbe gilt auch von den Abarten dieses Zustandes im abnormen Traum und im Nachtwachen. Daseyn oder Nichtdaseyn von Fieber ist keine Erscheinung des Irreseyns und, wie wir schon oben gesehen haben, von außerwesentlichen Umständen abhängig. Läßt sich nun aber nicht annehmen, derselbe allen wesentlichen Erscheinungen nach gleichartige Zustand könne in seinem nächsten Grunde verschieden seyn, so folgt, daß auch in demjenigen Irreseyn, das von Schmerzen entsteht, die psychischen Ursprungs sind, der Schmerz jedesmal vor dem Eintritt des irren Zustandes erst eine krankhafte Veränderung im Körper bewirken müsse, und demnach sowohl hier, wie bei dem Irreseyn aus körperlicher Verletzung, eine Störung des normalen Verhältnisses von Seele und Leib dem Irreseyn zum Grunde liege.

3) In ärztlich praktischer Hinsicht ergibt sich aus den im Vorigen verglichenen Thatsachen, von welcher Wichtigkeit da, wo Anlage zu Irreseyn ist, die Verhütung heftiger Schmerzen, sowohl körperlich als psychisch erregter, seyn müsse. Die Reize zu entfernen, zu mindern, die Reizbarkeit zu mäßigen, das ist hier die Aufgabe des Arztes; je mehr Reizung hingegen, desto gewisser der Ausbruch. Und was alle umsichtige Beobachter über die Behandlung der Anlage zum Irreseyn lehren, ist hiermit in Uebereinstimmung.

4) Es ergibt sich ferner, wie wenig für das Erken-

nen verborgener körperlicher Uebel bei Irren die Aussage dieser letzteren, daß sie an den untersuchten Stellen ohne Schmerz seyen, entscheiden könne, wie hier der Arzt eins der wichtigsten diagnostischen Hülfsmittel entbehre und von wie geringer Bedeutung für die Lehre von der Unabhängigkeit des Irreseyns von körperlicher Krankheit der Beweis aus dem Mangel von Schmerz bei den Irren sey.

5. Für die Prognosis bei Irren gewinnen wir die Erkenntniß, daß, wenn ein Irrer anfängt über Schmerz in irgend einem Theile des Körpers zu klagen oder über einen erlittenen Verlust zu trauern, dieß ein gutes Zeichen für seine Genesung, wenigstens für die Nähe eines lichten Zwischenraums sey. Nur muß die Klage dauernd seyn und sich gleich bleiben; auch muß der betrauerte Verlust kein eingebildeter seyn, der selten tief empfunden wird. Von besonders guter Vorbedeutung fand ich es, wenn der Schmerz wieder an derselben Stelle gefühlt ward, wo er vor dem Irrewerden Statt fand.

6. Es ergeben sich endlich aus jener Vergleichung von Erfahrungen nähere Bestimmungen für die therapeutische Anwendung von Schmerzen bei Irren. Da das Irreseyn abnimmt, wenn der Kranke anfängt, dauernde, nicht eingebildete Schmerzen zu fühlen, so ist nicht ohne Grund zu hoffen, daß man unter günstigen Umständen auch umgekehrt durch Erregung von Schmerzen eine solche Abnahme werde herbeiführen können. Ist nun gleich bereits diese Erregung als eine für alle Fälle von Irreseyn passende Maaßregel empfohlen worden, so braucht man dieß Verfahren doch nur einigemal angewandt zu haben, um von dem Unpassenden einer allgemeinen Anwendung desselben überzeugt worden zu seyn. Es gibt allerdings Irre, bei denen die Erregung von Schmerzen einen guten Erfolg hat; es gibt aber andere, die bei allen Einwirkungen auf Schmerz

in ihrem Irreseyn beharren; es gibt endlich noch andere, die auf solche Einwirkungen schlimmer, ja nicht selten weit schlimmer werden, die auf diese aus einem ruhigen gefügigen Betragen in ein heftig aufgeregtes, der ärztlichen Leitung widerstrebendes übergehen, wie ich selbst in wiederhohlten Fällen aus unerfreulicher Erfahrung dies gelernt habe. Die vorstehenden Vergleichungen machen es nun wahrscheinlich, daß jene, denen auf Schmerz gerichtete Einwirkungen wohl thun, bereits zur Abnahme ihres Uebels hinneigende seyen, hingegen die nach diesen Einwirkungen sich verschlimmernden welche mit der Disposition zu noch größerer Verwirrung und zu tobsüchtiger Aufregung. Und hiernach wäre denn da, wo die Krankheit offenbar noch im Vorschreiten ist, oder wo ein heftiger Ausbruch droht, die Einwirkung auf Erregung von Schmerzen keineswegs zu versuchen; dagegen paßte sie zur Beförderung einer bereits begonnenen Abnahme, zur Befestigung der guten Richtung. Wo kein Schmerz empfunden wird, da können auch alle auf ihn gerichtete Mittel in psychischer Hinsicht nichts frommen. Wo aber auch der Arzt solche Mittel anwende, da möge er nie vergessen, daß, so wie aus Brechweinsteineinreibungen mit Zerstörung der Schädelknochen bis aufs Gehirn, eine physische Betäubung entstehen kann, die erst mit dem Tode endet, so auch tiefe Verletzungen des Ehrgefühls eine psychische hervorbringen können, die leicht dauernder und verderblicher werden kann, als das Irreseyn, von dem sie heilen sollte. Und nur der, welcher in den Irren neben der gehemmten, unterdrückten Seelenkraft auch die noch erhaltene, wenn auch verhüllte, im Gefühl für Ehre, für Recht und Unrecht, für Schuld und Unschuld nicht selten rein menschlich fortwirkende, erkennt und würdigt, nur der sollte es sich herausnehmen, ja nur der sollte das Recht haben, über diese Unglücklichen zum Versuch ihrer Heilung fortgesetzte ge-

waltsame Einwirkungen auf Schmerzen, seyen es nun mittelst des Körpers oder direkt in der Seele erregte, zu verhängen, nicht aber der, der sie Verbrechern gleich stellt und sie denn auch gleich diesen, ja, weil sie mit mehr anscheinender Gleichgültigkeit dulden, selbst noch härter behandeln zu müssen glaubt.

Anatomisch-pathologische Untersuchungen über Hirnwassersucht, Drehkrankheit der Schaafe und dieser ähnliche Erscheinungen bei Menschen.

Von
Herrn Hofmedicus Dr. Bergmann in Celle.

Im Jahrgang 1820 der Zeitschrift für psychische Aerzte *) hat der Herr Herausgeber eine interessante Uebersicht einiger Thierkrankheiten, welche mit einer anomalen Thätigkeit des Hirns verbunden sind, gegeben, und da dergleichen Untersuchungen ein vielfältiges Interesse haben und unser schwaches Wissen von dem Leben des Hirns in anatomischer und physiologischer Hinsicht bedeutend aufklären können, so mögen folgende Beobachtungen über diesen Gegenstand auch hier wohl ihre Stelle finden.

Die Drehkrankheit findet sich hauptsächlich bei Schaafen, man findet sie aber auch bei andern Thieren, namentlich bei Pferden, auch bei Rindern, selbst bei Hunden ist sie wahrgenommen; bei letzteren soll sie durch starke Ofenhitze veranlaßt werden. Die wiederkäuenden Thiere sind im

*) Heft 1, S. 170: Von dem Irreseyn der Thiere.

Allgemeinen, wie Steinböcke und Gemsen, dem Schwindel unterworfen. Unter den Vögeln werden die Enten zur Brunstzeit, auch die Gänse, zuweilen von einer Art Schwindel befallen, wobei sie sich im Kreise herumdrehen und bald sterben. Ob nun bei diesen Thieren der Schwindel und das Drehen von einer Wassersucht des Hirns hervorgebracht werde, oder andere Ursachen habe, ist mir unbekannt.

Vögel, denen Pochsand worin sich Bleitheile befinden, unter die Nahrnng gemischt wird, oder die das Wasser genießen, was damit geschwängert ist, wie namentlich das der am Harze entspringenden Innerste, bekommen eine ähnliche Drehkrankheit, und mich versicherte ein Harzbewohner, daß er Hühner gehabt habe, die gewöhnlich in einem ziemlich weiten Kreise umhergegangen wären, (Man sehe hierüber Meyers Preisschrift über das Flußgebiet der Innerste.) Der Genuß des Pochsands wirkt lähmend; die Thiere verlieren nach und nach ihre Munterkeit, werden heiser, verlieren oft ganz die Stimme, magern ab, die Augen werden triefend, trübe, sie gehen langsam, mit krumm in die Höhe gezogenem Rücken und niedergebogenem Halse. Bald darauf entsteht Lähmung der Flügel- und Schenkelmuskeln, sie wanken wie betrunken hin und her, fallen bald vorn, bald hinten nieder und verlieren zuletzt ganz die Fähigkeit zu stehen. Endlich erfolgt mit zunehmender Abzehrung bei fortwährender Freßlust der Tod, der zuweilen unter Krämpfen, zuweilen plötzlich eintritt. Gewöhnlich ist Diarrhoe zugegen: nicht selten zieht sich der Kopf zuletzt ganz gegen den Rücken zurück. Bei jüngeren Thieren zeigt sich die Krankheit häufiger. Nach kupferhaltigem Schwefelkies, in Nudeln beigebracht, nahm man ähnliche Erscheinungen wahr. Es fehlt an anatomischen Beweisen, ob hierbei eine Wasserergießung im Hirn statt finde; im Grunde aber beruht die Drehkrankheit ihrem Wesen nach auf Paralyse,

indem durch Krankheit der Gefäßhaut ein Theil des Gehirns seine Thätigkeit mehr oder weniger verliert; bei jenen Fällen findet nur ein umgekehrter Gang statt, indem das Nervensystem von unten her angegriffen wird und von da sich die Krankheit aufs Hirn reflectirt und so ähnliche Erscheinungen hervorbringt.

Im Mensenterium einer Ziege fand Pallas eine Menge von Hydatiden. Hieraus läßt sich zwar noch kein Schluß machen, daß sich dergleichen auch bei ihnen im Hirn bilden; doch könnte analogisch von Schaafen darauf geschlossen werden, bei denen sich auch oft Hydatiden in andern Organen finden, so wie denn ein mir bekannter Schäfer, der mehrere hundert Drehschaafe während einer 50jährigen Dienstzeit abgeledert hatte, behauptete, außer dem Gehirn immer auch noch andere Organe krank gefunden zu haben.

Vor einigen Jahren untersuchte ich selbst die Lungen eines Hammels, die beide mit Hydatiden von der Größe der Haselnüsse bis zu der von kleinen Hühnereyern angefüllt waren. Die äußere Lungenhülle war fast überall verhärtet, wie eingetrocknet, und beim Durchschnitt so compact wie Muskel- oder Lebersubstanz, das Gefüge sehr dicht und weißlich. In der Substanz der Lungen, zwischen den verhärteten Stellen, saßen überall dicht an einander die Blasen, rings von einer gelblichen Membran, als ihrer Hülle, umgeben; die Membran der Blase selbst hatte ein bläuliches, durchsichtiges Ansehn, wie Milchglaß oder die Hornhaut des Auges; ihr Inneres war angefüllt mit einer hellen wäßrigen Feuchtigkeit, worin sich eine Menge kleiner gelblicher Körner zeigte, die theils an den Wänden festsaßen, theils in der Flüssigkeit umherschwammen. Die Aehnlichkeit mit den Hirn-Hydatiden ist groß, nur daß die Granulationen hier nicht gelblich sondern weiß sind.

An den Ovarien einer Blödsinnigen fand ich einst eine

Menge erbsengroßer Hydatiden und in einigen derselben eine Menge kleiner Körner.

Die Körner, oder sogenannten Thiere der Hirnblasen, (polycephalus s. coenurus) sitzen nach den mir vorgekommenen Fällen in verschiedenen Abtheilungen und Gruppen, und größtentheils an der obern Fläche; sie sind von einer schönen Weiße, von der Größe der Nadelknöpfe, oben dicker als an dem Stiele, womit sie aufsitzen, kolbenartig, den Keulenschwämmchen ähnlich in der Form. Eigentliche Verschiedenheiten in ihrer Organisation und Stellung sind mir nie aufgefallen. Die Blasen füllen gemeiniglich den ganzen Ventrikel, der immer, je nach der Zeit der Entstehung der Blase, beträchtlich ausgedehnt ist, und zwar dadurch, daß von den oberen Wänden desselben immer mehr aufgesogen wird und schwindet, so daß man bei der größten Ausdehnung oberhalb in der Mitte kaum noch Spuren von Hirnsubstanz entdeckt, und nach Entfernung der Schädeldecke und der durchsichtigen harten Hirnhaut sogleich die Blase vor Augen hat. Je mehr die Blase des Ventrikels zunimmt und der obere Theil der Hemisphären schwindet, desto dünner wird auch die überliegende Stelle des Schädels, so daß derselbe Proceß, der bei der Auffsaugung des Hirns obwaltet, auch bei der des Knochens thätig zu seyn scheint. Mechanisch durch den Druck, den die nach und nach sich immer mehr ausdehnende Blase etwa ausüben mag, kann das Schwinden der Hirnsubstanz wie des Knochens schwerlich erklärt werden, so daß man schon dieser Erscheinungen wegen aushauchende und absorbirende Gefäße hier annehmen muß, wie denn auch, nach Meckel, wenigstens an der Oberfläche des Gehirns, an der Gefäß- und Spinneweben-Haut und an der harten Hirnhaut stellenweise Saugadern gefunden werden. Die Blase ist hell und durchsichtig, (in Weingeist wird sie hornhautartig) ohne Gefäße,

und liegt frei und lose in der Höhle, so daß man sie bei der bekannten Operation, vermittelst einer Federpose, leicht heraussaugen kann. Wie sie entsteht, ist mir ein Räthsel geblieben.

Die Anatomen sind über die membranöse Bekleidung des Innern der Höhle nicht übereinstimmend. Nach Burdach ist es unmöglich, das Epithelium in zwei Schichten, welche der Gefäß- und Spinnewebenhaut entsprächen, zu spalten; wenn daher die eine fehlt, ist es wahrscheinlich die letztere. Vielleicht schwindet die Markplatte, der innere Ueberzug der Membran bei der Hirnhöhlenkrankheit; vielleicht aber und wahrscheinlicher entwickelt sich die Blase aus dem plex. chorioid., wozu schon das häufige Vorkommen der Hydatiden hier die Vermuthung giebt; sie kann sich hier so gut bilden, wie es am Gekröse und an andern Eingeweiden geschieht; auch fanden Metzger und Grebing an verschiedenen Stellen des Hirns bedeutend große Wasserblasen, und ich fand eine fast haselnußgroße Wasserblase in dem krankhaft luxurirenden Gefäßgewebe hinter der Zirbel; Meckel fand sogar einen polycephalus im Gehirn eines Frauenzimmers, welches viele Jahre lang von Schwindel und Kopfschmerzen geplagt war. Nach verschiedenen Untersuchungen, die Baillie über diese kleinen Bälge des Adergeflechts angestellt hat, schienen sie ihm durch Ausdehnung der längs der Gränze des Adergeflechts laufenden Vene gebildet zu werden: durch eine Oeffnung der Vene konnte er Luft in dieselbe hineinblasen.

Da es doch nicht erwiesen ist, ob die Hirnhöhlen mit Saugadern versehen sind, wiewohl Mascagni es behauptet: sollte man, wenn es nicht bestätigt würde, alsdann nicht vermuthen dürfen, daß die Venen auch hier das Geschäft der Einsaugung übernehmen, wie sie es nach neueren Beobachtungen wirklich haben, und daß demnach durch Krankheit

ihre Einsaugungskraft vermindert und sonach Wasseransammlung erzeugt werden könne?

Die schönen weißen Knöpfchen, die sogenannten Thiere, sitzen in großer Anzahl gruppirt an der inneren Wand, gewöhnlich mehr nach oben und hinten. Für Thiere sind sie schwerlich zu halten; vielmehr bin ich geneigt, anzunehmen, daß sie weiter nichts sind, als krankhafte Vergrößerungen der auch im Schaafgehirn vorkommenden vielen höchst feinen Granulationen an der äußern und innern Gefäßhaut und daher als den pachionischen Drüschen oder wie Bichat sie besser nennt, den Hirngranulationen ähnlich zu betrachten, mit denen sie an Farbe und Consistenz und zuweilen auch in Gestalt einigermaßen übereinkommen, und zwar sowohl mit denen, die man an der vierten Höhle, als auch mit denen, die man zuweilen an den Adernetzen des großen Ventrikels, vorn dem Wurm des kleinen Gehirns und an den Seiten des Längenblutleiters, wie auch anderwäts gruppenweise antrifft. Bei über einem gesunden Schaafe fand ich hinten an der Zirbel, da, wo sie auf dem Markblatt der Commissur fest sitzt, gegen ein Dutzend solcher Granulationen von verschiedener Größe, ganz von Form, Farbe, Consistenz wie die pachionischen und auffallend ähnlich den Körnern der Hydatiden; so auch ähnliche an den Vierhügeln eines Kalbes. Doch ich werde über diesen Gegenstand, da er hier mich zu weit führen würde, bei einer anderen Gelegenheit ausführlicher einige Beobachtungen mittheilen; so viel will ich nur hinzusetzen, daß, wenn meine Ansicht hier richtig ist, nach dieser Analogie die parasitischen Thiere, wenigstens zum Theil, weiter nichts sind, als Evolutionen der primitiven einfachen Grundformationen derjenigen Organe, worin sie ihren Aufenthalt haben. Nach Voigtel fand Fischer im Rückenmark des Schaafs auch sogenannte Blasenbandwürmer; sollten dieß ähnliche Produktionen seyn? So könnten manche Schmarotzerthiere selbständig

gewordene Gefäße, Drüschen rc. seyn; hielten doch schon Fleischmann und Isenflamm den cysticercus, den Blasenwurm der Muskeln, für varicöse Lymphgefäße, und äußerte doch Oken, daß selbst der Bandwurm aus krankhaft verlängerten Saugadern entspringe. So sind manche Exantheme der Pflanzen nichts anders als krankhaft veränderte Organe.

Das Ursächliche der Drehkrankheit scheint nicht immer in einer Wassersucht der Hirnhöhlen (hier ein hydrops saccatus) zu bestehn; wenigstens ward mir einst der Kopf eines angeblichen Drehers gebracht, wo ich das Hirn gesund, aber in einer der Nasenhöhlen eine große Larve fand. Wahrscheinlich mochten hier doch andere Symptome da gewesen seyn.

Nach vielfältigen Beobachtungen und mehreren Sectionen der mit diesen Wasserblasen behafteten Schaafe, glaube ich schließen zu dürfen, daß, 1) die Krankheit gewöhnlich mit Fehlern der Gefäßhaut zusammen hänge: 2) daß sie wahrscheinlich oft unmittelbar durch Affection der Häute der Nase und Uebertragung auf den Riechnerven, der hier wie bei andern Thieren eigentlich nur eine frei gewordene Hirnwindung darstellt, eingeleitet werde; 3) daß das Drehen meistentheils, wenn nicht immer, nach der Seite hin statt finde, wo die Hemisphäre des Hirns krank und die Hydatide befindlich ist; 4) daß in der Mehrzahl sich das große Hirn in einem größeren oder geringeren Grade von Erweichung befinde. In den von mir genau untersuchten Fällen zeigte das kleine Hirn keine auffallende Spur von Krankseyn. Allerdings bedarf es noch mehrerer Beobachtungen und Untersuchungen, als ich habe machen können, um diesen Gegenstand aufzuklären; doch mögen die hier mitgetheilten dazu beitragen, daß vorzüglich Thierärzte ihnen eine genauere Aufmerksamkeit widmen; vielleicht könnte für die Heilung dieser Krankheit Einiges gewonnen werden. Wenn z. B. der dritte Satz als allgemein angenommen werden könnte,

so würde man da, wo noch keine dünn gewordene Stelle des Schädels den Sitz der Wasserblase anzeigt, sicherer den Kopf anbohren können. Uebrigens wird in vielen Fällen die Operation wenig Nutzen bringen und der Erfolg nicht von langer Dauer seyn, besonders wenn die Krankheit schon weit fortgeschritten ist; indem man gewöhnlich dann zu große Degenerationen der Hirnsubstanz selbst antrifft. Eben so wenig wird das neuerlich empfohlene Brennen des Schädels, insofern die Blase schon gebildet ist, etwas leisten können; auch sind mir schon Erfahrungen bekannt, wo es gänzlich ohne Nutzen blieb.

In der Idee, daß man durch die Nasenhaut, wegen der Aehnlichkeit ihrer Structur mit der weichen Hirnhaut und ihres nahen Zusammenhanges, vielleicht am besten auf das Innere des Hirns wirken könne, ließ ich einem jungen Drehschaafe Quecksilbersalbe in die inneren Nasenwände einige Tage lang einreiben; es besserte sich bald auffallend und blieb gesund. Ich habe später einen ähnlichen Versuch machen lassen und auch dieser scheint zu gelingen. Ob die Krankheit erst im Beginnen und im ursprünglichen Entzündungsstadium (in der hydrocephalischen Turgescenz) war, kann ich freilich nicht angeben; vielleicht würden auch da nur dergleichen Einreibungen von Nutzen seyn, denn bei zwei andern, deren Krankheit schon bis zum höchsten Grade fortgeschritten war, thaten sie keinen Nutzen. Immer aber dürfte die Fortsetzung solcher Versuche nicht ohne Werth seyn, indem sie dahin leiten könnte, ähnliche bei Menschen in ähnlichen Uebeln anzustellen, zumal bei Hirnwassersucht auch hier so leicht eine Affection der innern Nasenhäute wahrgenommen wird, oder ihr vorhergeht, wie namentlich bei Scharlachfieber. Entsteht doch ja auch nach stockendem Schnupfen zuweilen eine gewisse Stumpfheit des Geistes und Schwindel.

Auf die kranke Beschaffenheit der Schleimhaut der Na-

senhöhlen bin ich erst später aufmerksam geworden, so daß ich nicht entscheiden kann, ob sie gemeiniglich die Hirnwassersucht begleite, ob sie mit dieser in einem ursächlichen oder consecutiven Verhältnisse stehe. In zwei Fällen waren die Ueberzüge der Muscheln ganz verändert, von ähnlicher Farbe, wie in der krankhaft veränderten Hirnsubstanz: gelblich, schmutzig und aufgelockert, und die Papillen, die mit den Granulationen der Gefäßhaut große Aehnlichkeit haben, waren ebenfalls vergrößert und verhärtet, aber nicht von so weißer Farbe. Dunstige Ställe sollen vorzüglich Gelegenheitsursache der Drehkrankheit seyn, und so würde die Ansicht, daß die bei diesen Thieren so sehr häufige Krankheit sich durch die Nase entwickeln könne, dadurch noch mehr Wahrscheinlichkeit gewinnen. Im Ganzen entsteht sie bei jungen Thieren weit mehr als bei älteren, eben so wie bei Kindern häufiger, als bei Erwachsenen.

Daß die Gefäßhaut des Hirns hauptsächlich primitiv leide, dafür spricht die krankhafte Beschaffenheit des Adernetzes der Hirnhölen, die ich gewöhnlich fand; ja einmal mangelte dasselbe sogar. Ferner zeugen dafür die Concretionen, die man darin antrifft und die Verhärtung der Zirbel, die ich in einigen Fällen wahrnahm.

Die angeführten Untersuchungen zeigen, daß das Thier gewöhnlich nach der kranken Seite hin dreht; sitzt die Blase nach vorn, so fällt das Thier nach vorn; sitzt sie nach hinten, so fällt es auch dahin; ist sie nur an einer Seite befindlich, so fällt das Thier nach der kranken Seite. Die neuern interessanten, mir erst kürzlich bekannt gewordenen, Untersuchungen des Professor Rolando geben ein gleiches Resultat, sind aber täuschender als die pathologischen, weil bei den Experimenten zu viel nebenbei zerstört werden muß. Auch bei Rolando's künstlichen Verletzungen verschiedener Theile des Gehirns dreheten und legten sich die Thiere nach der verletzten

Seite hin. Wenn er eine der Halbkugeln wegnahm, so lief oder ging das Thier jederzeit nach derselben Seite; brachte er in der anderen Halbkugel eine ähnliche Verletzung an, so bewegte sich auch das Thier in entgegengesetzter Richtung. Zuweilen lief dasselbe nach derselben Verletzung ohne alle bestimmte Richtung fort, und stieß an alle Gegenstände, welche ihm in den Weg kamen, und nach gewissen Arten von Wunden bemerkte er, daß es sich mittelst der Vorderfüße auf den Hinterbeinen wie auf einem Pfahl herumdrehete. Nach Verletzung der Vierhügel und der hintern Ganglien zeigten sich Bewegungen ohne Regelmäßigkeit, wie bei betrunkenen Menschen; die Thiere erhoben die Füße beim Gehen mehr als nöthig war, oder schleppten dieselben am Boden nach. Zuweilen fingen sie bei diesen Verletzungen an zu drehen und legten sich auf die kranke Seite, indem sie unaufhörlich mit den Beinen, vorzüglich den vordern, Bewegungen machten als ob sie gehen wollten. Wenn man sie auf die andere Seite legte, so nahmen sie plötzlich wieder ihre vorige Lage mit der Schnelligkeit an, wie Markpüppchen mit bleiernem Fuße. Auch gehören hierher die neuern Versuche von Magendie, wo bei Verletzung des großen Hirns die Thiere sich unaufhaltsam vorwärts bewegen, dagegen bei Verletzung des kleinen Hirns rückgängige Bewegungen machen. Bei den Pferden, welche an der Immobilität leiden, wobei sie das Vermögen, sich rückwärts zu bewegen verlieren, das sich vorwärts zu bewegen aber behalten, fand man das große Hirn krank, das kleine aber gesund.

Da die Thätigkeit der kranken Seite als vermindert oder gehemmt angesehn werden muß, so würde es natürlicher scheinen, wenn das Thier sich mehr nach der gesunden Seite hin bewegte; man wird daher auch hier, wie bei den Erscheinungen des Schlagflusses und der Hemiplegie auf die Kreuzung der Pyramiden die Aufmerksamkeit richten, somit

also in gegebenen Fällen die der kranken Hemisphäre des Hirns entgegengesetzte Seite des Rückenmarks als mitgelähmt betrachten müssen, und demnach die Thätigkeit der Nervenkraft an der Seite größer erscheinen, wo die Hemisphäre sich als krank darstellt. Caldani nahm bei achtzehn Thieren, bei denen er den gestreiften Körper der einen Seite zerstörte, jedesmal eine Lähmung der entgegengesetzten Seite wahr. Die Versuche Arnemann's und die vielfältigen Beobachtungen Wenzel's und Lallemand's ꝛc. bestätigen diese Erfahrung. Gründliche Erörterungen, wie überall, so auch über diesen Gegenstand finden sich im sechsten Bande von Treviranus trefflicher Biologie. Um obige Ansichten näher zu begründen, wird es nicht überflüssig seyn, einige der von mir gemachten Untersuchungen über die Beschaffenheit des Hirns der an der Drehkrankheit theils gestorbenen, theils getödteten Schaafe hier näher anzugeben.

1. Ein Schaaf, das nach der linken Seite drehete, ward auf derselben gebrannt; es drehete nach dem Brennen eben so stark, wie vorher, und sechs Tage nachher starb es. Die Geruchsnerven schienen an der Siebplatte nicht krankhaft; aber die Hirnwindung, die zunächst am Balken liegt, und die mir bei dieser Gelegenheit als eine Fortsetzung der Geruchsnervenwindung erschien, war weit größer und schlaffer, als die an der andern Hemisphäre. Der linke Ventrikel, als der Sitz der Hydatide, war ausgedehnt, doch die auswendige Marksubstanz nebst der Rinde noch nicht bedeutend geschwunden. Die Blase saß in einer äußeren häutigen, lockeren und mißfarbigen Hülle; die Hirnsubstanz darüber war wie flüssig und zergangen. Der Hirnanhang schien nicht entartet, eben so wenig die weiche weißgraue Zirbel. In einem härteren Klümpchen des Adernetzes fanden sich stellenweise blaßröthliche Granulationen; auch lag darin eine kalkartige, milchbläuliche, etwas gekörnte, aber fest in einander gewach-

sene, ein paar Gran schwere Masse. Aehnliche, nur viel kleinere milchbläuliche Körner fanden sich um und in der Zirbel. Jene harte Masse bestand theils aus festen, knochenartigen, theils aus knorpelartigen Plättchen, welche letztere sich zerreiben liessen. Das ganze Hirn war sehr weich.

2. Das Schaaf dieser Beobachtung warf den Kopf immer in den Nacken und fiel oft rücklings über auf den Hintern, oder taumelte einige Schritte zurück; es konnte zuweilen die Hinterbeine nicht ansetzen, folgte dem Haufen der übrigen Schaafe nicht ordentlich und fraß wenig. Der Schädelknochen der Seite war dünner; so wie ich ihn weggenommen hatte, that das Zusammenfallen der rechten Hemisphäre den Sitz der Krankheit dar; aber nur in ihrem hintersten Theile ließ sich durch die durchsichtige harte Hirnhaut eine schwappende Flüssigkeit wahrnehmen. Auf den Windungen des Hirns bemerkte ich einige weiche weiße Körnchen; die Hirnsubstanz war bloß hinten aufgesogen und so dünn, wie der Rücken einer Messerklinge; die inwendige Fläche war angefressen und in der Höhle eine beträchtliche Blase, an deren Boden eine Menge von Granulationen, der sogenannte coenurus cerebralis, sich zeigte. Zirbel und Hirnanhang schienen nicht krankhaft; die Aderhaut des rechten Ventrikels war verschwunden; das Zurückfallen dieses Thiers hieng also mit der nach hinten liegenden Blase zusammen.

3. Bei einem Schaafe, das rechts gedreht hatte, fand sich im rechten Ventrikel die Wasserblase. Die harte Hirnhaut war oben an dem Schädel in der Mitte etwas verwachsen, die inwendige Fläche des Ventrikels ringsum, sowohl unten, wie oben, rauh und uneben und die Marksubstanz stellenweise verhärtet, hin und wieder fast knorpelartig, von schmutzig-gelblicher Farbe die Zirbel zeigte sich von sehr weißer Farbe und viel härter als natürlich. Sie hatte einen sehr verdickten, häutigen Ueberzug, und auch

inwendig fand sich in ihr keine Beimischung von grauer Substanz. Daß dies eine krankhafte Beschaffenheit der Zirbel sey, lernte ich, wie ich zu diesem Behufe das Hirn eines gesunden Schaafes untersuchte; hier war nämlich die Zirbel durchgehends, innerlich wie äußerlich von gleicher Weiche und von grauröthlicher Farbe. Der rechte gestreifte Körper war krankhaft beschaffen, von schmutzig grauer Farbe, nicht glatt, sondern etwas fleckig und Gefäße sah man nicht darauf verlaufen; dagegen war der linke gesund, hatte eine braunröthliche Farbe und drei starke Gefäße liefen queer darüber hin.

4. Ein Drehschaaf, das links umdrehete, hatte zugleich einen Fehler an der Lunge, den ich nicht erfahren habe. Die harte Hirnhaut fand sich in der Mitte mit dem Knochen verwachsen; beide Hemisphären waren über dem Balken dicht und fest mit einander verwachsen oder verklebt, ohne Spur einer Spalte; nach hinten war das Mark beider Halbkugeln größtentheils so sehr geschwunden, daß die Blase fast offen da lag, nachdem die harte Haut entfernt war. Die weißen Granulationen lagen gleich oben auf in zwei Hauptabtheilungen, rechts und links. Ueber der eigentlichen Blase fand sich noch rings eine Haut ausgespannt. Das Hirn war im Ganzen etwas, aber nicht beträchtlich erweicht. Der linke Riechkolben hatte eine gelbliche Mißfarbe, die dem rechten fehlte. Wahrscheinlich war die linke Seite zuerst und am stärksten afficirt und erst später ward die rechte in Mitleiden gezogen, daher das Linksdrehen vorherrschte. Bestätigt ward dies auch durch die Untersuchungen der äußeren Geruchsorgane: die rechte Nasenhöhle nebst ihrer Muschel fand ich nämlich in ihrer Integrität, dagegen die linke sehr krankhaft, ihren häutigen Ueberzug überall von aschgelber, dunkler Mißfarbe, ähnlich der des Riechkolbens dieser Seite und theilweise in einen Zustand von Auflösung und Verwesung

übergegangen. Die Papillen waren an der Schleimhaut der großen Muschel vergrößert und etwas verhärtet, lagen lose und locker auf in dicht gedrängten Gruppen, so daß sie ungemein den Blasengruppen ähnelten, nur kein so weißes Ansehn hatten. Die enge Verbindung und Aehnlichkeit der Schleimhaut der Nase mit der Gefäßhaut des Hirns, der Papillen an jener und der pachionischen Körper an dieser, scheint mir unverkennbar. Der Coenurus der Wasserblase ist wohl nichts anders, als eine krankhaft vergrößerte Papille der Gefäßhaut.

5. Auf jeder Seite des Schädels eines anderen Schaafs war eine weiche Stelle, und daher auf zwei Blasen zu schließen, was die Section bestätigte. Die eine auf der linken Seite war größer und ragte höher hinauf, als die auf der rechten Seite; auch war der Knochen hier weit dünner. Die Hirnsubstanz umher war krank, aufgelockert und von graugelber Farbe. Das Thier drehete nach der linken Seite, und so brachte die Ueberwucht der Wasserblase der linken Hemisphäre auch wohl die Linksbewegung hervor.

6. Ein jähriges Drehschaaf, welches links drehete. Die Schädelknochen fanden sich weder links noch rechts verdünnt, daher nicht durchsichtiger und durchs Auge und Gefühl war der Sitz der Blase nicht vorher zu bestimmen. Die harte Hirnhaut war fest mit dem Schädelknochen verwachsen, auch an den Seiten mit der pia mater und mit Blutgefäßen reichlich überzogen; im sinus longitudinalis, dicht vor dem Nasenknochen, viel coagulirtes Blut. Die linke Hemisphäre drängte die rechte etwas zur Seite, erschien größer; die Hirnsubstanz war schon so sehr verzehrt, daß sie durchscheinend war; bei der gelindesten Berührung entstand starke Fluctuation. Die ganze linke Höhle war ausnehmend von der wässerigten Feuchtigkeit ausgedehnt und die obere Hirnsubstanz in der Mitte bis auf die Dicke einer Linie verschwunden; nach

den Seiten ward sie allmählig dicker. Eine Marklamelle umzog die, die ganze Höhle ausfüllende Wasserblase, worin aber an der obern Fläche nur wie gewöhnlich die weißen Granulationen gruppenweise saßen. Der untere Boden der Höhle schien gesund und von schönster Weiße. Der plexus choroideus zeigte zarte rothe Fasern, wie Confervenfasern zierlich. Der gestreifte Körper der kranken Seite hatte eine schmutzig graue Farbe, dagegen die andere einen weißern Ueberzug, ins Röthliche spielend, mit drei queer laufenden hellrothen Gefäßen überzogen, die sich am linken nicht fanden, wo auch die Oberfläche nicht glatt, sondern uneben und flockig sich zeigte. An gesunden Schaafen sah ich auch drei Arterien queer über den gestreiften Körper laufen. Die Zirbel sah sehr weiß aus, war ganz rund, etwas vergrößert und die sie umgebende Membran verhärtet, auch inwendig die Masse von weißer Farbe, ohne Ansatz von grauer Substanz, zäher als gewöhnlich die weiße Medullarsubstanz ist.

7. Ein an der Drehkrankheit gestorbener spanischer Schaafbock hatte rechts umgedreht und die Blase saß in der rechten Hemisphäre. Unten an der Spitze des vordern Hirnlappens, da wo der gyrus olfactorius sich loswindet, war die Hirnsubstanz gelbbraun, verhärtet, desorganisirt; tiefer nach unten war eine Stelle erweicht und in eine aufgelößte bräunliche Masse übergegangen. Die Zirbel klein, nach unten gedrückt, etwas härtlicher als natürlich.

8. Bei einem ebenfalls an der Drehkrankheit gestorbenen spanischen Hammel, der rechts gedreht hatte, saß die Blase im rechten Ventrikel, mehr nach unten. Die untere Wand desselben war krankhaft beschaffen; beide plexus chorioidei noch ziemlich gut, doch an der kranken Seite blasser; in ihnen fanden sich kleine, feine, helle Körner, wie zusammengezogene Polypen, in großer Menge; außerdem saßen auf einer ziemlich breiten Stelle des rechten Ven-

trikels, da wo die Blase aufgelegen und die Substanz eine schmutzig graue Farbe angenommen hatte, noch viele ähnliche gallertige Körnchen, so wie denn auch äußerlich die weiche Hirnhaut überall, besonders in den Zwischenräumen der Windungen mit dergleichen, indeß hier noch kleineren, nur durch die Loupe sichtbaren Körnern bedeckt war. Im plex. chorioideo hatten manche Körner die Größe der in den Wasserblasen befindlichen. Der Hirnanhang schien normal, die Zirbel ziemlich groß und etwas compact.

Da der Hauptzweck dieser Untersuchungen mit dahin geht, eine Analogie einiger an Menschen beobachteten Erscheinungen mit der Drehkrankheit aufzustellen, so wird eine kurze Aufzählung der Symptome dieser Hirnkrankheit die Vergleichung erleichtern. Bei Pferden scheinen noch keine genaue anatomische Beobachtungen gemacht und die Diagnose weniger sicher zu seyn. Bei dem sogenannten Magenkoller, wobei eine sehr große Auftreibung des Magens, gelbliche Farbe der Augen und des Mundes statt findet, ist das Thier betäubt, steht gern auf einer Stelle wie angewurzelt; angetrieben geht es vorwärts, bis es ein Hinderniß antrifft; kommt es an einen Graben, so vermeidet es denselben nicht, sondern fällt gewöhnlich hinein; immer bemerkt man ein Zucken der Brust und ein Wanken der Vorderbeine (nach White). Sollte hierher die von Cruveilhier beschriebene Magen- und Darmkrankheit mit gallertartiger Auflockerung zu ziehen seyn?

Ob mit diesem Uebel auch ein Hirnleiden verbunden sey, kann ich nicht sagen, doch ist es wahrscheinlich; nach Greve ist bei stillkollerigen Pferden außer der Wasseranhäufung auch Leberkrankheit vorhanden.

Einige Hauptsymptome des Stillkollers sind entzündete

und wäßrigte Augen, verminderte Freßlust, ungemeine Neigung zum Schlafe; zuletzt läßt das Thier den Kopf vorn über in die Krippe hängen und schläft. Der Puls ist selten verändert, doch oft sehr langsam; die Entleerung der Excremente und des Urins ist vermindert; Taumeln und Niederstürzen sind eine häufige Erscheinung. Ein aufmerksamer Thierarzt sagte mir, daß beim stillen Koller der Pferde man eben nicht besondere Zeichen von Entzündung finde, wie man sie immer beim wüthenden Koller antrifft; Aehnliches läßt sich bei Menschen annehmen. Beim stillen Koller findet man gewöhnlich sehr viel Wasser in den Seitenventrikeln; die Pferde wenden sich ebenfalls nach Art der Drehschafe nach einer Seite, am meisten nach der rechten, und wenn man sie sich überläßt, so gerathen sie nach und nach in eine Kreisbewegung, stehen plötzlich still und bleiben auf einem Flecke betäubt stehen. Ueberall lassen sie gern den Kopf vorhängen, werden schläfrig und liegen schwer im Zügel. Die kalte Douche ist im Anfange ein zweckmäßiges Mittel.

Man hat für die Drehkrankheit eine Menge Namen, davon manche viel Charakteristisches haben; dahin gehören: Drehen, Drehnigkeit, Taubsucht, Verrückung, Schwindel, Irregehen, Taumeln, Drehlinge, Drehsucht, Kreislauf, Segeln, Segler, Quesenkopf, Ringlichtwerden, Traben, Würflichtseyn, Elbisch, Albern, Dämisch, Läppisch, Dötsch. M. s. Frenzels Prakt. Handbuch 1794. Bis auf die innern Erscheinungen, die nicht deutlich und wahr genug angegeben sind, beschreibt dieser Autor den Zustand, den äußerlichen Symptomen nach, gut und treu. Die Thiere, sagt er, gleichen einem schwindlichen oder betrunkenen Menschen. Die Augen sind verworren und trüb, die Augenlieder fallen herab, die Thiere senken den Kopf, bisweilen heben sie ihn auch in die Höhe und lassen dabei die Ohren hängen, sie sind nie

munter und ruhig, ihre Glieder ohne Kraft, sie taumeln im Gehen erst eine kleine Weile hin und her, ehe sie zu drehen anfangen; sie fallen unter dem Treiben oft nieder, springen auf, fallen wieder, stolpern und fallen nach allen Seiten und bleiben niemals in einer Stellung (ich sah sie betäubt lange auf einer Stelle stehen bleiben). Das Thier hängt den Kopf seitabwärts nach der kranken Seite. An Verstopfung müßen sie auch leiden, denn der Verfasser räth Klystire von Essig, wo solche statt findet. Ist die Blase oben unter der Hirnschaale, so soll das Thier in die Runde gehen und es wird ein Dreher genannt; findet man sie unterwärts und seitwärts, so springt es immer nach der Seite, wo der Sitz der Blase ist; man nennt es alsdann einen Springer. Nach Rüling (hannov. Magazin für 1770) pflegt sich das Daseyn der Blase, wenn sie zu der Größe einer Haselnuß gelangt ist, dadurch zu verrathen, daß das Thier traurig, gebückt, etwas taumelnd geht und mager wird; jedoch sieht es sich noch nach der Nahrung um. In diesem Zustande nennt man es einen Zweifler, weil es noch zuweilen durch die Stärke der Natur oder durch gute Wartung und Fütterung dieses Uebel überwindet. Erholt es sich aber nicht in dieser Periode, so verliert sich nach und nach die Neigung zum Fressen; die Thiere zehren allmählig aus, sondern sich von der Heerde ab, bleiben oft stehen und taumeln beim Fortgehen im Kreise umher, bis sie endlich von selbst umkommen.

Die Krankheit dauert, sich selbst überlassen, acht bis zwölf Wochen.

Aehnliche Erscheinungen trifft man bei Menschen an, die an einem Wasserkopfe leiden; dahin gehören vorzüglich: thränende Augen, Anschwellen der Augenlieder und Eitern derselben, schielender, oft starr auf einen Fleck gewandter Blick, zuweilen Amaurose. Vielen ist das Licht sehr empfindlich; sie schließen daher die Augen oft fest zu oder suchen

dunkele Orte: wahrscheinlich ist dies mehr im Stadium der Turgescenz. Die Nase ist gewöhnlich trocken, der Schleim verhärtet sich, die Ränder der Nase sind oft wund mit röthen Flecken und Pusteln. Die grosse Neigung mancher Irren zum Schnupftaback erklärt sich aus dem Instinkt, sich durch dessen Reitz Luft zu verschaffen und das abgestumpfte Gefühl zu beleben. Das Gehör ist nicht nur bei Kindern, sondern auch bei erwachsenen Blödsinnigen mit innerer chronischer Wasseransammlung oder Disposition dazu gewöhnlich ungeschwächt, ja manchmal sehr erhöht und reizbar. Manche oft schon ganz stumpfsinnige hören noch die leisesten Töne, manche werden durch Geräusch sehr aufgeregt, unruhig und böse. Vielleicht wollen manche, die gerne einen stillen, entlegenen Aufenthalt suchen oder sich unter die Bettdecken verbergen, dem Geräusch entfliehen. Einige sah ich sich beständig die Ohren mit den Händen zuhalten oder den Finger in den Gehörgang stecken; Blödsinnige verstopfen zuweilen mit Wolle, Kalk und dergleichen ihre Ohren. Speichelfluss ist auch bei blödsinnigen Zuständen und den diesen sich nähernden eine sehr häufige Erscheinung; oft dauert er Jahre lang in unglaublicher Stärke. Einige halten den Speichel erst lange im Munde und entleeren dann auf einmal eine grosse Portion. Bei Onanisten ist dieser starke Speichelprozess besonders häufig. Bei dreizehn Kranken dieser Art, deren Urin ich untersuchte, war derselbe trübe, hatte Wolken, bei einigen einen dicken, bräunlichen, bei andern einen mehlartigen Satz, bei einigen schwammen kleine Körner in dem Trüben. Häufig findet man eine ungewöhnliche Kälte der Haut vorzüglich an den Extremitäten; Hände, Füsse, Nase sind manchmal bläulich braun und marmorkalt. Die Sprache ist zuweilen ganz leise, fehlt häufig ganz; manche wollen sprechen, regen die Lippen, bringen aber keinen Laut hervor. Soporöse und convulsivische Zustände zeigen sich gewöhnlich, be-

sonders in den letzten Zeiträumen; oft erst leises Zucken um den Mund und die Augen, zuweilen veitstanzartige Erscheinungen oder epileptische Ausbrüche selbst. Gegen die Zeit des Abscheidens ist es auch, wo man die früher nicht ausgedehnte Pupille eher erweitert findet und wo an den Extremitäten und unten am Rücken sich oft Hautentzündungen zeigen, die leicht in Brand übergehn.

In der Regel ist der Puls klein, zusammengezogen, fadenartig, langsam, manchmal intermittirend, oder wenn es zum Sterben kommt, so entsteht, falls nicht plötzlich eine tödtliche Apoplexie eintritt, erst noch ein mehr oder weniger heftiger Kampf zwischen dem Lebensprinzip und seinem verdorbenen, vernichteten Instrument, was als fieberhafte Reaction erscheint. Verstopfung des Darmkanals ist fast allgemein, zuweilen geht auch der Urin sparsam ab, muß auch dann und wann künstlich entleert werden; wenn die allgemeine Paralysis mit sinkender Vegetationskraft fortschreitet, gehen beiderlei Exkremente unwillkührlich fort. Tiefes Seufzen klägliches Gejammer, unruhiger Schlaf, oder halbes Wachen, plötzliches Aufschreien, Schelten, Toben, Zittern der Glieder mit kaltem Schweiße, der oft vom Gesichte herab rieselt, Knirschen mit den Zähnen ꝛc. sind Symptome, die ich außer diesen vielmals wahrgenommen und die ganz mit denen übereinstimmen, welche Gölis in seinen klassischen Abhandlungen über den Wasserkopf der Kinder so lehrreich dargestellt hat. Viele Blödsinnige sterben an dieser Hydrocephalie, manche Melancholie und Manie geht in sie über. Eine große Anzahl solcher Zustände ist nicht primäres Leiden des Hirns, sondern geht hervor aus vielfach kranken Organen der Brust und des Bauches, wovon ich namentlich vom Herzen aus ganz evidente Fälle beobachtet habe; ist das Leiden aber primär vom Hirn ausgehend, so entstehen außer den Symptomen der Lähmung auch nach und

nach wieder kranke Erscheinungen in den Organen der Circulation, Respiration, Nutrition, Egestion. In den Perioden der Krankheitsentwickelung sind große Reaktionen im Spiele der organischen Kräfte sichtbar, äußern sich in manialalischen und melancholischen Ausbrüchen lauter oder stiller; wenn Verbildung, Desorganisation, Wassererguß eintritt, schweigt oft die Klage, der Schmerz und die Verzweiflung plötzlich. Wie oft grauer Staar und Amaurose nach großen Leiden gichtischer Art entsteht und mit ihrer Entstehung die Schmerzen nachlassen, so auch in diesen Fällen: das schmerzhafte Leiden läßt nach, und geistige Blindheit, der Blödsinn, tritt ein; ohne Gedanken, ohne Gefühl für die Aussenwelt, ohne Laut und Klage, ohne Willen steht der Arme da und führt ein bloßes Instinktleben. Zuweilen kann schon eine starke Wasseransammlung da seyn, ohne daß nicht allein das Leben nicht sofort in Gefahr kommt, sondern auch selbst die geistigen Kräfte nicht verloren gehn, wie ich aus bestimmter Beobachtung annehmen kann. Es müssen daher, wenn solche beim Hydrencephalus schwinden, noch andere Merkmale hinzukommen; diese hier aufzusuchen würde jedoch zu weit führen, und ich werde zu anderer Zeit meine Beobachtungen und Ansichten darüber mittheilen.

Da eins der Hauptsymptome des inneren Wasserkopfs eine besondere Anomalie in der Haltung und Bewegung des Körpers ist, so werde ich mich hier auf diese größtentheils nur beziehen.

Liegen auf dem Gesichte, Einbohren des Kopfes in die Bettkissen, Liegen unter den Bettdecken, Anstützen und andere Lagen kommen vor; die Kranken plötzlich oder gewaltsam aus solchen herausziehen wollen, würde manche wüthend machen. Gekrümmte Stellung, Hangen und Wiegen des Kopfes nach vorn und hinten und zur Seite, stolpernder Gang,

Taumeln, Hinstürzen, Schwanken sind die häufigsten Erscheinungen; aber auch das Rotiren um sich selbst oder das Umgehen und Rennen im weiteren Kreise, sind von mir längst oftmals beobachtet.

Gölis bemerkt, daß es für die Diagnose des beginnenden chronischen innern Wasserkopfes kaum ein zuverläßigeres Zeichen geben mögte, als die schwankende, unsichere Muskelthätigkeit und das Unvermögen, den Körper im Gleichgewichte zu halten. Gewissermaaßen scheinen mir manche Arten des Schwindels hieher zu gehören, und ich habe Ursache zu vermuthen, daß gewisse schwindelhafte Zufälle ihren Grund in einer ungleichmäßigen Thätigkeit der Hirnhemisphären und dem unrichtigen Zusammenwirken beider Hirne haben.

In Nasse's Leichenöffnungen steht ein Fall von Schwindel, wo die Ursache in einer Geschwulst der linken Seite des kleinen Gehirnes lag.

Es entsteht sodann ein körperliches Wirbeln und Drehen und aus der körperlichen Affektion entspringt auch selbst ein geistiges Ringeln, Wirbeln und Drehen, ein Gedankenwirbel, wie in der Trunkenheit, in mancher Manie, bei partieller Verletzung einer Hemisphäre rc. Die Correspondenz beider Theile ist unrichtig, es ist ein Abweichen vom Centrum; auch die Gedankenflucht gehört manchmal hierher.

Möge der Schwindel von Vollblütigkeit, von Verblutung oder aus den Eingeweiden durch anomale Nervenbewegung entstehen, immer dürfte wohl eine ungleiche Erregung der Hirntheile der wahre Grund desselben seyn. Auch der Schwindel, den man der Einbildungskraft zuschreibt, beruht auf ähnlichen Mißverhältnissen der zusammenwirkenden Kräfte des Hirns, veranlaßt durch die auf die Augen geschehenen Eindrücke, wodurch auch der innere Sehepunkt verrückt wird. Da wo er von unten her entsteht, scheint er

durch den Nerv. sympathicus und vagus, wie manche Epilepsie, vermittelt zu werden; mancher Schwindel ist in der That eine anfangende Epilepsie, die nicht zum Ausbruche kommt. Beim sogenannten Magenkoller der Pferde bemerkt man auch ein Wanken und Niederstürzen; die Ausdehnung des Magens ist ungeheuer. Der Magen eines Pferdes, das nach solcher Krankheit starb, wog mit seinem Inhalt sechzig Pfund; die Häute des Magens waren so ausgedehnt, daß man sie leicht zerreißen konnte und sie hatten ohne Zweifel schon einige Zeit vor dem Tode ihre Kraft, sich zusammenzuziehen, verloren. (m. s. White). Die Ausdehnung geschieht gewiß ursprünglich nicht mechanisch, sondern durch Nachlassen der Nervenkraft und darnach erst folgende Erschlaffung.

Dieser Zustand erinnert mich an einen hieher gehörenden Fall von Epilepsie, woran ein junger Mann seit früheren Jahren litt; er hatte einen ungemein starken Apetitt, brach aber einen großen Theil der Nahrungsmittel bald nach dem Genusse wieder weg, magerte sehr ab, und hatte in seiner Art zu seyn etwas Albernes, Flüchtiges und Unstätes. Bei heftigem Bluterbrechen starb er plötzlich; die Section zeigte, daß die Krankheit von dem Magen aus entstanden war: dieser war nämlich so ungeheuer ausgedehnt, daß er gewiß dreimal seine natürliche Größe übertraf, dabei war der Pylorus verschlossen. Hier konnte der Magen freilich mechanisch ausgedehnt worden seyn, indem die Verengerung der Ausgangsöffnung den Speisen einen zu langen Aufenthalt gewährte; indeß findet man die Ausdehnung dieses Organs auch so häufig ohne diese Verengerung, namentlich ist sie bei Irren nicht selten; vielleicht hängt sie mit dem oft erstaunlichen Apetite derselben zusammen, oder ist auch Folge von diesem.

Der Schiffschwindel, die Seekrankheit, scheint ähnliches anzudeuten. Der innere Wasserkopf wirkt paralytisch, stört

von innen her das Gleichgewicht des Körpers, bei der Seekrankheit geschieht es von außen her. Da die schöne Beschreibung von Larrey, der sie selbst erlitten, diese Ansicht bestätigt und überhaupt manches hieher Gehörige erläutert, so versage ich es mir nicht, Einiges davon hierher zu setzen.

So lange, sagt er, das Schiff im Gleichgewicht bleibt, so lange sein Gang fest und regelmäßig ist, empfindet der Mensch, gehe es noch so schnell, keine Unbequemlichkeit davon. Wenn aber der Wind seinen Lauf schwankend macht, so empfindet er die Folgen zweier Hauptbewegungen, denen das Schiff nun ausgesetzt ist: es wankt nämlich von der rechten zur linken Seite, von vorn nach hinten und umgekehrt. Die Einbildung wird von diesen wilden Bewegungen afficirt, und zu dieser moralischen Ursache, die freilich bei alten Seeleuten keinen Eindruck macht, gesellt sich nun eine physische. Es erfolgen nun im Körper Erschütterungen, die sich im Gehirn concentriren, das durch seine Masse, Weichheit und geringe Elasticität dafür am empfänglichsten ist. Die Theilchen dieses Organs werden gleichsam zusammengedrückt und dadurch nun entstehen die charakteristischen Zufälle. Je größer die Hirnmasse, je weicher sie ist, desto empfänglicher ist sie für die Einwirkung; darum leiden auch junge Personen am meisten und leichtesten daran. — Die erste Wirkung dieser Hirnerschütterung ist Traurigkeit, eine panische Furcht; das Gesicht ist blaß, die Augen stehen voll Thränen, alle Speisen widern, der Kranke sucht die Einsamkeit, Ruhe, Stille, er wankt wie ein Betrunkener, hat Schwindel, Ohrensausen, eine lästige Schwere im Kopfe, Ekel, Erbrechen. Oft gesellen sich zu diesem Erbrechen Blutauswurf und convulsivische Bewegungen. Ohne Zweifel hängt dieses Erbrechen von der Reizung des achten Nervenpaars ab, indem sich da, wo dieses entspringt, die Hirnerschütterung zu concentriren scheint. Daher entstehen Ohnmachten, Verstopfun-

gen, die mehr oder weniger hartnäckig sind; die Kräfte verschwinden zusehends, die Beine versagen ihren Dienst. Strengt sich der Kranke an zu gehen, so verliert er das Gleichgewicht, und stürzt wie ein Betrunkener hin, er tappt nach dem ersten besten Winkel und bleibt hier unbeweglich liegen, bis ihn das Erbrechen von neuem nöthiget, seinen Platz zu verändern. Die Ernährung fehlt, es entsteht Magerkeit, die Seelen-Kräfte leiden wie die thierischen, und die Abspannung ist so groß, daß die meisten Kranken, weit entfernt, wie im Anfange des Uebels, den Tod zu fürchten, ihn sehnlichst wünschen, und ihn sich oft selbst zu geben suchen. — »Den Beweis, daß das Gehirn vorzüglich leide, gibt die Erleichterung, die man sich sogleich verschaffen kann, wenn man sich auf eine freischwebende Lagerstätte begibt und den Kopf recht fest mit einem Bande bindet.« — Vielleicht liesse sich durch ein solches Binden manchen unserer Kranken auch Erleichterung verschaffen. Mag es vielleicht in solchen instinktmäßigen Bestrebungen liegen, wenn manche derselben diese oder jene Lage suchen, den Kopf auf diese oder jene Weise fest anstemmen oder einbohren, um das innere Wanken und Schwanken zu hemmen? So habe ich zwei Fälle von Hirnkranken gesehen, wo beide einen Riemen oder ein Tuch fest um den Kopf zogen und es unter der Nase befestigten. Das Schwanken des Wagens, besonders beim Rückwärtsfahren, bringt bekanntlich bei einigen ähnliche Erscheinungen hervor; Kinder sah ich darnach sich entfärben, sich erbrechen und schläfrig werden. Die Schaukel wirkt auf ähnliche Art und mancher günstige Erfolg dieser künstlichen Drehkrankheit kann vielleicht als eine Art homoiopathischer Cur anzuseheu seyn.

Epilepsie, die keinen hohen Grad erreicht, nicht zum völligen Ausbruche kommt, nicht mit Bewußtlosigkeit endet, fixirt sich zuweilen blos als Schwindel. Noch kürzlich sah ich

bei zwei Nichtirren auf den Gebrauch der Ignatiusbohnen einen Stillstand in den wirklichen Anfällen und an deren Stelle nur Schwindel und Wanken entstehen. Viele Epileptisch-Blödsinnige haben auch außer den Anfällen einen schwankenden taumelnden Gang. — Gaubius sagt gewiß nicht mit Unrecht: Quum vero et intuitus rerum, quae circumaguntur, aut alias celeriter ante oculos moventur, et capitis corporisque universi in gyrum agitatio, et meticulosus praecipitis prospectus insuetis vertiginem inferat, credibile est, causas quoque internas haud dispari ratione agere. — Manche sonderbare Vorstellungsarten und Handlungen der Irren mögen oft in einem ähnlichen inneren Drehen und Wirbeln ihre Ursache finden; auch leitet der Bau des Gehirns darauf, wie ich solchen durch eine eigenthümliche Zubereitung gefunden habe. Nervenschwache, zu Krämpfen geneigte, epileptische Kranke sprechen oft von eigenthümlichen Bewegungen im Kopfe, von Nervenzügen, die wider einander streiten, wobei Verwirrung, Durcheinanderlaufen der Gedanken und Ideenjagd sich anmelden, ähnlich der Situation, wo bei schnellem Fahren hundert Gegenstände unserm Auge vorbeifliegen, so daß also die körperlichen Strömungen, Rotationen und Wirbel ähnliche im Vorstellungsvermögen, einen geistigen Schwindel, hervorrufen. Merkwürdig ist, wie umfassend schon Hippokrates die Symptome des Wasserkopfs angegeben hat. Er sagt nämlich: Si aqua in cerebro fuerit, dolor acutus per sinciput et tempora emergit, alias alio loco; et rigor et febris alias, et regiones oculorum dolet, et caecutit, et pupilla finditur, et ex uno duo se videre putat, et si surrexerit, vertigo ipsum corripit, et ventum non sustinet, neque solem, et aures tinniunt, ac inter audiendum strepitu offenditur, et vomit salivam ac pituitam, quandoque etiam cibos, et capitis cutis ex-

temnatur, et contactu gaudet. — Folgende Gallerie noch lebender kranker Personen dieser Art möge die hier angeführte treffliche Beschreibung erläutern und dazu dienen, die Analogie der besondern körperlichen Haltung und Bewegung mit der erwähnten Drehkrankheit der Thiere zu zeigen, so wie einige individuelle Züge zu einem größern Gemälde zu liefern. Die dieser Ausstellung folgenden anatomischen Beobachtungen sprechen durch sich selbst; ob bei jener immer schon Wasserergiessung zugegen sey, bleibt freilich ungewiß, doch daß bei den anzuführenden Fällen wenigstens eine hydrocephalische Turgescenz oder sonst irgend eine Anomalie im Hirn statt finde, scheint wohl mit einiger Sicherheit behauptet werden zu können. —

1. B., mit periodischer Manie behaftet, hält den Kopf nach der rechten Seite, der linke Arm ist etwas gelähmt; was er an Bändern, Tüchern etwa findet, bindet er sich um den Hals; sein Appetit ist im Paroxysmus ungemein stark; er ist schwindligt, neigt oft hinten über mit dem Kopfe, ohne niederzufallen, tritt immer zurück, leidet an Uebelkeit bis zum Erbrechen. Seine Krankheit entstand durch eine heftige Verletzung der Nerven des linken Arms und deren Reaction aufs Hirn; es ist sehr charakteristisch, daß sein Kopf sich rechts neigt. Im Ganzen scheint hier erst Disposition zu dem größern Uebel und der Zustand herstellbar zu seyn.

2. G., stumpfsinnig, steht oder sitzt beständig auf einer Stelle, senkt den Kopf, heftet die starren Augen auf eine Stelle, hat die Hände gerne an den Genitalien; seine Haut ist überall kalt, vorzüglich an den entblößten Theilen bis zum Blauwerden und kleienartig spröde, hart, schuppig allenthalben, der Puls kaum zu fühlen. Er ist noch nicht ganz ohne Bewußtseyn, spricht aber von selbst nicht, und gefragt nur einsylbig, scheint nur noch ein Paar Ideen

zu haben. Im Bette sitzt er aufrecht, den Kopf auf die Brust gestützt, tagelang und selbst zuweilen die Nächte hindurch; oft seufzt und jammert er, zuweilen bricht er in klägliches Weinen aus, will fort, ins Freie, es wird ihm zu enge im Zimmer.

3. B., stumpfsinnig, bekam die Krankheit nach einem Scharlachfieber, indem er als Soldat gleich darnach im Schnee seinen Marsch antreten mußte. Aus beiden Ohren fließt ihn seit Jahren eine eiterartige Feuchtigkeit, er ist trotzig, starrsinnig, drohend, liebt die Einsamkeit, pocht viel und war früher sehr anmassend. Er sitzt gern ruhig vor sich hin, der Kopf hängt ihm vorn über, zuweilen bis auf die Kniee gesenkt; er ist stets zum Schlafe geneigt, doch gibt es Zeiten, wo er munterer ist, umherwandelt und selbst ein Gespräch anknüpft. Er stampft oft mit den Füßen, ist sehr kalt anzufühlen, sein Puls klein und langsam; die mit Pusteln besetzte Nase ist stets verstopft, verschwollen, die Bindehaut der Augen röthlich tingirt.

4. B., ein ganz Blödsinniger, sehr abgemagert, mit seltsamer Verbildung des Schädels und Verzerrung der Gesichtszüge; seine Ohren stehn ganz nach hinten wie bei Thieren; er ist ohne Sprache, murmelt nur oft in sich selbst unverständliche Worte, läßt den Kopf vorn herüber hängen, und schüttelt ihn unaufhörlich und prustet und schnalzt dabei mit dem Munde, schneidet dabei allerlei Grimassen, wiegt den ganzen Körper nach vorn und hinten; im Freien segelt er zur Seite oder traversirt, und speiet beständig aus.

5. S., ein stumpfsinniger junger Bursche, sieht frappant aus, wie ein Schaaf; er hält den Kopf zurück, die Nase in die Höhe, blinzt aus halbgeschlossenen Augen heraus und nickt beständig langsam vorwärts. Er spricht ganz leise und mit erhöhetem Tone fein, zwar wenig und nur gefragt, aber das Einzelne noch einigermaaßen mit Zusammen-

hang. Er ist in seinem Benehmen wie ein albernes dummes Kind.

6. R., blödsinnig, schüttelt den Kopf häufig und bewegt ihn von vorne nach hinten, auch des Nachts, wie die chinesischen Wackelköpfe; er hat etwas menschenscheues, fürchtet geschlagen zu werden und weicht immer aus, nimmt den Andern die Speisen weg, ohne sie selbst zu essen; zuweilen ist er boshaft und schlägt um sich; er hockt gerne nieder (eine Lieblingsstellung vieler), die Ellenbogen auf die Kniee gestützt und den Kopf zwischen beiden Händen haltend; zuweilen steht er auf einer Stelle, wie eingewurzelt; im Hofe geht er im Kreise umher; er küßt alle Gegenstände, mit denen er in Berührung kommt. Ein anderer Blödsinniger legt sich bisweilen platt auf die Erde und küßt diese unaufhörlich (contactu gaudent).

7. V. stürzte vom Pferde, ward von diesem aufs Ohr getreten und in Folge dieser Verletzung, die mit großem Blutverluste aus dem Ohre verbunden war, nach und nach stumpfsinnig; er ist gelblich von Farbe, magert ab, seine Haut sehr kalt, sein Puls so langsam, daß er kaum funfzig Schläge in einer Minute hat, dabei aber doch voll; sein Gesicht ist mit Ausschlag bedeckt, den er immer abkratzet, so daß es wie zerfetzt aussieht; auf der Lippe sitzt ihm eine warzenartige Excrescenz, mit strahlenförmig auseinanderstehenden Häärchen besetzt; er sitzt fast den ganzen Tag an den Stuhl gefesselt, mit krummem Rücken und vorhangendem Kopfe, berührt beständig die Genitalien mit den Händen und speichelt seit zwei Jahren so stark, daß er gewiß täglich mehrere Tassen voll ausleert. Er wankt, wenn er geht, den Kopf immer steif und aufwärts gerichtet, nach der rechten Seite, spricht nie eine Sylbe, hört aber leise und versteht auch in einem gewissen Grade, was man zu ihm spricht; er scheint sehr lichtscheu zu seyn, seine Augenlieder sind beständig fest an

einander geschlossen, und beide Augäpfel ungemein tief nach unten und schief gewandt und zwar nach einerlei Richtung, so daß sich die linke Sehe nach der Nase und die rechte nach außen wendet, also beide, wie der Kopf, eine Richtung nach der rechten Seite haben.

8. Der hagere, blödsinnige M. hält mit beiden Händen die Ohren zu, neigt den Kopf zur Seite und läuft, zumal bei heißer Witterung, stets brummend, schnell im Kreise umher.

9. K. blödsinnig, vier und dreißig Jahr alt, ein wegen des hier berührten Hauptsymptoms besonders merkwürdiger Kranker. In seinen Jugendjahren an Körper und Geist gesund, widmete er sich der Handlung und bereitete sich durch Fleiß und Thätigkeit in fremden Ländern günstige Aussichten für die Zukunft. Unglückliche Handelsverhältnisse vereitelten plötzlich seine Anstrengungen und Hoffnungen, und ein Nervenfieber, das ihn vor zwölf Jahren befiel, wirkte so nachtheilig auf seinen Geist, daß er in eine Irrenanstalt versetzt werden mußte. Binnen Jahresfrist war er scheinbar so weit genesen, daß er von Neuem Handelsverbindungen anknüpfte, doch zeigte sich bald seine Unfähigkeit zu Geschäften von Neuem. Er ward in eine andere Anstalt gebracht und da auch hier alle Versuche der Heilung vergebens waren, kam er ganz zerrüttet in meine Beobachtung.

Eine syphilische Ansteckung war mit im Spiele, und als Folge davon zeigte sich früher noch ein Ausschlag an den behaarten Theilen, an den Ohren und an der Stirn. Wie der unerwartete Verlust, welcher sein Glück untergrub, und damit Schreck, Mißmuth und bald nachher das Nervenfieber eintraten, war jenes Uebel schon zugegen.

Er sieht starr und verstört in die Welt hinein, ohne Theilnahme, murmelt vor sich hin, spricht nur einzelne abgebrochene Wörter, ohne Zusammenhang, die er zuweilen

lange hinter einander wiederhohlt, Anklänge alter Ideen und Empfindungen; er stockt plötzlich mitten in einem Worte, er schimpft, tobt zuweilen, zumal bei Ostwind, schreit plötzlich laut auf, verunreiniget sich; seine Augen sind gläsern und triefen; beim Affect schwellen ihm die Adern der Stirn auf; er hält den Kopf etwas vorn über, steht halb gebückt, wiegt sich trippelnd rückwärts von einem Beine auf das andere, oder geht rückwärts, so daß er, wenn er einige Schritte rückwärts gegangen ist, erst wieder ein Paar Schritte vorwärts thut und dann wieder rückwärts schreitet; dabei hält er die rechte Hand beständig schon seit ein Paar Jahren vorn an die Genitalien und die linke an die Gegend des Afters. Er speichelt äußerst stark, hat etwas bösartiges, ist hinterlistig, bespeit, stößt, tritt gern die ihm sich Nähernden, liest gerne auf was er findet, besonders bedruckte Papiere (er las ehemals viel) und thut als ob er emsig ihren Inhalt prüfe; zuweilen ist es, als wenn er mit jemand hinter sich spräche, dem er etwas mittheile oder den er ausschelte, wobei er dann ein Schimpfwort leiser oder lauter lange Zeit vor sich hin stoßweise wiederholt. Er meint zuweilen, es reisse ihn jemand hinten bei den Haaren, schlägt gern den Kopf hinten über, schüttelt ihn schnell und dann mehr rückwärts, wie die Segler zu thun pflegen. Scharfe narkotische Mittel machten ihn gewöhnlich wilder und unruhiger; nach dem Gebrauche einer Eisentinctur ward er einmal ungemein lustig, nach Opium pfiff er eine Zeitlang immer mit dem Munde; Ipecacuanha wirkte am meisten beruhigend auf ihn. Seine Haut ist eiskalt und klebrig, zuweilen röthen sich seine Fingerspitzen und brechen auf; er weicht immer aus, wenn man sich ihm nähert, leidet keine Berührung, dagegen tippt er oft mit den Fingern an Tische, Stühle, Wände und andere Gegenstände. Dies Tippen und Tappen und Tasten findet man bei Irren häufig.

10. B. stumpfsinnig, ein ehemals talentvoller Offizier. Nach einer unglücklichen Liebschaft stürzte er sich aus einem Fenster; die Verletzung und Erschütterung des Kopfes brachte die Verrückung hervor. Er spricht fast nur, wenn er angeredet wird und dann nur selten mit Zusammenhang; seine Logik ist dahin. Früher brachte er Tag und Nacht gemeiniglich liegend im Bette zu; jetzt sitzt oder steht er gewöhnlich auf einer Stelle und schaut stundenlang auf einen Fleck; im Freien geht er eine Strecke, steht dann plötzlich still, und bleibt lange in dieser Stellung; um ihn zur Bewegung zu nöthigen, wird er geführt, er liegt alsdann seinem Führer schwer in dem Arme, wie das kollerige Pferd dem Reuter schwer im Zügel liegt. Zuweilen, sich selbst überlassen, dreht er sich in einem kleinen Kreise um sich selbst. Er speichelt stark, hat gerne die Hände an den Genitalien, schwächt sich selbst. Die Haut ist feucht, kalt, der Puls aber immer zu schnell, die Zunge trocken und hat, ohne belegt zu seyn, eine ins Graue spielende Farbe. Er hat oft kranke Gefühle, fühlt z. B. ein Loch im Kopfe, wodurch Luft hindurchgehe; er lacht oft plötzlich auf, ohne Ursache, wie viele Irre thun. Das Stehen auf einer Stelle ist ebenfalls bei den Irren eine sehr häufige Erscheinung, gewöhnlich blicken sie starr vor sich nieder; andere blicken auch lange Zeit über sich nach der Decke des Zimmers. Einen Irren beobachtete ich einst, der im Freien stets unverwandt nach der Sonne schauete.

11. Einer der auffallendsten Statisten dieser Art ist B... alt 34 Jahr. Vor sechs Jahren und länger, wurden Merkmale der Geistesverwirrung an ihm wahrgenommen, ungereimte, unvernünftige Handlungen und verkehrte Reden, Vernachläßigung des Anzuges, Trägheit und Abneigung gegen Arbeiten; mitunter fanden auch Ausbrüche von Heftigkeit und Wuth statt, zumal wenn er spirituöse Getränke zu sich genommen hatte, denen er übrigens nicht ergeben war. Im

Verlaufe der Zeit nahm der Zustand den Charakter des Stumpfsinns und der Geistesschwäche an; er sprach wenig oder gar nicht, und nur wenn er angeredet wurde, dann aber verkehrt, einfältig und mit Lachen; übrigens verhielt er sich ruhig und unschädlich. Gewöhnlich ging er still und stumm im Hause umher, bald mehr oder weniger angekleidet, ging auch wohl spatzieren, allein und in sich gekehrt, so daß er die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zog. Stundenlang saß er wie gedankenlos in einer Ecke oder lag im Bette; sein Apetit war bald stark, bald sehr gering. Ursachen der Krankheit wußte man nicht anzugeben. Früher war schon eine Schwester von ihm wegen Irreseyns in meiner Behandlung, die wiederhergestellt wurde. Zwei Jahre hindurch, seit welcher Zeit ich ihn beobachtet habe, ist er trotz mancher Curmethode, immer in gleicher Verfassung geblieben; er spricht kein Wort, auch gefragt nicht, aber er hört leise, reicht z. B. die Hand, aber zögernd und langsam; zuweilen bewegen sich leise seine Lippen, als wenn er etwas sagen wolle; er sitzt sehr selten, sondern steht wie eine Pagode die meiste Zeit an eine Wand gelehnt; streckt man einen seiner Arme in die Höhe, so bleibt er eine Zeitlang in dieser Lage; er hält beständig den Zeigefinger der rechten Hand an die Nasenspitze, wie einer, der sich auf etwas besinnen will, die linke Hand an die Geschlechtstheile; er speichelt stark, und ich sah ihn einst regelmäßige Figuren speien. Wie in seiner Sprache und in seinen Handlungen alle Willkühr fehlt, so erstreckt sich die Paralyse auch auf Darmkanal und Urinwerkzeuge: er leidet meist an Verstopfung und oft an Urinverhaltung, dabei treibt ihm der Bauch auf und wird hart; zuweilen erfolgen beide Ausleerungen unwillkührlich; um nicht zum Abtritt gehen zu müssen, läßt er mitunter den Urin in seinen Pantoffel. Wie im Halbschlaf sind ihm die Augen fest geschlossen; nur wenn er etwas hört, öffnet er sie

ein wenig; oft lacht er plötzlich auf, ohne Veranlassung. Im Hofe taumelt er, wenn er zum Gehen kommt, gern nach der linken Seite. Seine Haut hat eine auffallende Kälte, die Füße sind braunblau, etwas geschwollen. Sein Puls schlägt nur zwei und funfzigmal in der Minute.

12. D... ein vierzehn Jahr altes Mädchen, menstruirt, von nicht unangenehmer Gesichtsbildung, kleinem links nach der Brust gesenktem Kopfe und mager, mit gekrümmtem Rücken, trüben thränenden Augen, dicker Zunge, die auf den Lippen liegt und rosenroth und queer gefurcht ist, deren Pupillen vorn sehr vergrößert sind, im Gesichte oft mit Spuren von Ausschlag, ohne Sprache, deren ganzer Inhalt sich auf den einer einfachen Thierstimme: ka, ka, ka, und bi, bi, bi, beschränkt, speichelt stark, und reibt gern heftig die Genitalien, macht possirliche Grimassen und Gestikulationen, wie ein Affe: bald steckt sie den Daumen in den Mund, saugt daran, bald legt sie die eine Hand in die andere, läßt sie schnell auf und nieder gleiten, klopft in die Hände, knetet die Finger, kurz macht mancherlei Figurationen, die schwer zu beschreiben sind, ist in beständiger Unruhe, bald hier, bald dort, steht, rennt, höckt nieder im Verlauf einiger Augenblicke, immer auf eine andere Weise, tanzt und dreht sich im Kreise lange schnell umher, läuft vorgebückt auf alles blindlings los, kniet oft auf den Boden und bewegt Kopf und Rumpf stundenlang schnell nach vorn und hinten, wie einer, der sägt. Dieser Zustand von Blödsinn bildete sich schon im frühesten Kindesalter aus.

13. N... ein von Geburt an blödsinniges Mädchen, etwa sechzehn Jahr alt, menstruirt, mit einem thierischen Gesichte, kleinen schiefstehenden Augen, starken Backenknochen, dicker Zunge, fast zirkelrunden Ohren, ohne Sprache, brummt oder quiekt nur, bringt oft einige singende Töne hervor, wälzt sich gern auf dem Boden umher und stößt zu-

weilen mit dem Hinterkopf und Hintern abwechselnd stark gegen denselben. Sie schreiet manchmal, besonders des Nachts, plötzlich laut auf, nimmt den Anderen, wo sie kann, die Speisen weg, steht fast ganze Stunden und wiegt sich von einer Seite zur andern, wie manche wilde Thiere im Käfig.

15. R.... ein achtjähriges Mädchen, von Geburt an blödsinnig, mit einem Gesichte, das für sich nichts Verrücktes verrathen würde, wohlgebauet, rennt, läuft, springt, tanzt immerdar wild umher, und dreht sich mitunter im Kreise. Nichts wie der Schlaf kann sie zum Ruhigbleiben und Stillstehen bringen, und eben so wenig, wie ihrem Körper, ist ihrem Geiste eine bestimmte Richtung zu geben, ihre Aufmerksamkeit keine Minute lang zu fixiren; sie eilt flüchtig mit Geist, Sinn und Körper Allem vorüber; ein Bild, ein glänzender Gegenstand vermag nur ein Paar Sekunden ihr Auge zu beschäftigen, sie bringt aber gerne alles, was sie erfaßt, an den Mund. Früher sprach sie, aber nach heftigen convulsivischen Zufällen verlor sie die Sprache, doch hört sie und singt wie abgerichtete Vögel einzelne kleine Strophen nach, stockt aber, eben wie jene, häufig mitten in einem Tonsatz. Auffallend ist es, daß manche Blödsinnige, die gar nicht mehr sprechen, doch zuweilen noch singende Töne hervorbringen. Sie speichelt, versucht oft die Genitalien zu reiben, pflückt viel an der Nase; ihr Gesicht und Rücken zeigen beständig mehr oder weniger einen feinen pustulösen Ausschlag. Merkwürdig ist ihre große Reizbarkeit für Wetterveränderungen; für Wind und jede etwas scharfe Luft war sie so empfindlich, daß sie laut jammerte und zusammenfuhr und mit Mühe ins Freie zu bringen war (ventum non sustinet). Diese Luftscheu (die es also gibt, so gut wie Licht- und Wasserscheu) hat sich indeß durch Zeit und Gewöhnung beträchtlich vermindert.

Um nicht zu weitläufig zu werden, führe ich hier noch ein paar in die Kürze gezogene Fälle an.

Eine Blödsinnige sitzt seit Jahren still und stumm, den Kopf tief gesenkt, hält die rechte Hand an die Gegend der Genitalien, mit der linken drückt sie unaufhörlich das linke Auge zu und der Speichel fließt ihr oft über die Lippen.— Ueberhaupt sitzen viele Irre, selbst melancholische, mit fast auf die Kniee vorgebeugtem Kopfe. — Eben so häufig beobachtet man bei ihnen das Schütteln des Kopfes. Ein Blödsinniger, dessen linke Schädelseite eingesenkt, nicht so gewölbt ist, wie die rechte, läßt den Kopf nach der linken Seite hängen, schüttelt ihn oft; am linken Auge bemerkt man oft heftige Zuckungen in den Lidern, und in seinem Gange ist etwas Schwankendes. — Ein Mann, der in Folge eines heftigen Schlages mit einer Bouteille auf das linke Auge, wodurch dieses zerstört und das Hirn afficirt ward, in Raserei verfiel, nach und nach immer längere helle Zwischenräume und nun selten noch stille Anfälle von Verwirrung bekommt, schüttelt in diesen Paroxysmen stets den Kopf und spricht alsdann nicht nur unzusammenhängende, sondern auch unrichtig geformte Worte. — Der stärkste Fall dieser Art ist ein junger Blödsinniger, erst vor kurzem hier angekommen, der sich durch einen Schnitt in den Hals zu tödten suchte; sein Kopf dreht sich unaufhörlich wie der vom Wendehals und sinkt mit Zuckungen der Hals- und Gesichtsmuskeln ganz nach der linken Seite; der Speichel rinnt über seine Lippen, der Körper zittert überall wie Espenlaub, sein Puls geht schnell; mit kläglichem Ausdruck stößt er zwei unverständliche durch die Nase schnarrende Laute ohne Unterbrechung aus. Er kann noch eine kurze Zeit lang stehen und angefaßt etwas gehen, schleppt aber den einen Fuß nach. Seine Pupillen sind sehr stark erweitert, die Bindehaut ist rosenartig tingirt; er ist sehr abgemagert und schwitzt ungemein. Zweimal versuchte er sich

das Leben zu nehmen. Das Uebel ist Folge eines Sturzes vom Boden des Hauses; ehe die Desorganisation des Hirns eintrat, klagte er über beständige Schmerzen im Kopfe. — Ein Stumpfsinniger mit fehlerhafter Sprache taumelte hin und her und fiel zuweilen plötzlich zu Boden. — Ein Anderer von sehr langer Statur, mit verhältnißmäßig sehr kleinem Kopfe, aber hübschem, nur dummem Gesichte, dreht sich oft auf einer Stelle im Kreise um sich selbst, sucht dunkele Winkel und zerreißt und zerreibt Stroh und andere Dinge in kleine Stücke. — Noch ein Anderer dreht im Freien sich in kleinen Kreisen, wiegt sich manchmal trippelnd und zwar anhaltend von einem Beine auf das andere; im Bette hebt er abwechselnd und wie taktmäßig die Beine in die Höhe. — Ein Wahnwitziger, an Abzehrung leidend, dessen linker Arm gelähmt und dessen Sprache stammelnd ist, um dessen Augen man etwas Trübes und Zuckendes wahrnimmt, und bei dem die eine Hirnhemisphäre wenigstens gelitten haben dürfte, tanzt zu Zeiten im Kreise umher. — Wieder ein Anderer wiegt den Rumpf stundenlang tief von hinten nach vorn, wie Sägemänner, womit Kinder spielen. — Ein ganz blödsinniger junger Mensch, der weder gehen noch stehen kann, stets albern grient, läßt den schweren Kopf von einer Schulter zur andern, auch rückwärts fallen, rudert viel mit den Armen und krümmt sie so nach außen, daß die flache Hand nach oben kommt, ein Zeichen, welches auch Gölis von der Kopfwassersucht angibt.

Epileptische, und viele andere Blödsinnige, die auch sonst nichts Auffallendes in ihren Bewegungen verrathen, taumeln nicht selten, und jene auch außer den Anfällen, wie betrunken umher, oder haben einen vorschiebenden unsichern Gang. Wenzel (über den Hirnanhang) führt den Fall einer Frau an, die sich beim Eintritt eines epileptischen Anfalls dreißig bis vierzigmal in einem Kreise herumdrehete und dann ge-

schwind und weit fortzulaufen begann. — Der Kopfhänger (nicht figürlich gesprochen) gibt es unter ihnen in der That eine Menge; es scheint, als ob bei der Mehrzahl der Kopf sich nach vorn und nach der linken Seite neige.

Zweite Reihe. — Sektionsberichte.

1. Bei einem Epileptisch-Blödsinnigen, der täglich mehrmals Anfälle der Fallsucht erlitt, gewöhnlich wie eingewurzelt auf einer Stelle stand, war, außer andern Fehlern, z. B. sehr vielen vergrößerten pachionischen Körperchen, einer kranken Zirbel und geringer Wasseransammlung, der rechte plexus chorioideus in eine breite, fest zusammengewachsene hellrothe muskelartige Substanz übergegangen. — Man bemerkte, daß wenn der Kopf in den Anfällen sich nach der linken Seite wandte, er heftig zu brüllen anfing.

2. Ein junger Mann, etwa zwanzig Jahr alt, der aber nicht geisteskrank war, klagte über einen fürchterlichen Kopfschmerz, so daß er fast alle Besinnung verlor, und Tag und Nacht auf erbarmenswürdige Weise jammerte und laut schrie, den Kopf beständig vor sich auf den Tisch senkte und fest andrückte. Nach einigen Tagen erlöste der Tod ihn von seinen unaussprechlichen Leiden. Der eine plex. chorioideus, ich erinnere mich nicht mehr genau, ob der rechte oder der linke, war verdorben, und es hatte sich darüber ein Theelöffelvoll grünliche Jauche ergossen.

3. Ein untersetzter, korpulenter, kurzhälsiger Mann, über vierzig Jahr alt, der sich dem Genuße geistiger Getränke nicht in hohem Grade, aber doch zu viel ergeben hatte, so daß sein Geist oft genug in leichtem Nebel und Wirbel war, litt häufig an Schwindel und Congestionen, und ging gebückt mit etwas vorgeneigtem Kopfe. Bei zu leichter Bekleidung und einem langen Aufenthalte in freier Luft auf feuchter Erde zog er sich eine starke Erkältung zu, verfiel in ein heftiges Deliriren mit unsäglichen Schmerzen im

Kopfe, wobei er immer laut schrie und jammerte, mit Gewalt aus dem Bette springen und umherlaufen wollte. Nach drei Tagen starb er. Ich hatte ihn während seiner Krankheit nicht gesehen, war aber bei seiner Sektion zugegen: beide plex. chorioidei waren traubenförmig mit einer großen Menge von Hydatiden besetzt, von der Größe der Linsen bis zu der von Erbsen, voll der feinsten Gefäßverzweigungen.

4. F. H. O., ein Zimmermann, von kleiner gebrungener Statur und kurzem Halse, ward wegen Verrückung 1814 in die hiesige Anstalt aufgenommen. Er war damals fünf und funfzig Jahr alt. Wegen Feueranstiftung und mehrmals begangener Diebstähle wurde er 1808 auf Zeitlebens in die Karre verurtheilt, während welcher Zeit sich bei ihm nach und nach ein verrückter Zustand entwickelte, der Anfangs nur zu gewissen Zeiten und als ein geringfügiges Uebel sich zeigte. Indeß seit dem Monate Juli 1813 ward er bedeutender und anhaltend, ohne helle Zwischenräume und wiewohl im Ganzen zu den milden, gutartigen gehörend, blieb es doch nicht ohne Gefahr, indem den Kranken eine vorherrschende Neigung besaß mit Feueranlegen sein Spiel zu treiben. So ward er hierher geführt. Als Veranlassung zu seinem Irreseyn war unstreitig eine äußere Gewaltthätigkeit anzunehmen, welche er oben am linken Stirnbein, dicht neben dem Stirnhöcker, nach außen hin, durch den Schlag mit einem eisernen Hammer oder Kolben schon einige Zeit vor seiner Gefangennehmung erlitten hatte. Die äußere Wunde war zwar längst verheilt, allein der Knochen an dieser Stelle in dem Umfange eines Zolles und in der Tiefe eines halben Zolles deprimirt, so daß man das obere Glied des Daumens bequem hineinbringen konnte. Sein Zustand war damals dem eines Blödsinnigen des geringen Grades ähnlich, mit einer Art Starrheit, Betäubung,

Benommenheit und dann wieder von Unruhe, wo er zwecklos umherlief, ohne Ueberlegung handelte und ohne Zusammenhang sprach. Nach einem Haarseil und einigen innern Mitteln, wo besonders die Arnika vielen Nutzen leistete, besserte es sich mit ihm allmählig, er sprach und handelte wieder vernünftig und wurde, wie ich dieß schon in so manchen anderen Fällen beobachtete, in kurzer Zeit ungemein fett. Sein Gesicht behielt etwas Aufgedunsenes, was bei seiner kleinen Statur um so mehr auffiel; sein Auge hatte etwas Starres und einen dumm-gutmüthigen Ausdruck, und wiewohl er vernünftig blieb, war er doch geistig und körperlich schwach und träge. Diese gute Zeit dauerte, kurze Anwandlungen eines geringen Grades von Betäubtheit, wonach Blutentleerung immer die Arnika gute Dienste that, ausgenommen, bis zum Jahr 1817. Er sah jetzt einem zur Apoplexie geneigtem immer mehr ähnlich, die Augen thränten ihm und die Augenränder zeigten sich aufgeschwollen und entzündet; er wurde ängstlich, bange, unruhig; lachte und weinte abwechselnd, redete verwirrt, wußte nicht recht mehr, was er that oder thun sollte, saß oder stand vor sich hin, den Kopf vorhängend, den Blick zur Erde gesenkt, und kam er ins Freie, so lief er unaufhörlich im Kreise umher, und zwar in einem kurzem Trabe, mit gebogenen Knieen, den Kopf vorwätrs gesenkt, weder rechts noch links zur Seite blickend, wie taub und blind; auch im Zimmer drehete er sich oft zur Seite. Nachdem dieser Zustand längere Zeit gedauert hatte, ward die Paralyse allgemeiner; Arme und Kniee geriethen in krampfhafte Zuckungen, mit einem beständigen Zittern und Beben durch den ganzen Körper; selbst der Kopf zitterte hin und her, die Unbesinnlichkeit nahm rasch zu, die Fähigkeit zu sprechen hörte auf, eine anhaltende Schlafsucht trat ein und im Juni 1817 verschied er Morgens fünf Uhr. Nur das Gehirn ward untersucht. Der

aufgehobene Schädel zeigte, daß das innere Blatt des Knochens zerspalten und einige Spitzen und Hervorragungen vorhanden waren, die das Hirn irritiren mußten. Die Schädelknochen waren sehr dick und hart, und mit der harten Hirnhaut verwachsen. Das Hirn zeigte sich übermäßig mit Blutgefäßen überladen, zwischen den Windungen überall ein starker sülze- oder gallertartiger Erguß von Feuchtigkeit; die Hirnsubstanz selbst hatte oberwärts etwas Aufgelockertes. Am linken vordern Hirnlappen, da wo dieser der Stelle des verletzten Stirnknochens nahe lag, fand sich keine starke Zerstörung der Hirnsubstanz selbst, wohl aber ein guldengroßer Fleck, wo Spinneweben- und Gefäßhaut sich in krankhaftem Zustande befanden, nämlich wie unterlaufen verhärtet und verdickt und von fast schwärzlicher Farbe; umher strotzten die Gefäße von Blut und die darunter liegende Hirnsubstanz hatte ein verändertes schmutziggraues Ansehn. Die Verhärtung dieser Stelle war wohl der Ausgang der anfänglichen Entzündung; der letzte Krankheitsanfall hatte sie von Neuem aufgeregt, so daß sie nun erst in einen brandartigen Zustand überging. Wahrscheinlich waren auch Fehler im Innern; doch da dessen Untersuchung hatte verschoben werden müssen, so war während dieser Zeit die Masse in solche Zerstörung übergegangen, daß sie keine ganz richtige Beschreibung mehr zuließ.

5. S. L., ein Israelit, sechs und zwanzig Jahr alt, verfiel vor drei Jahren in Manie. Dem Aeußern nach war er wohlgebildet, hatte sich durch Handel ernährt und ein unbescholtenes Leben geführt. Eine schnelle, innerhalb acht Tagen vertriebene Krätze hatte wahrscheinlich die Gelegenheitsursache zu seiner Krankheit gegeben, denn er litt nachgehends an heftigen Schmerzen bei der geringsten Anstrengung, und zwar schon bei schnellem Gehen, klagte über große Mattigkeit, über Schwäche der Beine und Schmerzen in den

Gliedern, was man für Rheumatismus hielt; auch war er zuweilen mit einem Zittern befallen. Trunkfällig war er nie gewesen. Er ward nun allmählig albern, thöricht, ärgerlich, heftig, log und stahl sogar. Das Lügnen war aber Folge der Visionen, die er hatte: so verkündigt er einst zum Schrecken der Einwohner seines Dorfes, er habe in der Nähe eine Schwadron fremder Truppen gesehen 2c.; man schickt aus, um sich zu überzeugen, und alles ist unwahr. Er leiht ein Pferd, reitet nach Hamburg, wird betrunken gemacht und verkauft für ein geringes Geld das geliehene Pferd; er kommt zurück, geht in seines Nachbarn Haus, nimmt aus einer Chatulle einiges Geld, wird ertappt und ins Gefängniß gesetzt. Alles dieses geschah, was man damals noch nicht einsehen konnte, schon während seines verborgenen Irreseyns. Im Gefängniß ward er rasend, zerbrach und zernichtete alles, was er erreichen konnte. Dies ist, was ich über sein früheres Seyn erfahren habe. Er ward jetzt in die hiesige Irrenanstalt versetzt. Sein Toben war mäßig, sein Zustand näherte sich dem Blödsinnigen; er war mager, schwach, zitternd, albern, kindisch; Pflege, Bäder, angemessene Arzneimittel besserten ihn zusehends; er kam so weit, daß man Hoffnung hegen mochte, ihn dereinst hergestellt zu sehen. Der Schein trog; vier oder fünf stärkere und geringere Grade geistiger und körperlicher Paralyse folgten sich seit der letzten Hälfte des Jahrs 1822 bis ins Jahr 1824 in längeren oder kürzeren guten Zwischenräumen, wo jedesmal trotz geringer Hoffnung die Serpentaria und das flüchtige Laugensalz nebst Zugmitteln Großes thaten, das Leben und selbst den Geist wieder anfachten; doch sank bei jedem Anfall die Kraft beider immer tiefer und gleichsam gradativ. Vor jedem Anfalle ging ein Stolpern und Straucheln vorher; der Körper wankte besonders nach der rechten Seite, zugleich vermehrte sich der Appetit außer-

ordentlich, der Leib war anhaltend verstopft, und eben so stellte sich Harnverhaltung ein. Je näher er dem Sterben kam, desto mehr neigte sich sein Kopf vorn über und desto weniger frei ward sein Geist auch in den besseren Perioden. Die bei Uebeln dieser Art auch von mir so häufig beobachtete Neigung, die Genitalien zu betasten, zeigte sich auch hier, je mehr die Krankheit zunahm. Seinen Puls fand ich schon früher oft aussetzend, später seltener. Seit dem März 1823 nahm die Krankheit auf eine merkwürdige Weise einen intermittirenden Gang an: ein wahres Geisteswechselfieber gab sich kund, wo er einen Tag ganz seiner Vernunft beraubt war, und am andern Tage die Besinnung sich wieder einstellte. Es war dabei eine allgemeine Paralyse des Darmkanals und der Harnblase zugegen, gewöhnlich am schlimmen Tage mehr; nur Lavements verschafften Ausleerung harter, trockner, dunkel gefärbter Exkremente; der Urin mußte einigemale künstlich abgezapft werden, in der Regel floß er aber häufiger unwillkührlich ab.

Hier einige individuelle Züge aus meinem Tagebuche. —

Am siebenzehnten März. L. war wieder einige Tage abwechselnd ganz ohne Besinnung, sehr flüchtig und unstet, wiederholte beständig die Worte: alle Menschen müssen sterben, ich aber nicht; zog sich bald aus, bald wieder an. Ein Lavement verschaffte ihm Oeffnung; es erfolgte darauf ein gelinder Hämorrhoidalfluß, und er ward wieder freier.

Am zehnten April. Der wie ein Tertianfieber abwechselnde Zustand von Besinnlichkeit und Unbesinnlichkeit tritt deutlicher vors Auge, es ist eine intermittirende Paralyse. Am bösen Tage bleibt der Urin zurück, die Nacht dieses Tages ist sehr unruhig; am Morgen des anderen Tages ist er dann auf einmal wieder seiner Sinne mächtig. Nichts zeigt mehr und deutlicher die Wirkung des Körperlichen auf

das Geistige. Am schlimmen Tage sind die Augen ganz starr thränend, geröthet, die Lider aufgedunsen, der Kopf trieft von Schweiß, er steht ganz wie festgebannt, wie eingewurzelt auf einer Stelle, starrt glotzend auf einen Fleck, weiß nichts von sich selber und seiner Umgebung. Zuerst entzündete sich das rechte Auge, später auch das linke, so daß selbst ein Hornhautfleck zurück blieb.

Am eilften April. Das Geistesfieber anticipirte. Nach einer unruhigen Nacht in den Vormittagsstunden anhaltendes Coma vigil; Congestion nach dem Kopfe mit Ueberfüllung der Gefäße der Conjunktiva beider Augen, vorzüglich im innern Augenwinkel, mit hervorgetriebenen Augäpfeln, weißbelegter trockener Zunge, Urinverhaltung und Obstruktion, Mangel des Durstes und Hungers, fortdauerndem Knirschen der Zähne, besonders der linken Seite; beständiges Liegen auf dem Rücken; Spielen an den Genitalien, erhöheter Wärme des Körpers, kleinem schnellem Puls. Um zwei Uhr Nachmittags nahm die Congestion nach dem Kopfe ab; der Puls war weniger schnell, größer und weicher. Um zwei ein halb Uhr war eine geringe unwillkührliche Urinausleerung erfolgt. Die Zufälle nahmen fernerhin noch mehr ab. Um drei Uhr erfolgte ein häufiger Urinabgang und Transspiration, bis zur Nacht ohne vollkommene Remission.

Am zwölften April. Nach einer unruhigen Nacht war die Intermission deutlich. Um sieben Uhr erfolgte zwar eine unbedeutende Blutausleerung aus dem rechten Nasenloche, nach welcher die Kopfbeschwerden noch mehr erleichtert wurden und besonders die Röthe des rechten Auges. Es erfolgte gehöriger Urinabgang; der Kranke kleidete sich selbst an, verlangte Getränk, und genoß mit gehörigem Appetit ein Butterbrod; der Puls war weich, klein und nicht abnorm frequent. Um neun Uhr entstand von Neuem eine Blutausleerung aus dem rechten Nasenloche von etwa einem halben

Loth, nach welcher der normale Zustand aller Funktionen eintrat.

Am dreizehnten. Alles wie am eilften, nur im gelindern Grade. Die Intermission trat schon um ein Uhr ein. Es war um sieben Uhr unwillkührlicher Urinabgang erfolgt, und willkührlicher um drei Uhr sehr kopiös.

Den vierzehnten, funfzehnten, sechzehnten und siebzehnten April anhaltender **paroxysmus melancholicus**, jedoch mit täglich abnehmender Heftigkeit der Symptome. Der Urin folgte in gehöriger Menge, bald willkührlich, bald unwillkührlich. **Excretio alvina** ist seit dem funfzehnten nicht erfolgt. Gegen Nachmittag wurden die Symptome täglich gelinder. Weniger Appetit sowohl zu Speise als zu Trank.

Am achtzehnten April. Wie bisher, aber noch gelinder. In dem **paroxysmo melancholico** ist der Kranke schüchtern und glaubt bald der Eingeweide, bald der Zunge, bald der Zähne oder irgend eines andern Theils des Körpers beraubt zu seyn; sein Auge zeigt einen traurigen Blick, er spricht wenig, und beantwortet nur die ihm wiederholt vorgelegten Fragen. Im hellen Augenblicke ist der Kranke muntern Geistes, beantwortet die vorgelegten Fragen rasch, spricht viel, pfeift und singt gerne muntere Lieder, vorzüglich spricht er gern und lebhaft über Handel und vom schönen Geschlechte, wünscht seine verlobte Braut bald eheligen zu können. Dazu spricht er gern und rühmlich von sich selbst, vorzüglich von seinen Kenntnissen der neuern Sprachen, und der hebräischen, und über sein erlerntes Metzger-Handwerk. Mit vorzüglichem Enthusiasmus spricht er über das Schächten, und über Religion mit Ehrfurcht.

Nach und nach ward er wieder freier ohne Unterbrechung, obgleich etwas Albernes in seinen Reden und seinem Benehmen zurück blieb; die Darmausleerung war immer schwer und der Urin stockte mitunter, oder floß unwillkührlich ab.

Gegen Mitte des Monats Mai kam schon wieder ein Recidiv, das länger als das vorige, bis Anfangs Oktober, mit schlimmern und besseren Zeiten, anhielt. Er zitterte viel, fieberte, wankte und taumelte hin und her; dabei war seine Haut ungemein kalt und spröde und hier und dort zeigte sich Ausschlag, vorzüglich an den untern Extremitäten. Die Kälte der Haut nahm gegen das Ende immer mehr zu. Die Sprache war schwer, oft lallend; das innere Gefühl der überhand nehmenden Vernichtung brachte nun darauf sich beziehende fixe Ideen hervor; so waren es jetzt stehende Worte: er sey kaput, er sey todt, er könne nicht essen und trinken, nichts thun nichts machen; eine andere Zeit: er habe keinen Puls, kein Leben, kein Blut, die er oft lange hinter einander wiederholte, mit recht erbärmlichem Klagetone und zitternder näselnder Stimme sie herausstotternd. Seine Sprache war überhaupt etwas schnarrend und Nasensprache. Im Ausgange des Septembers kam er wieder zur Besinnung, auch die paralytischen Erscheinungen verschwanden; vielleicht hatte der Gebrauch des Toxikodendron-Extrakts, das ich jetzt eine Zeitlang anwandte, dies hervorgebracht. Schon im November kam der Lähmungszustand zurück, der mehr apoplektisch aussah; er erholte sich indeß wieder mit Anfang Dezember, nach Aderlaß, durch Serpentaria und flüchtiges Hirschhornsalz; das Auge erhielt einen neuen heitern Glanz. Gegen Ausgang dieses Monats lag er abermals in Betäubung und Convulsionen, den Kopf ganz zurückgebogen, beide Augen nach oben gekehrt, die in ihrer Höhle beständig hin und her rollten, das rechte heftig entzündet. Die Lähmung des Hirns und dessen Erweichung brachte nun immer mehr einen blödsinnigen Zustand hervor; er erholte sich noch einmal im Anfang des Januar, aber weit unvollkommener. Man entdeckte einen Inguinalbruch, der sich erst seit kurzer Zeit erzeugt hatte. Er saß meistens in sich selbst ge-

sunken, wie betäubt auf seinem Stuhle, den Kopf vorhängend. Auf dem Hofe taumelte er von einer Seite zur andern, wie ein Betrunkener; zuweilen fiel er plötzlich um. Anfangs drehete er mehr nach der rechten Seite; der Kopf fiel ihm nach der Schulter hin, er schrie oft plötzlich laut auf, war höchst scheu und furchtsam, wich bei Annäherung der Menschen zurück, wie wenn er sollte geschlagen werden; in seinem Verstande war nun keine Regel mehr, er sprach wenig, und das Wenige ohne Zusammenhang. Mit dem März 1824 vermehrte sich sein Appetit wieder, so daß er kaum zu sättigen war; Obstruktion und Dysurie wurden stärker als je, er strauchelte beständig, zitterte und bebte an allen Gliedern, der Kopf ward ihm immer schwerer; hing ganz herab nach der rechten Seite; so vegetirte er noch einige Wochen, Harn und Excremente gingen nun nach völliger Paralysis unwillkührlich ab, keines der kräftigsten Heilmittel vermochte irgend einen Nutzen zu schaffen; er fiel in einen apoplektischen Schlaf mit starkem Röcheln, einem höchst schnellen unbestimmten Pulse und verschied den zwanzigsten Mai.

Tages darauf geschah die Section; Umstände halber konnte nur der Schädel geöffnet werden. Dieser hatte eine mehr weibliche Form, war klein, weiß und dünn. Beim Durchsägen floß eine Menge blutiges Wasser hervor, auch aus dem Rückenkanal floß viel Wasser. In beiden sinubus transversalibus fanden sich mehrere lange, etwa drei Linien dicke polypöse Conkremente, die anfangs speckig aussahen, bei genauerer Betrachtung aber, nachdem sie ein paar Stunden im Wasser gelegen hatten, häutig und faserig erschienen, von rosenfarbiger Weiße, sehr zähe und elastisch, und an einigen Stellen sehr hübsche Queerstreifen zeigten. Auch im Längenblutleiter fand ich ein ähnliches, zähes, bandwurmähnliches Gerinnsel. Das ganze große Hirn war in einem Zustande von Erweichung, das kleine war es nicht,

wenigstens in einem sehr geringen Grade. Das große fiel sogleich zusammen; selbst alle Nerven, die überall mit Blutgefäßen krankhaft umzogen sich zeigten, waren mehr oder weniger erweicht, vorzüglich aber die Riechnerven, deren Kolben wie zerflossen aussahen. Die Erweichung erstreckte sich auch auf die meisten einzelnen Organe, wie namentlich die Brücke, das verlängerte Mark, die vordern und hintern Hirnganglien, jedoch in keinem hohen Grade. Die Gefäßhaut war dagegen an sehr vielen Stellen verdickt und verhärtet, oben in den Windungen zwischen ihr und dem Hirn lag viel gelatinöser Stoff; überall zeigten sich in ihr, in ihrer inneren wie äußeren Verbreitung, eine Menge heller, sehr feiner Granulationen anderer Art, deren ich auch einige an einer Stelle eines der Seitenventrikel auf dem Marke fand. Sie war allenthalben wie injicirt, wie eine entzündete Conjunktiva. Diese Ueberfüllung mit Blut zeigte sich auch ganz vorzüglich an der untern Fläche des Hirns am Chiasma und Markknopf, so wie durch die vielen Blutpunkte beim Durchschneiden der großen Markkerne. Besonders blutreich war die weiche Haut um die Zirbel her, verdickt, luxurirend und mit derselben stark verwachsen, so daß solche in ihrer Thätigkeit sehr gestört werden mußte. Vorzüglich verdickt war sie noch am Chiasma, wie eine harte, stark gespannte und bläulich durchschimmernde Haut, fast wie die des Sattels. Wie ich sie trennen wollte, riß das graue Mark unter derselben und es drang eine Menge Wasser aus der Mittelhöhle hervor. Die Sylvischen Gruben waren fest mit einander verklebt; den linken Ventrikel fand ich ungemein verkleinert; das hintere Horn war verschwunden; eine fast drei Zoll lange Stelle des hintern Lappens war ohne Höhlung, welche doch sonst in der Regel sehr tief eindringt; das hintere Horn des anderen Ventrikels war tiefer; beide Adernetze waren ausgedehnt, hatten eine kranke, blasse und schmutzige

Farbe und die Gefäße traten nicht so deutlich hervor, lagen aufgelockert und verwirrt durch einander, so daß ihr Krankseyn nicht verkannt werden konnte. Die hier befindlichen drüsenartigen Körper sah ich nicht deutlich, wenigstens nur geringe Rudimente davon. Die feinen hellen Körner, wie sie auswärts an der Gefäßhaut angetroffen wurden, fanden sich auch hier in großer Menge. Auch innerhalb den Höhlen fanden sich einzelne Organe, wie Vogelklaue, Ammonshorn, gleich den gestreiften Körpern und den Sehehügeln etwas erweicht; die gestreiften Körper waren in die Länge gezogen und erschienen dadurch schmaler; das Innere der gestreiften Körper und der Sehehügel schien nicht gelitten zu haben. Die Rindensubstanz war überall dunkler als gewöhnlich. Der Hirnanhang war dem Baue nach normal, sehr mit Gefäßen durchsponnen und beim Drucke zwischen den Fingern floß eine weiße ganz der Milch ähnliche Flüssigkeit reichlich hervor, ähnlich derjenigen der Thymusdrüse. An der verdickten Gefäßhaut, um die Zirbel her, saßen gegen ein Dutzend pachionischer Körperchen, meistens von der Größe der Spendelknöpfe, einer von der Größe einer Linse und von hellweißer Farbe. Zur Seite des Längenblutleiters fanden sich dergleichen in mehreren Haufen, gruppenweise. Sie ähnelten den Granulationen der Schaafhydatiden auffallend. Die Zirbel erschien mäßig groß, ihre grauröthliche weiche Substanz enthielt Sand. Die vierte Höhle war mit Gefäßen mehr als natürlich versehen, ich sah eine ein paar Linien breite Stelle, wie sugillirt, von bläulicher Farbe. Auch hier, wie an den Vierhügeln fand ich die Gefäßhaut verdickt, und auch wieder eine Menge jener feinen hellen Körner. Auf dem Boden der Rautengrube selbst lag auch eine große Menge von Granulationen, aber anderer Art, etwas größer, etwa wie Hirsenkörner, den Papillen ähnlich, oben spitzig zulaufend, von weichem, markigem Ansehn,

wie ich dergleichen in dieser Gegend schon einigemal angetroffen habe. Besonders war der untere Theil, von den akustischen Streifen bis zur Spitze der Schreibfeder damit angefüllt. In dem hier befindlichen traubenartigen Gefäßnetze, das mit den Seiten des kleinen Hirns widernatürlich festgewachsen war und ein krankes Ansehn hatte, befanden sich ebenfalls viele solcher Granulationen, nur härter als die vorigen und einige von der Größe kleiner Linsen.

6. L., ein seit früher Lebenszeit blödsinniges Mädchen, zehn Jahr alt. Sie hörte, aber sprach nicht, nur einzelne Wörter rief sie dann und wann schnell hinter einander: z. B. Mutter. Die Augen waren thränend, trübe, sie wälzte und drehete dieselben häufig, weinte zuweilen ohne Ursache; es zeigte sich ein einen Schorf bildender Ausschlag am Kopfe, im Gesichte, an den Armen; der Speichel floß ihr beständig über die Lippen, sie lief mit vorgebeugtem Kopfe im kurzen Trabe auf alles blindlings los; die Excremente gingen unwillkührlich ab. Im letzten Zeitraume entkräftete sie zusehends ein anhaltender Durchfall, die Abmagerung war groß Aphthen bedeckten die Zunge, sie hustete kurz an und starb unter konvulsivischen Anfällen. Die Sektion ergab Folgendes. Pleura und Peritonäum hatten eine livide Farbe; die rechte Lunge war ziemlich gut, die linke hingegen, bis auf ein Paar hervorragende und angewachsene Reste, größtentheils verschwunden; in der Brusthöhle und dem Herzbeutel fand sich ein geringer Wassererguß. Die Leber groß, sehr dunkel von Farbe, und voll schwarzen Blutes; die gefüllte Gallenblase enthielt grünliche Galle. Die Milz und Bauchspeicheldrüse schienen nicht ungesund; der Magen war klein und besonders gegen den Pylorus hin sehr zusammengezogen, so daß der Zwölffingerdarm weit dicker war, als der Ausgang des Magens; seine Farbe war weißlich, dagegen die des ganzen Darmkanals ins Schmutzige, Grünliche, Livide fast

überall spielte; einige Stellen des Dünndarms waren sogar schwärzlich und für brandig zu halten. Der Blinddarm zeigte sich verhältnißmäßig klein, der wurmförmige Fortsatz sehr lang und gewunden; die Gedärme lagen etwas unordentlich durch einander; das queerliegende Colon war nicht dicker als ein mäßiger Zeigefinger, nicht halb so dick, wie der Dünndarm, hart und knollig, das absteigende eben so verengert, nur der Mastdarm wieder etwas weiter. Das Mesocolon, so wie das mit sehr wenigem Fett bedeckte Omentum, sahen ebenfalls sehr livide aus.

Die Schädelknochen hatten, zumal für ein Kind, eine außerordentliche Dicke. Beim Durchsägen floß viel Wasser aus der Schädelhöhle. Die vorderen Hirnlappen waren spitz, birnförmig zusammengedrückt von dem besonders nach vorn verdickten Knochengehäuse; die harte Hirnhaut saß von dem zwischen ihr und dem Hirn befindlichen Wasser lose und bauschig darüber her. Die Schleimdrüse hatte eine mürbe Beschaffenheit. Das Verhältniß des großen Hirns zum kleinen schien dem Augenscheine nach normal zu seyn. Zwischen dem kleinen und großen Hirn war, in Folge eines frühern Entzündungsprozesses, ein luxurirendes, verhärtetes, mit Gefäßen überfülltes Zellgewebe und dazwischen eine gallertartige Flüssigkeit ergossen. Die Vierhügel waren weich, (wie in einem mäßigen Grade das ganze Hirn); die sie bekleidende Gefäßhaut aber verdickt, verhärtet und aufgetrieben, wässerigten Ansehns; die Zirbel war gelblich grau, größer fast, als man sie gemeiniglich bei Erwachsenen findet, die Substanz sehr weich und körnig; die Sandkörner aber konnte ich daran nicht entdecken; die Gefäßhaut unter dem Balken war ebenfalls verdickt; Balken, Gewölbe, Scheidewand fand ich erweicht, sie zerrissen sogleich bei der Berührung; an dem Schnabel des Balkens zeigte sich sogar eine Corruption der Substanz. Auch die Hirnschenkel waren

sehr erweicht und hatten nicht die ihnen eigenthümlich schöne weiße Farbe, sondern eine schmutzige, ins Röthliche fallende. Charakteristisch war überhaupt das Vorherrschen der grauen Substanz, theils in der Rinde, theils in den einzelnen Organen, wie in den Schenkeln, den corpor. mamillar. rc.; auch war der weiße Markkern mit Blutpunkten besäet. Die Brücke und der fünfte Nerv erschienen mir besonders verhältnißmäßig größer. Die Hirnhöhlen waren erweitert und enthielten eine ziemlich starke Menge Wasser; viele hellrothe Gefäße zogen sich durch sie hin, so wie denn auch die Windungen auswendig reichlich mit Gefäßen versehen waren. Die pachionischen Körper zeigten sich nesterweise an mehreren Orten; die weiche Haut war stellenweise fest mit der Rindensubstanz verwachsen und hier verhärtet und verdickt; auch waren die hier befindlichen Gefäße mehr aufgetrieben, so wie sich in den Furchen ein lymphatisches, sulze- und kleisterartiges Gerinnsel abgelagert hatte. Die inneren Wände der Seitenhöhlen waren mit einer grauen weichen Substanz überzogen, die man leicht abstreifen konnte und die ein Ueberzug der darunter befindlichen weißen Substanz zu seyn schien. In den Adernetzen der Höhlen war das Klümpchen vergrößert, verhärtet und zu fleischartiger Substanz verändert; auch die damit zunächst verbundene Gefäßhaut war nach der Mittelhöhle hin verdickt, und das von dem plexus bedeckte Mark hatte eine veränderte krankhafte Beschaffenheit. Die großen Streifen des Hörnerven in der Rautengrube waren, falls sie nicht fehlten, doch höchst undeutlich und unbestimmt.

Mögen von einigen noch vorliegenden Fällen dieser Art die gegebenen hinreichen, um auf die eigenthümliche Haltung und Bewegung des Körpers der hirnkranken Irren

ordentlich, der Leib war anhaltend verstopft, und eben so stellte sich Harnverhaltung ein. Je näher er dem Sterben kam, desto mehr neigte sich sein Kopf vorn über und desto weniger frei ward sein Geist auch in den besseren Perioden. Die bei Uebeln dieser Art auch von mir so häufig beobachtete Neigung, die Genitalien zu betasten, zeigte sich auch hier, je mehr die Krankheit zunahm. Seinen Puls fand ich schon früher oft aussetzend, später seltener. Seit dem März 1823 nahm die Krankheit auf eine merkwürdige Weise einen intermittirenden Gang an: ein wahres Geisteswechselfieber gab sich kund, wo er einen Tag ganz seiner Vernunft beraubt war, und am andern Tage die Besinnung sich wieder einstellte. Es war dabei eine allgemeine Paralyse des Darmkanals und der Harnblase zugegen, gewöhnlich am schlimmen Tage mehr; nur Lavements verschafften Ausleerung harter, trockner, dunkel gefärbter Exkremente; der Urin mußte einigemale künstlich abgezapft werden, in der Regel floß er aber häufiger unwillkührlich ab.

Hier einige individuelle Züge aus meinem Tagebuche. —

Am siebenzehnten März. L. war wieder einige Tage abwechselnd ganz ohne Besinnung, sehr flüchtig und unstet, wiederholte beständig die Worte: alle Menschen müssen sterben, ich aber nicht; zog sich bald aus, bald wieder an. Ein Lavement verschaffte ihm Oeffnung; es erfolgte darauf ein gelinder Hämorrhoidalfluß, und er ward wieder freier.

Am zehnten April. Der wie ein Tertianfieber abwechselnde Zustand von Besinnlichkeit und Unbesinnlichkeit tritt deutlicher vors Auge, es ist eine intermittirende Paralyse. Am bösen Tage bleibt der Urin zurück, die Nacht dieses Tages ist sehr unruhig; am Morgen des anderen Tages ist er dann auf einmal wieder seiner Sinne mächtig. Nichts zeigt mehr und deutlicher die Wirkung des Körperlichen auf

B. das Hirn der Vögel, der Schaafe ꝛc. weicher an sich, als das der Hunde, Katzen ꝛc.

Folgender Fall, den ich in einer Schrift fand, die wohl nicht oft mehr gelesen wird, in Henkels sechster Sammlung med. und chirurg. Abhandl. 1751, gehört als Beitrag hieher und ist, da keine täuschenden Complicationen hier etwa irre machen, für die bereits von mehreren angenommene Ansicht der Dekussation wichtig, weshalb ich das Wesentliche davon hier mittheile.

Einem Soldaten flog ein Ladestock mit dem spitzen Ende ins rechte Auge; am dritten Tage entstand Delirium und eine gelinde Diarrhoe; der Puls blieb ziemlich natürlich, der Kranke lag die meiste Zeit in Schlummer, antwortete zwar, wenn man ihm zurief, war aber nicht vermögend den Kopf in die Höhe zu halten, sondern fiel gleich wieder nieder und lag still; er aß und trank täglich, aber sehr wenig; der Urin ging zuweilen mit seinem Willen, zuweilen wider seinen Willen ab. Am siebenten Tage nahm man eine Lähmung am linken Arm bei ihm wahr; Nachmittags entstanden starke epileptisch-konvulsivische Bewegungen, worin er starb. Die Sektion zeigte auf dem rechten Hirnlappen unter der harten Hirnhaut eine Menge zäher schleimiger Materie; auf der linken Seite war alles gut, auch waren die Blutgefäße nicht außerordentlich stark aufgetrieben; die Ventrikel und Aderhäute wurden ebenfalls gut befunden, aber vorn am rechten vordern Lappen zeigte sich ein Absceß, und im Stirnbein, unter- und hinterwärts, wo es die rechte Augenhöhle ungefähr eine halbe Linie breit vom Siebbeine bilden hilft, eine ziemlich große Fraktur, wovon die Splitter durch die harte Hirnhaut ins Hirn gedrungen waren und den Absceß verursacht hatten. Am Auge und in der Augenhöhle fand der Obducent Dr. Schäffer in Stargard, keine Beschädigung; der Ladestock hatte demnach durch sein

Loth, nach welcher der normale Zustand aller Funktionen eintrat.

Am dreizehnten. Alles wie am eilften, nur im gelindern Grade. Die Intermission trat schon um ein Uhr ein. Es war um sieben Uhr unwillkührlicher Urinabgang erfolgt, und willkührlicher um drei Uhr sehr kopiös.

Den vierzehnten, funfzehnten, sechzehnten und siebzehnten April anhaltender paroxysmus melancholicus, jedoch mit täglich abnehmender Heftigkeit der Symptome. Der Urin folgte in gehöriger Menge, bald willkührlich, bald unwillkührlich. Excretio alvina ist seit dem funfzehnten nicht erfolgt. Gegen Nachmittag wurden die Symptome täglich gelinder. Weniger Appetit sowohl zu Speise als zu Trank.

Am achtzehnten April. Wie bisher, aber noch gelinder. In dem paroxysmo melancholico ist der Kranke schüchtern und glaubt bald der Eingeweide, bald der Zunge, bald der Zähne oder irgend eines andern Theils des Körpers beraubt zu seyn; sein Auge zeigt einen traurigen Blick, er spricht wenig, und beantwortet nur die ihm wiederholt vorgelegten Fragen. Im hellen Augenblicke ist der Kranke muntern Geistes, beantwortet die vorgelegten Fragen rasch, spricht viel, pfeift und singt gerne muntere Lieder, vorzüglich spricht er gern und lebhaft über Handel und vom schönen Geschlechte, wünscht seine verlobte Braut bald eheligen zu können. Dazu spricht er gern und rühmlich von sich selbst, vorzüglich von seinen Kenntnissen der neuern Sprachen, und der hebräischen, und über sein erlerntes Metzger-Handwerk. Mit vorzüglichem Enthusiasmus spricht er über das Schächten, und über Religion mit Ehrfurcht.

Nach und nach ward er wieder freier ohne Unterbrechung, obgleich etwas Albernes in seinen Reden und seinem Benehmen zurück blieb; die Darmausleerung war immer schwer und der Urin stockte mitunter, oder floß unwillkührlich ab.

Gegen Mitte des Monats Mai kam schon wieder ein Recidiv, das länger als das vorige, bis Anfangs Oktober, mit schlimmern und besseren Zeiten, anhielt. Er zitterte viel, fieberte, wankte und taumelte hin und her; dabei war seine Haut ungemein kalt und spröde und hier und dort zeigte sich Ausschlag, vorzüglich an den untern Extremitäten. Die Kälte der Haut nahm gegen das Ende immer mehr zu. Die Sprache war schwer, oft lallend; das innere Gefühl der überhand nehmenden Vernichtung brachte nun darauf sich beziehende fixe Ideen hervor; so waren es jetzt stehende Worte: er sey kaput, er sey todt, er könne nicht essen und trinken, nichts thun nichts machen; eine andere Zeit: er habe keinen Puls, kein Leben, kein Blut, die er oft lange hinter einander wiederholte, mit recht erbärmlichem Klagetone und zitternder näselnder Stimme sie herausstotternd. Seine Sprache war überhaupt etwas schnarrend und Nasensprache. Im Ausgange des Septembers kam er wieder zur Besinnung, auch die paralytischen Erscheinungen verschwanden; vielleicht hatte der Gebrauch des Toxikodendron-Extrakts, das ich jetzt eine Zeitlang anwandte, dies hervorgebracht. Schon im November kam der Lähmungszustand zurück, der mehr apoplektisch aussah; er erholte sich indeß wieder mit Anfang Dezember, nach Aderlaß, durch Serpentaria und flüchtiges Hirschhornsalz; das Auge erhielt einen neuen heitern Glanz. Gegen Ausgang dieses Monats lag er abermals in Betäubung und Convulsionen, den Kopf ganz zurückgebogen, beide Augen nach oben gekehrt, die in ihrer Höhle beständig hin und her rollten, das rechte heftig entzündet. Die Lähmung des Hirns und dessen Erweichung brachte nun immer mehr einen blödsinnigen Zustand hervor; er erholte sich noch einmal im Anfang des Januar, aber weit unvollkommener. Man entdeckte einen Inguinalbruch, der sich erst seit kurzer Zeit erzeugt hatte. Er saß meistens in sich selbst ge-

solche ansehen, von denen noch am meisten Gutes zu erwarten steht, worin auch die amerikanischen Aerzte jetzt mit einstimmen, obgleich noch Blutentziehungen, sowohl allgemeine als örtliche, da, wo Konstitution und Alter den Uebergang in wirkliche Phrenitis drohen, unentbehrlich werden, was auch eine gewisse Schule hiergegen einzuwenden haben möchte. Von mehreren mir seit der Zeit von vier Jahren, wo ich zuerst dieser Krankheitsform anfing meine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, vorgekommenen Fällen will ich hier nur folgende, die ich erst vor Kurzem zu beobachten Gelegenheit hatte, mittheilen.

Am ersten Juli dieses Jahrs, wurde ich um die Mittagszeit von der Schwester des Gastwirths M. persönlich ersucht, ihrem kranken Bruder eiligst ärztlich beizustehen, da er sich in sehr bedenklichen Umständen befinde. Mich auf der Stelle zu demselben hinbegebend, fand ich an dem Kranken einen ziemlich korpulenten, robusten, einige vierzig Jahre alten Mann, hinsichtlich dessen Lebensweise ich gleich anfangs durch seine Hausleute erfuhr, daß er ein gewohnter Trinker sey. Er war Abends zuvor äußerst betrunken nach Hause gekommen, zitternd am ganzen Körper, und unter Aeußerungen, die seine Hausfamilie bestimmten, ihn während der Nacht nicht ohne Aufsicht zu lassen. Eines seiner Kinder erzählte mir, daß er wohl vierzig bis funfzigmal Drang zum Stuhlgang gehabt, doch ohne dabei bedeutend auszuleeren. Er beklagte sich gegen mich, daß er sich in einem fremden Hause und unter schlechter Aufsicht befinde, wollte durchaus nach Hause gebracht seyn, und bedauerte seine am Bette stehende Tochter, diese traurige Lage hier mit ihm theilen zu müssen. Sein kleiner Puls schlug mehr als hundertmal in der Minute; dabei hatte der Kranke ein durchaus hippokratisches Ansehn, und seine Augen blickten ängstlich und zerstört um sich her, als such-

ten sie etwas. Hände und Lefzen zitterten; seine Zunge war mit einem dicken, gelblichen Schleim von der Spitze bis an die Wurzel belegt, mit dem auch die ganze Mundhöhle wie überkleistert war. Alle Nahrungsmittel schlug der Kranke aus, trank aber unaufhörlich kaltes Wasser. Ich verordnete ihm auf der Stelle ein Brechmittel aus Ipakakuanha und Brechweinstein, und versprach gegen zwei Uhr Nachmittags ihn wieder zu sehen. Allein dieser zweite Besuch wurde unnöthig: denn noch ehe die verschriebene Arznei aus der Apotheke herbeigeschafft werden konnte, hatte der Tod schon der Scene ein Ende gemacht.

Der Schlosser S., ein Mann von einigen dreißig Jahren, etwas schwächlicher Constitution, seit einigen Jahren dem Trunk ergeben, welcher verderblichen Neigung er seither, wie vorgegeben wurde, wegen gehabten Verdrießlichkeiten noch mehr wie sonst gefröhnt hatte, kam am vierzehnten Juli d. J. Abends sehr betrunken nach Hause, und brachte die Nacht sehr unruhig und tobend in seiner Schlafstube zu. Morgens am funfzehnten wurde ich zu ihm gerufen. Ich fand ihn unruhig im Zimmer auf und nieder gehend, und über erlittene Mißhandlungen fortwährend klagend, aber in einer so verwirrten Sprache, daß sie von den Umstehenden nur mit Mühe zu enträthseln war. Beim Fühlen des Pulses vermochte er die Hand, ohne das Anfassen eines Dritten, nicht so lange stille zu halten, um denselben hinreichend untersuchen zu können. Der Puls war kaum fühlbar und von äußerster Schnelligkeit; seine Zunge fand ich sehr unrein; wie die Umstehenden sagten, hatte er mehrmals Neigung zum Brechen geäußert, ohne dazu gekommen zu seyn. Ein Brechmittel schien mir daher auch hier die dringenste Indikation, welches ich ihm aus fünf Granen tartar. stibiat. in Wasser aufgelößt, bereiten ließ, worauf er eine ungeheure Menge Schleim nnd

Galle ausleerte. — Den sechszehnten fand ich seinen Zustand insofern gebessert, daß er sich nunmehr ruhig zu Bette hielt und wenige Verwirrung des Geistes zeigte. Da keine Ausleerungen per annum erfolgt waren, so verordnete ich ihm, bei noch sehr belegter Zunge, eine Laxanz aus Calomel und rad. jalapp. wonach er einige kopiöse breiigte Stühle bekam. Sein Puls hatte sich etwas gehoben und war nicht mehr so schnell; auch ließ das Zittern der Hände bedeutend nach. — Am siebenzehnten war seine Besserung noch mehr vorwärts geschritten; seine Besinnung war jetzt vollkommen, sein Puls ruhig und fast normal, nur klagte er über großen Durst und stete Trockenheit des Mundes und über gänzlichen Mangel an Appetit; dabei fand er sich sehr entkräftet. Da die Konstitution des Kranken (wie gesagt) ohnehin zu den schwächern, fast sensibeln, gehörte, so erhielt er jetzt ein infus. rad. Valer und des Zustands seiner ersten Wege halber mit einem Zusatz von Tinct. rhei vinos. Darelii, unter dessen Fortgebrauch er nach einigen Tagen sich vollkommen hergestellt befand.

F. C., Sohn des Kaufhändlers C., ein Mensch von zwei bis drei und zwanzig Jahren, ziemlich starker Konstitution seit mehreren Jahren dem Brandtwein sehr ergeben, war wenigstens schon ein halb Dutzendmal von mir in dem gleichen Zustande behandelt, worin er sich plötzlich am fünften Aug. d. J. Abends gegen neun Uhr versetzt sah, wo er nämlich betrunken, unter konvulsivischen, der Epilepsie ähnlichen Bewegungen, ganz bewußtlos dahin fiel, aus welchem Zustande er sich indeß nach einigen Minuten insofern erholte, daß sein Bewußtseyn zurückgekehrt war, und er nun, zitternd am ganzen Körper, zu Bette gebracht werden konnte, wo er die Nacht in gänzlicher Verstandesverwirrung zubrachte. Der jetzt herbeigerufene junge Arzt, welcher in diesen Symptomen das Delirium tremens zu erkennen

glaubte, verordnete dem Kranken, wie es die Schule, aus der er neulichst gekommen war, vorschrieb, ziemlich starke Gaben von Opium, mit kalten Umschlägen um den Kopf. Am sechsten Morgens wurde ich zur Consultation begehrt. Ich fand den Kranken wieder gewissermaaßen in denselben Umständen, worin ich ihn, wie gesagt, seither öfters behandelt hatte. Sein Puls war nicht klein, aber äußerst frequent, sein Blick verwirrt, das Angesicht roth aufgetrieben, Hände und Lippen zitterten, seine Sprache war stotternd, er griff beständig auf und unter der Decke umher, und äußerte Furcht über eine Person, die er neben sich im Bette zu sehen glaubte. Die Zunge, durch den Biß beim ersten Anfalle ziemlich verwundet, war, wie die ganze Mundhöhle, mit Lappen von Schleim bedeckt, die man ablösen konnte. Ich verordnete ihm, da ich die Anstrengung beim Brechen, seiner Congestionen nach dem Kopfe halber, vermeiden wollte, ein starkes Infus. Senn. mit Glaubersalz, und rieth die Umschläge auf den Kopf fleissig fortzusetzen; zum Pinseln der Zunge erhielt er Mel. rosar. mit Borax, und zum öftern Ausspülen des Mundes ein Salbei-Infusum, ebenfalls mit Rosenhonig versetzt. Es erfolgten jetzt mehrere kopiöse Stühle, mit Erleichterung des Kranken. Da sein Zustand indeß vom achten auf den neunten Nachts wieder bedenklicher zu werden anfing, so verordnete ihm sein Arzt, den Grundsätzen seiner Schule noch immer getreu, Tinct. op. mit aeth. sulphur. in Pfeffermünz-Wasser, abwechselnd mit aq. laurocerasi. Als ich am neunten Abends den Kranken wieder besuchte, fand ich ihn sitzend im Bette, voll sichtbarer innerer Angst, die Hände betend gefaltet, und gewissermaaßen wieder in seinem vorigen Zustande. Ich rieth daher zur Anwendung des Kalomels mit Digital. purp. worauf wieder mehrere breiige Stühle erfolgten; zugleich wurde ihm eine Ader am Arme geöffnet, ein Vesikatorium

in den Nacken und Senfteige an die Waden gelegt. Hierauf trat wieder sichtliche Besserung ein; seine Zunge, die bisher noch immer mit ganzen Lappen von Schleim bedeckt gewesen, fing an sich zu reinigen, und die verwundeten Stellen fingen an zu heilen, so daß der Kranke wieder etwas mehr Nahrungsmittel zu sich zu nehmen vermochte, welches ihm bisher fast unmöglich gewesen war. Am zwölften erheischte sein Zustand indeß nochmals eine Venäsektion, und den Gebrauch des Kalomels mit rad. jalapp. verbunden, welche Arznei abermals eine Menge äußerst stinkender faeces ausleerte, wonach sich sein Zustand unter nachheriger Anwendung eines Tamarinden-Dekokts mit Glaubersalz und einem kleinen Zusatze von Brechweinstein, allmählig so verbesserte, daß er am siebzehnten wieder im Zimmer umher zu gehen vermochte, und sich über weiter nichts beklagte, als über zurückgebliebene Schwäche, die sich aber auch bald verlor, so daß die Heilung am zwanzigsten als völlig erreicht angesehen werden konnte, zur Verwunderung des jungen, übrigens kenntnißreichen Arztes, der bei dieser Behandlung den unvermeidlichen Tod des Kranken erwarten zu müssen geglaubt hatte. —

Noch gibt es eine mehr chronische Form dieser Krankheit, wie ich sie, unter mehreren andern, neulichst bei dem einige sechzig Jahre alten Ch. S. beobachtete. Dieser Mann, von langen Jahren her dem Brandtwein sehr ergeben, und seither fast täglich im betrunkenen Zustande sich befindend, den ich ebenfalls mehrmals an dieser mania a potu nach derselben Methode mit Glück behandelt hatte, verfiel diesen Sommer, in Folge seiner Trunksucht, in eine gänzliche Verstandesverwirrung, in der er von einem andern Arzte (auf welche Art, ist mir nicht bekannt geworden) behandelt wurde. Ich besuchte ihn indeß während seiner Krankheit mehrmals, aus Theilnahme als längst

Bekannter, wo er mir dann, im Bette liegend und äußerst entkräftet, mit der heitersten Miene die verworrensten Dinge von seinem unversehens erhaltenen vielen Gelde (er war sehr dürftig), seiner bereits wieder eingetretenen völligen Genesung, seinen künftigen Planen ꝛc. vorerzählte. In diesem Zustande brachte er mehrere Monate zu, bis er endlich ganz entkräftet, aber noch immer mit den herrlichsten Aussichten in die Zukunft beschäftigt, der Familie unvermuthet, starb. —

Diese Beobachtungen, in Verbindung mit mehreren andern, welche namentlich die hiesigen Aerzte, wie einige derselben auch versicherten, im Laufe dieses letzten Sommers hier öfters von Fällen dieser Art gemacht haben, enthalten, wie ich glaube, einen abermaligen Beweis für die oben ausgesprochene Behauptung, daß die Constitutio annua, die besonders seit dem Monate Juli hier vorherrschend zum Gastrizismus hinneigt, diese Krankheitsform so sehr begünstige. Die ersten Tage besagten Monats waren sehr regnerisch bis zum sechsten, wo es anfing heiter, aber auch sehr heiß zu werden. Das Thermometer stand am vierzehnten desselben auf 24° R., das Barometer hatte 28″. Den ganzen übrigen Monat hindurch war die Temperatur stets bedeutend hoch, und 18° R. der niedrigste Stand, zu dem das Quecksilber des Wärmemessers herabsank, bis zum dreißigsten, wo wir Nachmittags gegen zwei Uhr ein ziemlich heftiges Gewitter hatten, und gegen fünf Uhr ein zweites, bei S. W. Winde, welches letztere von einem so furchtbaren Regenguß begleitet war, daß wenige Menschen sich hier eines ähnlichen erinnern. Mehrere Einwohner der Stadt litten an ihren Wohnungen hierdurch beträchtlichen Schaden. Wenn gleich der folgende Monat August sehr regnerisch war, so blieb doch die Temperatur fortwährend beträchtlich hoch, mit drückender Luft, und fast täglichen

Gewitterregen. Eine Menge Erscheinungen boten sich dem Beobachter während dieses Zeitraumes dar, welche von aufgeregter Galle zeugten; Diarrhoeen, selbst mitunter Dysenterien, gallichtes Erbrechen, waren an der Tagesordnung, die späterhin dem Schleimfieber, von typhösen Zufällen begleitet, Platz machten, welches selbst noch in diesem Augenblicke (Ende Monats Oktobr.) hier und dort vorkommt, und Manchen dahinrafft; diejenigen, welche genesen, schleppen sich lange mit ungewöhnlicher Kraftlosigkeit und Mangel an Eßlust umher, ohne daß die passendst scheinenden Arzneien sonderlich etwas dagegen auszurichten vermögen.

Aus der Selbstbeobachtung eines Scheintodten.

Ich befand mich im Jahr 1812 zu Krakau auf der Genesung von einem Typhus, als mir der Unterwärter des Hospitals statt der Ptisane aus Versehen eine Flasche Ungarwein reichte, die ich im Vertrauen auf ihre guten Kräfte ausleerte. Die Folge hiervon war ein Blutsturz, während welchem ich in einen scheintodtähnlichen Zustand verfiel. Es muß schlimm mit mir ausgesehen haben, da der stationirende Oberkrankenwärter mich bereits in den Raum zu den fast aufgegebenen Kranken legen ließ, aus dem die einmal hineingebrachten meist nur durch den Leichenwagen wieder herausgelangten.

Deutlich erinnere ich mich, wie es während dieser scheinbaren Bewußtlosigkeit in mir war: ich träumte, und träumte angenehm und glücklich.

Die frühesten Scenen meiner Kindheit, die Kinderstube des Vaterhauses, in der ich seit zwei und zwanzig Jahren nicht mehr gewesen war, standen klar vor mir, wie sie mir seit jener Zeit nie erschienen waren. Meine verstorbene Großmutter, die uns Enkelchen jeden Abend mit Fenchelthee und gebranntem Zucker letzte und dann mit dem Liede: Nun sich der Tag geendet hat, in den Schlaf sang, sah ich wieder an dem großen Tische der Kinderstube, vor mir die braune Theekanne und im Winkel die große grüne Gitterwiege. Mit kindlicher Rührung vernahm ich wieder den einlullenden Gesang. Von dem, was außer mir vorging, wußte ich nichts.

Ich mochte in diesem scheintodtähnlichen Zustand drei bis vier Stunden gelegen haben, als der diensthabende Chirurg sich veranlaßt sah, mich näher zu untersuchen. Man wandte mich um, um durch Reiben des Rückgraths wieder Leben in mich zu bringen. So kam ich mit Mund und Nase in mein auf dem Lager angesammeltes Blut zu liegen. Ich erinnere mich lebhaft, wie äußerst erquickend mir dieß war; ich hatte ein Gefühl, wie im Erwachen aus einem süßen Morgentraume. Ist so der Augenblick des Todes, so ist's einer des höchsten Wohlgefühls.

Erst als ich auf ein andres Lager gebracht worden, fand sich das Gefühl von Schwäche und das Bewußtseyn meines äußeren Zustandes in mir ein. Ich rückte indeß unter guter Behandlung schnell in der Genesung vorwärts und erlitt keinen weitern Rückfall mehr.

Phantasieen in einem epileptischen Anfalle.

In gutem Wohlseyn hatte ich, — so lautet der Bericht des wahrheitliebenden Mannes, den der hier erzählte Fall betraf — mit einem Freunde einen Besuch bei meinem Schwager gemacht und war mit ihm eine Viertelstunde weit über Feld gegangen, als es mir mit einemmale wie eine sich unablässig bewegende Sonne vor die Augen kam, wobei ich indeß, nicht ahnend, was das zu bedeuten habe, guten Muthes weiter ging. Als ich eine Strecke weit bis zum Hause meines Schwagers fortgegangen, war die Sonne verschwunden; ich trat hinein, und sagte guten Morgen, konnte aber Niemand sehen. Nachdem ich mich auf einen Stuhl gesetzt, ließ man mich den Kopf mit Brandtwein waschen; es wurde indeß nicht besser. Auf einmal wurde es etwa vier bis fünf Fuß im Geviert wieder helle um mich; es war mir, als wenn sich mir Menschen näherten, die ich aber nicht sehen konnte. Ich sah nun eine Gestalt wie mich selbst rechter Hand aus dem Finstern kommen, vor mir vorbeigehen, und links in das Finstere wieder hineintreten. Sah ich wieder rechts, so trat die Gestalt dort von Neuem hervor. Sie war angekleidet, wie ich gehe, mit schwarzen Unterkleidern und rundem Hut, und sah im Gesicht weiß aus. Ich fühlte jetzt auf dem Stuhle Angst und man brachte mich ins Bette. Wie ich mich aber nieder legte und auf die rechte Seite zu liegen kam, so erschienen vor meinen Augen mir unbekannte Männer, die ebenfalls ins Finstere linker Hand hineintraten. Wie ich ihnen nachsah, hatte ich ein Gefühl, als seyen es meine Feinde, die erst im Finstern gelauscht und mir dann eine Kette um die Brust und das Herz gelegt hätten. Es war mir, als wollten sie mich mit der Kette aus einander reissen. Ich wehrte mich sehr mit Anstrengung

meines ganzen Körpers, biß die Zähne auf einander und legte die Hände zusammen. — Kurze Zeit darauf wachte ich auf, konnte aber noch nicht recht sehen. Als ich Stimmen hörte, fiel mir ein: du hast lange geschlafen, du wolltest heute deinen Schwager besuchen und liegst noch im Bette! Ich rief meiner Frau, hörte dann die Stimme meines Schwagers, der mir freundlich zusprach, den ich aber nicht sehen konnte. Ich blieb anfangs noch liegen, stand jedoch plötzlich auf, ging im Hause umher, konnte mich aber, obgleich es mir sonst bekannt war, nicht darin zurecht finden. Es dauerte über drei Stunden, bevor ich recht wußte, wo ich war. Ich fühlte nun starke Kopfschmerzen, die nach einiger Zeit nach einem Dampfbade von abgekochtem Kaffe vergingen.

Nachdem ich mich wieder erhohlt, sagte man mir, daß ich auf dem Stuhle hingesunken sey und darauf einen Anfall von Fallsucht gehabt, die Zähne auf einander gebißen, Schaum vor dem Munde gehabt und schreiende Stimmen von mir gegeben hätte.

Ein Arzt verordnete mir Arznei. Ich bekam den Tag nach jenem ersten Anfall noch eine kleine Anregung, die aber bald wieder vorüber ging. Den sechsten Tag stellte sich wieder eine Anregung ein; ich konnte nicht sehen und hatte Angst; es ging aber dann beim Gebrauch einiger Tropfen vorüber.

Seit der Zeit bin ich frei geblieben. Nur wenn ich angestrengt lese oder viel schreibe oder beim Singen, wird es mir zuweilen ängstlich; beim Lesen verwirren sich mir auch wohl die Buchstaben vor den Augen, ich sehe allerlei Flecken die sich bewegen, ich fühle Kopfschmerzen und es ist mir, als wenn mir jemand die Augen stark zudrückte.

Eigends ist es, daß, wenn ich gehe, es mir oft vorkommt, als gehe rechter Hand neben mir ein Schatten, von dem ich freilich recht gut weiß, daß es Täuschung ist.

Offenbar hatte in jenem Anfall meine Phantasie, ich müße mich wehren gegen Menschen, die mir Ketten anlegen wollten, das Zähneknirschen, das Schreien, das Andere an mir wahrgenommen hatten, begleitet. Sollten die epileptischen Bewegungen immer mit solchen Phantasieen verbunden seyn? Daß die Kranken sich keiner solchen erinnern, ist dieser Vermuthung nicht geradezu entgegen; die Verschiedenheit des nach den Anfällen eintretenden Schlafzustandes kann die Erinnerung aus dem Anfall leichter oder schwerer machen.



Anzeige.

Die Zeitschrift für Anthropologie, die nur selten Entlehnungen aus ausländischen Schriften, sondern mehr wie irgend eine andere der in Deutschland erscheinenden naturwissenschaftlichen, eigenthümliche Aufsätze liefert, hat dadurch selbst eine Verpflichtung, eine ihrer Schwestern zu empfehlen, die wie für die ganze Medicin, so auch für den physiologisch-psychologischen Theil derselben, die Früchte des Auslandes auf eine so umfassende und gründliche Weise bekannt macht, wie es bisher noch nie geschehen und wie keine andere Litteratur ein Gleiches aufzuweisen hat.

Das Magazin der ausländischen Litteratur der gesammten Heilkunde und der Arbeiten des ärztlichen Vereins zu Hamburg, herausgegeben von den H. H. Dr. G. H. Gerson und Dr. Nikol. Heinr. Julius hat in den vier Jahgängen 1821 — 1824 außer funfzehn zusammenstellenden Abhandlungen, über hundert vollständige Auszüge aus französischen, brittischen, dänischen, schwedischen, holländischen, italienischen, spanischen, portugiesischen, asiatischen und amerikanischen Werken und eine große Menge Nachrichten von Entdeckungen des Auslandes geliefert, von denen viele auch für den Anthropologen, und zumal für den psychischen Arzt, eine reiche Ausbeute darbieten. Je weniger ein Unternehmen dieser Art ohne einen beträchtlichen Aufwand von Kosten und Mühe hat zu Stande kommen und sich wird erhalten können, desto mehr ist ihm eine freundliche Aufnahme von allen Seiten zu wünschen, zu der denn auch diese Anzeige ihr Theil beitragen möge.

Philosophische Reflexionen über die naturgesetzlichen Mutabilitätsverhältnisse verständiger Wesen auf dem Monde.

Von

Herrn Professor Franz v. Paula Gruithuisen
in München.

Was ich hier vorzutragen Willens bin, ist eine Reihe von Möglichkeiten, für deren Wirklichkeit eine große Zahl von Beobachtungen spricht. Dieses Vorgetragene soll dazu dienen, der Forschung eine Richtung zu geben, in welcher sie sich versuchsweise fortbewegen soll. Die Zuversicht aber mit der ich in dieser Sache spreche, ist das Resultat eines lebenslänglichen Nachdenkens, Forschens, Selbstbeobachtens und Experimentirens. Gleichwohl kann ich, bei allen möglichen Daten für das Gesagte, dieses nur für denjenigen zu einem sehr hohen Grade von subjectiver Ueberzeugung erheben, welcher den Weg angetreten hat, den ich im Reiche der Reflexion bereits wandle, und für diesen wird es zur Ertheilung des Fürwahrhaltens eben den Werth haben, als die Gründe, welche Moses bestimmten, seine Genesis vorzutragen, von der sich auch unser wirklich Genetisches nur in zwei nicht wesentlichen Punkten unterscheidet, nämlich darin, daß es einen größern Umfang in den Bestimmungen hat und daß es weiter zurückgeht, d. h. daß es Lücken füllet,

die jener entweder ganz leer ließ, oder die er mit schönen orientalisch-mythischen *) Metaphern ausfüllte, so wie ich auch gleich ihm, um dem Leser keine Langeweile zu machen, mich kurz, aber jedoch in einen kritischen Vortrag fassen muß.

Warum ich aber dieses alles sage, ist, weil die Geschichte möglicher Existenz verständiger Mondbewohner auch identisch mit der ähnlichen unserer Erde ist, auf welcher einerseits eben so gut alle Schöpfungsspuren höherer und höchster Organismen unsern Augen entrückt sind, als wir anderer Seits, im Ganzen, vor der Welt den Beweis nicht führen können, daß die Schöpfungsgeschichte bereits abgeschlossen sey.

---

*) Ich stimme den Exegeten bei, welche behaupten, Moses habe die Genesis im orientalischen Geiste geschrieben; und so mögen auch die Schöpfungstage der orientalischen Chronologie mehr angemessen seyn. Ich berufe mich auf das, was im achten Bande der deutschen Encyclopädie Frankfrt. 1783. 4. S. 400 aus dem Indischen Glaubensbuche Sakkarum angeführt ist. «Die erste Welt hat gedauert 140,000,000 Jahre (welche alle vielmal länger sind als die unseren) die zweite 130,000,000 u. s. w. Die Zahl der Welten setzen die Indier auf eine Billion, 72 Millionen, 38100 Jahre. In der Zeit, daß alle diese Jahre 88 mal herum laufen, macht es von der Zeit des Devandira, des obersten der Götter, nur eine Minute. 360 dieser Minuten machen eine Stunde, 60 dieser Stunden machen einen Tag, 30 Tage einen Monat, 12 Monate ein Jahr, 60 Jahre einen Antou u. s. w.« So daß ein Tag des Vistnu, nach der Menge unserer Jahre berechnet, kaum mehr mit Zahlen anzusetzen wäre. Was hingegen die gegen Kirwan gehende Widerlegung (m. s. D. J Pott's Moses und David keine Geologen; Berl. 1799) betrifft, so berührt sie meine Ansicht nicht, weil ich einen ganz andern Gesichtspunkt aufgefaßt habe als die meisten Geologen, die vom Organischen nichts festsetzen konnten.

I. Urstand der Natur.

Mit einer eisernen Gewalt hat sich den Naturforschern unserer Zeit die Ansicht, daß die großen Weltkörper das Ergebniß eines Niederschlages aus dem Aether seyen, aufgedrungen. Daß sie sich den Akt dieser Präcipitation noch als fortdauernd denken, beweist die neue Lehre vom Sonnenstaub und die ältere von den Meteormassen, als kosmischer Körper, nachdem alle platten Hypothesen und exaltirten Vorstellungsarten darüber in ein Nichts zerflossen sind.

Die Ursache hievon ist, weil der Satz: daß wenn die Entstehung eines großen unorganischen Körpers möglich seyn sollte, er nur durch Ansammlung von Außen groß werden müsse, als Axiom sich geltend macht. So die Himmelskörper, welche, wenn sie auch oft nicht zufällig auf einen größern ihrer Art treffen, doch immer unumgänglich nothwendig durch das Hinderniß des Aethers und der weit ausgebreiteten Atmosphären der größten Weltkörper aufgehalten, endlich sich dem Zuge eines größern Weltkörpers, als sie sind, ergeben müssen; eine Sache, die vorzugsweise Eulern schon sehr klar gewesen ist, und zwar aus dem jetzt vollkommen bekannten Grunde des anomalistischen Jahres.

Und wirklich zeigt der Mond unserer Erde ganz unzählbare Spuren einer Vereinigung kleiner Weltkörper mit ihm, die ihre concentrisch geschichteten Schalen in der Runde abgestreift und als Ringwälle zurückgelassen haben, während die Ringfläche die Kugelgestalt *) noch hat, wenn diese

*) Diese Gestalt zeigt die von mir gegebene Nachbildung des Mersenius ganz vorzugsweise (m. s. in den Verhandlungen der Kaiserlichen Leopoldinisch=Carolinischen Akademie der Naturforscher, Bd. 10, Abth. 2, Tab 53, 686 — 689. Ferner

Gestalt nicht zufällig verunstaltet, oder mit neuer Masse überdeckt worden ist *), wodurch die grauen Ebnen des Mondes, welche man größtentheils schon mit freiem Auge sehen kann, gebildet wurden, und die ihre graue Farbe von dem (von mir erwiesenen) Ueberzuge von Vegetabilien haben. Daß aber dieser Ringwallbau dem Monde nicht eigenthümlich ist, beweist, trotz aller Zerrüttetheit der Erdoberfläche, doch manche Inselconfiguration wenigstens recht auffallend **), und man darf, um sich davon einen Begriff zu machen, nur die Inselgruppen auf der Ostseite Asiens mit den Rundgebirgen auf der Ostseite der **Terra Sanitatis** im Monde vergleichen.

Daß die Monde Kometennatur gehabt haben, zeigen die noch kometenartigen Atmosphären der im Weltraume herrenlos herumirrenden Monde, oder sogenannten Asteroiden zwischen Mars und Jupiter, so wie die dunstigen Atmosphären der Monde des Jupiters selbst.

Klar ist es also, daß die Monde einst Kometennatur an

die erste Figur Tab. 2 in meiner Abh. über die Spuren der Mondbewohner im Kastner'schen Archive f. d. ges. Naturlehre Bd. 1, Hft., 2, Lit. t. und die Erklärung dazu ebd. Bd. 2, H. 3, S. 312).

*) Ich habe diese Theorie bereits 1811 in meiner Abh. üb. d. Nat. der Kometen, München bei Lentner S. 190—194, als sie bei mir noch in der Kindheit lag, vorgetragen und selbe neuerdings als mehr ausgebildet angekündet in v. Moll's neuem Jahrbuche der Berg- und Hüttenkunde B. 5, Lief. 1, S. 121.—121, und bald wird sie in ihrer ersten Skizze erscheinen.

**) Ich habe hierüber bereits in den oben citirten academischen Verhandlungen einige aufgewiesen m. s. Bd. 11, Abth. 2, S. 585—593. Bei einer größern Gelegenheit wird dieses Feld noch weiter gepflegt werden.

sich gehabt haben mußten. Und somit sind wir auch zugleich in die Urzeit unseres Mondes zurückgeführt worden. Es frägt sich daher: was konnten, nach den Naturgesetzen, auf dem Monde für Ereignisse Statt gefunden haben, damit sie mit den Beobachtungsresultaten neuerer Zeit in einen natürlichen Einklang gebracht werden können?

Des Mondes Urmeer und sein Urchemismus.

Das Lebendige war in der bereits vorhandenen unorganischen Natur das Erste; die Wasser regten sich. Ohne Wasser ist kein allgemeiner, noch viel weniger ein creirender Chemismus möglich.

Jeder allgemeine Chemismus ist aber ein synthetischer, und der synthetische Chemismus erzeugt Wärme.

Nach dieser Theorie muß jeder große Weltkörper seine Urwärme haben *), die über der mittlern Wärme seiner gemäßigten Himmelsstriche steht. Da aber der größte Theil der großen Himmelskörper aus kleineren ältern und jüngern Himmelskörpern zusammengesetzt ist (s. vorherg.), so muß an verschiedenen Orten auf seiner Oberfläche die innere Wärme eine verschiedene **) seyn, je nachdem man die Theile eines

*) Humboldt behauptet auch neuerdings die Wärme im Innern der Erde, läßt es aber dahin gestellt seyn, ob es richtig ist, wenn (auf seine und Arrago's Beobachtungen dieser Wärme) Laplace schon hat durch Rechnung heraus bringen wollen, in welcher Tiefe der Erde die Erdmasse geschmolzen seyn müßte. (M. s. Frorieps Notizen No. 70, S. 52). Ich muß diese Behutsamkeit Humboldt's loben, denn die Aggregationstheorie widerspricht der Voraussetzung bei einer solchen Rechnung, was sogleich aus dem Texte klar werden wird.

**) Darum die Widersprüche, die man der Behauptung eines Centralfeuers der Erde entgegengesetzt hat.

ergänzenden Weltkörpers im Innern thermometrisch untersucht.

Wie nun die Natur, wenn sie ganz unorganisch ist, zu Materien kommt, die organischen Werth haben, will ich in kurzen Sätzen hier reassumiren *): 1) Alle synthetischen Prozesse, welche mit den Naturdingen durchein geschehen, sind chemische Prozesse. 2) Bei allen durch qualitätsverändernde Kräfte**) bewirkten Prozessen kommen chemische Synthesen vor. 3) Alle synthetischen Prozesse führen zur vermehrten Cohäsion. 4) Alle synthetischen Processe sind auch zugleich von Oxydationsprocessen begleitet. 5) Jeder langsame Proceß, wobei Lichtentwicklung geschieht, ist ein Oxydationsproceß. 6) Bei jedem Organisationsproceß ist allgemeine Oxydation. 7) Oxygen ist ein Hauptbestandtheil des Aethers. 8) Der Aether besteht nicht blos aus Sauerstoffgas. 9) Die unorganische Natur kann ohne Sauerstoff nicht organisch werden. 10) Es ist bei jeder allgemeinen Oxydation ein Organisationsproceß. 11) Wenn aber schon eine Flüssigkeit organischen Werth hat, so erscheint sie darum noch nicht in bestimmter Organisation mit Wachsthum, oder mit Wachsthum und Leben zugleich. 12) Dieses zu bewirken, dazu gehören äußere Anregungen, Reitze (Egerterien).

Dies ist das Wesentliche aller organischen Creation; und Alles, was sich weiter hinaus bildet in das Besondere, ist auch nur wieder durch Egerterien bewirkbar.

---

*) Diese Sätze habe ich in meiner ob. cit. Abh. üb. d. Natur der Kometen (S. 209—229) mit Gründen belegt, die ich daher nicht zu widerholen brauche.

**) Nämlich die Kräfte des Magnetismus, der Elektricität, des Galvanismus und der chemischen Wahlverwandschaft sind hier gemeint.

immer dichter und leuchtender, der chemische Proceß in derselben wird concentrirter, daher auch die Wärme so bedeutend, daß ein Kometenkern des Sonnenlichtes wohl entbehren und dennoch fähig seyn kann, seine auf ihm lebenden Organismen gehörig warm zu halten. Dabei kommt der Umstand zu Statten, daß sich diese Wärme stets gleich bleibt; denn wenn es der Natur darauf ankommt, Organismen zu brüten, so muß sie eine gleiche Wärme unterhalten. Bei allem diesem scheint es doch, daß ein Komet, wenn er gehörig soll wärmen können, um seinen Creationsakt durchzuführen, eine gewisse Größe haben muß. Im übrigen scheint der Kummer um Luft bei solchen kleinen Weltkörpern eine leere Sorge, weil der gewöhnliche Mensch die andern Arten der Respiration nicht kennt und nur am Gemeinen hängt, so wie es auf der Erde ihm vorkommt *). Hier brauche ich diese Hülfsmittel nur zu nennen, um ver-

---

*) Ich bin es müde, die Demonstrationen in dieser Hinsicht zu wiederholen (m. vergl. in dieser Hinsicht die eben citirten akademischen Verhandlungen Bd. 10, Abth. 2. S. 657 – 659 und Kastners Archiv Bd. 2, H. 3, S. 274 Note). Was aber diejenigen betrifft, die (weder dieses Verhältniß, noch das Melanderhjelm'sche Theorem, und die Schröter'schen Beobachtungen über die Atmosphäre des Mondes kennend) mich sogleich abgefertigt zu haben glauben, wenn sie sagen, der Mond habe keine Atmosphäre, so werden diese sich hinlänglich corrigirt finden, wenn sie im 2ten Bande des selenographischen Schröter'schen Werkes (S. 397 u. f. w.) den Abschnitt lesen, welcher betitelt ist: «Neuere instruktive Beobachtungen und Bemerkungen über den Dunstkreis des Mondes, insonderheit über die Entdeckung einer Morgen- und Abenddämmerung in des Mondes Nachtseite und die daraus folgenden Resultate der senkrechten Höhe und Dichtigkeit der Mondluft.»

besondere Weise extravagiren *), was nur durch besondere chemische Gelegenheiten geschehen kann. Diese leuchtende Atmosphäre der Kometen wird gegen ihren Kern **) hin

*) Daher die verschiedenen Gestaltveränderungen der Kometenschweife, woraus ihre abentheuerlichen Gestalten, von denen die alten Schriftsteller reden, erklärlich sind (m. s. meine Abh. üb. d. Natur der Kometen, S. 123—127). Der von Harding beobachtete, nach der Sonne gekehrte anomale zweite Schweif des im Jahr 1824 erschienenen Kometen (m. s. astronom. Jahrb. v. Bode für 1827, S. 132) ist ein recht auffallendes Beispiel von einem chemischen Nexus dieses Kometen mit der Sonne und ihrer Atmosphäre. Ich habe mich Behufs verschiedener Erklärungen im Jahr 1811 (m. s. übrigens die noch von mir als Anfänger in der Astronomie verfaßte Schrift üb. d. Natur der Kometen, S. 171,309 Note, 313, 314, 317, 325 u. a.) schon der jetzt erst bei Anderen in Gang kommenden chemischen Attraction bedient.

**) Unsere Kometen, wie wir sie, oft nur teleskopisch klein, zu sehen bekommen, sind Zwerglein gegen jene scheinbar oder wirklich sehr großen Kometen älterer Zeiten, z. B. derer von 1652, 1661, 1664, 1665, 1680, ꝛc. Daher war es leicht möglich, daß unsere Astronomen auf den Gedanken von Kometen ohne Kern kamen; denn wie wäre es möglich, unter der gewöhnlichen Entfernung einen Kometenkern von 4 bis 6000 Fuß Durchmesser zu entdecken? Wenn übrigens die Atmosphäre der Kometen selbstleuchtend, und wie Schröter u. A. meinen, doch sehr dünn ist, und man trotz diesem ihre Kernenie vollkommen begränzt sieht, so kann zu ihnen kein Sonnenlicht hinein und auch keines von ihnen heraus, um sie sichtbar zu machen. Wenn aber vom heimischen Lichte das fremde überwunden wird, so ist das erstere stärker, und somit auch dessen Wärme. Daß die Kometen in der Sonnennähe am stärksten leuchten, kommt daher, weil ihre Atmosphären durch die Sonnenatmosphäre mehr zusammengedrängt werden.

immer dichter und leuchtender, der chemische Proceß in derselben wird concentrirter, daher auch die Wärme so bedeutend, daß ein Kometenkern des Sonnenlichtes wohl entbehren und dennoch fähig seyn kann, seine auf ihm lebenden Organismen gehörig warm zu halten. Dabei kommt der Umstand zu Statten, daß sich diese Wärme stets gleich bleibt; denn wenn es der Natur darauf ankommt, Organismen zu brüten, so muß sie eine gleiche Wärme unterhalten. Bei allem diesem scheint es doch, daß ein Komet, wenn er gehörig soll wärmen können, um seinen Creationsakt durchzuführen, eine gewisse Größe haben muß. Im übrigen scheint der Kummer um Luft bei solchen kleinen Weltkörpern eine leere Sorge, weil der gewöhnliche Mensch die andern Arten der Respiration nicht kennt und nur am Gemeinen hängt, so wie es auf der Erde ihm vorkommt *). Hier brauche ich diese Hülfsmittel nur zu nennen, um ver-

*) Ich bin es müde, die Demonstrationen in dieser Hinsicht zu wiederholen (m. vergl. in dieser Hinsicht die eben citirten akademischen Verhandlungen Bd. 10, Abth. 2. S. 657 – 659 und Kastners Archiv Bd. 2, H. 3, S. 274 Note). Was aber diejenigen betrifft, die (weder dieses Verhältniß, noch das Melanderhjelm'sche Theorem, und die Schröter'schen Beobachtungen über die Atmosphäre des Mondes kennend) mich sogleich abgefertigt zu haben glauben, wenn sie sagen, der Mond habe keine Atmosphäre, so werden diese sich hinlänglich corrigirt finden, wenn sie im 2ten Bande des selenographischen Schröter'schen Werkes (S. 397 u. f. w.) den Abschnitt lesen, welcher betitelt ist: «Neuere instruktive Beobachtungen und Bemerkungen über den Dunstkreis des Mondes, insonderheit über die Entdeckung einer Morgen- und Abenddämmerung in des Mondes Nachtseite und die daraus folgenden Resultate der senkrechten Höhe und Dichtigkeit der Mondluft.»

standen zu werden. Athmen heißt Ab- oder Ausscheiden der brennbarsten Stoffe in den organischen Körpern, damit der mit ihnen verbunden gewesene Sauerstoff gewonnen wird. Auf der Erde ist die unmittelbare Sauerstoffrespiration am bemerklichsten. Aber auch Ab- und Ausscheiden des Holzes, Harzes, Zuckers, Bittergerbestoffes, Riechstoffes etc. bei den Pflanzen und die Bildung des Fettes, der Galle, des Urins u. dgl. sind Respirationsactionen.

Diese sind die chemischen Urmomente, so weit sie im Urwasser oder Urmeere des Mondes mit der Entstehung der Organismen verbunden seyn konnten. Allein diese Entstehung setzt, nach der Analogie mit der Entstehung der Organismen auf der Erde *), eine Residuenabscheidung voraus, aus welcher vorzugsweise die unorganischen Niederschläge gebildet werden, die (jeder nach seiner besondern Natur) in Schichten sich auf den Boden lagern, wenn das Urmeer nicht zu tief ist **), was beim Mond nicht der Fall seyn konnte.

---

*) Es ist die Infusoriengährung; die gewöhnlichen mit organischen Substanzen gemachten Infusionen zeigen vorerst eine Abscheidung einer Flüssigkeit mit organischem Werthe, dann Trübung dieser Flüssigkeit, von welcher Trübung aber auch noch gefordert wird: eine weitere Abscheidung eines festweichen, bloß wachsenden oder auch lebenden Körpers von seinen Residuen, welche diesen hinderten (weil sie nicht organisch genug waren) organische Gestalt und Leben anzunehmen. Letzteres findet auch bei unorganischen Infusionen Statt: das reinste Wasser knüpft mit der Luft und einem Mineral (selbst mit dem immer dabei angegriffen werdenden Glasgefäße) einen chemischen Gegensatz an, wobei eine organische Verbindung geschiebt zwischen den Bestandtheilen der gemeinen Luft und des Wassers, um jene Urflüssigkeit mit organischem Werthe zu bilden.

**) Ist es zu tief, wie beim Jupiter und einstens beim Saturn, so

Ist einmal nur niedriges Organisches gebildet, so steigert es sich, unter den großen Veränderungen durch Catastrophen und unter günstigen Umständen nach denselben schon von selbst höher *) und zwar durch dieselben Potenzen, durch welche es entstanden war; Schöpfungs=, Zeugungs=, Reproductions= und Heilungsprocesse sind wesentlich ganz identisch.

Die Pflanze bedarf außer den übrigen Dingen nur eines Minimums von Wasser, das Thier aber eines Maximums zu seinem Entstehungsprocesse. Pflanzenorganismen bedürfen daher zu ihrer Entstehung überhaupt des Continents; die Entstehung der Thiere bedarf des Urwassers (der Urinfusion).

---

müssen alle festen Körper in gewisser Tiefe im Wasser schweben, sich wegen der Rotation nach dem Aequator hin begeben und sammt den in das Urwasser versenkten kosmischen kugeligen Körpern in Ringen zusammen krystallisiren, bei denen man beiderseits die Kugeln durch den Ring vorstehen sieht, was bei den Schröter'schen und Harding'schen Knoten (welcher letztere den Merkur an Größe übertrifft) im innern Saturnsring recht augenfällig ist, wovon im großen Laufe der Zeit sich das Urwasser verflüchtigt und die Ringe zurückläßt. (Vergl. Nat. d. Kometen S. 335 — 329 Note). Ich weiß wohl, daß Laplace den Saturnring für eine Flüßigkeit hält, und ich habe den äußern Ring selbst längst, wegen seiner Veränderlichkeit und seines neblichten Ansehens, für einen Wolkenring gehalten. Allein wenn auch sein innerer Ring am untersten Rande Wolken haben sollte, so bin ich doch der Meynung, daß des größern Ringes Atmosphäre das Licht viel minder brechen müßte, bestünde dieser innere Ring nicht aus einer festen Masse, zumal da nur er, aber (wegen zerstörender Stürme rc.) nicht die Kugel des Saturns bewohnt seyn kann.

*) Zeitschrift für die Anthropologie, 1823. Hft. 3. S. 114.

blicken; außer derselben lassen sich aber die Erscheinungen der urweltlichen Natur gar nicht reimen, selbst nicht einmal, wenn man ihnen die absurdesten Hypothesen unterlegte. Wenn nun Maillet hier unrecht haben sollte, warum liebt denn der Mensch das Meersalz eben so sehr *) als die ruminirenden Thiere? Warum kommt er auch aus dem neunmonatlichen Bade des Schafwassers? Wie gern badet sich der Vogel und manches Säugthier? Warum bleiben der See-, Sumpf- und Wasservogel, der Biber, der Otter, das Schnabelthier, die Wassermaus so sehr an das Wasser gekettet? Warum ist die Begierde der Katze, des weißköpfigen Adlers, warum der Appetit des Menschen nach Fischen so groß?

Man versetze die Seehunde des Baikalsees in einen See, der in 2-300 Jahren austrockne und ohne Abfluß in das Meer sey, so werden diese Thiere lernen auf dem Lande zu leben. Ich glaube aber nicht, daß dieß allein das Motiv ist, Landthier zu werden, sondern es ist höchst wahrscheinlich, daß oft die Zeugungsmaterien so abgeändert werden, daß ein wahres inneres Bedürfniß auf dem Lande zu leben entsteht, so daß alles Thierische bestimmte Epochen durchläuft, worin es sich nicht verwandelt und bei dem äußern Einfluß durch die Qualitätsänderung, bei einem Haupt-Epochenwechsel **), erst auch seine eigene Qualität umgeändert wird, so daß eine Metamorphose der Nachkommenschaft unvermeidlich werden muß. Es geschehe zum Beispiel, daß ein kleiner Weltkörper, der schon seine Organismen hat, in einen großen sich versenke, so wird zwar Alles zermalmt, was so unglücklich oder so ungeschickt ist, in die Versenkungsfugen zu gerathen;

---

*) Raubthiere finden das Kochsalz schon im Blute ihres Raubes.

**) M. s. Zeitschrift f. die Anthropologie a. a. O.

allein dasjenige, was innerhalb des abgestreiften Ringes des versenkten Weltkörpers auf der Fläche der Kugel geblieben, oder durch den Wassersturm dahin gerathen ist, bleibt da und lebt, wenn auch unter krankhaften Affectionen, fort, sofern es überhaupt durch die Catastrophe selbst den Tod nicht gefunden hat. Ich frage: hat nicht jeder Welttheil der Erde seine eigenthümlichen Pflanzen und Thiere? Hat sie nicht manche einzelne Insel? Wie sehr ist Neuholland eine ganz besondere Welt in Pflanzen, Thieren und Menschen? Auch die Reste des Ringwalles, welche um Neuholland (als dem übriggebliebenen mittlern Kugelsegmente) noch in Neuguinea, Neubrittannien, Neu-Irland, Salomons-Archipel, in den neuen Hebriden, in Neuseeland, in der Lord-Auklands-Inselgruppe u. s. w. übrig geblieben sind, tragen mit den Neuholländern Einen Charakter, welcher sich mehr dem Negerartigen nähert, als die eigenthümlichen Malayen in den Resten des (durch interstitielle Ringwälle und ihre aus dem Meere hervorstehende Reste und oft noch durch Polypen und Vulkane erhöhten) großen Ringwalles, der sich in den Sandwichs-, Mendamas-, Georgischen, Freundschafts- und Mulgraf'schen Inseln zeigt, wenn man auf einem guten neuen Erdglobus am Aequator unter 146° westl. Länge einen Schenkel des Cirkels ansetzt und mit dem andern in gehöriger Oeffnung über die genannten Inselgruppen hinfährt. Ceylon ist vielleicht eine kleine in die Erde versenkte kosmische Weltkugel, weil der Kessel, in welchem Candy liegt, die Ringfläche eines eingesenkten Weltkörpers zu seyn scheint. Meiners *) behauptet von Ceylon, daß daselbst Thiere und Gewächse eigenthümlich seyen; ja selbst die Ceylonesen hält

*) Unters. üb. d. Verschiedenheiten der Menschennaturen; Tüb. Cotta 1813, S. 339 — 349.

er lieber für ursprünglich *) als für eingewandert. Noch ist es unbegreiflich, daß ein Komet von einem Durchmesser von etwa dreissig geographischen Meilen nicht minder eine ganze neue organische Welt **) hat mit sich auf die Erde bringen können, als eben Neuholland mit seinem östlich-australischen Inselkranze. Indessen gibt es wohl noch viel anderes Unbegreifliches in der Natur.

Hiervon also abgesehen, so gibt doch dieses Beispiel schon zu erkennen, daß fast der dritte Theil der Organismen, welche mit einem fremden Weltkörper ***) ankommen, sich retten kann vom Untergange, und daß Thiere, Pflanzen ꝛc. noch immer auf ihrem heimischen Boden verbleiben, ja sogar daß manche ihrer Wohnungen, außer einiger relativ schiefen Stellung, wohl noch brauchbar befunden werden mögen. Von dieser Beschaffenheit scheint überhaupt Böhmen und unter dessen Gränzgebirgen wenigstens das Waldgebirge, welches gewiß ihm angehört, zu seyn; es scheint auch seine eignen fossilen Reste von Thieren und Pflanzen zu haben, (wenn auch gleich keine Urmenschenwohnungen), was der Herr Graf von Sternberg, wenn er dieser Theorie nicht abhold wäre, wohl durch seine grossen Kenntnisse und sein Naturforschertalent zu berichtigen im Stande seyn würde.

---

*) Ebendas. S. 333.

**) Indessen müßten dann wohl, ob ich es gleich nicht glaube, auch Pallas, Juno und Vesta keine organische Welt und keine Menschen besitzen, weil sie nach Herrschel weniger als 30 Meilen im Durchmesser haben.

***) Wenn auch schon aus meinen Untersuchungen resultirt, daß die Centralgewölbe und die Ringgebirge der Mondflecken die Physiognomie der Urgebirge haben, so wird sich dereinst doch ergeben, daß auch in der Urformation sich Petrefacten finden, besonders im Urkalksteine.

Daß aber fremde Weltkörper, die in den Mond stürzten, ihn vergrößert haben, zeigen vollkommen zahllose Beispiele an der Menge der Ringgebirge und Circellchen in Durchmessern von 50 Meilen bis zu 500 Fuß und weiter herab bis zur Unkenntlichkeit aus Kleinheit.

Daß also auch der Mond fremde Organismen, die auf ihm nicht entstanden waren, entweder im fossilen Zustande, oder noch lebend besitzen müße, ist hieraus wohl abzusehen. Sie scheinen alle mit größern Weltkörpern, die noch in ihrem Kometenalter angekommen waren, auch mit angekommen zu seyn, als der Mond selbst noch ein Komet war.

Die Mondbewohner, oder Meneen *) mußten also schon zur Kometenzeit des Mondes existirt haben, und ohne Zweifel denn auch die verständigen Wesen, entweder schon entwickelt als Landgeschöpfe, oder noch als Wasserbewohner, vielleicht als beide zugleich, wie man dies auch noch von der Erde behauptet, wenn man (ob wohl ohne Grund?) Sirenen und Tritonen oder dgl. wirklich zugibt.

Um diese Zeit aber war der Mond innerlich so sehr erwärmt, daß dadurch ein größerer Grund der Wasserverdunstung entstand, und er dabei auch seine Organismen in der Sonnenferne erwärmte, so daß diese der Sonnenwärme nicht bedurften. Das Gedeihen derselben hatte daher allen Vorschub.

Allein über kurz oder lang mußten andere Umstände

*) Von μηνη, Mond. Ich weiß wohl, daß schon die ältesten Schriftsteller den Ausdruck: Seleniten gebrauchten; allein in neuerer Zeit hat man auch in der Mineralogie einen Selenit; und die Endigung: iten könnte billiger hier auf Mondsteine deuten (die es in dem Sinne, in welchem man sie nahm, wohl gewiß nicht gibt.)

eintreten. Der Mond kam im Planetensysteme zu oft in die Nähe der Planeten, oder der großen Kometen, so daß endlich durch viele Perturbationen eine Planetenbahn aus seiner Kometenbahn geworden ist, während zum Theil durch das Hinderniß des Aethers die Ellipse seiner Bahn selbst kürzer werden mußte. Seine Bahn konnte, wie dies bei den vier kleinen Weltkörpern (die halb kometarisch, halb planetarisch sind) der Fall ist, mit der Bahn der Erde einen fast gleichen Umfang bekommen haben, so daß ihn endlich diese gelegenheitlich als Mond an sich gezogen und nicht mehr entlassen hat.

II. Satellitenstand der Meneen.

Es versteht sich, daß der neue Mond jetzt noch eine sehr stark elliptische Bahn beibehielt, und sich daher der Erde bald gar sehr näherte und eben so sich sehr weit entfernte. Diese Bewegungsmodifikation, die dieser Erdbegleiter noch nicht ganz verloren hat (und die auch jeder Planet noch besitzt, zum Zeichen seines kometarischen Ursprungs), verursachte sowohl auf dem Monde im Meerwasser große Fluthenstürme, als auch auf der Erde, die jetzt noch die Spuren davon zeigen kann.

Abgesehen aber von den Unruhen der Meere der Erde und des kometarischen Mondes, hatten die Meneen noch ganz andere üble Zeiten zu erwarten. Erstens verloren sie allmählig die Kometen-Atmosphäre und mit dieser verschwand ihr eigenes Licht, die wärmende chemische Contramotion und die Attraction, und bald hatten nun die Meneen Sonnenschein, bald leuchteten ihnen diesseits die Erde und jenseits bloß die Sterne, unter Erkältung ihres Bodens, die jedesmal zunahm, so wie die innere Wärme ihres Bodens nachließ. Zweitens bewirkte das Dichterwerden der Mondatmosphäre durch das Eingetauchtseyn der dort fast schon

ätherischen Erdatmosphäre dadurch eine schnellere Verdunstung des Wassers, daß dieses nun (weil das Wassergas viel leichter als gemeine Luft ist) sich höher erhob und sich mit der Erd- und Sonnenatmosphäre vermischte. So wurden also (von der Erde und von der Sonne) des Mondes Kometenatmosphäre und der größte Theil seines Wassers absorbirt.

Wenn auch gleich dadurch der größte Theil jener fruchtbaren, von uns aus grau gesehenen, ebenen Flächen des Mondes den Meneen neue Lebens-Subsidien darbot, so mußten diese hinwieder auf Mittel bedacht seyn, sich vor dem großen Wechsel der Hitze und Kälte zu sichern.

Was ursprünglich ihnen gleiche Temperatur, die ihren Naturen angemessen war, gegeben hatte, das suchten sie jetzt wieder auf. Sie wurden Troglodyten. Und dieß scheinen sie nach allen den Dutzenden von Merkmalen und Spuren, die ich davon auf der Mondoberfläche entdeckt habe, noch heutiges Tages zu seyn.

Indessen ist doch zu vermuthen, daß im Uebergange der Kometenzeit zur neuen Satellitenepoche ein planetarischer Mittelzustand Statt gefunden habe. Es fragt sich, ob hievon auf der Mondfläche gar kein Merkmal zu finden sey.

Mit Gewißheit kann hierüber wohl Nichts festgesetzt werden. Allein wir müssen da, wo wir vermuthliche Spuren zu finden glauben, in so schwierigen Fällen sie auch auf Gerathewohl angeben. Es gibt nichts Unverantwortlicheres in der Naturwissenschaft als die Spuren zu verheimlichen, da manche Entdeckung dadurch unterbleibt, während sie bei der Angabe derselben oft völlig vollendet wird.

Wenn jetzt, wie es alle Spuren von verständigen Wesen auf dem Monde angeben, diese überall nur Troglodyten sind, die sich nicht zu nahe an den Polen ihre Aufenthalts-

bere wählen, so müßen hingegen im Planetenzeitalter des Mondes die Meneen auch zugleich sich in der Nähe der Pole angebaut haben, so weit die Fruchtbarkeit des Bodens es zugab; denn an innerer Wärme hatten sie damals keinen Mangel. Vorerst muß ich sagen, daß ganz offenbar seit Hevels Zeiten der Sinus roris und das Mare Frigoris an Dunkelheit sehr abgenommen haben müssen, da letzteres schon von Tob. Mayer (der alle Maria zu dunkel schattirt hatte) beträchtlich heller schattirt worden war. Noch auffallender aber ist das von Grimald hellgrau gezeichnete und von Riccioli sogenannte Stagnum glaciei, westlich in der Nähe des Mond-Nordpols, wovon jetzt auch nicht die mindeste Spur mehr zu finden ist *).

Diese Thatsachen beweisen zwar nur, daß der Mond in frühern Zeiten mehr innere Wärme gehabt habe und an Orten Pflanzen getragen haben müße, wo jetzt alles verödet liegt; sie beweisen aber keine Spur von Menschen oder dgl.

Schon Schröter **) glaubte im Norden des Mond-

*) Wahrlich (wenn Grimald sich nicht irrte) erscheint unter einem solchen Verhältnisse der Mond ziemlich jung; und so möchten die Arkadier beiläufig wohl recht gehabt haben, wenn sie behaupteten, ihre Stammväter wären schon vor der Ankunft des Mondes in Arkadien gewesen. Uebrigens geht bei mehreren Völkern die Sage, daß der Mond zu den Zeiten ihrer Stammväter noch nicht bei der Erde gewesen wäre.

**) Selenotopographische Fragmente, Thl. 2, §. 748. Ich habe über 12 Jahre gewartet und nie vollkommen jene kleinen, wie Schröter versichert, oft kaum 50 Fuß hohen Hügelchen beim Marius gesehen (cf. Kastners Archiv Bd. 2 S. 309 — 310). Neulich sah ich sie ein paarmal, aber immer mit einem Nebel bedeckt, und in den Configurationen

ringwalles vom Marius Configurationen zu sehen, die einer Stadt glichen. Da aber gegenwärtig die Merkmale der Fruchtbarkeit dort mit der zahllosen Menge solcher kleiner Erhabenheiten von der Größe unserer Häuser und allgemeiner Gebäude durchaus in keinem Verhältnisse stehen, so mögen wohl von diesen von Schröter vermutheten Gebäuden nur die troglodytisch bewohnbaren noch ihre Meneen beherbergen und die anderen zur heißen Tageszeit von Reisenden benutzt werden, um Schatten und Ruhe darin zu finden. Ohne Vergleich kleinere Hügelchen habe ich in der Gegend des Alhazen (m. s. Schröt.) noch im Crisischen Meere gesehen. Es sind ihrer dreizehn, wovon einige so klein sind, daß sie die gewöhnlichen Söldnerhütten auf der Erde an Größe kaum übertreffen *). Da nun eben auch diese Hügelchen

---

so verwaschen, daß ich nur sehr wenige und sehr hohe Hügelchen bemerken konnte. Aber vor wenigen Tagen (am 18ten Nov. 1824) als die Lichtgränze am westlichen Fuße des Reinerus vorbei ging und der Marius schon Nacht hatte, beobachtete ich, daß sowohl östlich am Marius, als auch die ganze Strecke bis zum Reinerus mit solchen Hügelchen voll gesäet war, wie sie Schröter von der nördlichen Gegend des Marius beschreibt und abbildet.

*) Ich habe im Kastner'schen Archive die größten dieser Hügelchen (Bd. 2, Hft. 3, Fig. 5.) nach einer frühern unvollkommneren Beobachtung abgebildet und sie für Sommergebäude gehalten. Allein diese Hügelchen sind bis auf die erstern bei a, welche wie ein staphylomatöses Auge sich darstellen und gruppiren, so vollkommen veränderlich, daß sie häufig gar nicht zu sehen sind, oder andere Stellungen haben, oder gar, daß sie diesmal kaum 200 Fuß Höhe haben, ein andersmal einen einzigen Berg zu bilden scheinen, welcher die Höhe von 1000 Fuß zu überschreiten scheint, was nur durch Gewölk oder Rauch erklärlich ist. Dahingegen zeigen

auf superlunarische Wohnungen rathen lassen, so ist es möglich, daß vor der neuen (von Schröter bereits für eine vulkanische Mutation gehaltenen) Cultur des Bodens in der Umgegend dieser Hügelchen nur allein die Ruinen der Ureinwohner des Mondes dargestellt sind. — Gar sehr auffallend ist mir eine Beobachtung des Hipparchus durch Schröter. Dieser sah nämlich in des Hipparchs Ringfläche den Schatten, welchen das südwestliche Ringgebirg in sie warf, gezahnt (§. 552. Tab. LXXI; Fig. 52) und er leitet diese Erscheinung von vielen Gipfeln des Ringgebirges ab. Allein hierzu sind die von ihm gezeichneten sehr langen Schattenspitzen zu gleichförmig und zu fein, und es läßt sich eher vermuthen, daß es künstliche Furchen in der Fläche selbst sind, weil diese allein nur den Halbschatten gezahnt zu geben im Stande wären. Eben so müßten die Gassen von Philadelphia aussehen, wenn sie unter gleicher Beschattung vom Monde aus betrachtet werden könnten In der Ringfläche des Hipparch aber zeigt sich eben hier nur eine leise Spur von vegetabilischer Decke durch eine hellgraue Farbe; er scheint also jetzt unbewohnt, und ehemals bewohnt gewesen zu seyn, wenn es wahr ist, was meine Erklärung der Schröter'schen Beobachtung aussprach.

Indessen mag man in diese Vermuthungen einen beliebigen Werth legen, weil sie, falls sie in der künftigen schärfern Beobachtung mit Riesensternröhren auch richtig be-

---

sich die andern 13 allerkleinsten Hügelchen in der Größe wie unsere Häuser, und zwar in zwei Reihen geordnet, wenn sie sichtbar sind, was aber sehr selten und nur dann zuweilen der Fall ist, wenn über ihnen die Sonne untergeht. Dabei habe ich diese Gegend mit moderner Bauart, nämlich mit zwei bis drei geraden Wällen oder regulären Wallsystemen geziert gefunden, was ganz auf Troglodyten deutet.

funden würden, doch die von mir oben gemachten Forderungen nicht erfüllen und nur ergänzend hieher gesetzt worden sind, um in der Nähe des Aequators auch Etwas für die Forschungsrichtung geliefert zu haben.

Allein, an der westsüdwestlichen Gegend hart am Pythagoras sah ich am 19ten Oktober 1824 fr. 1/2 6 Uhr in einem quadratischen, nur an den Ecken etwas abgestumpften Raume eine so zahllose Menge höchst schmaler (einer geübten Schätzung nach) 60 bis 200 Fuß hoher Erhabenheiten, wie man sie nur an einer zwölf und mehr Meilen im Umfange betragenden Stadt wie Istambol und andere Colosse von tartarischen Städten auf der Erde vom Monde aus erblicken könnte. Ich war zu der Zeit, als ich dieses sah, gar nicht geneigt, diese Erscheinung für das Werk der Kunst zu halten, schlug im Schröter*) nach und fand, daß auch er mit seinem 27füßigen Reflektor diese Hügelchen sah, und, wie ich, unter ihnen auch mehrere Circeslchen, wovon mir aber kein einziges unversehrt vorkam, indem ich sie alle entweder südwärts oder nach Norden und Süden zugleich mit großen Lücken versehen erblickte. Ueberdieß war zu eben dieser Stunde die Gegend im Norden des Marius auch so hart an der Lichtgränze wie jenes stadtähnliche Gebilde und zeigte die größten Hügelchen so groß, daß sie jene beim Pythagoras an Größe mehr als sechsmal übertrafen. Ich war auch deshalb in keiner geringen Verlegenheit, als ich sah, daß dieses Hügelwesen, wie die bewohntesten Wälle in der Nähe des Aequators, ganz grau erschien, weil in solcher Nähe des Nordpols etwas der Art sich nicht vermuthen ließ. Allein da ich am 17ten Nov., wo diese Gegend fast eben so nahe an der Lichtgränze vor dem dortigen Sonnenuntergange stand, von Neuem beobachtete, so war ich noch mehr erstaunt, als ich

*) Selenotopogr. Fragm. Bd. 2, S. 340. §. 906.

jetzt durchaus in diesen Hügelchen und an dem sie begränzenden nördlichen hohen, geraden, sonst immer grauen Berg keine Spur von grauer Farbe fand. Und es ließ sich diese Erscheinung bloß dadurch beruhigend erklären, daß die Meneen nur zu Zeiten hieher wandeln und durch ihre Kunst der monatlichen Kultur (wie ihr Schröter diesen Namen stets zu geben pflegte) die gehörigen Bedürfnisse an Vegetabilien befriedigen, welche Vermuthung durch weitere Beobachtungen berichtigt werden muß.

Somit scheint es hier ausgemacht, daß wenigstens diese sonst bewohnbare Gegend jetzt nicht mehr, oder nur zum kleinsten Theil bewohnt ist, und daß die hier angebrachten Gebäude der Ureinwohner des Mondes verlassen sind, und vielleicht größtentheils in Ruinen liegen. Die Zukunft wird bei größerer und höchst behutsamer Nachforschung dieses Gegenstandes hierüber wohl die gehörigen Aufschlüsse geben, und es gelte dieses alles hier nur als eine bescheidene Muthmaßung, die zur weitern Nachforschung die Richtung ertheilt haben soll.

Das einstweilige Resultat wäre also: hier am Pythagoras wohnten zur Planetenzeit die Meneen; jetzt aber ist im allgemeinen diese Gegend, die nördlicher als Plato liegt, unbewohnbar und wird von den Meneen nur noch zuweilen besucht. — Dieses Resultat fällt gar nicht auf, wenn man weiß, daß es in allen Welttheilen der Erde Monumente der menschlichen Kunst *) gibt, die mehrmal

*) Ich habe in meiner Schrift: Lieblingsobjekte (München 1817, S. 18 — 30) diese Monumente aufgeführt und ich will sie hier bloß aufzählen. In Europa: das lappländische bekannte Monument, der Seehafen in Fahlun, 12,000 Fuß über der Meersfläche. In Asien; mehrere Ruinen,

weiter in die Urzeiten zurückreichen als unsere Fabelgeschichte anfängt; sie scheinen oft bis in die Kometenzeit der Erde hinauf zu reichen, worin aller Bau-Styl der Völker, die uns die Geschichte aller Länder der Erde nennt, mit

---

die della Valle besonders von einer Stadt sah, und ein großer von Tavernier angetroffener Pallast in dem unbewohnten Theile tief in der Wüste Arabiens; auf Ceylon traf man eine unbekannte Schrift auf Steinen, Häuser aus einem Stücke, einen Teich mit mehrere Ellen hohen und breiten gefalzten Steinen erbaut, eine große alte Stadt mit in Steinen gehauenen Inschriften; auf der Osterinsel 20 Fuß hohe, rohe Statuen; über 200,000 pyramidalische Gebäude auf den Bergen bei Caesarea; die Pallas'schen Gräber bei Abakan; einige hundert steinerne Pyramiden mit unbekannten Inschriften, die Pallas am Fuße Tzulim in einer Steppe fand. In Africa: in Monomatapa und im Kaffernlande Ruinen von starken Gebäuden und bei den Hottentotten steinerne Grabmähler von fünftehalb Fuß. In Amerika: am Delaware 20 Fuß unter den Erdschichten ein mit Ziegeln gemauerter Brunnen, Festungswerke am Missisippi; das von Verandrier gefundene Denkmal mit einer der mongolischen ähnlichen Inschrift, 900 Meilen westwärts von Montreal; Ulloa's viele Erdhügel, oft 40 und mehr Fuß hoch, Bäume tragend, die 1350 Jahrringe hatten; Humboldt sah in einer Höhe von mehr als 10,000 Fuß Palläste und Bäder auf den Gebirgsebenen in America (Mexico und Peru) aus den Zeiten stammend, da das Wasser noch so hoch stand. In Polynesien: das pyramidalische Fiatuka, sich findend auf mehrern freundschaftlichen Inseln, oft von Steinen, die 24 Fuß lang, 12 Fuß breit und 2 Fuß dick sind. Sollten die Ruinen beim Pythagoras am Nordpol des Mondes nicht auch ein so wundervolles Alterthum für die Meneen seyn, als manche dieser vorhin aufgezählten terrestrischen für uns?

jenem sehr verschiedenen Style der Architektonik der Urzeit himmelweit abweicht.

Nach diesen allgemeinen Ansichten und Beobachtungen gehen wir zu besondern Erörterungen über Gegenwart und Zukunft in Ansehung des Naturzustandes der Meneen über.

Ueber Bewohnbarkeit der ganzen Mond-Oberfläche.

Physikalische Grundsätze lassen einige Betrachtungen über diesen Gegenstand zu. Nach Newton hat der größte Durchmesser *) des Mondes immer ungefähr gegen die Erde seine Richtung **). Hat dieses seine Richtigkeit, so folgt, daß zu den Zeiten, als der Mond noch seine Meere hatte, die unter einander in Communikation standen, der größte Theil des Wassers wegen der Fliehkraft sich nach der Kehrseite des Mondes hinbegeben haben müße. Dieses Weltkörpers Oberfläche zeigt auch gar keine Spur von einem Landsee vom Mittelpunkte der diesseitigen Scheibe an bis fast 50° nach allen Richtungen des Compasses hin. Erst gegen die Ränder hinaus bemerkt man einzelne Kessel, deren Unbeständigkeit in der Uebertrübung und Aufheiterung ihrer innern dunkel oder schwarzgrau erscheinenden Flächen auf Wasser deuten dürfte, z. B. die des Firmicus, Endymion, Plato, Grimald, Billy, Schikard u. m. a. ***) vorzüglich

*) Dieser soll nach ihm die Durchmesser des Mondes an den Rändern desselben um 280 Fuß übertreffen (Schröt. selen. Fragm. Bd. 1. S. 17. §. 7 no. 3).

**) Ich habe angefangen, über diese Hypothese Beobachtungen anzustellen, und habe bis jetzt Hoffnung, sie im allgemeinen dereinst bestätigt zu finden.

***) Nur der einzige Archimedes dürfte noch eine Ausnahme machen, ob es gleich wahrscheinlich ist, daß der ihn streifig überziehende Dunst eher mineralischer als wässriger Natur seyn möchte.

nahe am östlichen Rande. Nun ist es ausgemacht, daß da, wo auf dem Monde Anschein zur Existenz eines Landsees ist, auch die Spuren der Vegetation am luxuriösesten sich zeigen, wenn auch noch das selenographische Clima dazu günstig ist, z. B. beim Firmicus und in der Ringfläche des Grimalds.

Da nun nach Newtons Theorie folgt, daß am Aequator mitten auf der jenseitigen Mondfläche sich gegenwärtig noch das meiste Wasser befindet, so kann man auch erwarten, daß dort allein die fruchtbarsten Landstriche liegen müssen, die der Mond allenfalls aufzuweisen hat. Da ohne Zweifel die Erde auf die Luft des Mondes eine ungleich größere Schweregewalt ausübt, so ist es gewiß, daß, nach den Gesetzen der Ebbe und Fluth, an dem dies- und jenseitigen Ende des Diameters des Mondes, in dessen Richtung der Mittelpunkt der Erde steht, die Luft sehr angehäuft und an den Rändern des Mondes um desto mehr vermindert seyn müsse, so daß also auch die größere Menge der Luft an diesen beiden Enden auf der Mond-Oberfläche die Fruchtbarkeit nur vermehren kann. Es ist daher wohl zu vermuthen, daß an diesen Stellen die größte Menge der Meneen sich finden müßte, wenn nicht auf der diesseitigen Fläche der Boden des Mondes zu sehr erhöht wäre. Und trotz dieses Hindernisses ist wenigstens nach Nordosten hin im Schröter, welcher im Vergleich mit dem Sinus hipponiates schon ziemlich hoch liegt, sehr fruchtbares und bebautes Land, was das ungeheure Kunstwerk an diesem Orte und die erst neuerlich entdeckten wallartigen Umgebungen der kleinsten sichtbaren Art beweisen, und das nahe zusammengesetzte, am 20sten Juni 1824 entdeckte kunstwallähnliche Gebilde im Rheticus bestätigt. Ueberhin zieht sich der dunkle vegetabilische Boden bis an den Mittelpunkt des diesseitigen mittleren Meridians und Parallelkreises des Mondes hinauf

auf die hier recht sichtbare Terrasse, obgleich bei weitem nicht mehr mit derselben Dunkelheit, die von den ältern Selenographen Grimaldi und Hevel bemerkt und angezeichnet worden ist, welches anzeigt, daß hier der Mangel an Wasser immer größer wird, während die ihnen entsprechenden Punkte auf der Kehrseite wenigstens viele Landseen haben, oder wohl gar unterm Meere verborgen seyn müssen. Ein Umstand, der uns auch das Räthsel löst, daß manche Gegenden der diesseitigen Mondfläche doch Spuren von großer Fruchtbarkeit bemerken lassen, ohne Spuren stehenden Wassers in der Nähe, weil nach natürlichen Gesetzen die Luft immer durch den Passat von der Kehrseite Wasser mit sich führt und hier als Thau wieder absetzt an die organischen Stoffe.

Sind die Meneen Menschen?

Mit Gewißheit wird man hier weder ein Ja noch ein Nein antworten können. Nur einige Gründe, die uns die Beobachtungen an die Hand geben, stimmen für das Ja. Sie führen zu einer Contrarietät der Vierhändigkeit und Vierfüßigkeit, die nur durch die Setzung eines Mittels zwischen beiden, nämlich die Zweihändigkeit und Zweifüßigkeit, zu lösen ist.

Offenbar ist es, daß unter den Vierfüßern und Vierhändern, unter den geeigneten Umständen, der Elephant und der Kimpezey (Simia troglodytes) am meisten Verstand zeigen *) und unter den Säugthieren am gelehrigsten

*) Meiners (a. a. O. Bd. 3. S. 110 — 138) statuirt eine (hier nicht beachtbare) Scala der Humanität: große Affen, Orang-Utangs, Kimpezey's, Wald-Neger, Buschhottentotten, Büschmänner in Neuholland, Südsee-Neger, Finnen, Mongolische Hirtenvölker-Nomaden des westlichen Asiens, Insulaner der Südsee, südliche Asiaten, Hindus, westliche Asiaten.

sind. Allein sobald wir Vierfüßer als verständige Wesen im Monde annehmen, so stehen die regulären Gebäude auf der Mondfläche damit im vollkommensten Widerspruche; denn ich habe dort Wälle angetroffen, die so genau die gerade Linie einhalten, daß gar kein Fehl in ihnen ist, und die gleichwohl viele Meilen fortgehen und ohne geometrische Kenntniß gar nicht so genau geformt seyn könnten, besonders wenn man die Gleichheit der Winkel betrachtet, unter welchen sie zusammenzustoßen pflegen. Nehmen wir aber Vierhänder als verständige Wesen im Monde an, so stehen damit die auf dessen Oberfläche sichtbaren 6 bis 70 geographische Meilen langen Straßen und der erst im Mare Crisium von mir gefundene über 30 Meilen lange, äußerst reguläre Wall, der auf Wandergewölbe unterm Boden rathen läßt, im geraden Widerspruche. Ueberdieß ist es eine ausgemachte Sache, daß auch die verständigsten Thiere sich wenigstens auf der Erde keine solche Cultur zu geben pflegen, daß sie mit ungeheurer Anstrengung allgemein nützliche Kunstwerke bauen; ja ich glaube, daß selbst bei uns mancher Menschenart (wie Meiners sie nennt) dieser Grad von Kultur unerreichbar ist, z. B. der Waldnegerart. Schon diese Gründe führen auf einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß die Meneen zu der Menschengattung gehören.

Uebrigens läßt es unser Stolz nicht zu, die Meneen in der Verstandescultur höher zu setzen, als wir stehen. Und doch könnte man manche Dinge deuten, daß so Etwas zu vermuthen stände.

Ich will hierüber nur Andeutungen zu Consequenzen geben, die auf die Vermuthung führen müssen, die Meneen ständen auf einer hohen Stufe von Kultur, sowohl der Kunst als der Wissenschaft.

Es ist nämlich durch die Beobachtungen Schröters

ganz evident, daß das aus vollkommen geraden *) Streifen bestehende Gebilde, welches einem Kometenschweife ähnlich ist, von einem Circellchen ausgehend, welches den Kometenkopf vorstellt, zwischen den Jahren 1788 und 1796 entstanden ist **); denn 1788 hatte er davon, wie er sich ausdrückt, »überall nichts wahrgenommen«, und es erst unter einem völlig gleichen Erleuchtungswinkel 1796 am achtzehnten September Abends zehn Uhr gesehen. Da aber nach meinen Beobachtungen dieses Gebilde unter allen Erleuchtungswinkeln sichtbar ist, so hätte es dem Schröter bei seinen auf Alles aufmerksamen Beobachtungen während dieser acht Jahre gewiß nicht entgehen können. Da indessen dieses Gebilde, mit geringen Fernröhren angesehen, einige Aehnlichkeit mit andern hellern Streifen im Monde hat, so will ich es näher beschreiben und die Unterschiede desselben von den letztern bezeichnen.

Bei äußerst ruhiger und reiner Erdenluft sieht man dieses Kometenschweif-ähnliche Gebilde unter 47° der westlichen Länge, ganz unterm Aequator, sich gegen Ostsüdost fortziehend, auf der grauen Fläche des **Maris foecunditatis**, Mit einem sehr vollkommenen Sehinstrument betrachtet, besteht es aus einer Menge feiner, sehr sanft convergirender Streifen, die oft eine Ahnung geben, als wären sie aus hellweißen Punkten zusammengesetzt, die nach Osten immer kleiner, und allmählig in einer minder ebenen Fläche feiner

*) In der Schröter'schen Abbildung dieses kometenschweifähnlichen Gebildes ist die südliche Gränzlinie, vielleicht aus Versehen des Kupferstechers, gekrümmt, was in der Natur nicht der Fall ist; auch gehen die Streifen nicht parallel, sondern divergirend fort nach Osten, wenn man es durchs Fernrohr betrachtet.

**) M. s. selenotopog. Fragm. Bd. 2. S. 132 136, u. 137.

und zuletzt unbemerkbar werden, wie dieses allmählige Verdünnen der leuchtenden Masse bei Kometenschweifen auch der Fall ist. Durch die ganze Länge jenes Gebildes geht ein dunkler, ganz mit den hellen Linien divergirender Streifen, so daß dieses zusammen als Ganzes den Schweif des Kometen von 1744 vorstellen würde, wenn dieser sich nur nicht gekrümmt gezeigt hätte. Im ganzen Mari foecunditatis ist sonst kein hellerer regulärerer Streifen von dieser rein weissen Farbe, und auch keiner ist unter allen den von allen Seiten nach allen Richtungen ausgehenden Streifen beim Tycho, Kepler, Copernicus und den übrigen Rundgebirgen, die auch mit dergleichen Streifen versehen sind, so beschaffen. Diese Streifen haben ein trübes neblichtes Ansehen, sind etwas gelblich und nie aus Streifchen zusammengesetzt; behaupten auch durchaus keine Regularität im Verlaufe, sind durchaus nicht begränzt, und nie findet sich bei einem Rundgebirge ein einzelner Streifen, sondern es finden sich ringsherum immer ihrer mehrere, meistens ihrer sehr viele; dabei sind sie so sehr wandelbar, daß sie, wenn die Sonne über ihnen auf- oder untergeht, gänzlich unsichtbar sind, während das obige Schweifgebilde, so lange auf dasselbe die Sonne scheint, gesehen werden kann, und selbst noch völlig sichtbar bleibt, wenn auch schon das östliche Ende ganz in Nacht versteckt ist. Kurz eine solche Regularität kann die Natur nicht durch Modification des Bodens einer Landfläche bewirken, nur die Kunst kann es. »Denn im Monde so ausschließlich einzige, so bestimmte, so schmale, so vollkommen gerade, allmählig durch eine Strecke von zwanzig Meilen fortlaufende und so eng an einander geschlossene, immer nur in der Kometenschweif-Ordnung sich findende, nirgends eine Lücke lassende Linien zieht die Natur weder durch Klüftebildung noch

durch solche, ohne Nonsens gar nicht denkbare, für Meteore *)«.

Was konnte der Zweck der Meneen bei Anlegung eines solchen ungeheuren Kunstwerkes seyn? Mit dem hellen Circelchen, von welchem dieses Schweifgebilde im Westen ausgeht, macht es die vollkommenste Gestalt eines Kometen aus. Hinter jenem Circelchen befindet sich westlich noch ein anderes, dessen östlicher Theil des Ringwalles eingeebnet und das fehlende Stück davon verloren ist.

Da es nun offenbar ist, daß hier Willkühr und Kunst gewirkt haben, so lassen sich dabei, nach meinem Dafürhalten, zweierlei Zwecke denken, welche auf gleiche Weise auf einen hohen Grad von Verstandescultur schließen lassen, man mag den einen oder den andern als gültig setzen. Denn setzt man, die Meneen hätten mit uns eine Zeichensprache anbinden wollen, so ist bei weitem nicht so sehr die Großartigkeit derselben zu bewundern als die hohe Kultur ihrer Kunst und Wissenschaft, da sie sowohl in Erfindung der vollkommensten Fernröhre sich auszeichnen müßten, wenn sie uns durch ein Beispiel mit einem uns gewiß bekannten Objecte hätten zeigen wollen, wie groß und hell die Gegenstände seyen, die sie auf der Erde sehen können, falls wir geneigt wären, ihnen auf ähnliche Art zu antworten, als sie im Stande waren, die Dimensionen der Erdfläche zu berechnen, die uns allenfalls zu Gebote ständen, behufs einer solchen Antwort. Haben sie aber die Zusammenkunft eines Planeten mit einem Kometen bildlich darstellen wollen, so war kein Objekt besser gewählt als eben diese beiden Circellchen, an deren einem man den figürlichen Kometenschweif hinbildete, denn die Contenta dieser Circellchen waren dereinst selbst kleine Kometen, die sich mit

*) Kastner's Archiv, Bd. 2, Hft. 3. S. 300.

dem kometarischen oder planetarischen Mond vereinigten. Insofern scheint es aber dennoch, sie hätten es darauf abgesehen, uns zu zeigen, daß sie von der Ausbildung der planetarischen Weltkörper durch Aggregation die rechte Ansicht haben, denn sonst würde der nachgebildete Schweif nur für den Verstand und nicht für das Auge der Meneen von Bedeutung seyn. Wäre dieses so, so müßten die Meneen gar kleine Begriffe von der Agilität unserer Verstandeskräfte haben, wenn sie wüßten, daß wir Erdenbewohner erst im laufenden Jahrhunderte *) angefangen haben, in allem Ernste an die Aggregationstheorie zu denken, wenn auch gleich die griechischen und orientalischen Weisen aus dem Chaos und dem Atme, durch eine Art der Vereinigung, die Welt gebildet seyn ließen. Mag sich übrigens diese Sache noch auf eine andere Art verhalten, so wird doch kaum ein Physiker einen weitern natürlichen Erklärungsgrund jenes kometenschweifähnlichen Gebildes auffinden, der nicht matt, unpassend, ungereimt oder wohl gar lächerlich ist.

*) Wirklich haben die beiden Biebersteins ihre Aggregationstheorie erst 1802 und der Herr von Zach hat dieselbe in der monatl. Corresp. zuerst von unserm Erdballe 1803, und überhaupt von den Weltkörpern 1804 aufgestellt und mit einem großen Scharfsinne durchgeführt. Mein erstes schriftstellerisches Produkt (Physik, München bei Lentner 1809) enthält diese Theorie, und zwei Jahre später habe ich sie in der Abh. über die Nat. der Kometen schon so vorgetragen, daß sie die Mondflecken aus der Aggregation der Weltkörper erklärte, und bediente mich des (nachher von unwissenden Krittlern verspötteten) Ausdruckes, daß die Mondflecken aussähen, als wären Kugeln von weichem Thon in weichen Thon geworfen worden (S. 193); welches allerdings so scheint, wenn man nicht starke Sehewerkzeuge hat (die mir damals noch mangelten), durch welche sich die Gebirgsschichten deutlich zeigen.

Wenn nun auch dieses wahrscheinliche Kunstgebilde der Meneen nicht absolut darauf deutet, daß dieselben die Größe ihrer körperlichen Kräfte und die Ausdauer ihres Fleißes uns zur Bewunderung und Nachahmung haben darstellen wollen, so hat es dennoch sehr viel für sich; gleichwie dieselben Gedanken entstehen müssen, wenn man eben so aufmerksam als Schröter die Erscheinung zerlegt, die am fünf und zwanzigsten Juli 1774 um Mitternacht Chr. G. Eysenhard im Mare Crisium bis Tagesanbruch beobachtet hat, da, wie mir scheint, die Mondbewohner die dortige von ihnen ohne Zweifel schon voraus berechnete Pracht eines nordlichtähnlichen Phänomens auch mit einer vierfachen künstlichen Beleuchtung verbunden haben, die, wenn man dabei die Nähe des Mondrandes im Auge hat, ziemlich genau die vier Winkel eines Quadrats bezeichnete *). Oder hat sich damals auch ein Kaiser oder König im Monde krönen lassen oder vermählt? Die Illumination im Mare Crisium geschah auch wie bei uns nach Untergang der Sonne. Gewiß ist es, daß in heitern Nächten den Meneen die Beleuchtungen ganzer Städte auf der Erde eben so erscheinen müssen, wie dem Eysenhard die vier hellen Punkte erschienen, die weder Schröter, noch ich aus natürlichen hell erleuchteten Gegenständen erklären konnten, weil sich keine finden, die (unter den damaligen Umständen des Erleuchtungswinkels) so sehr hell von der

---

*) Eine wiederholte kritische Darstellung dieses höchst interessanten Phänomens würde hier gegen den Zweck seyn; sie muß in dem ersten Bande des oft citirten Schröter'schen Werkes §. 394—397 selbst nachgelesen werden. Ich konnte nie dazu kommen, eben da zu ähnlicher Wechselzeit dasselbe zu sehen, ob ich gleich schon einmal Aequatoriallicht, mit einem Süd- und Nordlichte verbunden, in der Nachtseite des Mondes gesehen habe.

Sonne hätten beleuchtet werden können, oder während ganzer vier Stunden der eine oder andere von den westlichen nicht hätte verschwinden müssen, falls sie, gegen alle Möglichkeit, dennoch zwei von der dort untergehenden Sonne beschienene Berggipfel gewesen wären.

Es würden sich übrigens ähnlichen Erscheinungen auch religiöse Zwecke unterlegen lassen; allein eine solche Beleuchtung wird ohnehin auf die obige Weise gut erklärt und die künstliche Kometengestalt, mit welcher sich der Sterndienst wohl reimen liesse, erklärt sich gleichfalls besser auf obige Weise, weil bei allen Völkern das Religiöse um so weniger äußerliche Formen hat, als der Verstand bei ihnen höher gesteigert ist *). Uebrigens waren die Religionsformen immer die besten Mittel, die Urstämme der Völker unvermischt und oft völlig rein zu erhalten.

Ueberhaupt würde die Ausmittlung der den Meneen eigenthümlichen Religionsform mit einiger Gewißheit vorerst schon darum ganz unmöglich seyn, weil wir nicht wissen, ob es nicht bei ihnen eine eben so auffallende Verschiedenheit von Völkern gibt wie auf der Erde, bei welchen man doch meist völlig von einander abweichende Religionsformen antrifft, die vielleicht deren Urväter aus dem Universum mit auf die Erde herabgebracht haben.

Was nun die Völkerunterschiede der Meneen angeht, so kann man zwar aus einigen Datis auf die Vermuthung kom-

*) Aus dieser Ursache zum Theil bin ich ganz von der Idee des Sterndienstes bei den Meneen abgekommen, zum Theil aber darum, weil das sternförmige Gebilde am Kunstbau beim Schröter nicht das einzige ist, denn ich habe diese Sternbildung in den äusserst feinen Kunstwällen, die den obigen Kunstbau in Westen, Nordwesten und Norden umgeben, wohl öfter wiederholt gesehen, wenn auch gleich meistens nur theilweise.

men, daß es dergleichen wohl auch im Monde geben möge; denn die Völkerunterschiede offenbaren sich meistentheils in der Bauart. In dieser Hinsicht habe ich dreierlei architektonischen Styl bei den Meneen angetroffen: 1) den antiken mit kleinen, vierzig bis zweihundert Fuß hohen Configurationen, z. B. beim Marius und beim Pythagoras; 2) die großen dunklen Wallsysteme, z. B. das im Schröter und dann noch ein oben schon angeführtes neuentdecktes nahe in Osten beim Schröter; und endlich 3) die ganz modernen, welche die Gestalt eines richtig oder verkehrt gestellten römischen Z, einer arabischen Ziffer 2 oder einer Sense haben, und deren Oerter ich erst bekannt machen werde, wenn ich sie alle mehrmals beobachtete, damit keine Zufälligkeit auf ihre Bestimmung Einfluß habe.

Diesem zufolge würden wir bemüßigt seyn, nach der Aggregationstheorie und nach der Meiners'schen Ansicht von den Menschenarten auch Meneen anzunehmen, die im Monde nicht ursprünglich, sondern mit andern Weltkörpern daselbst angekommen sind. Mehr bestätigend als widerstreitend ist es dieser Ansicht, daß auch auf der Erde, z. B. im Gewölbe und im Inselringe des neuholländischen Weltkörpers selbst die negerartigen Einwohner sehr auffallende Verschiedenheiten zeigen *).

Sind die Meneen im Stande, dereinst Erdbewohner zu werden?

Außer daß wir bei ihnen einen vollkommenen Lungenbau voraussetzen müssen, wenn wir den der Menschen damit vergleichen, können die Meneen immerhin so organisirt seyn

*) Nicht bloß nach den ältern Reisenden, sondern noch mehr nach den neuesten z. B. nach Freycinet's voyage autour du monde; Zool. ch. 1.

wie wir. Aber auch bei einem Lungenbau, wie der ihrige, mag sich wohl mit einer sonst starken Körperkonstitution auf der Erde fortleben lassen, da selbst in mehrmal verdichteter Erdenluft Thiere sich sehr wohl befinden, und Menschen in den tiefsten Schachten meines Wissens von der grössern Dichtigkeit der Luft nicht das geringste leiden, wenn sie nicht lungensüchtig sind, in welchem Falle sich wie bei der Einathmung des reinen Sauerstoffgases gern Lungenentzündungen wiederholen mögen. Folgende Reflexionen mögen uns hier näher zur Sache führen.

Man stelle einen Papus *) neben einen Cirkassier und frage sich, ob unter den günstigsten Umständen in den paradiesischen Inseln am Aequator ein edler Menschenschlag sich habe so veruneblen können. Hierin scheint mir Meiners Recht zu haben, dass jede Menschenart ihrem Urlande anerschaffen ist, ohne dass ich dabei widersprechen möchte, wenn behauptet wird, dass Klima und Lebensart auf Körperbildung Einfluss haben, besonders in dieser Hinsicht ein Einfluss sehr ungünstiger Umstände, z. B. das Wohlleben, die Einflüsse eines kalten Klimas **) u. dgl. Aber unter den günstigsten Umständen

*) M. s. die Abbildung eines Papus aus Neuguinea im Appendix von Raffles History of Iava Lond. 1817.

**) Durch das kalte Klima ist der herrliche Madschar zum Lappländer eingekrochen, und der treffliche Däne zum Grönländer. (M. s. meine Organozoonomie, München bei Lentner 1811, S. 27). Uebrigens bin ich gar nicht der Meinung, dass das Aequatorialklima gerade allein die Negerart tragen musste; denn es trägt ja auch den Amerikaner und den Malayen; und Neger finden sich in Neuseeland, wo es schon kälter ist, als in Europa. Und was die schwarze Farbe betrifft, so ist ja eben diese für den brennenden Sonnenstrahl die unpassendste, da sie am stärksten wärmt. Wahrscheinlich, aber unausgemacht, ist es, dass die rein Weissen Ureinwoh-

geht seine Natur rückwärts zu einer Stufe einer niedrigern Organisation über. Neuguinea gehört (nach dem, was wir oben gesagt haben) zu dem Rindenkranz, welchen Neuholland zurückließ, als sein Weltkörper (von welchem es ein Gewölbtheil ist) sich in die Erde versenkte. Hier findet man wieder negerartige Menschen auf einer tiefen Stufe der Kultur, woran die kometarisch ursprünglich erweiterte Brust noch nicht ganz verschwunden ist.

Der Mond ist kleiner als das neuholländische Weltkörpergebilde, aber ohne Vergleich planetarischer ausgebildet, und bis sich der Mondkörper in die Erde versenkt, können 25 bis 30,000 Jahre vergehen. Daher man leicht die gewaltige Macht des Zeugungstriebes bei allen thierischen We-

---

ner der Erde sind, weil Alles, was um den Aequator und bei den Wendekreisen wohnt, der Erde fremdartig scheint. Gewiß ist es, daß die höchsten gebirgigen Klimata immer den schönsten und großartigsten Menschenschlag tragen, besonders in den gemäßigten Zonen. Ich glaube den Grund dieser Höhersteigerung in der verdünnten Luft suchen zu müßen, da alles übrige gleich ist dem in niedrigen Flächen. Ist nun dieses richtig, so ist wenigstens auch damit ausgemacht, daß die Mondbewohner größer als wir, vielleicht wahre Riesen, sind, und daß auf größern Planeten eine noch mehr verdichtere Luft zuletzt nur noch Zwerge toleriren werde. Dieser Ansicht komme noch eine andere zu Statten, nemlich, wenn nach Schröter es im Jupiter, Saturn, vielleicht auch im Uranus auf der Oberfläche so alles zerstörende Stürme giebt, so können diese Planeten nur Wasserthiere in den Tiefen der Meere haben und die Menschen und sonstigen Luftthier müßen auf ihren Satelliten und Ringen wohnen, weshalb ich glaube, daß auch im Jupitersmeere schon ein fester Ring angefangen ist, der erst dann sichtbar werden wird, wenn sein Wasser um ihn her verdunstet und sonst durch organische Wesen 2c verbraucht ist.

sen begreift, wenn sich eine so lange Zeit die Thiere und die Menschen epigenesiren müssen, um in einem andern Weltkörper neu aufzuleben, sich zu vervollkommnen, und mit kultivirtern Menschen sich selbst mehr kultiviren zu lassen, oder diese zu höherer Kultur zu bewegen.

Physische Menschenorganisation steigert sich unter verbesserten Einflüssen, wenn damit keine Verweichlichung verbunden ist; Menschenkultur aber erhöht sich bei steigenden Bedürfnissen. Deshalb haben die Meneen auf verschiedene Mittel bedacht seyn müssen, um zu schützendern Wohnungen zu kommen, als der Komet zum Planeten und der Planet zum Monde geworden war und sich allmählig die kometarische Bodenwärme verloren hatte. Was werden die Meneen wohl noch Alles erfinden müssen, um die 25,000 Jahre auf einem immer kälter und wasserleerer werdenden Weltkörper in derselben Gemächlichkeit fortleben zu können!

Wenn der Mond (dessen Bahnbewegung mit der Erdaxendrehung dann gleiche Geschwindigkeit bekommen muß) sich nun in die Erde versenkt, so wird er einen etwas kleinern Platz einnehmen, als der Komet Neuhollands einnimmt. Der Ort, wo er sich an seinem Aequator versenkt, wird entweder auf den Aequator der Erde treffen, oder nicht weit von ihm. Sollte er dabei auch auf festes Land gerathen, so wird er, nach den Naturgesetzen der Schwere, doch nicht zuerst Land, sondern Meer berühren. Hiedurch werden alle organischen Wesen sowohl von der Erde als vom Monde abgespühlt, und was sich nicht abspühlen läßt, geräth in die Einsenkungsfugen und wird zermalmt. Was sich aus der Katastrophe rettet, lebt fort, wenn es eine kräftige Natur hat, und was den Tod leidet, wird zur ewigen Urkunde dieser Begebenheit in den Flötz- und aufgeschwemmten Gebirgsformationen deponirt, die sich dortherum nun neu bilden. Ein Theil des Ringwalles wird Inseln bilden und

in der Mitte wird das Centralgewölbe im zum Theile zerbrochenen und versenkten Zustande hervorragen *).

Was werden die Seen und Meneen bei dieser Katastrophe thun und leiden?

Wenn die Annäherung des Mondes an die Erde so allmählig geschieht, daß 25 bis 30,000 Jahre dazu verwendet werden, während die Mondbahn allmählig immer enger wird und die Perigeen und Apogeen immer schneller auf einander folgen, so werden die Fluthen immer größer werden und die Ebben kleiner, besonders um den Aequator, wo eine gewältige Südnord-Oscillation des Meers von dem Wechsel im Mondlaufe in den südlichen und nördlichen Himmelszeichen Statt haben wird. Die Mondsmonate werden immer kleiner und der Stand der Meere an den Gestaden der Erdtheile zwischen den Wendecirkeln wird immer höher, die Meeresströmungen werden immer heftiger, das rothe Meer bricht periodenweise in das mittelländische, und das mexikanische oder karaibische Meer bricht zum großen Ocean für immer durch, wodurch die Schiffarth erleichtert wird. Die Molucken- und Sunda-Inseln werden immer mehr zerfressen und die meisten zwischen den Tropen gelegenen Inseln des stillen, des indischen, des aethiopischen und atlantischen Meers werden in den Fluthen allmählig ganz unter Wasser gesetzt, und so auch alle niedrigern Gestade aller Erdtheile zwischen den Tropen, dergestalt daß ein allmähliges Flüchten aus den Inseln in die Continente und aus

*) So sind auf dem Monde mehrere Gebilde, vorzüglich das Apenninen-Gebiet mit dem imbrischen Meere; von den kleinern der Taruntius, Petavius, Posidonius, u. m. A.; nur fehlt hier, wie sich's von selbst versteht, überall das Meer.

den Niederungen in die höhern Gegenden Statt findet; selbst das Maskaret wird in den Flüssen, welche dem Meere nahe sind, für die niedrigen Ufer immer zerstörender, die Aequinoctialstürme treten regelmäßiger ein, werden aber dafür gefährlicher und heftiger. Nun wird man anfangen zu berechnen, wie lange noch bis zu der Zeit hin ist, wo sich der Mond in die Erde senkt; man wird dagegen wieder ausrechnen, daß diese Begebenheit nicht möglich sey *), wäh-

*) In solchen Fällen legt man Annahmen zum Grunde, wie man ihrer eben bedarf, um das bange Herz zu beruhigen, welches jetzt den Tag des Gerichts erwartet, an welchem Sonne Mond und Sterne vom Himmel fallen sollen. Denken wir uns einen absoluten Aggregationszustand dem absoluten Dissolutionszustande gegenüber, so müßen, bis jener erreicht wird, die Kometen und Planeten ꝛc. in die Sonne sich versenken und alle Sonnen in eine Masse zusammen sich vereinen. Allein jetzt in einem unendlichen Raume zerstreut, ist dieser letzte Zustand in endlicher Zeit nicht möglich, daher sich auch gegenwärtig die Dissolution der Aggregation continuirlich entgegengestellt, da von den Sonnen stets neue Schöpfungsstoffe entfliehen, um sich mit den Kometen wieder zu vereinen, wovon der von Harding beobachtete anomale Kometenschweif ein neuester Beweis ist. Uebrigens bin ich von der Nothwendigkeit der Aggregation der Weltkörper durch die oben angeregten physicalischen Versuche vollkommen überzeugt. Auch glaube ich, daß man die wesentlichen Naturgesetze der Weltkörperaggregation bald finden werde, und daß durch Analytiker, künftige Störungen im Auge habend, dann auch Berechnungen versucht werden, ob sich dereinst der Encke'sche Komet zu der Venus, zu der Erde, oder zum Mars als Mond gesellen, oder ob er sich auch eine gesellschaftliche Laufbahn mit den vier neuentdeckten Planetchen bilden wird, um mit ihnen einen größern Planeten zu constituiren. Noch immer ist mir selbst dann,

rend die Aequatorsbewohner sich allmählig immer näher ge- gen die gemäßigten Zonen flüchten müssen, dahin, wo das zum Aequator ausgewanderte Meer die größten Strecken Landes, die ehedem Seegrund waren, abgedeckt, und worauf nachher die herrlichste Vegetation sich gebildet hat; und so wird es fortgehen, bis die Inseln und niedrigern Tropen- länder menschenleer seyn werden. Endlich wird dort nicht bloß das Meer und die Atmosphäre, sondern wegen Benetzung neuer Landflächen und wegen veränderter Schwererverhält- nisse, auch das Innere der Erde sehr unruhig werden; es wird da Erdbeben und Vulkane geben, wo noch keine waren, so daß nur noch in den tropischen Hochländern mit Sicherheit zu leben ist. Jetzt erst beginnen die Völkerwanderungen nach Norden und die aus diesen entstehenden Kriege. Spä- terhin gibt es auch in den gemäßigten Zonen solche Auswan- derungsepochen aus den Gegenden, welche dereinst vom Meere bedeckt waren, minder kriegerisch aber, weil nur die Klü- gern fortgehen und die minder Klugen bleiben werden.

Nun wird man mit gewöhnlichen Taschen-Fernröhren schon die Kunstwerke der Meneen eben so sehen und be- wundern, wie ich sie mit starken Achromaten sah und be- wunderte, aber man wird sie leer finden; denn die Meneen sind allmählig aus Mangel an Wasser und aus dem Besitz der Kunde von dem, was da kommen soll, auf die von uns abgekehrte Seite des Mondes gewandert, und haben die Mitte derselben eingenommen, während das auch dort abneh- mende Wasser ihnen immer mehr neues Land geschenkt hat.

---

wenn man die Resultate der Schröter'schen Messungen zum Grunde legt, die Gesammtmasse der obigen vier Welt- körper zu klein, und ich glaube, daß man ihre übrigen Com- pagnons dereinst noch mit sehr excentrischen und anomalen Bahnen entdecken möge.

Auch zwischen den gemäßigten Zonen wird Wassermangel werden, je höher es gegen die Pole zu geht. Die Spitzberge werden mit Lappland, und Frankreich rc. wird mit England und Irland und diese durch die Faröer mit Island und Grönland in einem Continente zusammenhangen. Eben so wird durch die Aleuten Asien mit Nordamerika in ein Continent vereint werden und sich die Beringsstraße schließen *).

Endlich erwartet man mit bangem Herzen die Katastrophe der Berührung der großen Weltkörper und das Einsinken des kleinern in den größern und sieht sich auf große Erdbeben vor, die auch nicht außenbleiben können.

Auch auf die plötzliche Wiederkunft des Meeres in die alten Gestade wird man sich vorsehen. Allein das Meer kommt stürmend selbst auf höhere Landstrecken los, verläßt sie wieder, um immer minder stark wiederzukehren.

Sobald nun diese Unruhen und Oscillationen der Gewässer alle vorbei sind, wird man eine ganz andere Geographie haben; viele der vom Meere verlassenen Länder

*) Spuren ähnlicher Ereignisse findet man bereits auf der Erde: Steinkohlen mit vegetabilischen Resten weit unter dem Niveau des Meeres, Wälder unter dem Meere, und fossile Thierreste auf den höchsten Gebirgen, mehrmaliger Wechsel von Erdschichten durch Meer- und Süßwassergrund u. dgl. sind auf der Erde nichts Neues. Kein Wunder, daß der Eine beweisen kann, das Meerwasser habe zugenommen, und der Andere, es habe abgenommen. Hieraus begreifen sich diese räthselhaften Erscheinungen gar leicht; wobei sich derjenige gar nicht irre machen zu lassen braucht, welcher behauptet, daß im Allgemeinen dennoch das Wasser durch chemische Zerlegung (besonders durch Organismen), und, wegen der Leichtigkeit des Wassergases, durch Verdunstung in den Weltraum u. s. w. immerfort im Abnehmen seyn müsse.

werden verlassen bleiben und viele wird das Meer bedecken, die in unsern Tagen Land sind.

Große Erschütterungen haben die Meneen während der Katastrophe ertragen, und gleich darauf große Stürme und Gewitter sammt deren Erfolgen. Flüsse müssen sich nun den Weg bahnen zu dem den eingesunkenen Mond begränzenden Meere. Die neue, dichte, feuchte, stets warme Luft, kurz der ganze Epochen-Wechsel rafft Tausende der Meneen durch Seuchen hin*, bis endlich eine der Erde mehr anpassende Generation der Gemeneen entsteht.

Mittlerweile bekommen die Gemeneen Besuch von den Seen. Es entsteht unter denselben Austausch der Geschichte, der Begriffe, der Naturalien und der Kunstwerke. Es kommt die neue goldene Zeit, die Ebben und Fluthen werden um drei Viertheile vermindert, die Durchfahrten bei Damiat und Nikaragua bleiben; die Erde dreht sich geschwinder, die Witterung wird regelmäßiger, die Passatwinde werden präciser, die Gewitter und Stürme kommen viel minder unvermuthet; es bilden sich zu Tausenden neue Colonialplätze, die Aequatorial-Continente und Inseln sind wieder bewohnbar, sind sogar größer, die alte Atlantis steigt wieder aus dem Ocean herauf; die Atmosphäre der Erde ist dichter und darum wärmer, die Vegetation wuchert besser, mit einem Worte, es wird eine neue Erde seyn; selbst die Natur der Seen wird erhöht werden in ihrer Organisation; ob auch damit ihre Moralität und Sitten, das überlasse ich jedem Andern zur Untersuchung; ich will hier nur berührt haben, was die mir bekannten Gesetze der Natur folgern ließen. — Solche Ergebnisse konnten nur durch philosophische Reflexion gewonnen werden. Sie waren bestimmt der Erfahrung voraus zu eilen; aber ob sie das thaten, wird die Nachwelt durch Stimmenmehrheit oder durch die Ueberzeugung richten.

Die Aufrichtung der Menschengestalt.

Von

Nasse.

Nicht die oft betrachtete und jetzt wohl zur Gnüge entschiedene Frage, ob der Mensch zur Stellung bloß auf den Füßen oder auf Füßen und Händen bestimmt sey, beschäftige uns hier, sondern die von ihr verschiedene, obschon ihr verwandte, wiefern sich für die mancherlei Stellungen, die in den verschiedenen Lebenszuständen des Menschen und der Thiere vorkommen, eine Uebereinstimmung der Entwickelungsstufen nachweisen lasse. Die Physiologie, ja auch die Anthropologie, stellt diese Frage auf, und es gilt also einen ersten Versuch, sie zu beantworten. Naturgemäß durchgeführt, wird eine solche Entwickelungsgeschichte der thierischen und menschlichen Stellungen außer dem, was sie sonst ergibt, zu den anderweitigen Gründen für die Naturbestimmung des Menschen zur aufrechten Gestalt gewiß auch einen aus der allmähligen Steigerung der Stellungen in der Thierreihe bis zur entwickelten Menschengestalt hinauf, hinzufügen.

Wir folgen hier den Stellungen der Thiere und des Menschen auf den verschiedenen Stufen ihrer naturgemäßen Entwickelung, die Uebereinstimmung dieser Stufen, so weit sie in unverkennbaren Aehnlichkeiten sich ungezwungen darbietet, nach ihren Hauptzügen andeutend. Der aufstei-

wegung der ganzen Gestalt nach der Wasserfläche hin, wo das Thier dem höhern Elemente näher kommt und manches von ihnen auf einen Augenblick sich in dasselbe hineinschwingt, gibt ihm, wenn auch nur sehr vorübergehend, eine entwickeltere Stellung.

Ein vorübergehendes Liegen zeigen auch diejenigen Thiere, die nur einen Theil ihres Lebens hindurch Bewohner des Wassers sind, während des übrigen hingegen Bewohner des festen Landes oder der Luft. Die Amphibien, die diesen Namen ihrer ganzen Klasse erworben haben, schwimmen (liegen) noch im Wasser, wenn gleich einige von ihnen schon mit heraus gehobenem Kopfe. Der Vogel schwimmt auf dem Wasser, aber nur mit Bauch und Brust und mit stark erhobenem Kopfe. Die Fisch- und Amphibien-Säugthiere stehen durch Schwimmen im Wasser und größere Gesenktheit ihres Kopfes unter dem Vogel. Bis auf wenige Ausnahmen nehmen aber alle Wasserbewohner, wenn sie aufs Land kommen, eine entwickeltere Stellung an.

Vorübergehend liegend finden wir nun ebenfalls die Neugebornen aller höheren Thiere, so wie auch den des Menschen. Die Dauer dieses Liegens ist zwar verschieden, und beim Menschen am größten; auch die Selbstthätigkeit erscheint in den verschiedenen Geschlechtern nicht gleich; indeß wiederhohlt sich doch das Grundverhältniß überall. Den Vogel müßen wir schon im Ei, wenn der Dotter in seinen Bauch aufgenommen worden und das Chorion verwelkt ist, als Körper betrachten.

Das Säugthier und der Mensch kehren, während sie an der Brust der Mutter saugen, vorübergehend in ein Anhängen zurück; wie aber schon der Vogel den Kopf erhebt, wenn er geätzt wird, so auch das Säugthier im Saugen. Beim Kinde wird während des Saugens zugleich die Stellung des Rumpfes wieder gekrümmter; aber auf den

Armen, der Mutter wird doch zuerst das Liegen unterbrochen; an der Mutterbrust bekommt der Kopf zuerst vorübergehend die Richtung nach oben.

Dritte Stufe: Liegen auf tragenden Gliedmaaßen.

Alle kriechenden Thiere, die nicht bloß auf der Bauchfläche fortschurren, sondern sich auf Gliedmaaßen vom Boden heben, zeigen diese Stufe. Die Sache ist für uns hier wesentlich dieselbe, ob sechs Füße da sind, oder sechzig und darüber. Der Kopf liegt dabei entweder gleich hoch mit dem Hintertheil des Rumpfs, oder höher oder niedriger, meist von diesen beiden das Letztere, häufiger gleich hoch als höher. Die tragenden Gliedmaaßen haben, wo es nicht bloße unbewegliche Stümpfe sind, immer eine starke Beugung und die Erhebung des Körpers von der unterliegenden Fläche ist darum nur gering.

Wie das Kriechen auf der Erde, gehört auch das in der Luft, das Fliegen, hierher. Der Rumpf des fliegenden Insekts, Amphibiums, Vogels, Säugthiers liegt; zum Theil auf der Luft, zum Theil auf den zum Fluge dienenden Gliedmaaßen. Diese Gliedmaaßen strecken sich indeß schon vollkommener, als die, mit denen ein Thier kriecht. Das Fliegen steht in der Stellungsreihe über dem Schwimmen, weil bei diesem der Körper mit Brust und Bauch bloß aufliegt, bei jenem aber die eigene Kraft tragen hilft. Weil der Vogel im Fliegen, wie auch sonst, den Kopf aufrecht hält und nur zwei Glieder in der Beugung läßt, einige Geschlechter selbst auch die hintern Gliedmaaßen im Fliegen strecken, so hat er eine entwickeltere Stellung als das im beiden ihm nachstehende fliegende Insekt; ja jenes starke Erheben des Kopfs stellt ihn auch über die fliegenden Säugthiere. Außerdem folgt bei dem Vogel, wenn er sich auf den

Boden setzt, eine höhere Stufe der Stellung, bei dem Insekt hingegen eine gleiche oder eine niedrere.

Aufwärtsfliegen nähert die Stellung der aufrechten. Indem der Vogel diese Richtung weit vollkommener, als alle seine von Zeit zu Zeit die Luft besuchenden Genossen, zu nehmen vermag, steht er auch hierin allen übrigen voran, von denen einige nur in sehr schräger Richtung sich zu erheben vermögen.

Ein Liegen auf den tragenden Gliedmaaßen zeigen nun auch alle Vierfüßer, beim Stehen sowohl als beim Gehen. Die Stufe bleibt überall dieselbe; indeß ist der Grad der Erhebung über den Boden, die Richtung der Wirbelsäule, so wie die des Kopfes, des Gleichbleibens des Grundverhältnisses ohngeachtet, verschieden.

Viele dieser Stufe angehörenden Thiere erheben sich nur wenig über den Boden, theils wegen der Kürze ihrer Gliedmaaßen, theils wegen der geringen Streckung derselben: so die vierfüßigen Amphibien und viele Säugthiere der niederen Geschlechter. Erst bei den höheren nähern sich die Gliedmaaßen mehr der Streckung und am meisten die vordern; wenige Ausnahmen abgerechnet bleiben indeß Ellenbogengelenke und Kniee stark gekrümmt.

Höherliegen des Rumpf-Vordertheils gegen den Hintertheil ist auch bei den vierfüßigen Säugthieren weit seltener als Gleichhochliegen beider oder Tieferliegen des ersteren. Ja eine entwickelte Höherlage des Rumpf-Vordertheils scheint dieser Stufe so fremd, daß das Thier, bei dem sie hervortritt, die Giraffe, die einzige Art ihres Geschlechts ist.

Die Regel ist auch bei den vierfüßigen Säugthieren, daß der Kopf mit dem Rumpfe wagrecht stehe; bei einigen sinkt er tiefer; wo er erhoben getragen wird, da erscheint uns die Gestalt des Thiers, eben auch um dieser Stellung

willen, edler. Indeß ist die Erhebung des Kopfes selbst noch bei dem König der Säugthiere, beim Löwen, nur gering.

Als Durchgangsstufe finden wir das Liegen auf den Gliedmaaßen bei allen Thieren, denen für die Folge noch eine vollkommnere Stellung bevorsteht. Die Jungen der Vögel gebrauchen in der ersten Zeit auch die vordern Gliedmaaßen zur Stütze gegen den Boden. Ihre hinteren Gliedmaaßen sind dabei gekrümmt, die Flügel eingezogen. Die Säugthiere, die sich in ihrer weiteren Entwickelung zur aufrechten Stellung erheben, haben vorher alle eine auf Vieren, mit gekrümmten Gliedmaaßen, wobei Kopf und Vordertheil des Rumpfes gegen das Hintertheil entweder niedriger, oder bei zunehmender Streckung der vordern Gliedmaaßen gleich hoch, selten höher stehen.

Und diese Stellung zeigt uns denn auch das Kind, das sich aus dem Liegen auf dem Bauche mühsam auf die Stütze der Gliedmaaßen erhoben hat. Sein Kopf steht anfangs niedriger als der Rumpf, nachher bei mehr gestreckten Armen gleich hoch, und nur mit Mühe hebt er sich höher; die Kniee sind noch stark gebeugt. Sein Eigenthümliches hierbei, daß es auf den Knieflächen, und nicht wie die Thiere auf den Füßen ruht, weist bedeutsam auf die Entwickelungsstufe hin, wo sich auch seine Kniee strecken werden. Indeß hat es denn rechten Winkel des Knies mit den meisten Säugthieren gemein; auch berührt es, wie viele unter ihnen, den Boden mit den Zehen.

Indeß kommt bei ihm ein Stützen auf die Zehen nach bereits gehobenen Knieen noch kurz vor seinem Uebergange auf die nächste Stufe vor. Die drei Gelenke der hinteren Gliedmaaßen haben nun bei ihm die halben Beugungen, wie die so vieler Vierfüßer; mit den vorderen stützt es sich auf wie die Vierhänder. Aus dieser nach zwei Entwicklungs-Seiten gewendeten Stellung geht es dann über auf die nächste Stufe.

Vierte Stufe: Sitzen.

Es ist bedeutsam, daß ein deutliches, wenn auch noch unvollkommenes Sitzen bei den Thieren zuerst da vorkommt, wo eine an das Athmen geknüpfte Stimme hervortritt. Der Frosch kann sitzen, zwar nur auf Vieren, aber doch so, daß, indem der Kopf und der Vordertheil des Rumpfes sich etwas heben, die Last des Körpers vorzüglich auf die hinteren Gliedmaaßen fällt, die dabei gekrümmt sind.

Ein Sitzen der Art scheint auch bei den Amphibiensäugthieren, wenn diese auf dem Lande sind, namentlich beim Wallroß nach Gerard's Abbildung, vorzukommen.

Das Katzen- und Hundegeschlecht zeigt uns ein solches Sitzen, mit noch stützenden Vorderfüßen, besonders deutlich; hier erscheint der König der Säugthiere in seiner würdigeren Gestalt.

Diesem Sitzen mit noch stützenden Vordergliedmaaßen schließt sich dasjenige an, wo diese Gliedmaaßen von der Erde abgezogen sind und der Körper nun ganz auf den gekrümmten hinteren Gliedmaaßen und dem Gesäße ruht. Die erste Stellung ist offenbar minder entwickelt als die zweite; es können indeß die uns näher bekannten Thiere, denen jene von Natur eigen ist, durch Einlernen auch diese erwerben.

Die Stellung des Vogels, wo dieser zwar mit aufgerichtetem Kopfe, meist auch mit aufsteigender Wirbelsäule, aber mit rechtwinklichter Beugung der Kniee und stark vornüber liegender Brust auf den Zehen ruht, ist offenbar weniger ein Stehen als ein Sitzen, wie es denn der gemeine Sprachgebrauch auch ganz richtig so nennt. Bei mehreren Vögeln liegt dabei die Wirbelsäule noch horizontal; bei einigen senkt sie sich sogar vorn.

Den Uebergang von hier aus bildet das Sitzen der

Känguruhs und der Springmäuse, wo zwar der Schwanz die Hinterfüße im Tragen des Körpers unterstützen muß, wo jedoch der Rumpf noch mehr aufgerichtet ist als beim Vogel, die Brust nicht mehr so stark vornüber liegt und der Körper nicht mehr bloß auf den Zehen ruht.

Indem mehrere Nager beim Sitzen der Stütze des Schwanzes wenig oder gar nicht mehr bedürfen, ist diese Stellung hier bereits fast so entwickelt, wie sie sich bei den ungeschwänzten Affen findet. Die freiere Bewegung des Kopfes und der freiere Gebrauch der Vordergliedmaaßen bezeichnet indeß auch hier noch einen Fortschritt.

Es ist auffallend, daß das Sitzen überall nur als eine vorübergehende Stellung vorkommt, der nach kurzer Dauer andere, in den meisten Fällen aber vollkommnere, folgen, sey es nun ein Schwimmen, Fliegen, Springen, die Stellung auf Vieren, oder sey es vollkommene Aufrichtung; die Natur scheint hier nicht verweilen zu können. Auch ist unverkennbar, daß das vollkommene Sitzen bei den meisten Thieren nur mit beträchtlicher Anstrengung unterhalten wird. Ein großer Theil der Vögel muß den Obertheil des Körpers mühsam zurückhalten, damit derselbe nicht vornüber falle; der Storch versetzt, auch wachend, wenigstens eines seiner Beine wieder in die Beugung; die meisten Vierfüßer balanciren bei diesem Sitzen mit sichtbarer Anstrengung.

Gleiches zeigt nun auch das Kind; auch bei ihm ist das Sitzen auf den gekrümmten Knieen nur eine vorübergehende, mit angestrengter Haltung verbundene Stufe, obschon eine für die fernere Entwicklung seiner Stellung nothwendige. Indem es mit dem Obertheil des Körpers und dem Kopfe noch stark nach vorn gebeugt ist, fällt es ebenfalls leicht vornüber, entweder geradezu auf die Brustfläche (wie der sich aus dem Sitzen auf das Wasser werfende Vogel) oder auf die vorderen Gliedmaaßen (gleich dem aus

dem Sitzen in die Stellung auf Vieren zurückkehrenden Säugthier). Offenbar ist aber seine Stellung auf dieser Stufe eben so entwickelt, wie die irgend eines sitzenden Thieres. Es ruht nicht bloß auf den Zehen, wie der Vogel, nicht auf dem Gesäße, wie Nager und manche Affen; sein Kopf ist zwar noch etwas nach vorn gesenkt, aber es kann doch schon vorübergehend den Blick aufwärts richten.

Letzte Stufe: Aufrichtung.

Schon niedere Thiere, und selbst gliedmaaßenlose, zeigen im Sprunge eine vorübergehende Erhebung zur unvollkommenen Aufrichtung, aber auch nur eine schnell vorübergehende. Wo Gliedmaaßen vorhanden sind, da strecken sich im Sprunge die hinteren, während die vorderen von ihrem tragenden Geschäft ruhen. Auch finden wir bei mehreren Vierfüßern die Fähigkeit zu sitzen und zu springen beisammen.

Wo wir zuerst in der Thierreihe ein Aufrechtstehen erblicken, da ist es ebenfalls nur schnell vorübergehend. Und je niedriger die Thierstufe ist, auf der es vorkommt, desto vorübergehender ist es.

Die Erhebung zum Aufrechtstehen, die unter den Vögeln bei den Pinguinen vorkommt, verbindet sich mit starker Krümmung der Beine, mit Stehen auf den Zehengliedern, und Stützung auf den Schwanz; außerdem ist sie nur eine kurze Unterbrechung der diesen Thieren gewöhnlichen, auf bloßes Schwimmen beschränkten Stellung.

Wenn Säugthiere sich aufrecht stellen, so geschieht es zwar vollkommener, als beim Vogel; doch bleibt auch hier in der Gestalt noch viel Unbefriedigendes. Der Bär steht noch mit ganz krummen Beinen, mit stark vornüber gebeugtem Rumpfe, und er ruht noch nicht auf dem Hintertheil der Füße. Die Kniee des Orangutang haben sich zwar

mehr gestreckt; sie bilden indeß noch einen stumpfen Winkel, der Rücken ist noch krumm, Rumpf und Kopf hängen noch nach vorn über, die Füße treten noch mit einer Seite auf, die Spitze des Fersenbeins ist noch in die Höhe gerichtet. Die aufrechte Stellung kann hierbei nicht anders als unsicher seyn; ein Anhalten mit den Händen ist dem Thiere eine große Hülfe, es ist in diesem Anhalten seiner Stellung am meisten mächtig, es verweilt auch da, wo diese Begünstigung ihm fortwährend zu Theil wird, es ist Bewohner der Bäume.

Alles das Unbefriedigende, Unsichere, das noch in der Stellung des sich aufrichtenden Thieres liegt, wiederholt sich nun auch bei dem Kinde in der ersten Zeit, wo es aufrecht geht; seine Gestalt hat noch etwas Gedrücktes, Befangenes; die Beugung nach vorne läßt es sogar noch bei geringer Veranlassung vornüber fallen. Aber allmählig verschwindet sowohl durch Gewöhnung, als auch durch vorbereitende Veränderungen im Knochen- und Muskelbau, dieses Unsichere, dieses Unbefriedigende; die Wirbelsäule streckt sich mehr, der Kopf wird gerader getragen; noch sind indeß die Kniee gekrümmt, der Fuß tritt noch seitwärts auf (obschon mit der entgegengesetzten Seite, womit es der Orangutang thut). Endlich streckt sich das Knie, Stamm und Ober- und Unterschenkel bilden mit einander eine gerade Linie, Zehen, Mittelfuß und Fußwurzel stützen sich gemeinschaftlich auf die Erde, der Kopf ruht gerade auf der Wirbelsäule, die Menschengestalt ist aufgerichtet.

Absteigende Reihe.

Es gibt Thiere, die, wenn wir ihren entwickelten innern Bau mit ihren unentwickelten Stellungen vergleichen, zwischen beiden einen solchen Widerspruch darbieten, daß

wir uns des Gedankens nicht erwehren können, es habe die Natur bei ihnen in den Stellungen einen Rückschritt gemacht. Wie seltsam kontrastirt nicht, um hier nur ein auffallendes Beispiel der Art anzuführen, der innere Bau der Cephalopoden mit ihrem ausschließlichen Leben und Liegen im Wasser, da doch die Gasteropoden gröstentheils schon Landbewohner und als solche einer entwickelteren Stellung theilhaftig sind, so wie nun gar mit der Lage ihres Kopftheils nach unten! Gibt es, wie die Zootomen wohl mit Recht angenommen haben, anscheinende Rückschritte in der Bildung der inneren Theile, so ist nichts Auffallendes darin, daß solche sich auch in den Stellungen finden. Dieses Herabsinken in der Stellung würde dann den Gegensatz bilden gegen die ebenfalls unverkennbare Erscheinung, daß einige Thiere, im Verhältniß gegen ihren inneren Bau, anderen in der Fähigkeit zu entwickelteren Stellungen vorgerückt sind, wie z. B. der Frosch und der Pinguin.

An jenen scheinbaren Rückschritt, für den wir indeß die höhere Stufe nur in den ähnlich organisirten Thieren sehen, schließt sich nun mit einiger Aehnlichkeit, vielleicht auch mit wesentlicher Verwandtschaft, das theils dauernde, theils vorübergehende Herabsinken der Stellungen, welches sowohl bei Thieren als beim Menschen, im Ausruhen, im Affekt, in Krankheit, im Schlaf, in der Erstarrung, der Ohnmacht, im Alter und Tode eintritt, und bei welchem ebenfalls der innere Bau mit der dauernd oder vorübergehend eintretenden Stellung einen Widerspruch bildet. Alle zuvor betrachteten Stellungsstufen sehen wir hier sich wiederholen.

In ein Sitzen auf den hinteren Gliedmaaßen kehrt die aufrechte Stellung der Thiere, die derselben fähig sind, dann zurück, wenn diese sich ausruhen; eben so die des Menschen, sowohl beim Kinde, als auch unter allen Völkern, denen unsere künstlichen Hülfen zum Sitzen fehlen, und

die sich nur mit Mühe an dieselben gewöhnen, bei den Erwachsenen. Selten und der Natur fremder scheint dagegen beim Thiere und beim Menschen der Uebergang aus der aufrechten Stellung und aus dem Sitzen auf den Hinterfüßen in das Sitzen auf Vieren.

Ein Rückschritt in das Liegen auf tragenden Gliedern zeigt sich bei dem Ausruhen von Thieren, die vorher aufrecht gestanden oder auf zwei oder vier Gliedmaaßen gesessen haben. Dasselbe wiederholt sich beim Kinde. Krankheit vermag diese Stufe selbst beim erwachsenen Menschen herbeizuführen. In ein Liegen bloß mit stützenden vorderen Gliedmaaßen, während die hintern, nicht mehr tragend, gekrümmt oder gestreckt sind, gehn mehrere Säugthiere über, wenn sie ausruhen; und auch diese Stellung kommt beim Menschen wieder. Der Vogel sinkt im Schlafe bei zunehmender Beugung der Beine fast auf den Bauch herab, wobei sein Kopf wieder eine ähnliche Lage annimmt, wie die des Fötus war; und wo diese Senkung des Bauchs nicht Statt findet, da deutet wenigstens das Hinaufziehen des einen Fußes bei ebenfalls unter dem einen Flügel verborgenem Kopfe die tiefere Stufe der Stellung an.

In ein Liegen ohne stützende Gliedmaaßen kehrt der Körper zurück im Schlaf, in der Krankheit, im Affekt, in der Ohnmacht, im Tode. Auch die gekrümmte Lage des Fötus wiederholt sich hier: so beim Menschen im Krankseyn und im Schlafe, zumal in der Kälte, und beim Zusammenkugeln mehrerer Thiere in der Angst.

Ein Anhängen wiederholt sich, meist mit der Lage des Kopfes zu unterst, im Schlafe mancher Papageyen und Kolibris, im Winterschlafe der Fledermäuse, der Schnecken rc. und in der Verpuppungszeit mancher Insekten.

Die wiederholte Stufe ist bald eine nahe, bald eine entferntere. Alter und Tod des Menschen machen die

ganze Reihe vom Aufrechtstehen bis zum ganz passiven Liegen durch. Die Gestalt des Greises beugt sich wieder: der Kopf hängt vornüber, der Rücken ist gekrümmt, Stamm, Ober- und Unterschenkel bilden gegen einander wieder stumpfe Winkel; der Körper bedarf wieder, gleich dem des Kindes, einer Stütze. Die immer mehr sinkende Kraft verstattet auch das Sitzen nur eine Zeitlang; bald wird ein stetes Liegen nothwendig, aus dem der Ermattete sich nur mühsam auf Händen und Füßen erhebt, bis denn auch die letzte Kraft erlischt und er wieder in die ganz passive Stellung zurückkehrt, womit er nach dem ersten Athemzug des Neugebornen den Bogen seines Erdenlaufs begann.

Schlußsätze.

1. Die vorstehende Darstellung der thierischen Stellungsstufen, die den Beweis, daß sie naturgemäß sey, aus sich selber führen muß, zeigt uns, einzelne Ausnahmen eines anscheinenden Verweilens und Zurückbleibens abgerechnet, sowohl die sämmtliche Zahl der Thiere, die der Zoolog nach ihrer Organisation die niederen nennt, überhaupt, als auch wieder die niederen Thiere jeder Klasse besonders, auf den unteren Stufen. Wir sehen ferner, daß das Thier, das sich im Fortschritt seiner Entwickelung zu höheren Stellungsstufen erhebt, dieß nicht anders thut, als nachdem es sich auch durch die niederen, wenn auch nur kurze Zeit darauf verweilend, hindurchgebildet hat. Wir sehen endlich auch die Entwickelung der Stellungen des Menschen jenen Stufen folgend, ja sie auf den meisten sogar lange verweilend, auf der höchsten sich aber über jede bei Thieren vorkommende erhebend.

2. Jene Stufenreihe zeigt uns, wenn wir ihre Hauptverhältnisse ins Auge fassen, in der Stellung des Kopfes

des Rumpfes und der Gliedmaaßen, eine Entwickelungsfolge, die ganz so ist, wie die mathematische Aufgabe, es solle sich ein ohne andere Unterstützung am Boden ausgestreckter Thierleib vermittelst gegebener Stützen allmählig zu einem senkrecht aufgestellten erheben, sie fordern würde. Nachdem durch eine Menge hervorgesprossener Stützen das Thier vom Boden erhoben worden, wobei es anfangs der ganzen Länge nach wagrecht liegt, hebt es sich allmählig an dem vordern Ende, löst dann die Stützen, die nach und nach, des nicht mehr vorhandenen Bedürfnisses wegen, sich auf vier vermindert haben, an diesem Ende vom Boden, bleibt aber dabei noch stark vornüber gebeugt, bis allmählig der Winkel, den der Leib mit dem Boden bildet, weiter und zuletzt ein rechter geworden, und die Aufgabe gelöset ist. Das vordere Ende, der Kopf, und die Stützen zur aufrechten Stellung, die hinteren Gliedmaaßen, folgen hierbei einer eben so nothwendig geforderten Stellungsreihe. Erst wird jener gehoben: ein Zuvoreilen, welches freilich zur Folge haben muß, daß er während der gleichmäßig fortschreitenden Aufrichtung der übrigen Gestalt zuweilen wieder zurücksinkt, das aber der leichteren Aufrichtung der übrigen Gestalt wegen nothwendig war. Die anfangs zur Erhebung des Körpers zwar in beträchtlicher Länge, aber ohne hinreichende Kraft zur Streckung in spitzen Winkeln zusammengelegten Stützen verwandeln diese Winkel, unter Erhebung der Gestalt und Vermehrung ihrer Kraft, allmählig in rechte, dann in stumpfe. Zugleich nimmt zur festeren Unterstützung die Menge der nicht auf dem Boden ruhenden Gelenke allmählig ab, bis zuletzt nur ein einziges aufrecht gestelltes übrig bleibt, dessen Winkel nach und nach völlig verschwindet, während die übrigen unteren sich mit breiter Fläche unter einem rechten Winkel auf den Boden gelagert haben.

3. Auf keiner Thierstufe sind alle diese Verhältnisse gleich vollkommen entwickelt; sie nähern sich dieser Entwickelung nur, sofern sie sich der entwickelten Menschengestalt nähern. Wo eines, entfernt von dieser, sich beträchtlich entwickelt zeigt, da ist doch ein anderes dagegen zurückgeblieben. Und so gelingt es selbst, jenes im Vorigen erwähnte Voreilen und Hintanbleiben der Stellungen bei verschiedenen Thieren auf das allgemeine Entwickelungsgesetz zurückzuführen. Die Cephalopoden haben zwar den Kopf zu unterst; dafür sind sie aber auch den Fischen und mehreren Amphibien durch den Körper tragende Gliedmaaßen zuvorgeeilt. Der Schwan trägt zwar den Kopf sehr erhoben; seine Wirbelsäule liegt aber noch horizontal, seine Kniee sind stark gebeugt 2c. 2c.

4. Jedes Thier hat eine Stellungsstufe, auf der es in seinen Bewegungen am freiesten ist, und die ihm darum denn auch die naturgemäßeste ist. Auf einer andern Stufe als auf dieser, hat es, wenn es auch eine Zeitlang darauf verweilen kann, weniger Sicherheit der Stellung, oft, wie z. B. der Frosch im Kriechen, der Schwimmvogel im Gehen, der Affe im Aufrechtstehen, etwas auffallend Gezwungenes. Dieß Gezwungene, Unbefriedigende weist dann ziemlich entscheidend darauf hin, daß für das Thier noch eine andere Stufe, sey es nun eine höhere oder sey es eine niedere, da seyn müsse, wo es sich sicherer und freier zu bewegen vermag. Gleiches zeigt uns das Klettern und das Schwimmen des Menschen. Nicht minder gilt diese Bemerkung für die Stellungen in den verschiedenen Ausbildungszuständen des Thieres wie des Menschen: für das unbehülfliche Liegen des neugebornen Vogels und Säugthiers, für das Rutschen des Kindes auf den Knieen, wo meist gleich der erste Anblick zeigt, daß noch ein Mißverhältniß auszugleichen, noch ein Widerspruch zu lösen ist.

5. Die Stellungsstufe, die das Thier seiner natürlichen Entwickelung zufolge nicht erreicht, ist ihm meistens auch auf dem Wege des Erlernens verschlossen, und nur ausnahmsweise vermögen einige der vollkommneren sich auf diese Weise vorübergehend zu der, welche ihrer natürlichen die nächste ist, zu erheben. Auf eine niedere ist der Uebergang leichter; dasselbe gilt für den Menschen; selbst auf entfernte ist, wie auch sonst im Organischen das Niedere sich im Höheren wiederhohlen kann, der Rückschritt möglich; das Verweilen auf denselben fordert jedoch Anstrengung: so beim Säugthier das ausgestreckte Liegen, beim Menschen schon das Kriechen. Nur Schlaf, Krankheit und der Tod vermögen das Thier und den Menschen dauernd in Stellungen zurück zu versenken, die sonst nur mühsam zu Stande kommen würden.

6. Das Aufrechtstehen des Menschen ist nicht allein unter allen Stellungsstufen die höchste, sondern es läßt sich auch für den Körper sowohl des Thiers als des Menschen keine höhere ersinnen. Ein Auftreten auf die Zehen statt auf die Fußsohlen gefällt uns zwar an dem Tänzer, wenn es mit anmuthvollen Bewegungen verbunden ist; dauernd der Menschengestalt angeeignet, würde es aber für diese ein Rückschritt seyn zu dem, was schon bei Vögeln und mehreren Säugthieren da gewesen ist.

7. Im Allgemeinen haben pflanzenfressende Thiere mehr Anlage zur aufrechten Stellung, als fleischfressende. Unter den reissenden Thieren ist kein einziges sich aufrichtendes. Der Bär richtet sich zwar auf, aber nur sehr vorübergehend und er frißt auch Pflanzenstoffe. Die sich nie auf zwei Füße erhebenden pflanzenfressenden Säugthiere zeigen wenigstens in ihrem Bau deutliche Vorbereitungen zu einer entwickelteren Stellung; so die Giraffe in der Erhebung ihres Vordertheils, so das Kameel und besonders der Elephant

und frühere Stufen zwar im Schooße der Mutter verhüllt sind, die wir aber doch für die Aufgabe einer Geschichte der Entwickelung und wenn uns manche Erscheinungen der späteren Zeit nicht unverständlich bleiben sollen, dort aufsuchen müssen.

Wie alle körperliche Entwickelung (und die geistige, sofern sie von der körperlichen bedingt wird) vom Unvollkommenen zum Vollkommenen fortschreitet, so auch die der menschlichen Gestalt. Die Anatomie zeigt dieß für die räumliche Ausbildung, die Physiologie für die Verrichtungen, und dasselbe gilt denn auch für die Beziehungen des Körpers zur Schönheit.

Die Gestalt des Embryo entwickelt sich ästhetisch aus dem Adiaphoren, wie physiologisch; wie wir an dem Anbeginn der Menschengestalt noch keine besondern Funktionen unterscheiden, so auch kein Häßlich und Schön. Wir sehen ein milbenähnliches Gebilde, von menschlicher Gestalt noch keine Andeutung, bei Thieren und bei Menschen die gleiche Form. Est equidem, so sind des unsterblichen Harvey Worte (Exercit. de generat. animalium, exercit. 18), quod miremur, animalium omnium, praesertim sanguineorum (puta canis, equi, cervi, bovis, gallinae, serpentis, hominis denique ipsius) primordia, tam plane galbae figuram et consistentiam referre, ut oculis internoscere nequeas.

Die Form der Milbe verschwindet, die Theile sondern sich, die Verhältniße treten deutlicher hervor, aber die Formen sind nicht mehr ästhetisch indifferent. Foetus ille, so beschreibt Harvey (a. a. O. exerc. 56.) den aus dem zweiten Monat der Schwangerschaft und andere sorgfältige Beobachter stimmen mit ihm überein (m. s. besonders F. Meckel's Beiträge zur vergl. Anatomie, Bd. 1, Heft 1, S. 63 u. f.) magnitudine quidem unguem digiti minimi, forma vero ranulam referebat, praeterquam quod magno capite, et

pedibus brevissimis esset; instar gyrinorum, mense Junio, cum artus primum pullulant, caudam amittunt, et ranae imaginem induunt. — Facies eadem erat, quae aliorum animalium, canis nempe, vel felis, sine labiis, largoque oris rictu ad aures usque patente. Allerdings ist diese Kaulquappengestalt dem Naturforscher für seine Aufgabe höchst interessant, und er sieht deshalb in dem unförmlichen Kopf, den seitwärts liegenden Augen, den Nasenöffnungen ohne äussere Nase, dem lippenlosen, bis an die Ohren sich ausbreitenden Mund, den Stümpfen der Gliedmaaßen rc. nur die wissenschaftlichen Beziehungen; aber für den, der von diesen Beziehungen vorübergehend abstrahirt oder der von ihnen überhaupt nicht weiß, sind diese Formverhältnisse häßlich, und wahrlich in keinem geringem Grade.

Allerdings fällt dieses Häßliche weniger auf, weil die ganze Gestalt noch klein ist. Wie aber Vergrößerung der Formen schon so oft für dasjenige, was ästhetisch gleichgültig ist, verhäßlichend wirkt, und das schon vorher Häßliche dieß nun ganz besonders erfährt, so gilt dasselbe auch von der Embryogestalt in ihrem schnell vorrückenden Wachsthum. Verändern sich nun gleich im Fortgang der Entwickelung auch die Verhältnisse der Formen unter sich, so wird doch dadurch zur Verschönerung der Gestalt zu dieser Zeit noch nichts gewonnen. Dafür, daß die Größe des Kopfs verhältnißmäßig etwas abnimmt, erscheint die Dicke des Bauchs desto unförmlicher; gegen die stärker hervortretende Stirn wird das Mißverhältniß des übrigen kleinen Gesichts und der Mangel eines Kinns um so merklicher; und eben so ists mit den meisten anderen Formen. Die Nase, die sich über den Nasenlöchern zu bilden anfängt, ist doch eine Zeitlang nur eine kaum über die Gesichtsfläche hervorragende, eine hautartig ausgebreitete; der Mund bekommt zwar einen etwas vorstehen-

und frühere Stufen zwar im Schooße der Mutter verhüllt sind, die wir aber doch für die Aufgabe einer Geschichte der Entwickelung und wenn uns manche Erscheinungen der späteren Zeit nicht unverständlich bleiben sollen, dort aufsuchen müssen.

Wie alle körperliche Entwickelung (und die geistige, sofern sie von der körperlichen bedingt wird) vom Unvollkommenen zum Vollkommenen fortschreitet, so auch die der menschlichen Gestalt. Die Anatomie zeigt dieß für die räumliche Ausbildung, die Physiologie für die Verrichtungen, und dasselbe gilt denn auch für die Beziehungen des Körpers zur Schönheit.

Die Gestalt des Embryo entwickelt sich ästhetisch aus dem Adiaphoren, wie physiologisch; wie wir an dem Anbeginn der Menschengestalt noch keine besondern Funktionen unterscheiden, so auch kein Häßlich und Schön. Wir sehen ein milbenähnliches Gebilde, von menschlicher Gestalt noch keine Andeutung, bei Thieren und bei Menschen die gleiche Form. Est equidem, so sind des unsterblichen Harvey Worte (Exercit. de generat. animalium, exercit. 18), quod miremur, animalium omnium, praesertim sanguineorum (puta canis, equi, cervi, bovis, gallinae, serpentis, hominis denique ipsius) primordia, tam plane galbae figuram et consistentiam referre, ut oculis internoscere nequeas.

Die Form der Milbe verschwindet, die Theile sondern sich, die Verhältniße treten deutlicher hervor, aber die Formen sind nicht mehr ästhetisch indifferent. Foetus ille, so beschreibt Harvey (a. a. O. exerc. 56.) den aus dem zweiten Monat der Schwangerschaft und andere sorgfältige Beobachter stimmen mit ihm überein (m. s. besonders F. Meckel's Beiträge zur vergl. Anatomie, Bd. 1, Heft 1, S. 63 u. f.) magnitudine quidem unguem digiti minimi, forma vero ranulam referebat, praeterquam quod magno capite, et

pedibus brevissimis esset; instar gyrinorum, mense Junio, cum artus primum pullulant, caudam amittunt, et ranae imaginem induunt. — Facies eadem erat, quae aliorum animalium, canis nempe, vel felis, sine labiis, largoque oris rictu ad aures usque patente. Allerdings ist diese Kaulquappengestalt dem Naturforscher für seine Aufgabe höchst interessant, und er sieht deshalb in dem unförmlichen Kopf, den seitwärts liegenden Augen, den Nasenöffnungen ohne äussere Nase, dem lippenlosen, bis an die Ohren sich ausbreitenden Mund, den Stümpfen der Gliedmaaßen &c. nur die wissenschaftlichen Beziehungen; aber für den, der von diesen Beziehungen vorübergehend abstrahirt oder der von ihnen überhaupt nicht weiß, sind diese Formverhältnisse häßlich, und wahrlich in keinem geringem Grade.

Allerdings fällt dieses Häßliche weniger auf, weil die ganze Gestalt noch klein ist. Wie aber Vergrößerung der Formen schon so oft für dasjenige, was ästhetisch gleichgültig ist, verhäßlichend wirkt, und das schon vorher Häßliche dieß nun ganz besonders erfährt, so gilt dasselbe auch von der Embryogestalt in ihrem schnell vorrückenden Wachsthum. Verändern sich nun gleich im Fortgang der Entwickelung auch die Verhältnisse der Formen unter sich, so wird doch dadurch zur Verschönerung der Gestalt zu dieser Zeit noch nichts gewonnen. Dafür, daß die Größe des Kopfs verhältnißmäßig etwas abnimmt, erscheint die Dicke des Bauchs desto unförmlicher; gegen die stärker hervortretende Stirn wird das Mißverhältniß des übrigen kleinen Gesichts und der Mangel eines Kinns um so merklicher; und eben so ists mit den meisten anderen Formen. Die Nase, die sich über den Nasenlöchern zu bilden anfängt, ist doch eine Zeitlang nur eine kaum über die Gesichtsfläche hervorragende, eine hautartig ausgebreitete; der Mund bekommt zwar einen etwas vorstehen-

den Rand, aber dieser Rand sieht einer Geschwulst ähnlicher als der Bildung von Lippen; die Gliedmaaßen werden zwar länger, aber sie endigen sich in klumpigen Wülsten, aus denen nur nach und nach unförmliche, starr hinstehende und anfangs durch Häute verbundene Finger und Zehen hervorsprießen.

So lange die Embryo-Gestalt der eines niederen Thieres gleicht, oder ihre Hinneigung zur menschlichen nur an wenig auffallenden Merkmalen wahrzunehmen ist, mißt unser Gefühl sie nur mit dem Maaßstabe, den es für den ästhetischen Eindruck einer solchen unvollkommen entwickelten Thiergestalt hat. Aber anders fühlen wir uns angeregt, wenn nun aus dieser Thier-Gestalt eine menschliche hervorzublicken beginnt, wenn dieselbe, auf einem wichtigen Wendepunkt der Entwickelung angelangt, uns ein Thierisch-Menschliches darstellt, und zwar nicht etwa eines in thierischen und menschlichen Gliedern neben einander, wie manche Geschöpfe mythischer Dichtung, sondern ein in denselben Formen, Zügen und Stellungen verschmolzenes.

Nun messen wir diese Formen, diese Züge, nicht mehr mit dem Maaße, das wir an eine unvollkommen entwickelte niedere Thiergestalt legen, sondern mit jedem Augenblick der Betrachtung drängt sich uns der Abstand dieser Gestalt von der menschlichen, der Gegensatz der Richtungen, das Verzerrte von dem, was menschlich zu seyn strebt und doch noch thierisch ist, lebhafter auf. Wir ertragen, wenn nicht ein anderes Interesse uns festhält und das ästhetische Gefühl diesem weicht, den Anblick nicht lange; wir wenden uns ab von dem Gegenstande, der uns so unangenehm berührt.

Aber die Natur hat ja auch diese Mißgestalt in der geheimen Werkstatt ihres Bildens verhüllt, und selbst in dieser führt sie auf ihrem Entwickelungsgange dieselbe schnell vorüber. Nachdem der verzerrende Kampf des Thierischen

und Menschlichen in den Formen des Fötus gegen Ende des ersten Viertels der Schwangerschaft kurze Zeit gedauert hat, reißt sich die Gestalt, früher im Aeußeren entwickelt als im Inneren, rasch aus ihm los und die zwar noch nicht vollendete, aber nicht mehr verzerrte menschliche tritt, dem Anblick erfreuend, hervor. Der Wechsel der Formen, der noch unentschieden ließ, was aus ihm hervorgehen wolle, hört von nun an auf; die Entwickelung ist nun weniger ein Umbilden, als ein Fortbilden zur Vollendung der jetzt zu Stande gekommenen und nun bleibenden Menschengestalt.

Von dieser Zeit gilt dann, was Sömmerring (Icones embryonum humanorum, S. 2), nachdem er von dem Anziehenden in der Erforschung der Entwickelungsgeschichte des Fötus gesprochen, gegen diejenigen sagt, die in diesem nur Häßliches sehen wollen: Quocirca satis mirari nequibam, quum non solum physiologiae imperitos, sed ipsos etiam pictores et statuarios audirem, qui nescio quibus fabellis anilibus ducti, etiam integerrimi, et omnibus numeris absoluti embryonis humani formam non modo non arridentem, sed ne tolerabilem quidem judicabant; immo parum aberat, quin eam ceu monstrosam, fastidio delicatissimo abhorrerent. Hi quidem parum cauti, non id intuebantur, quod ordini naturae, sed quod ipsorum opinioni conveniebat.

Liegt hier nun offenbar eine Verwechselung der Zeiten zum Grunde, wovon denn die Folge war, daß man von der späteren Fötusgestalt aussagte, was nur von der früheren gilt, so haben wir uns dagegen auf der andern Seite zu hüten, daß wir nicht, in den gleichen Fehler verfallend, von der früheren behaupten, was nur die spätere gelten kann. Das möchten aber jene Läugner der Fötusschönheit unserm berühmten Zergliederer Schuld geben, wenn er nun fortfährt: Liceat rem exemplo a plantis desumto illustrare. Rosae

vel in calyce adhuc latitantis, vel semiadapertae, longe alia a partium ratione pendens est forma, quam dum calyce effracto et prorsus reflexo, foliorum explicatorum ubertate et pulchritudine efflorescens longe lateque splendet. Nihilosecius gemmam vel nodum rosae non despicimus, neque non alium inter illos formosiorem adpellamus ac alium. Rationi ergo consonum erit asseverare, aliam corporis humani formam pulchram et perfectam vocandam esse in embryonibus, aliam in foetibus, aliam in infantibus, aliam in adolescentibus, aliam in viris, aliam in foeminis, aliam denique in senibus. Quaevis aetas sua gaudet formositate et pulchritudine, ab illa pulchritudine, quam in aetate antecedente vel in sequente admiramur, valde diversa.

Schwerlich lassen sich diese Sätze vertheidigen, wenn die Gegner, Sömmerrings eigne Abbildungen von Embryonen zu ihrer Stütze gebrauchend, uns die Figuren 3 — 8 der ersten Tafel entgegen halten, von denen die drei ersten die Embryogestalt aus der sechsten bis achten, und die drei letzten die aus der achten, neunten und zehnten Woche in naturgemäßer Entwickelungsfolge darstellen. In der That braucht man nur einen einzigen Blick auf diese Abbildungen zu werfen, um zu dem Eingeständniß gedrungen zu werden, daß die Vergleichung des Schönheitsverhältnisses, worin der Fötus aus jenen Zeiten zu dem vollständig entwickelten steht, mit dem einer Rosenknospe und einer aufgeblühten Rose bloß eine poetische sey.

Man denke sich jene auf Sömmerrings Tafel abgebildeten Gestalten bis zu den Dimensionen eines neugebornen Kindes vergrößert und zweifle dann noch an ihrer Häßlichkeit! Wer wendet sich nicht gern ab von den Mißgeburten mit mangelnder Nase, mit klaffendem Munde, seitwärtsliegenden Augen rc.? Die zeigen uns aber jene

Embryonenformen vergrößert, indem sie fortgewachsen sind, ohne ihr Thierisches in ein Menschliches verwandelt zu haben.

Es gehört unzerstörbar zu unserer Natur, daß alle Vermengung von Thierischem und Menschlichem uns höchst widrig erscheint. Psychische Regungen, die das Thier blicken läßt, sehen wir gleichgültig an, da hingegen die Ausbrüche von Affekten, die Ausübungen des Lasters im Menschen uns vermittelst des ihnen beigemischten Thierischen schon durch ihren Anblick verletzen. Eben so läßt uns in den Bewegungen der Thiere das dem Thierleben Eigenthümliche gleichgültig, ja manche von diesen Bewegungen erfreuen uns durch ihre Gewandtheit; aber die nahe Annäherung des Thierischen an das Menschliche trifft uns auch hier jedesmal widrig; wie vor allem das Minenspiel des Affen, das stets an Züge des Menschenantlitzes streift und dabei doch immer in der Gebärde des Thiers festgehalten wird. Eben so ist uns am Menschen jede ins Thierische übergehende Bewegung höchst zuwider: so das Blecken der Zähne, das rüsselartige Vorstrecken des Mundes, das zermalmende Kauen &c. Unter den bildlichen Darstellungen der Verwandtschaft und des Uebergangs des Thierantlitzes zum Menschenantlitz, wie Porta, Le Brun, Camper und Lavater dergleichen geliefert haben, sind immer diejenigen die widrigsten, in denen Thierisches und Menschliches am meisten mit einander in Kampf erscheinen. Das Thier-Gesicht, das an das menschliche nur auf ganz entfernte Weise erinnert, läßt uns gleichgültig; aber die künstliche Umbildung des Gesichts eines Huhns zur Aehnlichkeit mit dem des Menschen, wie so etwas vor einigen Jahren auf den Märkten gezeigt wurde, erregt uns Abscheu.

Und hieran reiht sich denn auch das Widrige der Verschmelzung des Thierischen mit dem Menschlichen im Embryo. Auch wenn uns das Zeugniß der Erfahrung fehlte, würde sich doch schließen lassen, daß, wenn die Entwickelung der

Menschengestalt von einer thierähnlichen Bildung ausgeht, in dem Fortgang dieser Entwickelung eine Durchgangsstufe mit einem hohen Grad von Häßlichkeit der Fötus-Bildung vorhanden seyn müsse. Ja wir dürfen mit Recht zweifeln, ob irgend ein Verhältniß der Menschengestalt, in dem nicht etwa wieder eine Vermengung von Thierischem und Menschlichem Statt findet, diesen Grad zu übertreffen im Stande sey.

Auf eben diese Vermengung des Thierischen und Menschlichen können wir denn auch wohl das Widrige, das der Anblick menschlicher Misgeburten hat, zurückführen. Es ist, als wenn eine Ahnung dessen, was der Mensch seyn würde, wenn er dieser Verzerrung gliche, in der widrigen, ja selbst peinlich beklemmenden Empfindung, die jener Anblick in uns erregt, hervortrete.

Auf dasselbe, daß der Fötus zu irgend einer Zeit seiner Entwickelung häßlich gewesen seyn müsse, werden wir nun auch, selbst falls wir es sonst nicht wüßten, hingewiesen, wenn wir die Hauptquelle aufsuchen, warum häßliche Formen so oft an Neugebornen, und, ohne nach der Geburt durch Krankheit, Verletzung, böse Gewohnheit oder Laster erworben zu seyn, an Erwachsenen vorkommen. Allerdings kann die Richtung zur Häßlichkeit schon im Keime gegeben seyn; es bleibt indeß die Frage, wie die Entwickelung durch diese Richtung abgeändert ward. Von den zwei möglichen Wegen: einer Abweichung der Entwickelung in eine andere Form und einer Hemmung derselben, ist der erste bekanntlich (m. s. Meckel's Handbuch der pathol. Anatomie, Bd. 1. S. 81) bei der Entstehung anderer, größerer, Mißbildungen der minder häufige; was dann die Vermuthung begründet, daß er es auch bei derjenigen seyn werde, von der hier die Rede ist. Und vergleichen wir nun hiermit die verschiedenen Bildungen, wodurch Kinder

und Erwachsene häßlich erscheinen, so finden wir in der That, daß diese Bildungen größtentheils solche sind, die sich auf die der frühern Fötuszeit zurückführen lassen: zwar in den Dimensionen vergrößerte, aber in den Verhältnissen stehen gebliebene Formen jener Zeit (sogenannte Hemmungsbildungen). Eine Menge von Beispielen zeigt dieß: für den Kopf die Vorragung der Stirn, der Mangel der Augenbraunen, die Wulstform der Augenlieder, die entstellende Größe des Mundes, die Spaltung der Oberlippe, die mangelhafte Ausbildung des Kinns ꝛc., für den übrigen Körper die Krümme der ganzen Gestalt, die Kürze des Halses, die Schiefheit der Beine, die Klumpform der Füße ꝛc.

Gleicht ferner das Gesicht des Fötus in der früheren Zeit dem des Fötus der Thiere, (m. s. o. S. 257 Harvey's Worte) eines Hundes, einer Katze, so legt sich uns hier ferner der Grund offen dar, warum manche Menschen von Jugend auf in ihrer Physiognomie so viel Thierähnlichkeit zeigen. Mögen auch die Nachweisungen, die Porta, Le Brun und Tischbein von der Aehnlichkeit mancher Menschenphysiognomieen mit Thierphysiognomieen gegeben haben, im Einzelnen nicht immer befriedigen, so bleibt doch in der Hauptsache eine Wahrheit übrig, die mit unserem Gegenstand in nahe Beziehung tritt.

Und so werden wir von mehreren Seiten dazu gedrängt, die Entwickelung der Menschengestalt zur Schönheit nicht als eine von Anbeginn des Embryos stetig fortschreitende, sondern als eine erst nach einer beträchtlichen Abweichung von diesem Ziele sich demselben wieder nähernde zu betrachten. Ja wir sind wohl genöthigt, diese Abweichung für eine solche zu erklären, die größer ist, als sie durch Störung der Entwickelung der Menschengestalt in irgend einer späteren Zeit zu Stande kommen kann.

Hat der Fötus in dem Fortgang seiner Entwickelung

erst die thierisch-menschliche Verzerrung überwunden, so eilt er, falls keine krankhafte Störung ihn aufhält, nun schnell dem vollkommnen Ausdruck der Menschengestalt zu. Jetzt offenbart es sich, daß dieser Gestalt das Schöne angehöre, so schnell ergreift sie es. Der Fortschritt ihrer Entwickelung ist von nun an Fortschritt zur Schönheit.

Diese Entwickelung der Schönheit in der Fötusgestalt verträgt sich nun allerdings gar wenig mit der bei Einigen beliebten Lehre von dem Einfluß des Lichtes auf die Gestaltung organischer Körper. Offenbar hat man indeß diese Lehre zu unbedingt aufgestellt, da ihr außer der Fötusentwickelung auch die entwickelten Formen mancher inneren Theile des thierischen und menschlichen Körpers widersprechen.

Wie aber, mit jener Lehre anderntheils in völliger Uebereinstimmung, die höchste Vollendung der Form nur in den äußeren Theilen erscheint, und hier wieder derjenige Theil, der mit dem Lichte in der meisten Beziehung steht, das Auge, der in der Form entwickeltste ist, so erreicht denn auch der Fötus, selbst in der letzten Zeit vor der Geburt, noch nicht den Grad der Gestaltvollendung, dessen das neugeborne Kind im normalen Fortschritt seiner Entwickelung theilhaftig wird. Der Kopf steht noch im Mißverhältniß gegen den übrigen Körper, das Auge ist noch unvollständig entwickelt, die Nase hat noch etwas Gedrücktes, Geplätschtes, die Gliedmaaßen sind noch zurück in der Entwickelung gegen den Rumpf.

Der Mensch wird mit allen Formverhältnissen geboren, die seiner äußeren Gestalt wesentlich sind. So hülflos das Kind auch da liegt, unter allen Thieren, die uns näher stehen, ist doch bei keinem das Neugeborne dem Erwachsenen ähnlicher, als beim Menschen. Bei vielen Säugthieren öffnen sich die Augen des Jungen erst nach einigen Tagen, bei anderen müssen noch erst Mähnen oder Hörner

wachsen, oder das Junge wechselt doch wenigstens erst die Farbe und Dichtigkeit der Hautbedeckung; von allem dem zeigt die Menschengestalt nichts.

Ob die Gestalt des normal ausgebildeten Kindes im gleichen Grade schön sey, als die des Jünglings, der Jungfrau, ist eine Frage, für die schwerlich eine übereinstimmende Antwort zu gewinnen seyn möchte. Vergessen wir indeß nicht, daß Mißverhältnisse in den kleinen Formen des Kindes weniger auffallen müssen, als beim Erwachsenen! Die Künstler müssen nicht der Meinung seyn, daß die menschliche Gestalt im Kinde ihre höchste Schönheit erlange, da sie zu ihren Darstellungen schöner Gestalten selten Kinder wählen, und ihnen gebührt über jenen Streitpunkt doch wohl eine Hauptstimme.

Der Fortschritt des Säuglings in der Entwickelung zur Schönheit ist unverkennbar. Jene Mißverhältnisse in den Formen des Fötus, die das Kind noch mit zur Welt brachte, schwinden immer mehr. Offenbar ist jedoch der Fortschritt zu dieser Zeit sowohl im Ganzen als in einem bestimmten Zeitraum viel minder beträchtlich, wie in der Fötuszeit nach jenem Wendepunkte zwischen Thier- und Menschengestalt.

Es ist eine Bemerkung, die sich wohl jedem aufmerksamen Beobachter von Kindern darbieten wird, daß die Kleinen, Mädchen wie Knaben, auch ohne das Dazwischenkommen krankhafter Störungen, ihre schönen Zeiten haben und ihre nichtschönen. Gibt es hier noch Perioden normaler Abweichung oder gar des Rückgangs? Fast scheint es so. Das allmählig fortschreitende und in den Antheil nehmenden Mundpartieen wechselnde Hervortreten der Zähne, so wie kleine, zur normalen Entwickelung gehörende, Umbildungen in den Verhältnissen der Gesichtsknochen mögen hierbei besonders im Spiel seyn.

Was zu der physischen Schönheit durch den Abglanz der

Seele hinzutrete, und zwar beim Kinde als Ausdruck der Unschuld, in der Zeit jugendlicher Blüthe als Anmuth, im reiferen Alter als Würde, lassen wir hier, als ein unserem Gegenstande Entfernteres, bei Seite, zumal da alle diese psychischen Beziehungen weit mehr die Bewegung angehn, als die uns hier beschäftigende, auf stehenden Formverhältnissen beruhende Gestalt.

Eben so müssen wir hier, wo bloß der Vorschritt der Entwickelung, nicht deren Rückschritt unsere Aufgabe ist, unerörtert lassen, wie die menschliche Gestalt, nachdem ihre Blüthezeit vorüber ist, wieder zurücksinkt in die Abweichung von der Schönheit, welches Zurücksinken zwar die Vergänglichkeit des Körpers unerläßlich zu fordern scheint, das aber die sittliche Macht der Seele, indem sie bei abnehmender Schönheit der Formen deren Bedeutsamkeit erhöht, um ein Großes zu mindern vermag.

So sehen wir denn, gleichwie im höchsten Alter, ja selbst im Tode, nicht das Indifferente der Gestalt der ersten Zeit wiederkehrt, so dort auch keine solche Abweichung wieder wie in dieser Zeit. Der menschliche Körper kann durch einen unglücklichen Zufall, noch mehr durch Laster, bis zu einem beträchtlichen Grade entstellt werden; aber nie, und auch im höchsten erworbenen Blödsinn nicht, sinkt er wieder zurück in eine thierisch-menschliche Gestalt. Nur in einer bestimmten Folge kann Schönes und Häßliches aus dem Anfang der Menschengestalt hervorsprießen; das Höchste von jenem erhebt sich aus dem Höchsten von diesem; ein Früher oder Später der Entwickelung, worin die verschiedensten Richtungen nur um einen kurzen Zeitraum von einander entfernt sind, ruft beide aus demselben Keim, aus demselben Tröpfchen bildsamer Flüssigkeit hervor.

Zum Schluß möge uns hier noch die Frage beschäftigen, die schon Anderen ein Gegenstand der Betrachtung gewesen,

die nämlich, wiefern die Entwickelung zur Schönheit, soweit diese durch die Gestalt, abgesehen von dem Ausdruck der Seele, bedingt ist, und die physiologische Vervollkommnung der Menschengestalt zusammengehören. Man hat vor Kurzem wieder daran gezweifelt, daß eine solche Verknüpfung da sey; eine nähere Betrachtung muß uns zeigen, ob mit Recht. Wir betrachten hier zunächst den Gegenstand in Beziehung auf die Entwickelung des Fötus, und vergleichen dann das hier Gewonnene mit dem Verhalten der Menschengestalt in weiteren Kreisen.

Des Zusammenfallens der physiologischen Indifferenz mit der ästhetischen ist schon oben Erwähnung geschehen. Das Unstäte in den Formen derjenigen Fötuszeit, wo die Gestalt im Häßlichen vorschreitet und dessen Gipfel erreicht, läßt uns mit Recht vermuthen, daß mit dieser Unstätigkeit auch ein rascher Wechsel in den physiologischen Processen verbunden sey. Wo aber diese Processe so schnell auf einander folgen, da wird schwerlich einer anders als nur unvollkommen zu Stande kommen können. Selbst das Bildungsgeschäft muß hier ungenügend seyn, da das Gebildete so schnell in Stoff und Form wieder zurückgenommen und durch Anderes ersetzt wird. Auf Gleiches deutet die große Geneigtheit des Fötus der früheren Zeit zu Mißbildungen, sofern mit Recht zu schließen ist, daß der unvollkommen belebte Proceß leichter zu stören seyn werde.

Eine geringere Neigung zu Mißbildungen, so wie ein mehr Sichgleichbleiben des Gestalteten muß dagegen aus denselben Gründen auf besseres Gelingen, auf eine größere Vollkommenheit des Gestaltungsgeschäftes hinweisen. Und diese Periode beginnt, wenn der Fötus aus der wechselnden thierisch-menschlichen Gestalt in die nun nicht wieder weichende menschliche übergeht.

Allerdings sind selbst in der letzten Zeit des Fötuslebens

manche physiologische Verrichtungen noch nicht in Ausübung, wie das Athmen durch die Lunge, oder nur in unvollständiger, wie die Absonderung von Verdauungssäften. Aber der Körper ist doch schon fähig dazu; aus dem Uterus verdrängt, vermag er schon Athem zu hohlen, und es tritt eine reichlichere Erzeugung von Verdauungssäften in ihm ein. Im Kinde sind alle zum Leben des eigenen Körpers nothwendige Verrichtungen in gleicher Art, wenn auch nicht in gleicher Entwickelung vorhanden, wie im Erwachsenen. Die vollste Blüthe aller ist endlich die Zeit des Jünglings, der Jungfrau.

So weit schiene nun allerdings ein Zusammentreffen der physiologischen und der ästhetischen Entwickelung vorhanden zu seyn; wir dürfen indeß aus diesem Zusammentreffen keine zu raschen Folgerungen ziehn. Denn widerspricht nicht, wenn wir uns nun nach der Uebereinstimmung von Schönem und physiologisch Vollkommenem in dem ganzen Kreise menschlicher Gestalten umsehen, doch noch so manches Andere, nicht die dem ersten Anblicke sich darbietende Erscheinung, daß von so vielen Formverhältnißen, die zur Schönheit auf das entscheidendste beitragen, sich durchaus keine physiologische Bedeutung nachweisen läßt, wie z. B. von einer geraden oder gebogenen Nase, einem großen oder kleinen Mund, einem spitzigen oder runden Kinn; widerspricht nicht der ästhetisch große Unterschied zwischen der Gesichtsform eines Negers und der eines Menschen der kaukasischen Race, welche doch beide physiologisch einander so nahe kommen; widerspricht nicht der in Beziehung auf Schönheit mangelhafte Körperbau so vieler Menschen, die doch vollkommen gesund sind? Es gilt, dieß kürzlich näher zu betrachten.

Allerdings kann das physiologisch Unbedeutende ein ästhetisch sehr Bedeutendes seyn und daß beides nicht mit einander in Gleichmaaß stehe, müssen wir vor aller weiteren Unter-

suchung im Voraus anerkennen. Anderntheils haben wir aber auch nicht zu übersehen, wie wenig die physiologischen Verrichtungen so vieler äußeren Theile bis jetzt erforscht sind, wie zumal das Eingreifen dieser Verrichtungen in die Lebens-Harmonie des Ganzen noch völlig im Dunkel ist. Eine gerade und eine gebogene Nase, ein spitziges und ein rundes Kinn scheinen uns freilich physiologisch gleich; sie könnten aber doch in ihrem Ernährungs-, in ihrem Absonderungsgeschäft, in ihrer Wärme erzeugenden oder leitenden Kraft, zumal aber in ihrer Beziehung zur Ausbildung und Verrichtung innerer Theile beträchtlich unter einander verschieden seyn. Von dem aber, was wir gar nicht oder doch nur unvollkommen kennen, lassen sich keine Beweisführungen hernehmen.

Andererseits bietet uns die Vergleichung der physiologischen Verrichtungen äußerer Formen mit der Beziehung dieser Formen zur Schönheit zwei Erfahrungssätze dar:

1) Wo uns von der physiologischen Bedeutung äußerer Formen etwas Näheres bekannt ist, finden wir beides, Schönheit und physiologische Tüchtigkeit, fast immer beisammen. Gleichmaaß der Verhältnisse, so daß der Kopf dem Bauch nicht vorstrebt, dieser nicht jenem, Geradheit der Gliedmaaßen bedingt auch Gesundheit, bedingt auch Kraft. Eine über das Gesicht sich gerade erhebende Nase taugt am besten zum Einziehen der Luft für Riechen und Athmen; mäßig vorstehende und weich geründete Lippen taugen am besten zur Sprache; weiße, gerade Zähne schliessen genau auf einander, dienen ebenfalls der Sprache am besten, kauen gut &c.

2) Physiologisch Mangelhaftes ist nie schön: so schielende Augen, schwarze, schiefe Zähne, scrofulöse Lippen &c. Krankheit kann zwar interessant machen, aber nie schöner, es sey denn das vorher Abnorme. Alle Mißgeburten sind, indem sie physiologisch mangelhaft sind, zugleich häßlich.

Kann nun Unbekanntes nicht gegen Bekanntes beweisen, eher aber dieses gegen jenes, so scheint denn doch jenes Resultat, das aus der Entwickelungsgeschichte der Menschengestalt hervorging, nicht so allein da zu stehen und beide Vergleichungsreihen gemeinschaftlich berechtigen uns wohl, nicht ohne verstärkte Ueberzeugung einen frühern Ausspruch zu wiederhohlen (diese Zeitschr. für 1823, S. 289): Die zu den Lebensverrichtungen tüchtigste Gestalt wird stets auch die schönste seyn, so wie anderntheils der Apoll von Belvedere, wenn er mit einer innern Gestaltvollendung, die seiner äußeren entspräche, lebendiges Fleisch und Blut erhielte, auch eben in der Vollendung seiner Gestalt die vollkommenste Lebenstüchtigkeit besitzen würde.

Ueber das Physiologische in der Färbung der Menschenracen.

Von

Nasse.

Es ist eine bisher wohl nicht hinreichend beachtete Erscheinung, daß an der Oberfläche unseres Körpers einige Stellen anders gefärbt sind als die übrige allgemeine Hautdecke: so das Scrotum, der Kreis um die Brustwarzen, die Lippen, die Wangen. Wir können die Beschaffenheit dieser Stellen benutzen, um aus ihnen Aufschluß zu ent-

nehmen über die physiologische Natur anderer gefärbter Flächen des menschlichen Körpers.

Eine andere Färbung von Theilen unserer Hautoberfläche, die der Haare, ist zwar weit mehr, und schon seit den frühesten Zeiten physiologischer Betrachtung ein Gegenstand der Aufmerksamkeit gewesen; indeß scheint auch sie, mit der Beschaffenheit der Haut verglichen, für die Erkenntniß dieser und anderer Verhältnisse doch noch manche Ausbeute zu versprechen.

Die Färbung von Haaren und jenen Hautstellen ist gelb (in dem Kopfhaar mancher Menschen), roth (in Haaren, Lippen und Wangen), braun (in Haaren, dem Hof der Brustwarzen und dem Scrotum), bräunlich schwarz (ebenfalls in dem Hof der Brustwarzen bei manchen Frauen) bis zum Erlöschen aller Farbe im vollkommnen Schwarz mancher Kopfhaare. Das Ganze bildet also eine Reihe von Gelb durch Roth und Braun zum Schwarz.

Dieselbe Reihe stellen uns nun in einem bedeutsamen Zusammentreffen die Hautfärbungen der Menschenracen dar, wo das mehr oder weniger Weiß der kaukasischen, das Waizengelb der mongolischen, das Kupferfarb der amerikanischen, das Braun der malayischen, und das Schwarz der äthiopischen Race durch Nuancen in einander übergehen. Bekanntlich zeigen schon die südlich wohnenden Völker der kaukasischen Race starke Abweichungen von dem Röthlichweiß der nördlichen ins Gelbliche und selbst ins Bräunliche; eben so bildet das charakteristische Waizengelb der Mongolen einerseits Uebergänge zum Weißen, andrerseits zum Gelbbraunen und Schwarzgelben; Nordamerikaner und Südamerikaner stellen die gemeinsame Kupferfarbe in verschiedenen helleren und dunkleren Abstufungen dar; das Braune der Malayen spielt einerseits ins helle Mahagony, andrerseits ins dunkelste Nelken- und Kastanienbraun; und endlich erhellt sich das Pechschwarz des vollkommenen Negers bei mehreren Völker-

zweigen dieser Race zum Grauen und Schwärzlichgelben. (M. vergl. Blumenbach de gen. hum. variet. dritte Ausg. S. 120, Rudolphi's Grundriß der Physiologie Bd. 1, S. 57 u. f., und Lawrence's Lectures on physiology, zoology and the natural history of man, S. 268 u. f.)

Auf gleiche Weise sehen wir denn auch in den Haaren Zwischenstufen vom Weißlichgelben zum Gelben, vom Gelben zum Blonden, von diesem zum Gelbröthlichen, zum Bräunlichen rc. Nicht minder stuft sich das Roth der Lippen vom Blaßröthlichen bis ins Braunröthliche hinab. Und der Hof der Brustwarzen geht zuweilen, zumal bei Schwangeren, bis beinahe ins volle Schwarz über.

Offenbar bilden alle diese Färbungen zusammen eine Reihe, die sich an dem einem Ende ins Röthlichweiße, an dem anderen durchs Bräune ins Schwarze verliert, und in deren Mitte die Farbe derjenigen Flüssigkeit steht, die man mit Recht die Flüssigkeit des menschlichen und thierischen Körpers vorzugsweise nennen kann, und die bekanntlich da, wo wir beim Küchlein im Ei ihre Anfänge beobachten können, mit gelblicher, dann orangegelb, dann blaßroth werdender Färbung beginnt, und andererseits, bei vollendeter Ausbildung, auf der venösen Seite des Kreislaufs ein Schwärzlichroth erreicht, das, krankhaft gesteigert, kaum von einem Schwarz zu unterscheiden ist, und aus dem wir unstreitig den Stoff zu allen Färbungen im Körper herleiten müssen, wie es Blumenbach und Andere für die Schwärze der Negerhaut und Berzelius für sämmtliche Färbungen der Haare denn auch bereits gethan haben.

Daß eine organische Fläche weniger geneigt sey, Elementarfarben zu zeigen, je organisirter, je belebter, je edler sie ist, wie v. Göthe (zur Farbenlehre Bd. 1, §. 666 und 670) dies Gesetz ausgesprochen, bestätigt sich auch, wenn wir vollkommne Haut, gefärbte Stellen und Haare

in jener Beziehung mit einander vergleichen. Alle Hautfärbungen der Racen sind getrübt; das Roth der Lippen erscheint theils auf einer minder vollkommen organisirten Fläche (m. s. weiter unten), theils ist es ebenfalls schon ins Blaße oder auch ins Bräunliche gemildert; das Roth der Wangen verzieht sich, außer daß es keine konstante Erscheinung ist, ebenfalls ins Blaß- oder Braun-röthliche. Daß aber die Haare sich vor allem der Elementarfarbe nähern, bezieht sich eben auf die niedrigere organische Stufe, die sie im Verhältniß gegen die Haut einnehmen, wie denn aus demselben Grunde die Federn, die der Haut noch unähnlicher sind, auch stärker hervortretende Färbungen zeigen als die Haare. (M. s. ebenfalls v. Göthe a. a. O. §. 663).

Wie ein deutliches Roth der Wangen nur bei weißröthlicher Haut erscheint, wie ferner die Lippen der Neger nie mehr als rostfarben oder etwas heller schwarz als der übrige Körper sind, (vergl. Rudolphi a. a. O. S. 44), so bilden sich auch nur auf jener Haut gelbe, rothe oder braune Haare, so daß also auch hiernach die Lichtseite der Erzeugung von Farbe günstiger ist, als die Schattenseite. Nur wenn im Alter die dunkle Hautfarbe auch bleicher wird, färben sich bei ihr auch Kopfhaar und Bart grau, selbst weiß. Daß nach v. Humboldt (Versuch über Neuspanien, Bd. 1, S. 123) graues Haar bei den Amerikanern viel seltener vorkommt, als weißes bei den Negern, stimmt damit überein, daß überhaupt bei Negern Abweichungen der Färbung leichter zu Stande kommen, als bei andern Racen, wie das oft beobachtete Geflecktseyn von Negern und das bei dieser Race häufige Vorkommen von Albinos darthut, die dagegen unter den Amerikanern etwas Seltenes sind (m. s. Lawrence a. a. O. S. 266), so wie denn auch bei Weißen rothe Haare nicht so leicht grau werden sollen, als schwarze, welchem allem zufolge also der menschliche Körper die Farbe,

die dem Blute näher kommt, fester hält, als den Mangel aller Farbe im Schwarz.

In allen diesen Färbungen der äußeren Theile der verschiedensten Völker erscheint nun aber nirgends ein Blau oder Grün; ja selbst ein bloßer Blaubart ist nur eine poetische Person. Sogar innere Theile zeigen diese Farben nur auf kleinen Räumen und unter ganz eigenthümlichen Verhältnissen, wie namentlich die Regenbogenhaut. Schon Violet fehlt. Das Blut der Venen erscheint bloß durch das trübe Mittel der weißröthlichen Haut hindurch in jener Farbe, ist aber für sich betrachtet dunkelroth. Ja, selbst erkrankend erzeugt der menschliche Körper selten und nur so zu sagen im Kampf ein Grün oder Blau. So häufig die Gelbsucht, so selten ist die Grünsucht und auch in dieser noch immer große Hinneigung der Hautfarbe zum Gelben. Die Pathologie spricht zwar von einem **morbus coeruleus**, einer Blausucht; indeß ist in dieser ebenfalls seltenen Krankheit die Haut keineswegs, wie es zumal die deutsche Benennung ausspricht, blau, sondern bläulichschwarz, livide.

Und so stellt sich denn der menschliche Körper in der Färbung seiner Haut, seiner Haare, seines Blutes, so wie seiner übrigen Säfte, nicht bloß während seines gesunden, sondern auch für die Regel während seines kranken Zustandes, entschieden auf die Plusseite des Farbenkreises, also auf dieselbe Seite, der auch Licht und Wärme und Kraft vorzugsweise angehören, und nur in einigen seltenen Krankheiten, wo die Quellen seines Lebens (im Athmen wie in der Blausucht, oder in der Blutmischung wie in der Grünsucht) versiegen wollen, neigt er sich vorübergehend nach der entgegengesetzten Seite, wo Schatten überwiegt und Kälte und Schwäche. Es wird dieses merkwürdige Verhältniß sich uns noch schärfer darstellen, wenn wir weiter unten auch auf die Farben der Thierwelt einen flüchtigen Blick werfen.

2.

Daß das Weiß der Haut so wie der Haare auf eine schwächere Ernährung deute, als das Schwarz, dieser schon von Theophrast oder wie es wohl richtiger heißt, von Aristoteles (m. s. v. Göthe a. a. O. S. 46 — 53) aufgestellte, von Neueren, zumal von Blaine, F. Meckel und Blainville anerkannte und von mir (m. s. diese Zeitschrift f. 1823, Heft 3, S. 250) bereits auf die Ableitung der Negerfarbe angewandte Satz verstattet für die Anthropologie noch eine weitere Ausführung. Er bietet uns ein Hauptmoment dar für die physiologische Begründung der im Vorigen aufgeführten Farbenphänomene

Es sind die zur reichlichen Ernährung besonders günstig gelegenen und auch von reichlicher Nahrungsstoffzufuhr zeugenden Lippen, Wangen, Brustwarzenhöfe, Testikelhüllen, die wir gefärbt finden; keine, gleich der Bedeckung der Ohren und der Nase, auf wenig belebten Knorpeln liegende Hautausbreitungen, keine, die reichlichen Stoff zu Absonderungen hergeben müssen, wie die Augenlieder auf ihrer innern Fläche, keine, die Gestaltungen zu unterhalten haben, wie alle stark behaarten Theile der Haut, sondern durch die Abwesenheit aller dieser Verhältnisse begünstigte.

Gleiches zeigt sich für weiße und gefärbte Haare. Daß die erstern dünner sind als schwarze, ist bekannt; auch fand ja Vauquelin in jenen weniger Eisen und Braunstein, als in schwarzen, obschon mehr Magnesia, die indeß schwerlich ein Nahrungsbestandtheil ist und überdieß von Sachs (Hist. duor. leucaethiop. S. 30) auch in den schwarzen gefunden ward, womit denn der Erfahrungssatz, daß das Weißwerden der Haare mit seltenen Ausnahmen eine allmählig oder plötzlich eingetretene Schwäche des Körpers, der Haut

wenigstens, zum Begleiter hat, vollkommen übereinstimmt. Da ferner nach **Vauquelin** rothe Haare zwar etwas weniger Eisen und Braunstein liefern, als schwarze, aber doch mehr als weiße, so ordnet sich theils auch hierin die Folge beider der Farbe gemäß, theils schließt sich dieses chemische Resultat an die bekannte Erfahrung, daß Menschen mit rothen Haaren so häufig scrofulös und an der Ernährung leidende sind. Von den Kindern sagt schon **Theophrast** (Opera ed. **Schneider**, Bd. 1, S. 891): *τῶν γὰρ παιδίων ἁπάντων αἱ κεφαλαὶ κατ' ἀρχὰς μὲν γίνονται πυῤῥαὶ διὰ τὴν τῆς τροφῆς ὀλιγότητα. Φανερὸν δὲ τοῦτό ἐστι· καὶ γὰρ ἀσθενεῖς αἱ τρίχες καὶ ἀραιαὶ διὰ τὴν αὐτὴν αἰτίαν. Ἔτι δὲ καὶ βραχεῖαι τὸ πρῶτον ἅπασιν ἐπιγίνονται τοῖς παιδίοις, προϊούσης δὲ τῆς ἡλικίας μελαίνονται πάλιν, χρωϊζομένοις αὐτοῖς διὰ τὸ πλῆθος τῆς ἐπιῤῥεούσης τροφῆς.* Und von dem Barte: *ὁμοίως δὲ καὶ περὶ τὴν ἥβην καὶ τὸ γένειον, ὅταν ἄρχωνται τὸ πρῶτον ἡβᾷν καὶ γενειᾷν, καὶ αὗται γίνονται κατ' ἀρχὰς μὲν πυῤῥαὶ ταχέως διὰ τὴν ὀλιγότητα τῆς ὑγρασίας ἐν αὐταῖς καταξηραινομένης· τῆς τροφῆς δὲ πλέον ἐπὶ τὸν τόπον φερομένης μελαίνονται πάλιν.*

Daß die Haut des Negers besser genährt sey als die des Weißen, glaube ich in meinem früheren Aufsatze: Zur Physiologie des Negerkörpers, Zeitschr. f. die Anthropologie a. a. O. S. 244 u. 250, näher dargethan zu haben. Diese gut genährte Haut erzeugt denn auch schwarze Haare. Wird der Neger alt und schwach, so mildert sich sein Schwarz und zieht sich ins Gelbe (m. s. **Seiler** über das Alter in **Reil's** und **Autenrieth's** Archiv, Bd. 6, S. 64). Und wird er als Kakerlake weiß, so ist dies für das seiner Natur angehörende Lebensverhältniß wohl selbst Krankheit, wie denn auch **Blumenbach** und nach ihm Andere es so nennen.

Vielleicht irren wir nicht, wann wir nun nach diesen aus der Physiologie der Negerhaut hervorgehenden Andeutungen das Braun und Kupferroth und Gelb anderer Racen aus Verhältnissen der Hauternährung herleiten, die, obgleich noch eben so innerhalb der Gränzen der Gesundheit wie die Hauternährung der Weißen, zwischen dieser und der des Negers mitten inne liegen. Auf diesem Boden erzeugt sich nun im normalen Zustande ein Kopfhaar, das zwar schwarz, wie das des Negers, aber beim Mongolen und Amerikaner, wo die Haut weniger reichen Nahrungsstoff bietet, schon minder häufig ist und sich darin dem Barte, auf den überdieß noch ein anderer weiter unten zu beachtender Umstand wirkt, gleich verhält.

Die geringe Entwickelung des malpighischen Netzes, die der Haut des Weißen im Verhältniß gegen die des Negers eigen ist, gibt uns, außer über die Farbe der Haut selbst, auch über die Beschaffenheit des Haares Aufschluß, das, zumal bei den Nordeuropäern, weich und fein (zugleich zwar auch lang, was indeß nur für längere Dauer und nicht geradezu für größeres Wachsthum spricht) und sowohl gelb oder roth als braun oder schwarz, in dem letzteren Falle aber nicht steif, wie das der Mongolen und Amerikaner, oder kraus wie das der Neger, auf ihr wächst. Die gelblichweiße Farbe, die Feinheit, das von Sachs auf chemischem Wege erhaltene eisenfreie Produkt der Haare der Leucopathen deutet hin auf die Richtung, nach welcher das Lebensverhältniß der Haut beim Erzeugen solcher und ähnlicher Haare abweicht. Und bekanntlich findet sich auch eine nur eben beträchtliche Steigerung der Hautfarbe der Weißen meist schon mit Krankheit zusammen, wie Scrofeln, Bleichsucht und Wassersucht hiefür hinreichende Belege liefern.

3.

Ist es richtig, was ich in meinem früheren Aufsatze

(a. a. O. S. 245) erwiesen zu haben glaube, daß die Haut des Negers einer Schleimhaut näher steht als die der Weißen, so ließe sich hiernach wenigstens vermuthen, daß die Racen, die in der Farbe zwischen dem Weißen und Neger stehen, auch in der größern oder geringern Entfernung der Haut von einer Schleimhaut zwischen jenen ihren Platz haben. Geringere Empfindlichkeit der Haut findet sich auch bei den Amerikanern, kaltes Anfühlen derselben auch bei den Völkern Südindiens, starke Ausdünstung auch bei Amerikanern und Mongolen rc. Indeß reichen diese wenigen Data nicht hin, um den Gegenstand von hier aus schon jetzt ins Klare zu stellen.

Vielleicht gewinnen wir mehr Aufschluß, wenn wir die Natur jener an unserm Körper vorkommenden Hautstellen noch weiter erforschen, die sich uns schon im Vorigen, wie in Hinsicht des Hervortretens eines Pigments in ihnen, so auch in der reichlichen Ernährung, der Haut des Negers verwandt zeigten. Wir finden diese Stellen sämmtlich mehr oder weniger zu denen gehörend, die in der allgemeinen Bedeckung eine Uebergangsbildung darstellen von der den Rumpf und die Gliedmaaßen umhüllenden gewöhnlichen Haut, zu den auf inneren Höhlen vorkommenden Schleimhäuten, und die, je nachdem sie verschieden gelegen und genährt sind, wieder in zwei Abtheilungen zerfallen, in gefärbte und ungefärbte. Die Lippen haben schon auf der Seite der Mundhöhle eine deutliche Schleimhaut; der Hof um die Brustwarzen stößt nahe an die Schleimhaut der Ausführungsgänge der Brustdrüse; das zwischen den Mündungen von zwei Schleimhautausbreitungen liegende Scrotum nähert sich durch sein lockeres Anliegen und durch seine reichlichere Absonderung merklich den Schleimhäuten, und die Wangen, die allerdings der äußern Haut unter allen gefärbten Hautstellen am nächsten stehen, so wie denn auch

ihre Färbung nicht in allen Zuständen des Lebens konstant ist, liegen wenigstens in der Mitte zwischen den Uebergangshäuten von drei Schleimhauthöhlen, der des Mundes, des äußeren Gehörgangs und dem Augenliedsack, und weichen durch ihre Eigenschaft, auf leichte Reizungen Congestionen zu erleiden, eben so sehr von dem Verhalten der übrigen äußeren Haut ab, als sie in dieser Eigenschaft den ebenfalls zu Congestionen geneigten Schleimhäuten näher treten. Und solchergestalt hätten wir denn hier eine offenbare physiologische Verwandtschaft der Negerhaut und jener Uebergangshäute mit einem Dritten, und also auch beider unter einander. Zugleich erinnerte uns die rothe und braune Färbung jener Häute auch an die Haut der Racen zwischen dem Neger und dem Weißen.

Wie die Haare in ihrer Färbung auf die Uebergangshäute hinweisen, so thun sie es auch in ihrem tiefern physiologischen Verhältniß. Auch in ihnen verändert die allgemeine Decke des Körpers ihren Bau und ihre Verrichtung; auch in ihnen nähert sich das Absonderungserzeugniß mehr einem öligen, wie es manchen Schleimhöhlen eigen ist. Wie die Uebergangshäute nach innen, so streben die Haare nach außen; wo jene hervortreten, sind diese jedesmal reichlicher entwickelt, wie Lippen, Wangen und Scrotum, an welchem selbst bei den Leucopathen die Haare gefärbter erscheinen, als an dem ganzen übrigen Körper, und die Höfe der Brustwarzen wenigstens beim Manne, deutlich darthun. Ja diese Verwandtschaft zwischen dem Verhalten von jenen Uebergangsstellen und dem von Schleimhäuten scheint es zu erklären, warum Weiße und Neger mit stärkeren Lippen einen reichlicheren Bart haben als Amerikaner und Mongolen mit schwächeren.

4.

Die Verwandtschaft von Uebergangshaut und Neger-

haut erläutert nun auch den physiologischen Vorgang beim Schwarzwerden der Haut im Negerkinde, so wie umgekehrt dieser Vorgang wieder jener Verwandtschaft zur Erläuterung dient.

Bestätigte sich Blumenbach's Beobachtung (Voigt's Magazin, Bd. 4, S. 673), der zufolge ein weiblicher Hottentottenfötus aus der Mitte der Schwangerschaft über den ganzen Körper, vor allem aber über den Kopf mit Einschluß des Gesichts, mit einem bräunlichen Flaumhaar von solcher Dichtigkeit und Stärke, wie es bei den Fötus unserer Gegenden nie gesehen wird, bedeckt war; im Allgemeinen für die Negerrace, so würde das eine schon im Fötus vorhandene Verschiedenheit der Haut des Weißen und des Negers andeuten, die dann wahrscheinlich aus einem Unterschied der Ernährung in beiden herzuleiten wäre. Zugleich würde dieses stärkere bräunliche Milchhaar des Negerfötus eine schon bei diesem vorhandene größere Neigung zur Färbung verrathen, da an dem Milchhaar beim Fötus der Weißen erst gegen das Ende der Schwangerschaft eine Farbe merklich wird.

Nach der Geburt hat das Kind des Weißen eine röthliche Färbung, wie sie den glaubwürdigeren Nachrichten zufolge auch beim Negerkinde vorhanden seyn soll, hier jedoch mit etwas Neigung ins Gelbe. Die physiologische Beschaffenheit der Haut ist hier also auch wohl in Beziehung auf Pigmentbildung bis auf eine geringe Abweichung bei beiden gleich: bei beiden ist es die einer in der Färbung begriffenen Uebergangshaut. Das Milchhaar verwelkt, und der Pigmentabsatz geschieht dann fast allein in der Haut. Wie leicht auch das neugeborne Kind der Weißen vorübergehend eine gelbe Färbung annehme, ist bekannt.

Auf dieser Stufe bleibt nun die Negerhaut stehen, ja sie setzt sich durch fortschreitende Färbung, durch Braun- und

Schwarzwerden, ganz auf derselben fest. Dagegen eilt die Haut des Weißen in rascher Fortentwickelung darüber hinweg; ihre Röthe verschwindet, sie wird aus einer Uebergangshaut eine vollkommne äußere Haut.

Wichtig für diese Betrachtung sind die Stellen, an denen das Negerkind zuerst braun und dann schwärzlich wird. Es sind nach Fermin die Geschlechtstheile, nach Chaussier aber außer diesen auch der Anfang der Nägel, die Höfe der Brustwarzen und der Kreis um die Augen: lauter Stellen, wo die Haut in andere äußere oder innere, ihr zwar verwandte, jedoch von ihr abweichende Gebilde übergeht. Sind aber, wie wir im Vorigen gesehen haben, die Uebergangsstellen der Haut selbst beim Weißen geneigt, sich zu färben, und sind sie sogar zum Theil gefärbt, so müssen sie beim Neger zu der Zeit, wo bei ihm die Färbung eintritt, wohl vor allen anderen zuerst in dieselbe übergehen.

Die gelbe Färbung, womit, glaubwürdigen Augenzeugen zufolge, die Kinder der Amerikaner geboren werden, deutet wohl der Hauptsache nach auf ein gleiches Verhältniß, wie das oben für den Neger und Weißen betrachtete, hin; nur stellt sich uns hier eine andere Farbe für eine andere Entwickelung, das Gelb für die des Kupferfarben, wie beim Neger das Röthlichgelb für die des zunächst nachfolgenden Braunen, und das Röthliche beim Weißen für die des Röthlichweißen, auf eine für die Lehre von den Farben organischer Körper sehr beziehungsreiche Weise dar.

5.

Haben wir nun in jenen Uebergangsstellen größere und kleinere Flächen der äußern Bedeckung mit großer Neigung sich zu färben kennen gelernt, so lohnt es wohl die Mühe, noch einen Blick zu werfen auf andere ebenfalls zur allgemeinen Bedeckung gehörende Stellen, die gegen jene darin einen geraden Gegensatz bilden, daß sie selbst da, wo die

ganze übrige Oberfläche gefärbt ist, entweder ohne Färbung bleiben oder doch wenigstens theils später, theils unvollkommener eine annehmen. Die innere Fläche der Hände und die untere der Füße, für welche dieß bekanntlich der Fall ist, zeigen uns aber noch manches andere interessante Verhältniß, wodurch wir zu der Annahme berechtigt werden, daß diese Haut-Stellen sich von den übrigen in keinem geringen Grade unterscheiden müssen. Es sind dieselben Flächen, die sich auch in ihrer Empfindlichkeit so ganz eigenthümlich verhalten (m. vergl. Zeitschr. für psych. Aerzte 1822, Heft 1, S. 68), die ferner einen Grad der Unbehaartheit wie keine andere Hautstelle zeigen, die endlich bei Ausschlägen durch ihr merkwürdiges Freibleiben von denselben so oft einen entschiedenen Gegensatz bilden gegen die ganze übrige Haut.

Und so hätten wir denn in demselben Continuum der äußeren Haut beträchtlich verschiedene, von den Physiologen bisher noch viel zu wenig gesonderte Bildungen: mäßig behaarte Haut, die nicht Uebergangshaut ist, stark behaarte, unbehaarte sich nicht färbende, ungefärbte Uebergangshaut, gefärbte Uebergangshaut rc., die zwar sämmtlich nahe an einander anstoßen, zum Theil auch in einander übergehen können, dennoch ihre physiologischen Eigenthümlichkeiten haben, die uns an einem andern Orte ausführlicher beschäftigen sollen.

6.

Fassen wir den Inhalt der drei vorstehenden Abschnitte in einem Blick zusammen, so stellt sich uns vor allem e i n Resultat heraus: eine besondere Beschaffenheit der Haut ist das Bedingende, die innere Ursache, die causa praedisponens der Färbung, an welcher Stelle der Oberfläche des menschlichen Körpers diese auch vorkomme, und diese Beschaffenheit ist eine Abartung der ungefärbten be-

haarten Haut in Bildungen, die weniger vollkommen, minder lebendig sind als sie. Das Licht oder jedes andere Aeussere kann sich zu diesem organischen Grunde der Färbung nur, wie die Veranlassung zur Anlage, wie die causa occasionalis zur c. praedisponens, verhalten.

In der Regel wirken zum Entstehen der Färbung beide, Anlage und Veranlassung, zusammen. Indeß wie die causa praedisponens, wo sie sehr mächtig ist, auch bei der Erzeugung anderer Lebenserscheinungen das Produkt ohne Mitwirkung der causa occasionalis zur Folge haben kann, so gilt das auch für die Färbung. Lippen, Brustwarzenhöfe und Milchhaare, wie die Gefäßhaut des Auges nicht minder, färben sich auch schon an dem noch von keinem Licht getroffenen Fötus, wie höchst wahrscheinlich auch das Negerkind in völliger Dunkelheit schwarz werden würde. Die c. occasionalis vermag hingegen für sich allein nichts; und wo es scheint, als wirke sie allein, wird jedesmal die ihr zu Hülfe kommende Anlage übersehen.

Die Anlage zur Erzeugung einer bestimmten Hautfärbung ist entweder ererbt oder erworben, letzteres wohl jedesmal durch Krankheit, wenn auch durch schon vor der Geburt erlittene. Da es indeß nicht an Beispielen fehlt, daß Formverhältnisse, durch Krankheit erworben, erblich wurden, und im Wesen zwischen einem ererbten und einem durch Abartung erworbenen Zustande kein Unterschied ist, so wird auch die durch die Krankheit entstandene Färbungsanlage in eine sich forterbende übergehen können, und es steht insofern nichts der Möglichkeit entgegen, daß die Farbenverschiedenheit der Menschenracen auf diese Weise entstanden sey.

7.

Es würde hier nicht bloß zu weit führen, sondern auch nicht am rechten Orte seyn, wenn wir uns noch ausführlich damit beschäftigen wollten, wiefern die Resultate der vor

stehenden Untersuchung sich auch auf die Färbungen der Thiere anwenden lassen. Nur einige allgemeine Andeutungen, so wie eine kurze Betrachtung des Farbenverhältnisses bei derjenigen Thierordnung, die dem Menschen zunächst steht, mögen hier noch Platz finden.

Daß nur die Thiere, zumal die niederen, nach v. Göthes das beziehungsreichste und durchgreifendste Verhältniß der organischen Farbenerzeugung aussprechender Bemerkung, Elementarfarben zeigen, schließt sich an das allgemeine physiologische Gesetz, daß der menschliche Körper alle Lebenserscheinungen gemilderter und dadurch harmonischer darstellt, als sie in dem einen oder anderen Thiergeschlecht, ohne Harmonie in dem Individuum, wenn gleich in harmonischer Beziehung zu dem Ganzen aller Organisationen, erscheinen: wie bei den Thieren die Elektricität, die Wärme, die Verdauungskraft, nur nicht das ganze Leben, ent- entwickelter vorkommen, als beim Menschen, so auch die Erzeugungen von Gelb und Roth, ja von Weiß selbst. Nur die Tilgung aller Farbe im Schwarz hat der Mensch in gleich entwickeltem Grade mit dem Thiere gemein, wie er auch in der Abwesenheit anderer Vorgänge, z. B. (und vielleicht gerade in Beziehung zu dem Farbenverhältniß), in der Erzeugung objektiv sich darstellender Lichterscheinungen, so vielen Thieren gleich ist.

Wie die Thiere ferner in so manchen Lebensäußerungen die Summe möglicher organischer Prozeße vervollständigen, wie eben in der Lichterzeugung, in der Gifterzeugung, in so manchen Aeußerungen des Instinkts, so vollenden sie auch die Darstellung des Farbenkreises, von welchem uns der Mensch nur die eine Seite zeigte. Zwischen den Farben des erstarrten Blutstoffs, Röthlichbraun und Bräunlichschwarz, entwickeln sich nun auch Blau und Grün, die beim Menschen nur krankhaft und vorübergehend zu Stande kommen; ja

diese Farben nehmen wohl selbst die ganze Oberfläche ein. Auch Violett tritt auf, obgleich, wahrscheinlich wegen der so leichten Abartung des Roths an und in dem thierischen Körper in Braun, seltener als jene beiden anderen Glieder der negativen Farbenreihe.

Es ist in völliger Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Entwickelungsgesetz, daß, je größer die Entfernung eines Thiers von menschlicher Bildung, desto mehr an ihm die Farben hervortreten, die an jener die seltensten sind. Und so werden denn Blau und Grün, in der Reihe von den oberen Thiergeschlechtern zu den unteren hinab, immer häufiger und ausgebreiteter. Indeß erscheint das reine Blau auch bei den niederen Geschlechtern selten als Hautfarbe; häufiger thut es dagegen das an die positive Seite angränzende Grün, das hier und da selbst schon auf den höheren Stufen als allgemeine Farbe vorkommt, und nachdem es bei den der Pflanzenwelt so innig befreundeten Insekten besonders häufig gewesen, noch auf der letzten Stufe der Thierwelt beobachtet wird, so daß hier, wie die Gestalt des Thiers, so auch die Farbe sich in die der Pflanze verliert. Ja selbst in der allgemeinen Nahrungsflüssigkeit sehen wir bei niederen Thieren das Roth der höheren mit Blau und Grün vertauscht: jenes im Blute der Schnecken, dieses im Rückengefäßsafte der Insekten, bis dann, nachdem noch einmal das Roth der höheren Stufen in dem Blute der Anneliden gesiegt hat, die thierische Ernährungsflüssigkeit den indifferenteren Säften der Pflanzen durch Farblosigkeit gleich wird.

Daß schlechte Ernährung in der Haut das Weiß, gute den Gegensatz zur Entwickelung bringe, ist ein Satz, der sich in der Beobachtung von Thieren vielseitig bestätigt und auch zuerst aus ihr gewonnen ist. Das Weiß tritt hier sogar als das bezeichnende einer besonderen Lebensform auf,

absonbernde Haut, wie jene Stellen an unserem Körper der Verdauung desselben förderliche Wärme, wobei dann wieder eine zwiefache Form dieses Zustandes vorkommt: eine bloß auf eine gewiße Zeit des Lebens beschränkte und eine dauernde, jene mehr eine erzwungene, diese mehr eine zur Natur gewordene. Zugleich scheint diese an den Thieren sich darstellende Erscheinung uns einen Blick zu verstatten in die frühere Menschengeschichte, in die Zeit jener frühesten Wanderungen von Familien oder Familienvereinen, wo die Bestimmbarkeit des Baues und der Verrichtungen des menschlichen Körpers durch klimatische Einflüsse größer war und darum durch diese denn auch leichter dauernde Abartungen desselben sich erzeugen konnten, weil, in dem Sinne von Kant's Licht bringender Lehre über die Entstehung der Menschenracen zu reden, die Entwickelung des Körpers nach einer Seite hin noch nicht die Mehrseitigkeit seiner Entwickelungsfähigkeit aufgehoben hatte.

Da die Haut des Thieres, die so viel anders gefärbt ist als die des Menschen, auch abgesehen von der Behaarung unmöglich von derselben physiologischen Beschaffenheit seyn kann, als die des Menschen, so ist bloß die Frage, was ihr auf der Oberfläche unseres Körpers wohl am meisten analog seyn möge. Zur Antwort hierauf haben wir schwerlich etwas Anderes so in der Nähe, als jene Reihe von Uebergangsstellen, die schon beim ersten Blick durch ihr Roth und Braun und Schwärzlich an die Farben, die bei den Thieren die häufigsten sind, erinnern. Und gehen wir nun ein in eine weitere Vergleichung beider, gedenken wir, daß jene Uebergangsstellen, wenn auch für sich selbst wenig behaart, doch in ihrer Nähe reichen Haarwuchs haben, daß unter ihnen (ein gewiß beachtenswerthes Verhältniß) in Lippen, Wangen und Scrotum Muskeln liegen, wie unter der Haut der Thiere, daß bei vielen Thieren eine schleim-

wo zugleich reichlicher und frischer Nahrungsstoff fehlt und zu einer solchen den Uebergang bilden, den Körper umhüllt, so gewinnt jene Analogie unläugbar an Begründung.

8.

So bunt auch auf den ersten Anblick einer Sammlung von ausgestopften Affen, oder beim Durchblättern von Audebert's Histoire naturelle des Singes et des Makis, die Farben auf der Haut dieser Thiere ausgestreut scheinen, so bilden sich doch auch hier bei verweilender Betrachtung bald gewisse Anhaltpunkte, aus denen durch Vergleichung allmählig auf einen organischen Zusammenhang hinweisende Regeln hervorgehen. Braun, Schwärzlich, Röthlich, Gelb, Gelblichweiß treten als Hautfarben über den ganzen Körper hervor; nirgends, was merkwürdig ist, ein ununterbrochenes Schwarz. Grünlich findet sich schon selten, Blau als allgemeine Hautfarbe nirgends, so daß also in den Grundtönen die Färbung des menschlichen Körpers noch fortbesteht. Zugleich bewährt sich jenes schon mehrmals erwähnte Gesetz über das Hervortreten von Elementarfarben an Thieren theils durch die Getrübtheit aller dieser den ganzen Körper bekleidenden Farben, theils dadurch, daß die Affen, die der Menschengestalt zunächst stehen, fast ausschließlich bloß eine braune oder schwärzliche Hautdecke haben, während der bunteste von allen, der Duk, eine Meerkatze ist.

Reines Roth und Gelb, so wie Blau kommen bei den Affen immer nur an beschränkten Stellen vor, und auch die Uebergänge der Farben sind nicht so grell, als bei manchen niederen Thieren, und bekanntlich schon bei den Vögeln, wie dies auch bereits Audebert eben von den Farben des Duks (des Cercop. nemaens) angemerkt hat.

Suchen wir die Stellen auf, an welchen bei den Affen besonders entwickelte Färbungen vorhanden sind, so stellen sich uns wieder solche dar, in denen die allgemeine Decke

mit anderen, dem Bau und der Lebensstufe nach mehr oder weniger von ihr verschiedenen Gebilden zusammenhängt; es sind wieder Uebergangshäute, wenn auch nicht den Orten nach, doch jenen wesentlicheren Verhältnissen nach gleiche wie beim Menschen. Mit den physiologischen Funktionen müssen natürlich auch die Farben wechseln, und so erlangen hier Stellen Einfluß auf die Färbung, die beim Menschen keinen hatten, und umgekehrt schwindet dieser Einfluß an anderen, wo er beim Menschen unverkennbar war.

Im Gesicht erscheint lebhaftes Roth bei Cynocephalus Mormon an der Nase des Männchens im Alter, bei Colobus Temminkii, bei Hapale argentatus, Gelb bei Cercop. nemaeus an Wangen und Kinn, bei Cercop. cephus am Backenbart, Blau bei eben demselben an Wangen und Nase, bei Cynoceph. Mormon an der Nasenseite der Wangen, bei Cercop. petaurista, bei Stentor ursinus, bei Cebus albifrons. Die Lippen sind zurückgedrängt, aber die Wangen erscheinen noch mit der vollen färbenden Kraft einer Uebergangshaut.

Die Brüste treten bei den Affen und den Säugthieren überhaupt in Beziehung auf Färbung zurück, wie sie ja auch im inneren Bau und in ihrer geringen, zum Theil wohl durch Fettmangel bedingten Hervorragung zu der Zeit, wo das Absonderungsgeschäft in ihnen ruht, gegen die des Menschen zurückstehen.

Dagegen scheint das Scrotum an Einfluß zu gewinnen. Es ist lasurblau mit hochrothem Penis bei Cercop. griseus, sammt den Geschlechtstheilen lebhaft roth bei Cynoceph. Mormon.

In der Nähe der Uebergangshaut des Afters, welche auch am Menschen, zumal im späteren Alter, von der benachbarten Haut in der Färbung verschieden ist, finden sich bei den Affen die meist röthlichen oder braunen, bei einigen,

wie Cercop. Faunus, Cynoc. Sphinx, Cynoc. leucophaeus hochrothen, bei Cynoc. Mormon ins Violette spielenden Gefäßschwielen. Eben so ist es höchst wahrscheinlich auch die Nähe des Afters, welche eine entwickelte Färbung an den Schwänzen einiger Affen veranlaßt.

Von wichtigem Einfluß auf die Färbung benachbarter Theile sind bei den Affen offenbar auch die Nägel, in denen die allgemeine Hautdecke ebenfalls in ein Gebilde niederer Art übergeht, und die auch schon beim Menschen in der oben erwähnten Erscheinung, daß die Haut des Negerkindes zuerst an dem Anfang der Nägel und noch ein paar anderen Uebergangsstellen braun wird, so wie in dem Schwärzlichblau der Nagelglieder blausüchtiger Kranken ihren Einfluß auf Färbung darlegen. Bei den Affen mit Schwänzen, deren Nägel sich schon mehr zu der Klauenform hinneigen, und bei denen die Beschaffenheit der Haut der inneren Hand- und unteren Fußfläche weniger entgegenwirkt, zeigt sich nur jener Einfluß entwickelter. Bei Mehreren von ihnen sind ein oder zwei Finger- und Zehenglieder durch eine deutliche Farbenabstufung, meist auch durch Haarmangel von den angränzenden Theilen verschieden: so bei Cercop. nasica, bei Cynoceph. Mormon, bei Cebus apella. Bei Anderen wie bei Cercop. nemaeus, Cercop. mona, Cercop. signla erstreckt sich das besondere Ansehn über alle drei Fingerglieder; bei noch Anderen wie Cercop. entellus, Innuus rhesus, Midas rufimanus, finden sich die ganzen Hände auf solche Art ausgezeichnet, was denn offenbar verschiedene Stufen derselben Grunderscheinung sind.

Auffallend ist die Uebereinstimmung, die sich bei manchen Affen zwischen der Farbe der nackten inneren Handflächen und der des ebenfalls nackten Gesichtes findet: wie besonders bei Hylobates Lar, Hylob. Moloch und Hapale argentatus. Wohl ohne Zweifel deutet diese Uebereinstimmung auf eine

physiologische Verwandtschaft beider Flächen, wobei denn aber die der Hohlhand sehr von der Empfindlichkeit, vermittelst der sie beim Menschen ein so ausgezeichnetes Gefühlsorgan ist, verloren haben muß.

In welchem physiologischen Zusammenhange die Färbung stehe, die bei einigen Affen noch an anderen Stellen der Hautoberfläche vorkommt, wie namentlich die am Kreuze (welche Erscheinung an das erinnert, was der Missionär Sabye von dem blauen Fleck erzählt, der bei den Neugebornen der Grönländer eben auch auf dem Kreuze den Anfang der Färbung macht), verlangt noch weitere Untersuchungen; nicht minder wird es, schon um das an den Affen dunkel gebliebene verstehen zu lernen, nöthig seyn das physiologische Verhältniß der Farben auch an anderen Thieren in Betrachtung zu ziehn, ein Geschäft, bei dem wir uns, welches Ergebniß es auch liefere, theils aus allgemeinen Gründen, theils auch aus dem, was schon die vorstehende Untersuchung nachgewiesen hat, gewiß durch die Ueberzeugung werden leiten lassen dürfen, daß auch nicht der kleinste gefärbte Fleck des unscheinbarsten Thieres vorhanden seyn könne, dem nicht eine physiologische Bedingung, und damit ein strenges, wenn auch vielleicht immer der menschlichen Erkenntniß verborgen bleibendes Gesetz zum Grunde läge.

Ueber die zweifelhaften Zustände des Gemüths,

besonders in Beziehung auf ein von dem Herrn Hofrath Dr. Clarus gefälltes gerichtsärztliches Gutachten. *)

Von

Herrn Professor Grohmann in Hamburg.

Der Verfasser des unten angeführten Gutachtens verdient allen Dank für die öffentliche Bekanntmachung desselben. Denn eben durch die Reichhaltigkeit vorliegender Beispiele bekommt die Psychologie Gelegenheit, näher in die Prüfung von zweifelhaften Gemüthszuständen, aus denen vielleicht verbrecherische Handlungen entstanden, einzugehen, und so immer gründlicher die Grade und Gränzen, wo sich die mögliche und rechtmäßige Zurechnungsfähigkeit von dem Gegentheile scheidet, zu bestimmen. Die Staatsarzneikunde ist aber, besonders in demjenigen Theile, wo es auf psychologische Kenntniß und Beurtheilung ankommt, bei weitem noch nicht auf derjenigen Stufe der Vollkommenheit, daß sie hier keiner Erörterung oder Berichtigung bedürfte. Und es ist daher für die Vervollkommnung der Wissenschaft selbst von der größten Gefahr, hier von ausgemachten oder positiven Grundsätzen, insofern diese nicht auf einem bloß äußeren oder Gewohnheitsrechte beruhen sollen, zu sprechen. Man braucht nur flüchtig mit dem Gange, wel-

---

*) »Die Zurechnungsfähigkeit des Mörders Johann Christian Woyzeck nach Grundsätzen der Staatsarzneikunde aktenmäßig erwiesen von Dr. J. C. A. Clarus u. s. w. Leipzig b. Fleischer 1824.«

chen die obengenannte Wissenschaft in ihrer Bildung gewonnen hat, bekannt zu seyn, um zu wissen, wie gerade in ihr, die von äußeren Bestimmungen anfing und der früheren Strafgesetzgebung gleichsam von Fuß zu Fuß folgte, manche Vorurtheile, manche äußere Formen und Gewohnheiten wurzeln mögen, die bei einer klareren Einsicht, mit der Vervollkommnung der Wissenschaft weichen müssen. Sie fieng von der Constatirung äußerer Zeugnisse und Thatsachen an und war dann anfangs nicht viel mehr, als eine Controlle des Geschehenen und Vorgefallenen. Sie drang dann tiefer in den innern Thatbestand ein, um in zweifelhaften Fällen besonders die sichern Kennzeichen einer richtigern Diagnose festzustellen, und nur erst später erreichte sie die Stufe der Bewahrheitung und Erkenntniß, um auch, was sichtbar oder für die Anschauung nicht zu bezweifeln war, mit den innern Beweggründen und Bestimmungen der Handlung in Beziehung zu bringen und so auch, wie es nothwendig war, das psychische Leben, die psychischen Antriebe zu beurtheilen. Wie in allen diesen drei Fällen selbst bei der heutigen Vervollkommnung der historischen, juridischen und gerichtsärztlichen Beurkundung doch immer noch diese und jene Zweifel oder Ungewißheiten obwalten, beweisen zur Genüge selbst die in neueren Zeiten angestellten gerichtlichen Untersuchungen z. B. der Fonkschen, Castaingschen und anderer Anschuldigungen, wo die Wissenschaft durch die Erfahrung selbst darauf aufmerksam gemacht wird, nicht zu streng auf den Titel einer positiven Wissenschaft Ansprüche zu machen. Die historische, juridische und psychologische Kritik kann in solchen Fällen nicht gewissenhaft genug seyn, um die Beweise zu kompletiren und immer tiefer in die Unterscheidung der einzelnen Momente einzugehen. Und wenn die Wissenschaft in der Constatirung der äußeren Zeugnisse oft so unsicher ist, und sich hier wohl zugestehen muß, in der Geschichte ihrer

Beurtheilungen manche und viele Fehlgriffe begangen zu haben: wie wird es dann mit derjenigen gerichtsärztlichen Kunde stehen, die über Zurechnung und Nichtzurechnung entscheidet, mit derjenigen Kunde, die in das verborgenste Seelenleben eingreift, um entweder nach einem allgemeinen Ueberschlag oder genauer und gründlicher das Maas der Schuld zu bestimmen?

Was der Vervollkommnung der gerichtlichen Arzneiwissenschaft im Wege gestanden hat und zum Theil noch stehet, ist der Begriff der Gerechtigkeit, der so oft von äusseren Bestimmungen und Formen der Legalität abhängig ist. Der Gerichtsarzt sieht sich oft im Gedränge, ob er seine Erkenntniß nach dem eben bis jetzt bestandenen Gesichtspunkte der medicina forensis abfassen oder die neuerdings aufgekommene Meinung von dieser oder jener möglichen Seelenstörung in Anwendung bringen solle. Eine jede Wissenschaft hat ja mit mannichfaltigen Vorurtheilen, Beschränktheiten, die in ihr selbst zeitgemäß haften und die am meisten das so beliebte und genannte System einer positiven Gesetzform bilden, zu kämpfen; wie viel mehr aber nun hier, wo die Gerechtigkeit auf der Waage liegt und diese durch die bisher bestandenen Formen geheiligt zu werden scheint! Es kann dann heissen: »der Staat trägt das Schwerdt der Gerechtigkeit nicht umsonst, die Gerechtigkeit ist Gottes Dienerin«. Aber man bedenkt bei diesen Ausdrücken nicht, daß die Gerechtigkeit für die menschliche Erkenntniß eine sich ins Unendliche fort entwickelnde und berichtigende Zahl ist und daß wir eben dadurch der Gerechtigkeit Gottes näher zu kommen suchen sollen, die Wahrheit, die mit dieser Gerechtigkeit im engsten Bunde stehet, nicht zu verkennen und jene überall als den obersten Richterspruch gelten zu lassen. So stehet denn in der heutigen Staatsarzneikunde und in demjenigen Theile namentlich, wo es sich nach einer genaueren Kenntniß

des Seelenlebens um die Entscheidung der Zurechnungsfähigkeit handelt, zwei Ansichten sich entgegen: die eine, welche dem legalen Begriffe des Gesetzes und der Gerechtigkeit angemessener zu seyn vermeint; die andere, welche, wie man fürchtet, dem Staate und dem Gemeinwohle Gefahr bringt, indem sie sich theils von Gefühlen, theils von nicht bestätigten oder wohl gar irrigen Meinungen leiten lasse, um in dem Falle, wo Zurechnung und Todesstrafe statt finden sollte, auf gelindere und humanere Mittel zu erkennen. Die erstere Ansicht, nach welcher der weiteren Aufklärung und Berichtigung der gerichtlichen Arzneiwissenschaft überhaupt die engsten Gränzen gesetzt werden, indem sie von den alten Formen einer herkömmlichen Justiz festgehalten wird, streitet aber auch mit dem vernünftigen Begriffe der Gerechtigkeit, die das Unwahre unmöglich zum Rechte stempeln kann. Im Ganzen irrt sie sich durch die Beschränktheit ihres Standpunktes selbst. Die zweite Ansicht stimmt, wie es klar ist, mit der Aufklärung, Berichtigung und Vermehrung der menschlichen Erkenntniß überein, die vielleicht gerade das, wie z. B. die Tortur, das Verbrennen der Hexen, die absolute Anwendung der Todesstrafen nach der alten Formel, »Zahn um Zahn, Haut um Haut« unrecht findet, was früher doch gerade als das rechte und rechtmäßige war angenommen worden. Was würde aus der Wissenschaft, die so tief in das menschliche Leben, in das öffentliche Wohl eingreift und mit der zugleich die Begriffe der edleren Gerechtigkeit und Humanität so nah verschwistert sind, geworden seyn, wenn sie immer bei einer und derselben Diagnose, bei einem und demselben positiven Grundsatze hätte stehen bleiben und sich in einer Art von Imperfektibilität hätte zeigen wollen! Gerade hierauf beruhet der so große Vorzug der Staatsarzneikunde als einer durch Erfahrung, Humanität und Vernunft immer mehr auszubildenden Kenntniß, daß sie, je mehr die Kenntnisse in je-

der Art der ärztlichen, anthropologischen und psychologischen Untersuchungen fortschreiten, das zur Rettung, Erhaltung und Schonung des Lebens anwenden kann, was die Fortschritte der Zeit und der besseren Zeit ihr darbieten. Würde der sonst gewöhnliche Grundsatz in Bestrafung des Kindermords bei verheimlichten Geburten immer noch statt finden, so würden theils diese Erscheinungen des Verbrechens, die gewöhnlich durch die Strenge und Barbarei der Gesetze, mit welcher die unehliche Schwängerung geahndet wurde, hervorgebracht wurden, an und für sich selbst schon in unsern Zeiten nicht seltener seyn, theils würde mit jenem Grundsatze sogleich alle weitere Erkundigung und Untersuchung, inwiefern das Kind todt oder lebendig zur Welt kam, abgeschnitten worden seyn, alle weitere Erörterung über den psychischen Zustand der Mutter, die vielleicht in einem inflammatorischen Zustand, im Wahnsinn, die mörderische Hand an das Kind legte, überflüssig geworden oder auch in neueren Zeiten die sogenannte Lungenprobe als ein unfehlbar positives Kriterium aufgestellt worden seyn, wenn nicht die Fortschritte in der Erkundigung der organischen und chemischen Gesetze des Lebens auch hier gegen das anfängliche positiv angenommene Prinzip der unzweifelhaften Konstatirung mannichfaltige Ausnahmen und Bedenklichkeiten zur immer näheren Bestimmung der Anwendung der Gerechtigkeitspflege aufgefunden hätten. Die Staatsarzneikunde ist besonders in Gefahr gerade in denjenigen Untersuchungen, welche die schwierigsten, einflußreichsten und dunkelsten sind, zu scheitern und sich hier, wenn sie nicht die größte Vorsicht und Umsicht anwendet, mannichfaltiger Verschuldungen theilhaftig zu machen, in den Untersuchungen nämlich, die gleichsam die Gränze zwischen Leben und Tod und die Gränze zwischen dem blos leiblichen und geistigen Leben bestimmen sollen. Denn auf diesem so schwankenden Gränz-

absondernde Haut, wie jene Stellen an unserem Körper der Verdauung desselben förderliche Wärme, wobei dann wieder eine zwiefache Form dieses Zustandes vorkommt: eine bloß auf eine gewiße Zeit des Lebens beschränkte und eine dauernde, jene mehr eine erzwungene, diese mehr eine zur Natur gewordene. Zugleich scheint diese an den Thieren sich darstellende Erscheinung uns einen Blick zu verstatten in die frühere Menschengeschichte, in die Zeit jener frühesten Wanderungen von Familien oder Familienvereinen, wo die Bestimmbarkeit des Baues und der Verrichtungen des menschlichen Körpers durch klimatische Einflüsse größer war und darum durch diese denn auch leichter dauernde Abartungen desselben sich erzeugen konnten, weil, in dem Sinne von Kant's Licht bringender Lehre über die Entstehung der Menschenracen zu reden, die Entwickelung des Körpers nach einer Seite hin noch nicht die Mehrseitigkeit seiner Entwickelungsfähigkeit aufgehoben hatte.

Da die Haut des Thieres, die so viel anders gefärbt ist als die des Menschen, auch abgesehen von der Behaarung unmöglich von derselben physiologischen Beschaffenheit seyn kann, als die des Menschen, so ist bloß die Frage, was ihr auf der Oberfläche unseres Körpers wohl am meisten analog seyn möge. Zur Antwort hierauf haben wir schwerlich etwas Anderes so in der Nähe, als jene Reihe von Uebergangsstellen, die schon beim ersten Blick durch ihr Roth und Braun und Schwärzlich an die Farben, die bei den Thieren die häufigsten sind, erinnern. Und gehen wir nun ein in eine weitere Vergleichung beider, gedenken wir, daß jene Uebergangsstellen, wenn auch für sich selbst wenig behaart, doch in ihrer Nähe reichen Haarwuchs haben, daß unter ihnen (ein gewiß beachtenswerthes Verhältniß) in Lippen, Wangen und Scrotum Muskeln liegen, wie unter der Haut der Thiere, daß bei vielen Thieren eine schleim-

wo zugleich reichlicher und frischer Nahrungsstoff fehlt und zu einer solchen den Uebergang bilden, den Körper umhüllt, so gewinnt jene Analogie unläugbar an Begründung.

8.

So bunt auch auf den ersten Anblick einer Sammlung von ausgestopften Affen, oder beim Durchblättern von Audebert's Histoire naturelle des Singes et des Makis, die Farben auf der Haut dieser Thiere ausgestreut scheinen, so bilden sich doch auch hier bei verweilender Betrachtung bald gewisse Anhaltpunkte, aus denen durch Vergleichung allmählig auf einen organischen Zusammenhang hinweisende Regeln hervorgehen. Braun, Schwärzlich, Röthlich, Gelb, Gelblichweiß treten als Hautfarben über den ganzen Körper hervor; nirgends, was merkwürdig ist, ein ununterbrochenes Schwarz. Grünlich findet sich schon selten, Blau als allgemeine Hautfarbe nirgends, so daß also in den Grundtönen die Färbung des menschlichen Körpers noch fortbesteht. Zugleich bewährt sich jenes schon mehrmals erwähnte Gesetz über das Hervortreten von Elementarfarben an Thieren theils durch die Getrübtheit aller dieser den ganzen Körper bekleidenden Farben, theils dadurch, daß die Affen, die der Menschengestalt zunächst stehen, fast ausschließlich bloß eine braune oder schwärzliche Hautdecke haben, während der bunteste von allen, der Duk, eine Meerkatze ist.

Reines Roth und Gelb, so wie Blau kommen bei den Affen immer nur an beschränkten Stellen vor, und auch die Uebergänge der Farben sind nicht so grell, als bei manchen niederen Thieren, und bekanntlich schon bei den Vögeln, wie dies auch bereits Audebert eben von den Farben des Duks (des Cercop. nemaeus) angemerkt hat.

Suchen wir die Stellen auf, an welchen bei den Affen besonders entwickelte Färbungen vorhanden sind, so stellen sich uns wieder solche dar, in denen die allgemeine Decke

mit anderen, dem Bau und der Lebensstufe nach mehr oder weniger von ihr verschiedenen Gebilden zusammenhängt; es sind wieder Uebergangshäute, wenn auch nicht den Orten nach, doch jenen wesentlicheren Verhältnissen nach gleiche wie beim Menschen. Mit den physiologischen Funktionen müssen natürlich auch die Farben wechseln, und so erlangen hier Stellen Einfluß auf die Färbung, die beim Menschen keinen hatten, und umgekehrt schwindet dieser Einfluß an anderen, wo er beim Menschen unverkennbar war.

Im Gesicht erscheint lebhaftes Roth bei Cynocephalus Mormon an der Nase des Männchens im Alter, bei Colobus Temminkii, bei Hapale argentatus, Gelb bei Cercop. nemaeus an Wangen und Kinn, bei Cercop. cephus am Backenbart, Blau bei eben demselben an Wangen und Nase, bei Cynoceph. Mormon an der Nasenseite der Wangen, bei Cercop. petaurista, bei Stentor ursinus, bei Cebus albifrons. Die Lippen sind zurückgedrängt, aber die Wangen erscheinen noch mit der vollen färbenden Kraft einer Uebergangshaut.

Die Brüste treten bei den Affen und den Säugthieren überhaupt in Beziehung auf Färbung zurück, wie sie ja auch im inneren Bau und in ihrer geringen, zum Theil wohl durch Fettmangel bedingten Hervorragung zu der Zeit, wo das Absonderungsgeschäft in ihnen ruht, gegen die des Menschen zurückstehen.

Dagegen scheint das Scrotum an Einfluß zu gewinnen. Es ist lasurblau mit hochrothem Penis bei Cercop. griseus, sammt den Geschlechtstheilen lebhaft roth bei Cynoceph. Mormon.

In der Nähe der Uebergangshaut des Afters, welche auch am Menschen, zumal im späteren Alter, von der benachbarten Haut in der Färbung verschieden ist, finden sich bei den Affen die meist röthlichen oder braunen, bei einigen,

wie Cercop. Faunus, Cynoc. Sphinx, Cynoc. leucophaeus hochrothen, bei Cynoc. Mormon ins Violette spielenden Gesäßschwielen. Eben so ist es höchst wahrscheinlich auch die Nähe des Afters, welche eine entwickelte Färbung an den Schwänzen einiger Affen veranlaßt.

Von wichtigem Einfluß auf die Färbung benachbarter Theile sind bei den Affen offenbar auch die Nägel, in denen die allgemeine Hautdecke ebenfalls in ein Gebilde niederer Art übergeht, und die auch schon beim Menschen in der oben erwähnten Erscheinung, daß die Haut des Negerkindes zuerst an dem Anfang der Nägel und noch ein paar anderen Uebergangsstellen braun wird, so wie in dem Schwärzlichblau der Nagelglieder blausüchtiger Kranken ihren Einfluß auf Färbung darlegen. Bei den Affen mit Schwänzen, deren Nägel sich schon mehr zu der Klauenform hinneigen, und bei denen die Beschaffenheit der Haut der inneren Hand- und unteren Fußfläche weniger entgegenwirkt, zeigt sich nun jener Einfluß entwickelter. Bei Mehreren von ihnen sind ein oder zwei Finger- und Zehenglieder durch eine deutliche Farbenabstufung, meist auch durch Haarmangel von den angränzenden Theilen verschieden: so bei Cercop. nasica, bei Cynoceph. Mormon, bei Cebus apella. Bei Anderen wie bei Cercop. mentaeus, Cercop. mona, Cercop. sigula erstreckt sich das besondere Ansehn über alle drei Fingerglieder; bei noch Anderen wie Cercop. entellus, Innuus rhesus, Midas rufimanus, finden sich die ganzen Hände auf solche Art ausgezeichnet, was denn offenbar verschiedene Stufen derselben Grunderscheinung sind.

Auffallend ist die Uebereinstimmung, die sich bei manchen Affen zwischen der Farbe der nackten inneren Handflächen und der des ebenfalls nackten Gesichtes findet: wie besonders bei Hylobates Lar, Hylob. Moloch und Hapale argentatus. Wohl ohne Zweifel deutet diese Uebereinstimmung auf eine

physiologische Verwandtschaft beider Flächen, wobei denn aber die der Hohlhand sehr von der Empfindlichkeit, vermittelst der sie beim Menschen ein so ausgezeichnetes Gefühlsorgan ist, verloren haben muß.

In welchem physiologischen Zusammenhange die Färbung stehe, die bei einigen Affen noch an anderen Stellen der Hautoberfläche vorkommt, wie namentlich die am Kreuze (welche Erscheinung an das erinnert, was der Missionär Sabye von dem blauen Fleck erzählt, der bei den Neugebornen der Grönländer eben auch auf dem Kreuze den Anfang der Färbung macht), verlangt noch weitere Untersuchungen; nicht minder wird es, schon um das an den Affen dunkel gebliebene verstehen zu lernen, nöthig seyn das physiologische Verhältniß der Farben auch an anderen Thieren in Betrachtung zu ziehn, ein Geschäft, bei dem wir uns, welches Ergebniß es auch liefere, theils aus allgemeinen Gründen, theils auch aus dem, was schon die vorstehende Untersuchung nachgewiesen hat, gewiß durch die Ueberzeugung werden leiten lassen dürfen, daß auch nicht der kleinste gefärbte Fleck des unscheinbarsten Thieres vorhanden seyn könne, dem nicht eine physiologische Bedingung, und damit ein strenges, wenn auch vielleicht immer der menschlichen Erkenntniß verborgen bleibendes Gesetz zum Grunde läge.

Ueber die zweifelhaften Zustände des Gemüths;

besonders in Beziehung auf ein von dem Herrn Hofrath Dr. Clarus gefälltes gerichtsärztliches Gutachten. *)

Von

Herrn Professor Grohmann in Hamburg.

Der Verfasser des unten angeführten Gutachtens verdient allen Dank für die öffentliche Bekanntmachung desselben. Denn eben durch die Reichhaltigkeit vorliegender Beispiele bekommt die Psychologie Gelegenheit, näher in die Prüfung von zweifelhaften Gemüthszuständen, aus denen vielleicht verbrecherische Handlungen entstanden, einzugehen, und so immer gründlicher die Grade und Gränzen, wo sich die mögliche und rechtmäßige Zurechnungsfähigkeit von dem Gegentheile scheidet, zu bestimmen. Die Staatsarzneikunde ist aber, besonders in demjenigen Theile, wo es auf psychologische Kenntniß und Beurtheilung ankommt, bei welchem noch nicht auf derjenigen Stufe der Vollkommenheit, daß sie hier keiner Erörterung oder Berichtigung bedürfte. Und es ist daher für die Vervollkommnung der Wissenschaft selbst von der größten Gefahr, hier von ausgemachten oder positiven Grundsätzen, insofern diese nicht auf einem bloß äußeren oder Gewohnheitsrechte beruhen sollen, zu sprechen. Man braucht nur flüchtig mit dem Gange, wel-

*) »Die Zurechnungsfähigkeit des Mörders Johann Christian Woyzeck nach Grundsätzen der Staatsarzneikunde aktenmäßig erwiesen von Dr. J. C. A. Clarus u. s. w. Leipzig b. Fleischer 1824.«

chen die obengenannte Wissenschaft in ihrer Bildung gewonnen hat, bekannt zu seyn, um zu wissen, wie gerade in ihr, die von äußeren Bestimmungen anfing und der früheren Strafgesetzgebung gleichsam von Fuß zu Fuß folgte, manche Vorurtheile, manche äußere Formen und Gewohnheiten wurzeln mögen, die bei einer klareren Einsicht, mit der Vervollkommnung der Wissenschaft weichen müssen. Sie fieng von der Constatirung äußerer Zeugnisse und Thatsachen an und war dann anfangs nicht viel mehr, als eine Controlle des Geschehenen und Vorgefallenen. Sie drang dann tiefer in den innern Thatbestand ein, um in zweifelhaften Fällen besonders die sichern Kennzeichen einer richtigern Diagnose festzustellen, und nur erst später erreichte sie die Stufe der Bewahrheitung und Erkenntniß, um auch, was sichtbar oder für die Anschauung nicht zu bezweifeln war, mit den innern Beweggründen und Bestimmungen der Handlung in Beziehung zu bringen und so auch, wie es nothwendig war, das psychische Leben, die psychischen Antriebe zu beurtheilen. Wie in allen diesen drei Fällen selbst bei der heutigen Vervollkommnung der historischen, juridischen und gerichtsärztlichen Beurkundung doch immer noch diese und jene Zweifel oder Ungewißheiten obwalten, beweisen zur Genüge selbst die in neueren Zeiten angestellten gerichtlichen Untersuchungen z. B. der Fonkschen, Castaingschen und anderer Anschuldigungen, wo die Wissenschaft durch die Erfahrung selbst darauf aufmerksam gemacht wird, nicht zu streng auf den Titel einer positiven Wissenschaft Ansprüche zu machen. Die historische, juridische und psychologische Kritik kann in solchen Fällen nicht gewissenhaft genug seyn, um die Beweise zu kompletiren und immer tiefer in die Unterscheidung der einzelnen Momente einzugehen. Und wenn die Wissenschaft in der Constatirung der äußeren Zeugnisse oft so unsicher ist, und sich hier wohl zugestehen muß, in der Geschichte ihrer

Beurtheilungen manche und viele Fehlgriffe begangen zu haben: wie wird es dann mit derjenigen gerichtsärztlichen Kunde stehen, die über Zurechnung und Nichtzurechnung entscheidet, mit derjenigen Kunde, die in das verborgenste Seelenleben eingreift, um entweder nach einem allgemeinen Ueberschlag oder genauer und gründlicher das Maas der Schuld zu bestimmen? —

Was der Vervollkommnung der gerichtlichen Arzneiwissenschaft im Wege gestanden hat und zum Theil noch stehet, ist der Begriff der Gerechtigkeit, der so oft von äusseren Bestimmungen und Formen der Legalität abhängig ist. Der Gerichtsarzt sieht sich oft im Gedränge, ob er seine Erkenntniß nach dem eben bis jetzt bestandenen Gesichtspunkte der medicina forensis abfassen oder die neuerdings aufgekommene Meinung von dieser oder jener möglichen Seelenstörung in Anwendung bringen solle. Eine jede Wissenschaft hat ja mit mannichfaltigen Vorurtheilen, Beschränktheiten, die in ihr selbst zeitgemäß haften und die am meisten das so beliebte und genannte System einer positiven Gesetzform bilden, zu kämpfen; wie viel mehr aber nun hier, wo die Gerechtigkeit auf der Waage liegt und diese durch die bisher bestandenen Formen geheiligt zu werden scheint! Es kann dann heissen: »der Staat trägt das Schwerdt der Gerechtigkeit nicht umsonst, die Gerechtigkeit ist Gottes Dienerin«. Aber man bedenkt bei diesen Ausdrücken nicht, daß die Gerechtigkeit für die menschliche Erkenntniß eine sich ins Unendliche fort entwickelnde und berichtigende Zahl ist und daß wir eben dadurch der Gerechtigkeit Gottes nahe zu kommen suchen sollen, die Wahrheit, die mit dieser Gerechtigkeit im engsten Bunde stehet, nicht zu verkennen und jene überall als den obersten Richterspruch gelten zu lassen. So stehen denn in der heutigen Staatsarzneikunde und in demjenigen Theile namentlich, wo es sich nach einer genaueren Kenntniß

des Seelenlebens um die Entscheidung der Zurechnungsfähigkeit handelt, zwei Ansichten sich entgegen: die eine, welche dem legalen Begriffe des Gesetzes und der Gerechtigkeit angemessener zu seyn vermeint; die andere, welche, wie man fürchtet, dem Staate und dem Gemeinwohle Gefahr bringt, indem sie sich theils von Gefühlen, theils von nicht bestätigten oder wohl gar irrigen Meinungen leiten lasse, um in dem Falle, wo Zurechnung und Todesstrafe statt finden sollte, auf gelindere und humanere Mittel zu erkennen. Die erstere Ansicht, nach welcher der weiteren Aufklärung und Berichtigung der gerichtlichen Arzneiwissenschaft überhaupt die engsten Gränzen gesetzt werden, indem sie von den alten Formen einer herkömmlichen Justiz festgehalten wird, streitet aber auch mit dem vernünftigen Begriffe der Gerechtigkeit, die das Unwahre unmöglich zum Rechte stempeln kann. Im Ganzen irrt sie sich durch die Beschränktheit ihres Standpunktes selbst. Die zweite Ansicht stimmt, wie es klar ist, mit der Aufklärung, Berichtigung und Vermehrung der menschlichen Erkenntniß überein, die vielleicht gerade das, wie z. B. die Tortur, das Verbrennen der Hexen, die absolute Anwendung der Todesstrafen nach der alten Formel, »Zahn um Zahn, Haut um Haut« unrecht findet, was früher doch gerade als das rechte und rechtmäßige war angenommen worden. Was würde aus der Wissenschaft, die so tief in das menschliche Leben, in das öffentliche Wohl eingreift und mit der zugleich die Begriffe der edleren Gerechtigkeit und Humanität so nah verschwistert sind, geworden seyn, wenn sie immer bei einer und derselben Diagnose, bei einem und demselben positiven Grundsatze hätte stehen bleiben und sich in einer Art von Imperfektibilität hätte zeigen wollen! Gerade hierauf beruhet der so große Vorzug der Staatsarzneikunde als einer durch Erfahrung, Humanität und Vernunft immer mehr auszubildenden Kenntniß, daß sie, je mehr die Kenntnisse in je-

der Art der ärztlichen, anthropologischen und psychologischen Untersuchungen fortschreiten, das zur Rettung, Erhaltung und Schonung des Lebens anwenden kann, was die Fortschritte der Zeit und der bessern Zeit ihr darbieten. Würde der sonst gewöhnliche Grundsatz in Bestrafung des Kindermords bei verheimlichten Geburten immer noch statt finden, so würden theils diese Erscheinungen des Verbrechens, die gewöhnlich durch die Strenge und Barbarei der Gesetze, mit welcher die unehliche Schwängerung geahndet wurde, hervorgebracht wurden, an und für sich selbst schon in unsern Zeiten nicht seltener seyn, theils würde mit jenem Grundsatze sogleich alle weitere Erkundigung und Untersuchung, inwiefern das Kind todt oder lebendig zur Welt kam, abgeschnitten worden seyn, alle weitere Erörterung über den psychischen Zustand der Mutter, die vielleicht in einem inflammatorischen Zustand, im Wahnsinn, die mörderische Hand an das Kind legte, überflüssig geworden oder auch in neueren Zeiten die sogenannte Lungenprobe als ein unfehlbar positives Kriterium aufgestellt worden seyn, wenn nicht die Fortschritte in der Erkundigung der organischen und chemischen Gesetze des Lebens auch hier gegen das anfängliche positiv angenommene Prinzip der unzweifelhaften Konstatirung mannichfaltige Ausnahmen und Bedenklichkeiten zur immer näheren Bestimmung der Anwendung der Gerechtigkeitspflege aufgefunden hätten. Die Staatsarzneikunde ist besonders in Gefahr gerade in denjenigen Untersuchungen, welche die schwierigsten, einflußreichsten und dunkelsten sind, zu scheitern und sich hier, wenn sie nicht die größte Vorsicht und Umsicht anwendet, mannichfaltiger Verschuldungen theilhaftig zu machen, in den Untersuchungen nämlich, die gleichsam die Gränze zwischen Leben und Tod und die Gränze zwischen dem blos leiblichen und geistigen Leben bestimmen sollen. Denn auf diesem so schwankenden Gränz-

punkte schwebt ja die ganze Lehre von der Freiheit und Unfreiheit des Willens und der davon abhängenden Zurechnungsmöglichkeit, so wie das gerichtsärztliche Erkenntniß über alle die Bestimmungen, wo mit der Lethalität der Wunden und der am Leben begangenen Verbrechen auch die Verfügung der auf solche Verbrechen gesetzten Strafen verbunden ist. Weit entfernt, daß bei der Entscheidung solcher Fälle die gerichtliche Arzneikunde von allgemeinen Formeln oder sogenannten positiven Gesetzen ausgehen mag, muß sie sich vielmehr erinnern, daß gerade bei solchen Beurtheilungen sie gar mannichfaltiger empirischer Rücksichten bedarf und daß auch zu einem gründlichen und glücklichen Gerichtsarzt, wie zur praktischen psychologischen Beurtheilung irgend eines gegebenen Falles in der Erfahrung, ein treffender, angeborner Blick gehört, den nicht die Kunst und die Theorie der Gesetzgebung, sondern allein Uebung und angeborne Beobachtungsgabe verleihen kann. Ich mag lieber in allen Wissenschaften von Grundsätzen, Formen und Formeln hören, als gerade in der Staatsarzneikunde und vor allem von dem praktischen Arzte in der Beurtheilung psychischer Zustände, wo jeder einzelne Fall gleichsam seine eigene Regel ist und die Anwendung allgemeiner Lehrbegriffe gerade die unglückliche Praxis der unglücklichsten Fehl- und Misgriffe werden kann.

Kennen wir den Stand der Psychologie, wie viel oder was in derselben seit einer Reihe von Jahren geleistet worden ist, so darf es noch weniger befremden, wenn wir gerade in diesem Felde gerichtsärztlicher Leistungen die größte Vorsicht und Selbstkenntniß anrathen. Wir wollen hier keine Beziehung nehmen auf den oft so geringen Vorrath von psychologischen Kenntnissen, welchen sich die von dem Staate angestellten und titulirten Gerichtsärzte mögen erworben haben; nicht das Vorurtheil erwähnen, daß man wähnt, es sey nur ein Leichtes, die menschliche Seele in

ihrem Leben und Wirken kennen zu lernen und daß der Gerichtsarzt schon als solcher auch ein kundiger und fähiger Psycholog sey; wir machen hier nur aufmerksam auf den Stand der Wissenschaft selbst, wie viel hier noch zu thun sey und daß der Gerichtsarzt nicht fürchten dürfe, es sey sogleich um den ganzen Ruhm seiner Wissenschaft oder wohl gar um Gemeinwohl und Sicherheit der Staaten geschehen, wenn er von manchen neuern Sätzen und Behauptungen der Psychologie hört, die die positiven Grundsätze der gerichtlichen Arzneiwissenschaft besonders in der geschwinden Beurtheilung psychischer Zustände hemmen oder beschränken, durch diese Beschränkung aber zugleich auch und am meisten eine Wissenschaft, die der Gerechtigkeit, Wahrheit und Humanität dient, befördern.

In jeder Wissenschaft gibt es ja überhaupt einen reinen Gewinn der Wahrheit selbst. Und die gerichtliche Arzneiwissenschaft sollte sich daher am wenigsten um mögliche Folgesätze kümmern, was z. B. daraus werden solle, wenn nun die Verbrecher, statt geköpft zu werden, in das Arbeitshaus kommen, wie Raum und Aufsicht genug für solche Sträflinge herbeigeschafft werden solle; ob nicht am Ende selbst die Würde und Hoheit des Strafgerichts leiden möchte und die Verbrechen nur endlich noch vermehrt werden dürften, wenn nach neueren psychologischen Lehrsätzen nämlich wahre Verbrecher als des Verbrechens unzurechnungsfähig mehr der bessernden als der letzten hochnothhalspeinlichen Gerechtigkeit übergeben würden. Solche Noth- und Heischesätze liebe ich nicht in einer Wissenschaft, die überall frei urtheilen und deren Sinnspruch immer seyn muß: die höchste Wahrheit ist auch die höchste Gerechtigkeit.

Man wende doch nicht, um eine Wissenschaft in ihrer alterthümlichen Gestalt zu erhalten und sie vor möglichen Neuerungen zu schützen, das wohl sonst schon gehörte und

Ꝛliche Strafwort ein, daß die neue Lehre in ihren Behauptungen, so ehrenvoll und menschlich auch das Gefühl sey, dennoch nur die Frucht eines solchen zu weit getriebenen Gefühls, einer sentimentalen *) Laune oder wohl gar theoretischen Hypothesenlust sey. Wissen denn die Männer, die solches einwenden, worum es sich handelt, wie und in welchen Rücksichten, mit welchen Bestimmungen jene psychologischen Sätze bewiesen und durch die Erfahrung selbst erläutert werden? Wenn jene ältern Theoretiker ihre Erkenntnisse nach Buchstaben beweisen und hier alles in die positive Form sich fügt, so werden für jene neuen Lehren und Behauptungen Beweise aus der Psychologie geführt, die aber freilich nun einen weitern Umfang hat, als es nach dem geschriebenen Buchstaben geschehen konnte. Gefühle dürfen überall in einer Wissenschaft, wo von Kenntniß und Erkenntniß die Rede ist, keine Einsprache haben. Aber man wende nur dieses Verbannungsurtheil nicht auch gegen diejenigen an, die, so viel es möglich war, ihre Ansichten nicht nach Gefühlen, sondern nach deutlicher Einsicht in die

*) Inwiefern Todesstrafen gerechtfertigt werden können, lasse ich hier, da es nur um gerichtsärztliche Bestimmungen zu thun ist, ganz aus dem Spiele. Es ist aber doch sonderbar, daß noch keine einzige juridische Theorie und noch weniger die Philosophie die Rechtsgültigkeit derselben hat darthun können. Denn die psychologischen Momente, welche der sonst so verdienstvolle Feuerbach zu ihrer möglichen Ehrenrettung wählte, erwähne ich nicht, weil sie ganz unpsychologisch sind. Hören wir das treffende Wort von einem unserer scharfsinnigsten Rechtsgelehrten, Mittermaier: »Man hat, wenn man auch gar nicht sentimental ist, Mühe, alle Bedenklichkeiten niederzuschlagen, die gegen das Recht des Staats, Todesstrafen zu erkennen, gemacht werden können u. s. w.«

Psychologie zu bestimmen suchten. Es handelt sich hier, auf diesem Felde der gerichtsärztlichen Bestimmung, ganz allein um den Satz, in wie weit nach psychologischen Kriterien über die Freiheit und Zurechnungsfähigkeit irgend einer verbrecherischen Handlung zu erkennen ist. Und wenn die medicina forensis in der Ausmittlung irgend eines äußeren Thatbestands, in der Diagnose und Entscheidung über unmittelbar körperliche Erscheinungen oder Zustände oft so viele Schwierigkeiten findet und den Gegenstand der Entscheidung in Zweifel lassen muß; wie viel mehr muß sie dann, wenn sie nicht blos obenhin verfahren und nach gemeinen psychologischen Lehrsätzen über die schwierigste aller Fragen entscheiden will, die Schwierigkeiten anerkennen, die einem rechtmäßigen und begründeten Urtheile über Freiheit und Unfreiheit einer Handlung entgegenstehen! Die Fragen sind hier nicht so leicht entschieden und die Kriterien, nach welchen über die Zurechnung einer Handlung zu erkennen ist, nicht so allgemeingültig, daß was in dem einem Falle gilt, auch in dem andern gelte. Der Wahnsinn der verbrecherischen Handlung kann versteckter oder offenbarer, intermittirend oder permanent, er kann blos eine Anwandlung von Wahnsinn, er kann ausgemachte Manie seyn, die körperlichen Symptome von Irregularität in dem psychischen oder somatischen Gesundheitszustand des Verbrechers können leicht, je nachdem die Ansicht und Meinung des Arztes ist, von leichten vorübergehenden Wallungen des Bluts, von gewöhnlichen Reizungen des Gefäßsystems, die Hallucinationen von augenblicklichen Sinnestäuschungen und Vorurtheilen abgeleitet werden. Aber diese Erscheinungen können auch einen tieferen Grund haben und die wahren Symptome eines irren und krankhaften Seelenzustandes seyn. Die verbrecherische Handlung kann von dem einen Gerichtsarzt nach einer ganz leichten und natürlichen Reihenfolge von äußern

Momenten, die also die Zurechnung der Handlung nicht aufheben, erklärt werden, und doch ist vielleicht gerade diese Handlung ein Erfolg einer manieartigen Krankheit, die aber als solche nur von dem erfahrenen Gerichts- und Seelenarzte erkannt werden kann. Die Momente einer solchen tiefern und erfahrneren Entscheidung beruhen oft auf kleinen und unbedeutenden Anzeichen; aber sie entscheiden über das Wesen der Krankheit und des Seelenzustandes. Diese Momente stehen oft in der Reihenfolge der Handlungen ganz entfernt und isolirt, und scheinen mit dem Verbrechen, über welches zu erkennen ist, nichts zu thun zu haben. Und doch sind sie gerade die charakterischen Kennzeichen zur Erkenntniß und tiefern Ergründung des kranken Zustandes. Diese Momente heben sich oft nicht als einzelne Anzeichen oder Rubriken in der Reihenfolge der Lebenshandlungen des Verbrechers hervor, aber sie schweben gleichsam als ein eigenthümlicher Charakter auf dem ganzen Lebensinhalt des Verbrechers, seiner Lebensweise, seines Betragens, er scheint vernünftig und verständig und doch wuchert in ihm der Keim eines irren Sinns. Der gewöhnliche Gerichtsarzt, dessen Lehre nur die leere und volle Apotheke von Symptomen ist, wird nach dieser seiner symptomatischen Erkenntniß auf Zurechnung entscheiden: »der Verbrecher war vor, bei und nach der That seiner bewußt.« Der höhere Gerichtsarzt aber wird hier entweder zweifelhaft lassen und die Gerechtigkeit vor Fehlgriffen schützen oder nach seiner tiefern Einsicht und nach einem praktischen Urtheil auf die Unzurechnungsfähigkeit zu erkennen haben: »der Verbrecher leidet an innerer Schwäche und Aberration des auf dem sensorium commune haftenden sinnlichen Bewußtseyns.«

Eine jede Beurtheilung hat zwei Seiten, sie ist entweder die äußere oder innere. Jene verfährt nach dem äußeren historischen Leitfaden, es kann hier alles konsequent

seyn oder scheinen und die Beurtheilung ist doch falsch. Der Arzt erfährt dies oft am Krankenbette. Die Krankheit ist so leicht nach diesen äußern Erscheinungen, nach ihren Ursachen und Folgen erklärbar und doch liegt der Sitz der Krankheit tiefer oder ist ein ganz anderer. Der Leichenbefund, das letzte Urtheil belehrt oft den Arzt über das zu geschwinde frühere Urtheil. Was der gemeine Arzt so leicht gewonnen hat, wird der erfahrenere mit bedeutendem Blick erkennen, und der Krankheit den andern Namen und eine ganz andere Entstehung geben. Die Momente, welche der gemeine Arzt nicht beachtet, sind für ihn gerade die bedeutenden. Er urtheilt nicht nach äußern zufälligen Symptomen, sondern eine innere und mehr unterscheidende Diagnose ist seine Leitung. Sonst wurde nach solchen äußern Symptomen verurtheilt, nach einer richtigern und genauern Diagnose gerettet. Wie in dem Historischen, Juridischen: so auch in dem Aerztlichen und Seelenärztlichen. Die anthropologische Beurtheilung, denn so möchte ich die erstere symptomatische nennen, verdränge ja nicht in den gerichtsärztlich zu fällenden Urtheilen über den Seelenzustand des Verbrechers die höher psychologische Erkenntniß, die nicht von den Symptomen die That sondern die Symptome von tiefer zu erkennenden Ursachen ableitet und so eine gründlichere und gerechtere Erklärung der Erscheinungen liefert. Eine solche überflächliche anthropologische Beurtheilung ist ja z. B. die, von der konsequenten Folgereihe in der Wahl der Mittel bei der Ausübung eines Verbrechens, von der anscheinenden Verständigkeit und Besonnenheit, die sich in dem Betragen, in den Reden des Verbrechers zeigt, auf das ungetrübte freie Bewußtseyn desselben zu schließen. Denn auch in einer instinktmäßigen Ausführung und in dem Betragen, den Reden eines Wahnsinnigen findet sich oft nicht weniger Konsequenz und Klugheit, wie diese oft selbst gerade ein

Beweis und Erfolg mütterlicher blinder Liebe ist. Es findet sich aber bisweilen bei aller solcher Konsequenz in der Ausführung eines Verbrechens entweder ein gewisser Totalhabitus der Handlung oder auch ein theilweiser Moment, der eben, möchte ich sagen, nur wie ein theilweiser Faden in dem Gewebe der Handlung liegt; diese psychologische innere Durchdringung der Handlung muß die richtigere Auf- und schärfere Beurtheilung auffassen, um über den Gemüthszustand, über das Bewußtseyn des Verbrechers ein gegründetes Urtheil zu fällen. Die Manie und besonders die Irre des Sinnenlebens ist oft wiederum nicht sowohl aus der einzelnen Handlung, als hervorspringender Charakter, oder aus einem einzelnen Zuge dieser Handlung, als aus dem gesammten Habitus und der Beschaffenheit aller einzelnen Momente in dem Leben des Verbrechers zu erkennen. Wenn der Arzt ferner etwa aus der Art und Weise, wie sich der Verbrecher in seinen Banden, im Gefängniß, wo er ruhig, besonnen, verständig, reflektionsfähig ist, beträgt, oder auch aus einzelnen früheren Verhältnissen des Mörders, wo er seine ihm aufgetragenen Geschäfte ruhig, ohne Störung verrichtete, auf das ungetrübte Bewußtseyn desselben im allgemeinen schließen will, so liegt hier wieder ein anthropologischer Irrthum zum Grunde. Denn der Wahnsinn und das gestörte Seelenleben verräth sich oft nur in der aktiven Handlungsweise, wo der Mensch selbst handeln, sich selbst bestimmen und führen soll. Als passives Wesen folgt er still und gutartig, konsequent der äußeren Leitung. So wie er aber selbst zu handeln anfängt, so entdeckt sich die Spur des Wahnsinns, die Sinnenirre. Die innere Aberration des Sinns, die in jener Unthätigkeit und Leidenheit nicht zum Vorschein kommen kann, springt nun hervor und der Missethäter ist ein Sinnenirrer, der bei irgend einer äußern Reizung oder durch innere periodische Erscheinungen

lunatischen und seiner selbst ohnmächtigen Anfällen unterworfen ist.

Es ist nicht möglich, diese anthropologische Beurtheilung, die symptomatisch schließt und erkennt, mit mehreren einzelnen Beispielen ausführlich zu bezeichnen. Aber merkwürdig ist es, daß gerade diejenigen Gerichtsärzte, die so oft wider solche mögliche Rücksichten in der Vertheidigung der Verbrecher protestiren und den strengen Gang der gerichtsärztlichen Erkenntniß zu wählen meinen, in ihrer ganzen Beurtheilung doch nur auf diesem anthropologischen Standpunkte sich befinden. Denn indem sie freilich alle Rücksichten auf Affekte, Vorurtheile, vorübergehende leichtere Krankheitserscheinungen, denen der Verbrecher unterworfen war, mit allem Rechte von der Liste der gerichtsärztlich zu beachtenden und entscheidenden Momente ausschliessen, da solche Anwandlungen oder Wallungen des Bluts und des affektvollen Menschen, wenn nur übrigens das Bewußtseyn gesund ist, die Sphäre des Sinns nicht in dem Grade trüben sollen, daß daraus irgend eine Unzurechnungsfähigkeit eines Verbrechens deducirt werden mag: so bleiben sie doch so oft bei eben diesen Negationen auf dem Standpunkte der anthropologischen Beurtheilung stehen, indem sie nicht weiter psychologisch nachsuchen, in welchem abweichenden Seelenzustande vielleicht jene freilich an sich nicht zu beobachtenden anthropologischen Momente begründet sind, und nun nach allen jenen Negationen sofort anthropologisch »weil sich alle diese Erscheinungen leicht anthropologisch erklären lassen«, auch zu der letzten und in der That einzigen Affirmation fortschreiten: »also darum war dieser Verbrecher frei oder in ihm kein durch Irre und krankhafte Anlage gestörtes Bewußtseyn.« Alle die Handlungen eines Mordsüchtigen z. B. lassen sich oft auf die einfachste Weise anthropologisch erklären, sie sind die äußere im Schlafe nachgebil-

dete Reihe der Vorstellungen; wer wird also hier auf Krankheitszustand schließen! Die Vorstellungen, Vorurtheile eines Wahnsinnigen lassen sich oft ganz folgerecht anthropologisch nachweisen. Aber folgt aus dieser oberflächlichen anthropologischen Nachweisung, wie Delirien, Hallucinationen aus Vorstellungen entstehen, daß sie keinen tiefern und innern Zustand der Krankheit beurkunden? Die Hallucinationen, die Geistesstimmen, die ein Verbrecher als Ermahnungen zu dem Verbrechen gehört haben will, lassen sich freilich oft zur desto größern Imputation aus vorhergedachten Entschlüssen und Entwürfen des Verbrechers ableiten. Aber genügt eine solche anthropologische Interpretationsart, ist sie befriedigend und begründend für ein gerichtsärztliches Gutachten? Wenn nun diese Delirien, Hallucinationen aus einem tiefern Sitze des Uebels, nicht blos aus Blutwallungen und äußern Sinnestäuschungen, sondern aus einem tiefern Leiden des Nerven- und Gehirnlebens hervorgingen, wie dann?

Uebrigens beobachte man ja auch bei der Beurtheilung der psychischen Zustände die verschiedenen Grade von jenen Sinnestäuschungen, Hallucinationen und Delirien. Was in den rein körperlichen Krankheiten, wo jene phantastischen Zustände eintreten, von unerheblicher Bedeutung ist und kaum verdient besonders angemerkt zu werden, ist ein bedeutendes Moment für die Seelenlehre zur Unterscheidung der geringern oder heftigern Affektion des Seelenleidens. Die Hallucinationen unterscheiden sich wesentlich zur Bezeichnung dieses psychischen Zustandes in Hinsicht erstlich ihres permanentern, sich öfters wiederholenden oder auch bald vorübergehenden, periodischen Hervortretens. Sie unterscheiden sich zweitens wesentlich in Rücksicht ihres Charakters, mit welcher subjektiven oder objektiven Einbildung sie begleitet sind, ob die Phantasieen innerhalb den Gränzen einer möglichen Un-

terscheidung des Subjektiven und Objektiven bleiben oder ob sie sich als wirklich äußere hör- und sichtbare Gestaltungen objektiviren. Letzteres ist gewöhnlich die Folge eines gereiztern, entzündlichen Zustandes der Seele oder des Körpers. Ferner drittens mit welchen übrigen Symptomen des Seelenlebens sie begleitet sind. Es gibt Imaginationen und Hallucinationen, die durchaus einen feindseligen Charakter des Hasses, Mistrauens, der inneren Gewissensangst an sich tragen. Andere Imaginationen oder Visionen sind von einem solchen finstern Charakter frei; sie sind nur die belebten Schilderungen der Phantasie. Ferner viertens, in wie weit diese hallucinirenden Zustände selbst in das Körperleben eingreifen und mit den Bewegungen des Nerven- und Muskelsystems verbunden sind. Die Hallucination, die ihr Wesen in der Körperbewegung zeigt und bei welcher der Kranke oder Irre seine Hallucination gleichsam durchsieht wie die Irren oft ihren Wahnsinn in einer beständigen Wechselrede und einem Durchkämpfen mit den Armen zeigen, ist von gefährlicherer Art. Er zeigt meistens ein tieferes Seelenleiden, einen tiefern Sitz der Krankheit. Der Wahn wurzelt nicht blos in leichten Wallungen des Bluts, das innerste Körperleben in seiner Struktur ist zugleich mit ergriffen. Solche hallucinirende Zustände sind Annäherungen an vollkommnen Wahnsinn. Fünftens unterscheiden sich diese Hallucinationen, welches zur Bezeichnung des Seelenzustandes zu merken ist, in Hinsicht des Organs, durch und in welchem sie sich vornämlich laut- oder sichtbar machen, ob es nämlich Hallucinationen des Gehör- oder Gesichtssinnes sind. Die erstern sind nach meiner Beobachtung von schlimmeren Anzeichen, sie kündigen ein Leiden der tiefern und zugleich der mehr sensuellen und vegetativen Sphäre an, es verbindet sich mit ihnen meistens ein Kränkseyn der Willenskraft. Ich möchte sie die konvulsivisch erregten Bewegungen des kleinen Gehirns

Verstandes steigern und besonders mit dem geister- und gespensterartigen Ausdrucke des Willens begleitet sind, daß man dies oder jenes — diese oder jene Mordthat ausüben solle.

Der Anthropolog hat freilich ein weites Feld hier zu erklären, wie sich die Gedanken des Mörders in seinem eigenen kranken Gehirn reflektirt und seine Faseleien die Gestaltung äußerer hörbarer Stimmen angenommen haben. Aber es versteht sich ja von selbst, daß nicht wirkliche Geister und Gespenster gesprochen haben. Und solche Erklärungen, die vielleicht nicht einmal tiefer in das Wesen der anthropologischen Betrachtungen eingehen, sind nur leere Ausschmückungen und unwesentliche Darstellungen eines von dem Gerichtsarzt auszustellenden Gutachtens. Es fragt sich hier darum, wie weit solche Sinnestäuschungen und Phantasmen in die Sphäre des Bewußtseyns eindrangen, mit der Handlungsweise der kranken Seele sich identifizirten und selbst das gemeine sinnliche Bewußtseyn störten. Kommt dazu noch, daß, was aus dem Leben des Leidenden erhellen muß, sich zu diesen Vorspiegelungen andere analoge Bilder von verfolgungssüchtigen Absichten, mysteriöse Deutungen, Furcht und Geheimnißkrämerei gesellten: so ist dies ein näheres Anzeichen, daß die Krankheit auf dem halben Wege zur Narrheit war und daß die Faseleien einen bleibendern somatischen und psychischen Ursprung hatten. Mit solchen Zuständen des Gehirnlebens ist gemeinhin auch ein Indifferentismus aller Willenshandlungen, ein gestörtes äußeres Seyn und Wesen verbunden. Der Kranke ist zwar an sich ruhig, allein es ist eine mechanische Passivität; er geht eine Zeitlang ruhig den Weg der Geschäftigkeit, allein ohne Grund bricht er den Faden ab und läuft wieder in der Irre und dem Ueberdrusse einher. Die psychischen Paroxysmen der Fanatik zeigen sich in diesem abgebrochenen

äußern Verhalten des Kranken. Der Lebensüberdruß oder vielmehr die mit dieser psychischen manieartigen Irre verbundene Indolenz äußert sich in allerhand Nachbildungen von Spuckgeschichten, in einem aberwitzigen Wesen von Verstecken und Ueberraschen, in Paroxysmen der Rauflust und besonders auch, je nachdem es kommt, in einem ohngefähren auf sich selbst gerichteten Versuche der Tödtung ohne alle weitere Ursache oder Verschuldung. In solchen Subjekten darf man ja nicht, wenn man ihre Handlungen beurtheilt, den Faden der Logik zu fest halten und aus einer Inkonsequenz des Handelns, die auf eine böse That folgt, auf das frühere und spätere Wesen eines mit Bewußtseyn begleiteten Willens schließen. Will man z. B. schließen, »der Mörder hatte nach der Ausübung seiner That, wie er aussagt, den Vorsatz auch sich selbst umzubringen, die Leute aber sahen es oder vielmehr er sahe Leute und wurde dadurch in seinem Vorhaben verhindert; wie er hier also doch augenscheinlich freien Vorsatz und Bewußtseyn hatte, die That nicht zu thun, so ist eben dies ein Zeugniß, daß er nicht von Manie oder irgend einem unfreiern Zustande eingenommen war, weil er sonst die letztere That auch würde vollführt haben«: so ist ein solcher Schluß, sage ich, sehr trüglich. Der maniehafte Mensch fällt den einen, der ihn eben entgegenkommt, an und läßt zehn andere, die noch dichter neben ihm stehen, laufen. Er vollführt ohne Maaß der Zeitreihe und diese äußere Verärderung oder Umlenkung der Handlung scheint ein Beweis von Vernunft und Bewußtseyn zu seyn und ist es doch nicht, da hier nur der Instinkt des Zufalls und der Raserei herrschte. Wenigstens muß die gerichtsärztliche Beurtheilung in der Bildung solcher Schlüsse sehr vorsichtig seyn. Die Norm der Beurtheilung ist hier der in dem Verbrecher sich darstellende Gemüthszustand nach allen Momenten desselben. Der Psycholog darf nur nach

dieser Reihe der sich darstellenden Momente seine Schlußreihe bilden, aber nicht einen nicht hierher gehörigen Satz einschalten. Die Beurtheilung eines gesunden Menschen ist eine ganz andere als da, wo krankhafte Zustände, Symptome eines gestörten Gehirnlebens in der Handlungsweise eines Mörders oder Verbrechers die psychologische und gerichtliche Heilkunde in Anspruch nehmen.

Ich weiß wohl, daß in den Erzählungen, welche Mörder und Verbrecher zur Entschuldigung ihrer Missethat geben, Mannichfaltiges zu sichten ist. Nicht immer darf man diesen Bekenntnissen trauen. Der gemeine Mann kleidet alles in das Geister- und Gespensterartige. Das Gespenst, welches zu dem Mörder, die Mordthat zu verüben, gesprochen hat, ist oft nur ein gemeiner excentrischer Ausdruck seiner Rede. Aber auch hier versäume man nicht, die Momente der psychologischen Beurtheilung festzuhalten, ob solche Visionen und Hallucinationen eben in dem Wesen des kranken Subjekts gegründet sind. Wenn der Mörder selbst weniger von diesen Hallucinationen erzählt, sondern Zeugen es berichten und er alsdann erst oder später einen weitläufigern Bericht von seinen Begegnissen ablegt, die alle doch Zeugnisse sind, daß er seiner selbst weniger mächtig war, daß er bisweilen augenblicklichen Anwandlungen von einer Zorn-Wuth, wo er alles glaubte zerreissen zu müssen und andern Exacerbationen psychischer Zustände unterworfen war: so liegt, meine ich, in diesem zurückgehaltenen Bekenntnisse, in dieser Unwissenheit des Mörders über sich selbst, in dieser seiner scheinbaren Verstocktheit, nicht zu erzählen, ein psychologischer Fingerzeig mehr, um diese Gemüthszustände, denen der Mörder nach Zeugnissen periodenweise und gleichsam epileptisch unterworfen gewesen seyn soll, genauer zu untersuchen und eine Warnung, sie nicht leichter zu erklären, als man wohl den gewöhnlichen Erzählungen nach und auch nach

einer pathologia humoralis sie als leichte Commotionen des Bluts erklären zu können glauben könnte. In Brandtweintrinkern besonders, wie ich vielfältig die Beobachtung gemacht habe, geht am Ende die Schwäche des Körpers und der Seele in jenen Torpor über, wo die Seele nicht mehr ihrer mächtig ist. Delirienmäßige psychische Anlagen und jene Sucht, durch Brandtwein zu reizen, physische und psychische Krankheit fallen oft als sich gleich bleibende Symptome zusammen. Und gerade in diesen schrecklichen Krankheiten oder Krankheitssuchten leidet vornämlich das Willensorgan oder wie wir es nennen mögen, es leiden die somatischen und psychischen Potenzen, welche den Willen in seiner Freiheit und Macht unterstützen. Es kann und muß hier freilich die Frage entstehen, inwiefern Handlungen, die aus einer solchen Trunkenheit hervorgehen, nicht zurechnungsfähig seyn sollten, da man ja am Ende alles mit dem Brandtwein entschuldigen könnte; aber es entspringt hier zugleich bei der Erörterung dieses Gegenstandes die Frage, ob nicht andere Paroxysmen eines gesundheitswidrigen Zustandes dem Ausbruche einer bösen That zum Grunde lagen und ob nicht eine allgemeine Imbecillität des Willens, wie bei Sinnesirren und maniehaften Erregungen des Gehirns, auch eine unmittelbare, in sich selbst schon bedingte Störung des gemeinen und gesunden Bewußtseyns war.

Der Gerichtsarzt hat vollkommen Recht, die Gränzen seiner Wissenschaft genau zu bestimmen und zu bewahren. Nicht über die Legalität, nicht über die Moralität einer Handlung soll er urtheilen, sondern über die in dem Bewußtseyn des Handelnden liegenden Bestimmungen, inwiefern diese das gewöhnliche und sogenannte Selbstbewußtseyn zulassen oder ausschliessen. Die erstere Art der Beurtheilung fällt dem juridischen Forum anheim, die zweite der Moral und dem höchsten moralischen Richter. Die dritte Frage ist der eigen-

thümliche Gegenstand bei gerichtsärztlichen Gutachten über kriminelle Vergehungen, ob der Thäter bei der Begehung derselben seiner selbst bewußt oder von irgend einer namhaften Seelenstörung, welche ohne Verschulden des Handelnden sein Bewußtseyn aufhob, in der Ueberlegung und Besonnenheit, in dem gewöhnlichen Gebrauch des gesunden Verstandes oder eines gesunden Gefühls behindert war. So ist also die von dem Gerichtsarzt zu beurtheilende psychische Sphäre das gemeine oder sinnliche Bewußtseyn selbst, die unmittelbar mit der Natur der menschlichen Seele ohne allen weitern Grad der Ausbildung und Moralisirung verbundene und gemeinhin in irgend einem gesunden Zustande selten fehlende Gabe der Unterscheidungskraft, was man eben sey, thue oder vorhabe. Mögen die Incidenzpunkte des Gefühls, der Vorstellung, irgend einer Begierde diese oder jene seyn und noch so sehr die bestimmenden oder nothwendigen Triebfedern der begangenen Handlung zu seyn scheinen: dies trübet die gerichtsärztliche Beurtheilung nicht und darf auf keine Weise sie trüben. Sie ist streng, gebunden an das einzige Moment des Erweises, ob Bewußtseyn oder Nichtbewußtseyn bei der Begehung der That vorhanden war.

Aber so bestimmt und eng wir nun auch die Gränzen ziehen, innerhalb welchen die gerichtsärztliche Erkundigung über Freiheit und Unfreiheit zu erkennen hat, so hat sie darum und vielleicht gar darum ein desto weiteres und schwierigeres Feld der bedenklichsten Beurtheilung. Es soll hier nicht über die innere moralische Freiheit, nicht über das höhere moralische Bewußtseyn oder dessen Mangel und Abwesenheit, sondern allein über die sinnliche Sphäre des Bewußtseyns, innerhalb deren die Selbstmacht, die unterscheidende Kraft der sinnlichen Spontaneität und Receptivität, um es so zu nennen, bestehet, geurtheilt werden. Ich weiß nicht, ob ich mich einer andern Deutung in mei

nen frühern gerichtsärztlichen dieser Zeitschrift einverleibten Aufsätzen irgend einer andern Auslegung schuldig gemacht habe. Aber immer habe ich nur von dieser Sphäre des Bewußtseyns gesprochen, wenn ich theils die Unzulässigkeit der Todesstrafen, die Bedenklichkeit ihrer Anwendung, theils aber noch mehr die Schwierigkeiten und die kaum zu vermeidenden Misgriffe, wenn ohne alle weitere Einwendung über die Zurechnungsmäßigkeit verbrecherischer, mörderischer Handlungen geurtheilt werden soll, zu zeigen gesucht habe. Auch hier will ich nicht, nach den oben gezogenen Gränzen der gerichtsärztlichen Beurtheilung den Einfluß geltend machen, den vielleicht Begierden, Leidenschaften, Gefühle und andere äußere Einwirkungen und Umstände auf den Bezirk dieses Bewußtseyns ausüben mögen. Dieses sind anthropologische Einflüsse und diese wollen wir nicht erwähnen, da sie eben durch die Macht des Bewußtseyns abgewöhnt und ihre möglichen Einwirkungen unschädlich gemacht werden sollen. Das Gemüth kann und soll sich über alle diese Einflüsse leidenschaftlicher Bestimmungen erheben. Aber um desto mehr muß ich eben nun hier aufmerksam machen auf die Gränzen, welche die Natur selbst gesetzt hat, auf die mannichfaltigen Zahlenordnungen, daß ich es so nenne, unter denen das Bewußtseyn stehet. Ist denn dieses in allen Individuen der menschlichen Gattung gleich an Energie und Dauer, an Umfang und Gegenwart? Sind hier nicht, gerade in dieser Sphäre des sinnlichen Bewußtseyns, tausend Unterschiede und Gradmessungen? Die Leidenschaften, Affekte, Gefühle, die äußern Antriebe und Veranlassungen sollen hier gar nicht in Anschlag gebracht werden; aber wie, wenn das Bewußtseyn von Natur, also an sich, so beschaffen ist, daß es von dem kleinsten Anreize überwogen wird? Freilich jene anthropologischen Bestimmungen und Einwirkungen dürfen in einem gerichtsärztlichen Gutachten bei der

Beurtheilung des menschlichen Bewußtseyns nicht in Rechnung gezogen werden; aber nicht die Gradbestimmung des schwachen, trägen, eingeschränkten Bewußtseyns, mit welchem dieses oder jenes Subjekt, über dessen Willensfreiheit erkannt werden soll, behaftet ist? Sind denn die verschiedenen Grade der Beschaffenheit, der Ausbildung des Bewußtseyns und der Macht der Ueberlegung nicht selbst ein Grund in der Gesetzgebung von der Annahme der Unmündigkeit und der geringern Strafe derjenigen Vergehungen, die in das kindliche Alter fallen? Aber daß wir so streng als möglich gegen uns verfahren und die Gränzen der gerichtsärztlichen Gerichtsbarkeit noch enger ziehen und auch von diesen anthropologischen Mannichfaltigkeiten, wie sich die Bewußtseynskraft in diesem oder jenem Individuum von Natur modifizirt absehn, — denn auch hier mag ein gewisses Normalmaaß seyn, innerhalb dem immer noch Verschuldung und Zurechnung statt findet; — ja selbst die schwächere und imbecillere Bewußtseynskraft in einem Menschen soll, wie wir hier annehmen wollen, der Sündenlust, den blinden Antrieben instinktartiger Natur widerstehen können: immer finden sich doch noch tausend Regelwidrigkeiten, die von der Natur selbst herstammen und bei denen von jener Maaßbestimmung irgend eines gesunden und naturgemäßen Bewußtseyns und der Macht und Selbstkräftigkeit desselben nicht die Rede seyn kann. Wenn nun aber in diesem oder jenem Verbrecher, über welchen der Gerichtsarzt zu urtheilen hat, eine solche von Natur angeborne Bewußtseyns-Desorganisation obwaltet, eine Bewußtseynsschwäche und Abirrung, die nicht gerade Wahnsinn oder Entfremdung aller Persönlichkeit ist, aber an die Fehlerhaftigkeit der natürlichen Kraft und Wirkung des Bewußtseyns gränzt, werden sich dann nicht zweifelhafte Bedenken bei dem zu erstattenden Gutachten einfinden, und müssen diese nicht bei der Redlichkeit und psychologischen Kenntniß, welche der

Gerichtsarzt besitzt, nothwendig ihn bestürmen, da er über Gemüthsverfassungen zu erkennen hat, die sich mit Recht die intermediären und zweifelhaften zwischen Gesundheit und Krankheit nennen laßen?

Wir nehmen also von der Rücksicht irgend einer Entschuldigung oder Nichtzurechnung die Leidenschaften aus, die Begierden, die Gefühle, die äußern nothwendigen Bedingnisse und Bedrängnisse, die auf einen Verbrecher eingewirkt haben können, selbst die Blindheit und Macht natürlicher Instinkte, die vielleicht ohne Verschulden des Verbrechers von Natur Naturbedingungen zu abnormalen Aeußerungen anwuchsen durch und nun der Grund des Verbrechens wurden; wir nehmen von jener Liste, auf deren lange Rechnung vielleicht die Humanität und eine gewisse sentimentalere Beachtung sehen könnte, selbst die so mannichfaltig von der Natur modifizirten Beschaffenheiten der Bewußtseynskraft aus, so wie wir hier noch weniger in Rechnung bringen wollen die zufälligen Qualitäten von Bewußtseyns-Ohnmacht und Verkehrtheit, denen auch das beßte Gemüth und der gesundeste Verstand durch Einflüsse organischer und psychischer Mitwirkungen bisweilen unterworfen seyn kann; wir wollen von dieser Liste selbst ausnehmen diejenige Imbecillität des Bewußtseyns in manchen Menschen, die auf dem untersten Grade steht, aber doch in der Vorstellung und Erinnerung von Recht und Unrecht und von dem möglichen Strafmittel fähig ist; wir bringen ganz allein diejenigen Organisationen des Bewußtseyns in Anschlag, die krankhafter Natur sind und aus einer abweichenden psychischen oder organischen Konstitution entstehen: — was ist in solchen zweifelhaften, schwerer erkanntern Fällen von dem Gerichtsarzt zu urtheilen, gilt hier Zurechnung oder Nichtzurechnung, wie ist hier über die Möglichkeit des bei der That statt gefundenen Bewußtseyns zu erkennen! Der Arzt erwiedert vielleicht, diese Dispositionen einer kranken

Bewußtseynsart seyen schon längst von dem Arzte anerkannt und bei abzufassenden Gutachten als Momente der Milderung der Strafe, ja der völligen Unzurechnungsfähigkeit bezeichnet worden. Indeß finde ich doch in den meisten Compendien der Staatsarzneikunde darüber keinen hinreichenden Aufschluß, in der Kriminalgesetzgebung nicht die gewünschte Rücksicht auf solche Ausnahmen von Straffällen und in vielen namhaften gerichtsärztlichen Gutachten auch nicht die psychologische gehörige Beachtung und Prüfung dieser ohne Zweifel unzurechnungsfähigen Fehltritte und der ihnen zum Grunde liegenden Beschaffenheit von Bewußtseyns-Irre oder Verkehrtheit.

Ja es wendet sich vielmehr, je strenger von der einen Seite die Gränzen, welche die gerichtsärztliche Beurtheilung von der juridischen und moralischen scheiden, gezogen werden, zur Ehrenrettung einer älteren dogmatischen Form, Erkenntnisse über die Zurechnungsfähigkeit zu erstatten, die gerichtsärztliche Beurtheilung im Widerspruche mit sich selbst weit über diese Gränzen hinaus zu dem Gebiete des moralischen Urtheils, und der Verbrecher ist auf diese Art, da doch nur gerichtsärztlich über ihn geurtheilt werden sollte, nun zweien Gerichten Preis gegeben, die sich wunderbarer und mystischer Weise in einer und der nämlichen Person des Gerichtsarztes vereinigen. Indem die moralische Kraft über alles erhoben und nach einem abstrakten Begriffe als eine in einer und derselben möglichen Kraft gebietende Vollmacht über alle Individuen des Menschengeschlechts, mögen sie organisirt seyn wie sie wollen, also ohne Rücksicht auf Humanität und humane Beurtheilung ausgedehnt wird, gebietet nun das Strafschwerdt nur desto strenger, und wenn es früher an dem Faden eines positiven Gesetzes hing, so ist es nun an dem Seile abstrakter gebietender und überbietender Begriffe von irgend einer mystischen transcendentalen Deduktion festgeknüpft. Um dieses zu erläutern, wie leicht durch falsche

moralische Ansichten die gerichtsärztliche Beurtheilung in Gefahr kommen kann, theils ihre Gränzen zu verkennen, theils zu einer unerbittlichen Strenge und ungegründeten Urtheilen sich verleiten zu lassen, mag es mir erlaubt seyn, aus einem öffentlichen litterärischen Blatte mit den eigenen Worten des Recensenten diese falsche Urtheilsform bei der möglichen Erstattung von gerichtsärztlichen Erkenntnissen über Verbrechen und Zurechnung näher zu charakterisiren. Dieser Charakter liegt in der einseitigen Ansicht des Recensenten, das Lebensganze, wie er es nennt, blos aus moralischen Momenten zu konstruiren und nach einer Theorie zu verfahren, die keinesweges auf den Menschen als ein Wesen paßt, welches nicht blos aus Seele sondern auch aus Körper bestehet, dessen Lebensganzes auch mit dem äußern Gebilde der Erfahrung und Einwirkung in dem genauesten Verhältnisse steht, ja dessen Seele und Körper aus mancherlei Zuständen von angeborener oder nach und nach sich anbildender Krankheit und unverschuldeter Abnormalität zusammengesetzt seyn kann. Wohin eine solche aus abstrakten Begriffen geführte moralische Beurtheilung führt, erhellt aus der Darstellung und Verschmelzung des Wahnsinns als einer meistens blos aus moralischem Uebel und psychischer Verschuldung entstehenden Krankheit, als wenn in dem so gebrechlichen Gewebe des menschlichen Körpers, in der noch nicht enträthselten Gemeinschaft des Gehirns mit der Seele, in den niedern Naturkräften der Seele nicht eben so viele Bedingungen liegen könnten von unverschuldeten Seelenübeln mit geistiger und körperlicher Krankheit. Geht eine solche Philosophie in der gerichtsärztlichen Beurtheilung endlich so weit, hinter dem klaren und deutlichen Bewußtseyn, in welchem die verschuldete Erbsünde wuchert, noch einen andern Schalk des sein Unwesen treibenden Ichs zu vermuthen, welches, so sehr es auch hinter der Wand spielt, dennoch in seinen Sünden

auf die Rechnung des vordern Zuschauers kommt: so ist es endlich um alle medizinische und gerichtsärztliche Beurtheilung geschehen, und der Strang und das Beil sind die besten Mittel, womit sich die Begriffe lösen. Denn ergiebt sich aus einer solchen Deduktion sehr leicht das Urtheil über die Zurechnungsfähigkeit jedes Verbrechens, so mag das Bewußtseyn des Verbrechers vor, bei und nach der That beschaffen gewesen seyn wie es will, der Verbrecher mag kaum empfinden oder er mag verstockt seyn, beides und alles in jedem wird nach jener einseitigen und doch alles verschmelzenden Deduktion ein gleich gravirendes Moment seyn zur Verurtheilung des Unglücklichen. Doch man höre die Worte der transcendentalen Anzeige selbst: »Indem uns das ganze psychologische Bild des Verbrechers seine That erklärt, trikt schon dadurch der Verdacht jenes Zustandes zurück, den der Verf. öfters mit dem allgemeinen Ausdrucke »Seelenstörung, Vesania« bezeichnet. Ueberhaupt entgehen wir durch einen solchen Ueberblick über ein Lebensganzes dem Wahne, daß der sogenannte Wahnsinn ursprünglich, ja nicht blos lediglich körperlichen Ursprungs sondern rein körperliche Krankheit sey, indem uns durch solche Betrachtungsweise, welche alle Lebensmomente zusammenfaßt, deutlich wird, daß die Vesania Krankheit der Person, daß sie das Resultat des persönlichen Lebens und Handelns ist und daß sie dies auch hier gewesen wäre, wenn sie wirklich Statt gefunden hätte. Jedoch dies hier nur beiläufig, obschon eine tiefere Kenntniß dieses Zustandes in Zukunft auch die entschuldigende Kraft desselben, wo er wirklich vorhanden ist, verringern wird, indem er als Folge der Lebens- und Handlungsweise dem Menschen eben so imputirend werden kann, wie die Trunkenheit. Wie wir nun ungern die Anwendung des vom Verf. gegebenen Schlüssels auf die gesammten, in dieser Schrift gegebenen organischen und psychischen Phänomene bei dem Inquisiten

vermissen, so wünschen wir weg, was aus der Versäumniß dieser Anwendung hervorgehet: die Ableitung von des Inquisiten Benommenheit und finsterer, menschenscheuer und reizbarer Gemüthsstimmung aus jener dargestellten körperlichen Anlage. Rec. kann es nämlich nicht über sich gewinnen, jene organische Verstimmung, die, allen Datis zufolge, das Erzeugniß eines liederlichen, moralisch verwilderten Lebens ist, welches allen seinen Lüsten den Zügel schießen läßt, eine körperliche Anlage zu nennen, und Zustände, die eine Folge der Demoralisation und gleichsam nur der äussere Ausdruck derselben sind, für die Quellen dieser psychischen Beschaffenheit selbst anzusehen, die sich ganz natürlich durch die angegebenen Symptome verräth, wie auch der Verf. selbst an andern Orten anerkennt. Können schon Affekte die Organe verstimmen: wie viel mehr die Leidenschaften und vollends die Laster eines ganzen Lebens! Leicht könnte man veranlaßt werden aus dieser angeblich körperlichen Anlage, welche der Verf. besser hätte Beschaffenheit nennen sollen, eine Entschuldigung für die Gemüths-, Geistes- und Willensstimmung und Richtung des Inquisiten zu finden und auf diesem Wege, wer weiß, wie weit zu gehen, wie dies denn auch nicht selten geschehen ist. Der Verf. hat glücklicherweise diese Klippe vermieden; er hätte es aber auch vermeiden können, sich ihr zu nähern. Schließlich bemerken wir, daß uns der Einwurf nicht trifft, den man machen könnte, wenn man den Inquisiten nicht sonderlich demoralisirt anzunehmen geneigt ist, da er ja an mehreren Stellen, zufolge der Zeugenaussage, ein gesetzter, verständiger, ruhiger, friedlicher Mensch u. s. w. genannt wird. Jeder Mensch hat, wie jedes Ding, seine zwei Seiten. Anders sind wir, wenn der Schalk in uns schweigt, und anders, wenn unsere Schooßsünden erwachen. Niemand darf den ersten Stein auf den Missethäter werfen; aber dieser

bleibt darum doch Missethäter und dem Ausspruche des Gesetzes verfallen. Gerade daß Woyzeck früherhin besser seyn konnte und späterhin, im Gefängnisse, wirklich reuig gesinnt wurde, beweißt am stärksten seine Zurechnungsfähigkeit u. s. w.«

Folgen wir einer solchen moralisch gefaßten Ansicht der leiblichen und psychischen Zustände des menschlichen Lebens, so fragt es sich beispielsweise, wie steht es mit dem vielleicht erblich überkommenen Wahnsinne oder der Anlage zu demselben? Ist dieser denn auch eine Folge der Lebens- und Handelsweise der Person oder zieht sich diese Schuld psychisch wie die Erbsünde bis zu Aeltern und Voraltern hin? Ferner was folgt daraus in Ansehung der Bestrafung selbst? Ist der Wahnsinn das Resultat des persönlichen Lebens und Handelns, so muß er ja, wenigstens das im Wahnsinn begangene Verbrechen, imputabel seyn und der Rasende, Blödsinnige, Melancholische u. s. w., denn alles dies sind Verzweigungen des Wahnsinns, stehen unter dem Gesetze der Kriminalstrafe. So wird endlich die ganze gerichtsärztliche Beurtheilung sehr leicht mit dem Kopfe zur Erde gestürzt, alle weitere Beurtheilung ist zu Ende, und selbst die Manie dürfte, wenigstens in den meisten Fällen, nicht als Ausnahme der Zurechnungsfähigkeit gelten und sie wird wie das in ihr begangene Verbrechen am kürzesten durch das Beil auf dem Hochgerichte zu heilen seyn. Ich spreche übrigens, was wohl zu merken ist, hier und in der ganzen Abhandlung weniger von einem einzelnen Falle, als von einer gesammten Theorie und Norm, die vielleicht zur Analogie und Regel für abzufassende gerichtsärztliche Gutachten aufgestellt werden sollte. Alle aus einem einzelnen möglichen Falle von mir entlehnten Beziehungen sind nur zur Erläuterung einer Opposition gegen eine Lehre, die, wie mir scheint, entweder zu sehr an alten gerichtsärztlichen Formen oder an neuerdings beliebten transcentendalen Beweisführungen derselben hängt.

Die menschliche Natur kann von einer doppelten Seite falsch beurtheilt werden, entweder wenn man das animale, andrerseits wenn man das moralische Princip allein und einseitig geltend macht. Dort entstehen dann in der Betrachtung der menschlichen Natur allerlei Entschuldigungs- und Determinationsgründe für die mancherlei Schwächen, Ausnahmen, Laster und Fehltritte, die sich in den Aeußerungen und Darlegungen der menschlichen Gattung zeigen; hier aber entgegengesetzt eben so viele gleichsam inquisitorische und diktatorische Anklagepunkte, die um so härter treffen, je mehr man von dem einseitigen Princip einer abstrakten moralischen Lehre ausgegangen ist. Dies und jenes darf ohnstreitig nicht in eine Beurtheilung der menschlichen Natur, wie sie sich etwa gibt und in der Erfahrung als Erfahrungslehre gleichsam auftritt, gelten. Denn dort entsteht eine Indulgenz, die wider alle Moral ist; hier aber eine Moral, die, so möchte ich sagen, Uebermoral ist und sich auf so viele Gelegenheiten, wo der Mensch unter den organischen Bestimmungen einer kranken und krankhaften Natur stehet, nicht anwenden läßt. Mag daher auch alles das, was in den Bezeichnungen von Mord-, Feuertrieb u. s. w. liegt, allerdings übertrieben und zu mechanisch wirkenden Necessitäten herabgezogen worden seyn, so ist doch, wenn man nicht das Kind mit dem Bade ausschütten und eine eigenthümliche Theorie durch solche aufgegriffene Bezeichnungen in ein günstigeres Licht bringen will, nicht zu läugnen, daß in diesen allgemeinen Bezeichnungen in der That etwas Wahres oder Grunderscheinungen angedeutet sind, die sich in abnormen Zuständen der Seele, die man Aberwitz, Narrheit, Verrüktheit u. s. w. nennen mag, darstellen. Denn wollte man das Lächerliche, welches solchen Bezeichnungen angepaßt werden kann, allein zum Maaßstab der entgegengesetzten Wahrheit nehmen, so würde es ein Leichtes seyn, für eben

solche entgegengesetzte Behauptungen nicht weniger Ausdrücke zu finden, die das Antike, Finstere und Vorurtheilsvolle einer hypersthenischen Moral, nach welcher über Fehl und Schuld gerichtet werden soll und wo fast immer nur der alte Gegensatz zwischen Himmel und Hölle bleibt, auf eine nicht weniger übertriebene Weise bezeichneten. Es können und sollen mit jenen allgemeinen und freilich vielleicht zu allgemeinen Ausdrücken nicht anders als die sonderbare, aber durch die Erfahrung bestätigten Phänomene einer in Krankheit und psychischen Irre verfallenen menschlichen Natur angedeutet werden, wo, wie Irrenhäuser dies genugsam lehren, *mit* solchen krankhaften Zuständen der Seele entweder unmittelbar eine Neigung, Verderben zu stiften und sich in gefahrbringenden Handlungen zu äußern, verbunden ist, oder auch in einer eben solchen krankhaften Natur, die dem Augenblicke des innern und äußern Antriebs ohne innere Selbstmacht blos gestellt ist, auf das leichteste, wie es der Zufall und das Spiel äusserer Umstände wollen, gefährliche Handlungen und verbrecherische Aeusserungen sich entwickeln oder vielmehr wie aus bloßer Gelegenheit hervorbrechen. Läugnet oder will man solche krankhafte Willensstimmungen, solche verbrecherische Thathandlungen, die in der eigenthümlichen Natur der ersteren entweder selbst wurzeln oder leicht Wurzel fassen können, läugnen, so weiß ich nicht, wie man doch die so vielfältigen durch die Erfahrung bestätigten Erscheinungen erklären will. Daß diese Erscheinungen, von dem Standpunkt der Moral aus betrachtet, natürlich nicht anders, wie es auch eben jene einseitig gefaßte, über alle Gränzen einer richtigen Beurtheilung hinausgehende Erkenntnißart mit sich bringt, als in die Kategorie imputabler und nach Maaßgabe des Verbrechens selbst wohl unter die Strafe des Schwerdts zu ordnen sind, läßt sich nicht läugnen. Aber es entsteht die zugleich für die Moral, Humanität und daß ich den Aus-

druck mit Recht brauche, für das Gottesgericht so wichtige und allein entscheidende Frage, ob eben diese Beurtheilung die richtige sey und mit dem, was krankhafte Erscheinungen des menschlichen Leibes und Geistes in Rücksicht der Entstehung verbrecherischer, blutiger Thaten lehren, billiger- und gerechterweise zusammenstimme. Was soll und kann das heissen: »obgleich kein Mensch den ersten Stein auf den Missethäter werfen mag, so steht dieser doch unter dem Ausspruche des Gesetzes.« Denn rechten mag ich nicht über die mannichfaltige Gestaltung, welche die historische Gesetzgebung selbst in diesen oder jenen Zeiten erlebt und erfahren hat, wo diese Gesetzgebung selbst nun wieder unter einem noch höhern aufzufindenden Gesetze zu stehen schien, wo es z. B. auch ein Gesetz war, Zauberer und Hexen zu verbrennen; aber das bringe ich in Frage und Anforderung, wer eben als Missethäter zu richten sey, was der Begriff der Zurechnungsfähigkeit in sich schliesse und daß eben hier die nach Erfahrungsgrundsätzen unterrichtete Psychologie — wie es die Moral gebietet, als einredende und hülfleistende Wissenschaft — der Moral in der gerichtsärztlichen Beurtheilung zur Seite stehe, damit in dieser das unverschuldete und nicht zurechnungsfähige Verbrechen, wie ja schon jener Gesetzgeber für solche Fälle Freistätten zu errichten befahl, eine gerechte und billige Erkenntniß finde. Mag das Gesetz streng richten — davon ist hier nicht die Rede. Aber die psychologische Frage ist, welches sind die Gränzen der Zurechnung? Und hierüber kann nur allein die Erfahrungsseelenkunde entscheiden, welches nämlich in concreto die Fälle seyen, wo nach physiologischen und psychologischen Gesetzen bei Erscheinungen kranker unverschuldeter Gemüths-, Geistes- und Willenskrankheiten das freie Bewußtseyn, — das Regulativ gleichsam des menschlichen Lebens — aufgehoben war.

Daß es außer der ausgemachten Manie, die doch selbst von dem strengsten Gesetz als ein Grund anerkannt wird, daß das in derselben begangene Verbrechen nicht unter die Kategorie der Zurechnung und der nach dem Gesetz festgesetzten Strafe gebracht werden könne, so daß also hier bei solchen aus Wahnsinn und im Wahnsinn begangenen Verbrechen nicht einmal von Entschuldigung die Rede seyn kann, — denn entschuldiget kann nur werden, was doch eigentlich, streng genommen, hätte vermieden werden können und sollen, — noch andere psychische kranke Zustände und Beschaffenheiten gibt, die es wenigstens in Zweifel lassen, welche vermeidliche oder unfreiwillige Bedingnisse in ihnen liegen, will ich mit einigen Beispielen erläutern. Ich nenne diese psychischen krankhaften Zustände, wie auch die Ueberschrift dieser Erörterung sie nennt, nicht sowohl darum zweifelhafte, weil etwa in ihnen eine größere Ungewißheit liegt, wie über sie und ihre Thathandlungen zu erkennen ist, sondern um sie von der ausgemachten Manie zu unterscheiden. Jenes sind die Dispositionen und Approximationen zu dieser, und es fällt auch in ihnen die besonnene und freiere Bewußtseynskraft selbst der sinnlichen Sphäre, das sogenannte gemeine, lichte und stete Bewußtseyn, hinweg.

Schon das menschliche Leben, wie es sich nach und nach in seiner psychischen Sphäre entwickelt, von dem Nullgrade gleichsam des Bewußtseyns anfängt und zu demselben in dem höchsten Alter auch wieder sich herabläßt, zeigt, daß dieses Bewußtseyn nicht unter ganz freien sondern nothwendigen Bedingungen und Gradverhältnissen stehe, mögen diese nun körperlicher oder psychischer oder auch beider vereinter Natur seyn. Die Seele ist auf keine Weise in der Sphäre ihrer Erscheinung oder in der Erfahrungslehre ein so konstantes und auf einem festen Punkte bestehendes Wesen, das in allen Individuen gleich und besonders in seiner untern Sphäre,

wo es in der nächsten Gemeinschaft mit dem Körper steht und hier in diesem ganzen Umfange als sinnliches Bewußtseyn sich hervorbildet, gleichsam von einem und demselben Grade der extensiven und intensiven Kraft wäre und auf einem und demselben Höhepunkte der von dem tiefern Körper entbundenen Befreiung stände. Mögen wir doch dies wenigstens anerkennen, daß auch in dieser sinnlichen Sphäre des Bewußtseyns und gerade hier am meisten materielle und sensorielle Bestimmungen zum Vorschein kommen, welche die Seele fesseln und sie in ihrer höheren Blüthe zur Freiheit hindern. Diese Beschränkungen des Sinns oder der sinnlichen Sphäre hindern nun auch die Deutlichkeit, Ordnungsgemäßheit, die innre Energie des sinnlichen Bewußtseyns, und es gibt Konstitutionen, die psychisch beständig, um so zu sagen, in dem Zustande der Kindheit, der Schlaftrunkenheit, Verworrenheit, Undeutlichkeit bleiben. Die Seele kann hier in ihrer Entwickelung nicht zu dem Regimen kommen, welches die eigentliche Kraft des in sich selbstständigen besonnenen, ordnenden und abstrahirenden Bewußtseyns ist. Diese Konstitutionen, um sie nach ihren möglichen Modifikationen und besonders wie ich sie durch mannichfaltige Fälle in der Erfahrung bestätigt gefunden habe, Modificationen, die mehr oder weniger das freie Bewußtseyn ausschliessen, sind, um sie mit Namen zu bezeichnen, der verworrene, verkehrte, unaufgeschlossene, der zur Zornwuth, Tollheit, Aberwitz geneigte und an Stumpfheit, Blödsinn, an angeborne Verwilderung oder Unbildsamkeit gränzende Sinn. Der verworrene Sinn, der nicht sowohl darin bestehet, mehr oder weniger verworrene einzelne Vorstellungen zu haben, sondern in dem vielmehr eine Unfähigkeit der geordneten, deutlichen Anschauungen vorhanden ist. Das Bewußtseyn wird nie klar und es stellt sich alles in ihm in verkehrten Bildern

bar. Man findet oft in Kindern schon eine solche Anlage zu einer solchen Verkehrtheit des Sinns, wo es also dieser psychischen Konstitution an der gehörigen Kraft der Aktivität und Receptivität fehlt. Beides spielt in einander und das Gemüth stellt hier eine Art von abnormer Vegetation dar, mit der Neigung, sich in den untern Gebilden in lauter unregelmäßsige, halb verworrene und verwickelte Gestaltungen anzusetzen. Der verkehrte Sinn, welchen der gemeine Mann vielleicht nicht mit Unrecht auch den wirrischen nennt, verzehrt sich gleichsam in einem Haber und in einer Uneinigkeit mit sich selbst. Nichts ist ihm recht, er weicht von der geraden Straße bald links bald rechts ab. In Geschäften, so wie er geleitet oder angestellt wird, ist er bis auf einen gewissen Grad aufmerksam, sich hingebend, gutmüthig, friedenhaltend. Allein auf einmal springt er ab. Und in diesem Sinne scheinen besonders gewisse Periodizitäten zu gelten, wo die Verzweiflung, der wirrische Sinn auf den äußersten Grad kommt. Unheilbar, so wie ich diese krankhaften Konstitutionen der Seele gefunden habe, sind diese Menschen. Es wurzelt in ihnen, je nachdem es der äußere Zufall, der äußere Impuls mit jener periodischen Wildheit und Verkehrtheit des Bewußtseyns will, Mord und Selbstmord, welche beide — welches wohl zu bemerken ist, — nicht sowohl als eine bestimmtere Richtung und als nothwendiges Bedrängniß in ihnen gegründet zu seyn scheinen, sondern nur in einer zufälligen Abhängigkeit stehen, wie der Paroxysm bei manchen epileptischen Kranken von äußerer treffender und in jenen Zeitpunkt des periodisch erhöhten wirrischen Sinns einschneidenden Einwirkung. Der unaufgeschlossene Sinn oder wie man diese irre desorganische Konstitution des Bewußtseyns nennen mag, besteht in jenem tösigen Wahne, wie ihn auch der gemeine Mann nennt, der am besten mit dem Zustande der Schlaftrunkenheit zu vergleichen ist. Diese

tössige Sinnesart kommt nie zur hellen äußern Anschauung, sie erwacht nie aus ihrem Schlummer oder aus der innern Benommenheit. Der Instinkt waltet hier vor und auch bei dem besten Vorsatze sind solche Menschen doch nicht im Stande, den Faden des Vorsatzes, der Erinnerung festzuhalten. Von einem Augenblicke taumeln sie zum andern, und man kann mit Recht von ihnen sagen, daß sie vor lauter Blindheit ihres Bewußtseyns nicht wissen, wie sie zu diesem oder jenem Fehltritt und Verbrechen gekommen sind. So lernbegierig, apperceptionsfähig, zu dem Guten und Bessern aufgelegt diese Menschen auch scheinen mögen: das Licht, welches sie erleuchten soll und welches sie gern aufnehmen möchten, prellt an dem unklaren Glase ihres Sinnes oder Bewußtseyns ab. Sie haben gehört, ohne es gefaßt zu haben, sie haben es gefaßt, ohne im Stande zu seyn, die erleuchtenden Strahlen in dem blinden und schlaftrunkenen Selbst zu bewahren. Es spuken besonders auch in diesem Sinn, wie ja überhaupt diese ganze Region eines gleichsam dicht von der gröbern Materie umgebenen Bewußtseyns mit Visionen, Träumereien, Ahnungen, Spukgeschichten verdunkelt ist, die bald argwöhnischen, bald zutraulichen Blendungen von Rath und Verrath und alle diese maniehaften Zustände des Bewußtseyns sind, wenn nicht okkulte und noch nicht zum Ausbruche gekommene Manieen, doch die unmittelbarsten Annäherungen an dieselben, die selbst in ihrem Anfange mit solchen einleitenden Symptomen an den Kranken begleitet zu seyn pflegen. Jene Sinnesarten sind die Dispositionen der Manie selbst. Man rechne bei diesen Dispositionen und den vielleicht mit ihnen bisweilen verbundenen Uebelthaten ja nicht auf Zurechnung der That oder eines bösen Willens. Denn so wie ich mich aus so vielen Erfahrungen dieser Art, durch genaue Beobachtung solcher sinnenkranker und maniehafter Menschen überzeugt habe, es sind alle die Handlungen, die

ihnen zugerechnet werden könnten, nur Instinkte eines blinden, durch Organisation und Sinnesverworrenheit verdunkelten Bewußtseyns. Man rechne hier nicht auf die bisweiligen lucida intervalla, auf das äußere Ansehen einer scheinbar gesunden Person, auf den bisweiligen geordneten und verständigen Gang des Urtheils. Die Sinnesirre waltet hier in dem Innern und auf einmal kommt sie wieder zum Ausbruch, oder sie scheint auch für den aufmerksamern Beobachter durch in allen jenen sich klüglich und friedsam schmiegenden Reden des Kranken. Um diese Kranken kennen zu lernen, muß man sie nicht fragend ausholen, sondern sie gelegentlich selbst sprechen lassen. Auch der Wahnsinnige behält noch den Instinkt des Verbrechens und Versteckens, aber indem ihn der kranke Zufall überrascht, platzt er in einzelnen Reden andeutend, mystisch mit seiner Sinnesirre heraus. Er erzählt nun in der Irre selbst die Visionen und Träume, die ihn zu seinem Betragen, zu seinem Lebenswandel verleitet haben. Der psychische Mensch erscheint in allen diesen abnormen Sinnesarten auf der untersten Stufe der Desorganisation, wo das sinnliche Bewußtseyn, der innere Sinn in abnormen Vegetationen von Verwirrung, Verkehrtheit und taumelndem, schlafbesessenem Wesen wuchert. Was in der beginnenden Entwickelung des Wahnsinns oder Blödsinns der permanente Charakter ist: das erscheint in jenen Dispositionen des sinnesirren Bewußtseyns zerstreut und weniger hervorstechend in einzelnen Zügen. Es ist ein Zeichen eines solchen in Wahnsinn übergehenden Gemüthszustandes, allerlei Stimmen und Zurufe zu hören, die doch nur die Sinnestäuschungen sind, in Verbindung zu treten mit geheimnißvollen höheren Wesen und überhaupt in einem imaginären Zustande sich zu befinden, der bald den Ausdruck der höchsten Leidenschaftlichkeit, bald den der Apathie, des Ueberdrusses und der Lebensmüdigkeit hat. Mit allen diesen Dispositirnen der Sinnesver-

worrenheit und Dunkelheit ist so leicht die Anwandlung von Mord und Selbstmord verbunden. Plötzlich bricht diese Anwandlung hervor und sie ist der Erfolg des wirrischen, verworrenen, halbschlaftrunkenen entzündlichen Gemüthszustandes.

Wer kann läugnen, daß nicht auch eine solche maniehafte Art, obschon mehr unmittelbar in dem Körper begründet, in der blinden, die ganze Seele und alle Selbstfassung einnehmenden Zornwuth, der Rabies und dem Aberwitze liegt, die ebenfalls als psychische abnorme Dispositionen in einzelnen Subjekten bisweilen hervortreten. Die Zornwuth, jene blinde bei der leichtesten Reizung überwallende Tollheit, seiner nicht mehr Meister zu seyn, sondern, hingerissen von der krankhaften Natur, sich dem blinden Schicksal zu überlassen. Nach meinen Erfahrungen fand diese unglückliche Disposition besonders auch in solchen Subjekten statt, die späterhin in Raserei, in wirkliche Tollwuth übergingen. Und diese maniehafte Disposition schien bedingt zu seyn durch strotzende Blutgefäße, die das Gehirn belagerten und dasselbe gleichsam überfüllten. War dann diese Zornwuth also nicht Krankheit, nicht angeborne fehlerhafte Organisation und Disposition? Und was für Zurechnung, frage ich auch hier, kann bei einer solchen Disposition der Seele statt finden, wo die Wuth selbst das Kennzeichen der Tollheit und des Wahnsinns ist? Aber eine andere, von der eben erwähnten verschiedene Disposition der Seele, die in der sinnlichen Sphäre des Bewußtseyns haftet und maniehafte Irre ist, ist die Rabies, der rasende Sinn, der nicht sowohl Zornwuth, sondern die äußerste Vergessenheit und Entfremdung seiner selbst ist, wie ein rasendes Thier sich dem Anfalle des tödtenden und mordenden Instinkts zu überlassen. Ein, wenn ich ihn so nennen darf, kataleptischer oder epileptischer Zustand der Seele, wo diese im Starrkrampfe alle die entgegengesetzten

Hebel verloren hat, um sich zu bewegen. Es ist eine psychische Konstitution, die auch oft bei solchen, die mit epileptischen Zufällen behaftet sind, zum Vorschein kommt; ein Starrkrampf, eine unbändige Wuth des Willens, die sich in dem äußersten Charakter der Bosheit zeigt, zu verwunden, zu verletzen und überhaupt Schaden zuzufügen; eine an Manie gränzende Krankheit der psychischen Konstitution; eine Rabies, die nicht selten auch als besonderer Charakter in den sogenannten boshaften und gefährlichen Wahnsinnigen, die nur an Ketten zu bändigen sind, vorherrscht; eine Krankheitsanlage, die in dem Nervensystem begründet ist, wodurch sie sich von den pathologischen Bedingnissen jenes kranken überwältigenden Zustandes, der Zornwuth, unterscheidet; eine Rabies, die bisweilen auch in einzelnen Subjekten an periodische Exacerbationen und Ausbrüche gebunden ist, wo man gar nicht weiß, wie diese sonst so friedsamen und leicht zu behandelnden Menschen zu dieser Extraordinitanz eines willenlosen und von Wuth getriebenen Wesens kommen. Die Seele ist außer aller Fassung, welche auch in dem gemeinsten und sinnlichsten Bewußtseyn statt findet. Der Aberwitz gehört ebenfalls zu diesen krankhaften Konstitutionen, die mehr in dem Baue des Körpers als in der psychischen Organisation begründet zu seyn scheinen. Er ist die Annäherung zu dem ausgemachten Wahnwitz, und zeigt sich nicht blos, wie in gewissen Perioden von Entwickelungskrankheiten, vorübergehend, sondern auch in Individuen als eigenthümlicher habitueller Charakter in heimlichen, neckenden, boshaften Handlungen. Es gibt somatische und psychische Krankheitsanlagen, die mehr auf den Willen als auf das Erkenntnißvermögen wirken und wo die maniehaften Aeußerungen ein Wahnwitz sine delirio sind. Es sind die konvulsivischen, krankhaft ergriffenen Anregungen des Willens, von diesen oder jenen Symptomen des Witzes, der Einbildungskraft, einer erfinderischen

Phantasie begleitet. Und man darf sich von diesen letztern Symptomen nicht verleiten lassen zu meinen, daß in solchen Handlungen einer aberwitzigen Anlage ein freier Verstandesgebrauch oder ein seiner selbst bewußter Sinn gewesen sey. Will man eine gewisse analoge Beziehung zwischen der Art oder Ausführung irgend eines Verbrechens und der krankhaften Seele finden, durch welche das Verbrechen bedingt wurde und nicht über Bausch und Bogen, wie man zu sagen pflegt, die hieher gehörigen Bezeichnungen ins Lächerliche ziehen, so würde man in diesem Aberwitz, der sich vielleicht in verbrecherischen Handlungen von sonderbar und aberwitzig ausgeführter Vergiftung, Brandstiftung u. s. w. zu erkennen gibt, eine solche Analogie auffinden können. Es gibt Krankheiten des Willens, wo die Kranken bei Ausführung verbrecherischer Handlungen nicht offen zu Werke gehen, sondern ihrer eigenen Natur nach die Mittel geheimer verbrecherischer Lust zu Hülfe nehmen. Es würde nicht schwer seyn, dieses mit mehreren Beispielen aus der Natur krankhaft erregter Instinkte, wo das Bewußtseyn gestört oder ganz abwesend ist, zu erläutern. Wer wird aber läugnen können, daß es solche Störungen des Bewußtseyns, solche krankhafte, an Wahnwitz gränzende Regungen des Willens gibt, wo die Handlungen, die aus ihnen entspringen, wenn man nicht Gesundheit für Krankheit und über dem von dieser Krankheit gestörten Bewußtseyn noch ein anderes freies Bewußtseyn, also ein Ich außer dem Ich in einem und demselben Subjekte annehmen will, auf keine Weise wenigstens nur unter sehr vielen und erheblichen Bedenklichkeiten zurechnungsfähig sind!

Ich erläutere nun mit wenigen Worten die dritte Art von Bewußtseynszuständen oder psychischen Konstitutionen, deren regelwidrige Handlungen mir ganz außer der Linie der Zurechnungsfähigkeit zu fallen scheinen. Sie sind die an Stupidität, Blödsinn und indolente Starrheit des Gefühls

angränzenden Seelenzustände, die auch mehr oder weniger angeboren, weniger angebildet oder durch Leidenschaft und thierische Triebe erzeugt sind. Es gibt eine Unbildsamkeit, eine Starrheit des menschlichen Kulturzustandes, die durchaus animaler Natur ist, wo das Bewußtseyn den beschränktesten und kurzsichtigsten Umfang hat und meistens nur auf den Augenblick des Handelns, ohne alle Erinnerung und Voraussicht, instinktartig eingeschlossen ist. Ein Seelenzustand, der der Stupidität des stumpfsinnigen Wahnsinns, wie wir ihn im Irrenhause finden, verwandt ist. Mit dieser Indolenz und Starrheit der Kulturbildung und eines *animal* bedingten Bewußtseyns befindet sich auf einer und derselben Stufe der abnorme oder krankhafte Seelenzustand der blödsinnigen Art, wo die Aperceptions- und Apprehensionskraft, die selbst zu dem gemeinsten sinnlichen Bewußtseyn gehört, auf der niedrigsten Stufe der Thätigkeit und Erregbarkeit steht. Es fragt sich also auch bei diesem Kreise des Bewußtseyns: wie steht es mit der Zurechnung?

Ich unterlasse eine weitere Ausführung dieser Seelenzustände, welche unmittelbar das Bewußtseyn und gerade von seiner thätigsten und einflußreichsten Seite betreffen, Zustände, welche gar nicht ungewöhnlich sind und so oft die unseligen Geburtsstäten der nach Ort und Umständen aus ihnen gelegentlich entstehenden Fehltritte und verbrecherischen Handlungen sind. Ich habe diese psychischen Abnormalitäten, die nicht selten die permanenten oder auch periodisch sich äußernden Dispositionen des unklaren, faselnden Bewußtseyns sind, in ihrem äußersten Grade, wo sie unmittelbar schon fast als Manie erscheinen, aufgestellt. Aber es gibt noch niedere Grade dieser Dispositionen und in ihnen allen finde ich, wenn ich nicht nach ältern sogenannten Grundsätzen einer positiven Staatsarzneikunde, sondern nach den berichtigendern Grundsätzen einer in den Untersuchungen fortschreitenden

Psychologie urtheile, mehr als genugsame Gründe einer unzurechnungsmäßigen Handlung. Der erfahrne Gerichtsarzt, welcher in diesen Untersuchungen der Seelenlehre und Menschenkunde bewandert ist, muß diese psychischen krankhaften Abirrungen des Seelenlebens kennen und auch in dem gerichtsärztlichen Erkenntniß, das in den Fällen einer ausgemachten Manie kein schwieriges Feld der Beurtheilung findet, auf jene von mir genannten zweifelhaften und der Manie voranschreitenden Seelenstörungen, um Zurechnung und Nichtzurechnung abzuwägen, wohlbedachte und gründliche Rücksicht nehmen. Die Geschichte der Verbrecher bietet genug Fälle dar, wo eine solche Beurtheilung nach gründlicher Ansicht der Psychologie statt finden kann und soll. Bei allen diesen Bedingungen, durch welche jene psychischen Zustände schon an sich die Zurechnungsmäßigkeit entweder ganz ausschliessen oder doch im höchsten Grade bedenklich machen, ist ja, wie dies eben unsere Absicht war, auf die mannichfaltigen innern und äußern Antriebe von Leidenschaften und Affekten noch gar keine Rücksicht genommen. Wir haben immer nur, auch in unsern frühern, die gerichtsärztliche Beurtheilung psychischer Zustände betreffenden Aufsätzen von den innern Bestimmungen des Bewußtseyns gesprochen, die, wenn wir auch alle Rechnung von wilden Trieben, Affekten und Leidenschaften ausschliessen, schon an sich die Zurechnungsfähigkeit verbrecherischer Handlungen aufheben oder vermindern. Das Bewußtseyn ist gerade in seiner niedern sinnlichen Sphäre eine sehr zusammengesetzte Zahl von möglichen Beschaffenheiten, und der allgemeine Grundsatz, der über ein solches Bewußtseyn als Einheit und allgemeingültige Norm aufgestellt werden könnte, ist nur ein hülfsbedürftiger Beweiß, was und wie viel noch an und in einer solchen Beurtheilung zu berichtigen ist. Wir haben aber die obigen psychischen Bestimmungen von Seelenkrankheiten oder

Abweichungen und Irren des sinnlichen Bewußtseyns hier nur ganz allgemein als die nöthigen Punkte angeben wollen, welche nach bei weitem nicht genug von einer gerichtsärztlichen Psychologie sind berücksichtiget worden.

Und ich kann daher auch keinen Anstand nehmen, in das mögliche Regulativ, nach welchem Zurechnung und Nichtzurechnung beurtheilt werden sollte, nicht einzustimmen, in dasjenige nämlich, welches in folgender dreifachen Form erscheint. »Es darf nämlich,« so heißt es, »nach meiner Ueberzeugung ein blinder Antrieb zu verbrecherischen Handlungen nur in den Fällen angenommen und zu deren Entschuldigung benutzt werden, wenn

1) entweder das Alter des Individuums einen vollständigen Gebrauch des Verstandes noch nicht zuläßt;

2) oder Entwickelungsperioden, z. B. die der Mannbarkeit und andere körperliche Ereignisse im Spiele sind, die ihrer Natur und der Erfahrung nach, öfters mit unklaren Vorstellungen, mit Verworrenheit des Bewußtseyns und instinktartigen Handlungen verbunden zu seyn pflegen, z. B. mit unmittelbar vorhergegangener Niederkunft;

3) oder bei erweislicher Uebermacht ungewöhnlicher und individueller, körperlicher oder geistiger Anreizungen die gewöhnlichen egoistischen Motive zu einer Handlung fehlen, z. B. wenn ein Hypochondrist oder ein Schwärmer einen Mord begehet, um hingerichtet zu werden und desto seliger zu sterben.«

Dieses Regulativ, so umsichtig und billig wir es auch beurtheilen mögen, hat dennoch den Fehler, wie manche schwankende Definitionen, entweder daß sie zu weit oder zu eng sind. Denn wird hier die Verworrenheit, Unklarheit der Vorstellungen namentlich bei jenen körperlich bedingten Erscheinungen als ein möglicher Grund der Unzurechnungsfähigkeit verbrecherischer Handlungen angenommen und überdies

wie in Nr. 3 die Ungewöhnlichkeit und Unvernunft der Motive bei einer erweislichen Uebermacht derselben als möglicher Entschuldigungsgrund einer Blutthat angesehen, so müssen konsequenterweise auch diejenigen psychologischen Gründe gelten, die, wie wir oben dargethan haben, unmittelbar an sich schon die konstitutionellen Bestimmungen des Bewußtseyns betreffen, auch wenn hier nicht solche Entwickelungsperioden, nicht solche Entschuldigungen der Unmündigkeit, und nicht eine solche Erscheinung von ungewöhnlichen Motiven vorhanden ist. Besonders aber und hauptsächlich dann noch, wenn, wie eben in jenem Regulativ angenommen wird, noch ganz eigenthümlich blinde und instinktartige Antriebe mitwirken. Es muß daher nothwendig, soll denn einmal ein solches Regulativ für die gerichtsärztliche Beurtheilung gelten, was wir aber sehr bedenklich finden, da das psychische Leben selbst in seinen Abweichungen nicht weniger verschiedene und entgegengesetzte Erscheinungen hat, wie das kranke Körperleben, folgendes zu jenen Bestimmungen hinzugesetzt werden:

4) und überhaupt bei allen solchen entweder körperlich oder psychisch bedingten Konstitutionen, wo das gemeine und sinnliche Bewußtseyn unklar, verworren ist und an diejenigen Zustände gränzt, die manierhafter Art sind. Es gibt außer der Bedingungen, die in jenen Entwickelungsperioden, in jenen Jahren der Unmündigkeit und in jenen ungewöhnlichen körperlichen oder psychischen Anreitzungen liegen, noch viele andere Zustände und Modifikationen des Bewußtseyns selbst, permanenter oder periodischer Art, die den freien Verstandesgebrauch hemmen und unmittelbar selbst blinder und instinktartiger Beschaffenheit sind. Solche Zustände oder Beschaffenheiten des Bewußtseyns liegen weniger auf der Oberfläche des Seelenlebens, sind nicht als ausgemachte Manie zu erkennen, sondern sind die mannichfaltigen Durchkreuzungen des sinnlichen Bewußtseyns, die in einzelnen Individuen

gleichsam die statarischen Lebensmomente bezeichnen, und aus welchen sich so leicht bei dieser innern Störung und Hemmung mechanische, im blinden Bewußtseyn vollbrachte Handlungen entwickeln.

Diese Zustände und die mit ihnen vielleicht verbundenen mechanischen Handlungen mögen freilich wohl auch, gleichsam wie leichtere Krankheitsanfälle, aus gewöhnlichen oder ungewöhnlichen Bedingungen, Congestionen des Bluts u. s. w. erklärt werden können. Allein die leichte Erklärungsweise ist kein Erweis für die Wahrheit: so ist es auch mit jener anthropologisch versuchten Erklärungsweise, die auf ihrem Wege trefflich von statten gehen und doch nicht zum Ziele treffen kann. Die gerichtliche Arzneiwissenschaft hat einen wohlverdienten Ruhm erworben dadurch, daß sie in der Aufklärung der Psychologie vorwärts schritt und z. B. wie oben, Entwickelungskrankheiten als mögliche und wirkliche Krisen eines gehinderten Bewußtseyns u. s. w. annahm. Sie wird daher auch diesen Ruhm nicht verlieren, sondern ihn nur um so viel mehr verdienen, wenn sie sich in ihren Untersuchungen nicht ferner Schranken setzt und nicht etwas für Gefahr drohend hält, was doch die Humanität und Gerechtigkeit und die bedenkliche Beurtheilung in dem zu erstattenden Gutachten über zweifelhafte Gemüthszustände selbst zur Milderung der Zurechnungsfähigkeit und der Strafe anbefiehlt. Eine jede Untersuchung wird schon an sich getrübt, wenn sie sich in der Unbefangenheit und Freiheit ihrer Beachtung von möglichen oder erträumten Folgen schrecken läßt. Die gerichtsärztliche Beurtheilung, besonders die über Leben und Tod, steht zu hoch über dergleichen Befürchtungen, als daß Sätze, auch wenn sie neu scheinen und Neuerungen genannt werden, um gewisser ungewohnter Corollare willen von dem bisher gültigen Gebiete angenommener Heische- oder Grundsätze sollten ausgeschlossen

werden. Man entwöhne sich nur, daß ich diesen Ausdruck brauche, bei der Beurtheilung des bei einem Verbrechen statt gefundenen Bewußtseyns immer nur an die gemeine Lehre, was das Bewußtseyn sey, — Bewußtseyn sey Bewußtseyn, ohne alle weitere Grade, Potenzen und Modifikationen, — zu denken. Ich habe in meinen Untersuchungen über die mögliche Zurechnungsfähigkeit verbrecherischer Handlungen von allen äußern Triebfedern, allen leidenschaftlichen Anregungen, kurz von allem dem, was die Macht und Freiheit eines gesunden Bewußtseyns unter sich oder seine Herrschaft bringen kann, abstrahirt und dies mit allem Vorschub für die gerichtsärztliche Beurtheilung; aber das ist noch nicht hinweggeräumt, was auch kaum hinwegzunehmen ist, daß es, —, nun so will ich es nennen —, Impotenzen des Sinns und Bewußtseyns giebt, die und deren in Verbrechen auslaufende Handlungsweisen untrüglich unter die Norm irgend einer mit dem Tode zu bestrafenden Zurechnung gebracht werden können. Einige solcher Seelenstörungen, die das Bewußtseyn betreffen, habe ich oben namhaft gemacht. Und so sehr man sich auch von feiner Theorie und den selbst mehrfälligen aus Erfahrung abgezogenen Fällen irre führen lassen kann, so würde ich doch, wenn ich, um meine Ueberzeugung zu prüfen, sie an Subjekten, welche in der Erfahrung nicht so selten sind und in denen ein solches wirrhaftes, tösiges, halb schlafendes Bewußtseyn u. s. w. ist, anlege oder anwende, mich nicht überreden können, über diese Subjekte, deren Handlungsweise bei irgend leichten Reizungen so nahe an mögliche Verbrechen gränzt, in einem solchen Falle des Verbrechens den Stab der Zurechnung zu brechen. Doch hier genug von einer Materie, die von jetzt an kaum mehr für den Standpunkt meiner Beurtheilung gehört, wenn ich nicht näher in das Einzelne einzugehen Willens seyn sollte; da ich über den allgemeinen Gesichtspunkt einer psychologisch gerichtsärztlichen Beurtheilung mich hinreichend glaube ausgesprochen zu haben.

---

nische nimmt die umgebende elementare Natur auf, zersetzt oder verarbeitet sie durch seine eigenthümliche Thätigkeit zu einem eigenen Gebilde, in welchem sich die unorganische Natur reflektirt und in welcher sich jenes Gebild ebenfalls reflektirt. So konstruirt und bethätiget sich auch das Organische in diesem Wechselgeschäft von Trennung und Verbindung jenem großen Reflexe gemäß zwischen dem aufzunehmenden Stoffe, der Assimilation desselben und der eigenthümlichen innern sogenannten Lebenskraft. Und so bestehet dieses kosmische Gesetz auch auf dem Gebiete des Seelenlebens, daß das Bewußtseyn desselben schwanke, sich binde und löse an jenem stets wechselnden und sich bindenden Reflexe des sogenannten Subjektiven, Objektiven und der in der Sphäre zwischen beiden schwebenden Sphären der Vorstellung oder Vorstellungsthätigkeit. Was denn auch der tiefere Grund dieses nothwendigen Wechselverhältnisses, auf welchem das Bewußtseyn und Selbstbewußtseyn des Seelenlebens beruhet, sey: dies zu untersuchen liegt außer den Gränzen meiner Aufgabe, die sich auf diesem Gebiete der ärztlichen oder psychologischen Forschung an äußere Thatsachen, an jene Gesetze des Bewußtseyns glaubt halten zu müssen.

Daß aber die Möglichkeit und Integrität des Seelenlebens, inwiefern es sich in diesem Bewußtseyn darstellt, auf der Duplicität jenes Grundverhältnisses von eingehenden Bedingungen gründe: dies lehrt jede einfache Beobachtung der Thatsachen des Bewußtseyns. So ist ja z. B. die Erinnerung des Menschen an sein früheres Jugend- oder Kindheitsleben nur möglich, inwiefern sich aus diesem wieder einzelne Objekte, welche uns damals umgaben, wie einzelne Lichtpunkte unserer damaligen Umgebung darstellen und zugleich mit ihnen unsere damalige Persönlichkeit mit den Eindrücken oder Vorstellungen, welche sie durch diese Gegenstände empfing. Ein jedes Bewußtseyn ohne Ausnahme, jede Verge-

genwärtigung des Vergangenen und des eben jetzt vorhandenen Lebens für die Seele verlebendiget sich nur an dem Faden der durch die ganze Natur laufenden Bedingung, daß es in Wechselwirkung trete von Trennung und Verbindung zwischen den Materialien gleichsam alles Seyns, Bildens und Bewußtseyns, deren ganzer Complex die Welt ist als Inbegriff der Bedingungen von einem aufzunehmenden Stoffe, von assimilirenden Kräften, und einer Kraft, die den assimilirten Stoff in und auf sich verwendet. Mag man dieses Gesetz nun materiell, organisch oder seelenmäßig ausdrücken: immer bleibt es dasselbe nur mit Verschiedenheit des kosmischen Kreises oder seiner möglichen Anwendung. Alle mechanische und chemische Produkte bestehen nur unter der Erfüllung des Gesetzes eines aufgenommenen oder ausgeschiedenen Stoffs, einer aufnehmenden oder an sich ziehenden Kraft von Verwandtschaft und eines sogenannten einfachen Elements als Trägers des chemischen Prozesses. Die ganze organische Naturordnung bestehet ebenfalls unter dem oben ausgesprochenen Gesetze einer theilweisen Trennung und Wechselwirkung zwischen Außenwelt, Organ und assimilirender Kraft. Und so stehet auch das Seelenleben unter dieser allgemeinen kosmischen Bedingung einer steten Erneuerung, Metamorphose und ununterbrochenen Wechselbeziehung zwischen dem äußeren Universum, was in die Seele eingehet, zwischen den Bildern oder Vorstellungen, die, theils leidend, theils selbstkräftig, in Verbindung und im Gegensatze mit jener Außenwelt producirend und reproducirend wie in einem steten Fluß in der Seele sich abspiegeln, und zwischen dem thätigen Ich oder Subjekte, welches sich seiner nur in Verbindung und Gegensatze jener beiden Momente bewußt wird.

Besteht nun, wie nicht geläugnet werden kann, in der That das Seelenleben und sein Bewußtseyn in einer solchen engverbundenen Reihenfolge von möglicher Verbindung und

Trennung, so muß es, daß wir es so ausdrücken, in dem Augenblicke in seiner Integrität oder Gesundheit leiden, so bald die Fäden des Instruments weder diesseits noch jenseits einen Anhaltungspunkt haben und die Seele entweder in dem Objekte oder in der Vorstellung oder in sich selbst in einem allgemeinen Gefühlszustande untergeht. Eben darauf beruht ja auch die Gesundheit des organischen Lebens, daß es sich in seiner Triplicität von Thätigkeit oder Beziehung erhalte. Fehlt der äußere Stoff oder die Empfänglichkeit für denselben, so sinkt das organische Leben. Ist die assimilirende Kraft geschwunden, so erkrankt der Körper nicht weniger. Und ist seine Fähigkeit und Thätigkeit geschwunden, den assimilirten Stoff aufzunehmen und in das Lebensgebilde weiter abzusetzen, so ist hier nicht weniger eine geschwächte oder gestörte Gesundheit. Alles dies aber sey nur hier Beispiel, um jenes psychische Gesetz von der Gesundheit und Erkrankung des Seelenlebens durch Analogieen zu erläutern.

Die Möglichkeit und Anlage der Erkrankung, die sogenannten Geistesabwesenheiten oder Verirrungen, liegen also unmittelbar in der Sphäre, in der Art und Weise des Seelenlebens, wie seine Gesundheit oder das Bewußtseyn nur bestehet in jener unzertrennten Verbindung und verbindenden Trennung zwischen der äußern Sinnenwelt, dem Gebiete der Vorstellungsthätigkeit und der psychischen geistigen Kraft. Ist dieses Gesetz gestört oder zerrissen, so ereilt auf eine dreifache Weise die Krankheit das Seelenleben. Das Bewußtseyn geht entweder unter durch den Andrang des äußern Objekts, es verliert sich in der Objektivität; oder es verliert sich in dem Strome und Drange wie auch in der Einseitigkeit und Fixirung der Vorstellungsthätigkeit: oder endlich es verliert sich in der Subjektivität des in sich selbst versunkenen oder gleichsam erstarrten psychischen Wesens.

Wie wichtig diese Theilung der dreifach möglichen Krankheitsform theils für die Diagnose des kranken Seelenlebens, theils auch für die Art und Weise der anzuwendenden Heilkunst sey, werden wir weiter unten bemerken.

Es ist uns hier darum zu thun, eine richtige Kenntniß von den Krankheiten der menschlichen Seele zu begründen. Und dies kann nur durch Hülfe einer richtigen Psychologie geschehen, die aber leider in den meisten ärztlichen Auseinandersetzungen über die mannichfaltigen Krankheitsformen der Seele vermißt wird. Es liegt hier alles bunt unter einander. Symptomatische Formen sind zu wesentlichen Charakteren oder Gattungen erhoben, Wahnsinn des Verstandes ist verwechselt mit dem Wahnsinn des Willens- und Gefühlvermögens u. s. w. Wenn es irgendwo an richtiger Psychologie gebricht, so ist es in diesen ärztlichen Topographieen der psychischen Krankheiten. Und es erhellt hier so deutlich, wie wichtig ein genaueres psychologisches Studium, das nicht erst in der ärztlichen Praxis durch einen rohen Empirismus aufgegriffen werden darf, für den Arzt der Seelenkranken ist. Mit einem Vorrath von drastischen Mitteln, Sturzbädern, Drehmaschienen u. s. w. ist hier nicht geholfen. Die rohe und empirische Anwendung dieser Mittel macht oft aus einer heilbaren Krankheit eine unheilbare. Aber auch schon das wissenschaftliche Studium fodert ja, daß der Arzt von dem Leben, welches er behandelt, sich Rechenschaft zu geben wisse und die mögliche Erkrankung des menschlichen Geistes in allen ihren Arten und Abstufungen kenne.

Eine Menge Beispiele, um die obige Eintheilung zu rechtfertigen und dem gewöhnlichen Einwurfe zu begegnen, daß sie vielleicht willkührlich oder nicht in der Natur des Seelenlebens gegründet, nicht praktisch anwendbar sey, kommt uns hier aus unsern Beobachtungen, die wir an Seelenkranken nicht selten zu machen die Gelegenheit ge-

huldt haben, entgegen. Die Irren unterscheiden sich doch wesentlich, was die Art ihres seelenkranken Zustandes betrifft, dadurch, daß die einen in der Art und Weise ihrer Subjektivität befangen oder vertieft sind. Sie sind z. B. Könige, Prinzen, wohl gar Gott oder die Trinität der Gottheit selbst. Andere sind befangen in ihren Rechnungen von Glück und Schätzen, die Vorstellungsthätigkeit hat sich des Subjekts bemeistert, es kann von der Idee nicht zu sich selbst kommen; das Subjekt ist in dem kranken Seelenzustande des Gefühls, der Begierde oder der Vorstellung wie verloren. Eine dritte Gattung stellt sich dar in jenen Kranken, die gleichsam das Objekt ihrer Begierde an sich reißen und in dem Wahne des Objekts verloren sind. Der Kranke zählt z. B. Steine für Münzen, hält die Puppe für das wirkliche Bild seines geliebten Wahns u. s. w. Daß darin, wie sich hier der Seelenzustand äußert, ein wichtiger, gleichsam topischer Unterschied ist, wird niemand läugnen, der die verschiedenen Arten und Gattungen der seelenkranken Zustände zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. Aber es liegt ja auch schon in der Natur, ja wir möchten sagen, in der Konstruktion des Bewußtseyns, daß es auf diese dreifache Art entarten oder erkranken könne. Das Bewußtseyn geht entweder in dem Objekte oder in der Vorstellungsthätigkeit oder in dem Subjekte unter. Ein Irreseyn des Geistes, das sich entweder nicht aus der Subjektivität oder aus der Vorstellungsthätigkeit oder aus dem vorgespiegelten Objekte herausfinden kann. Ein Wahnsinn, der entweder auf dem Objekte, oder auf dem Subjekte oder der Vorstellung haftet.

Nothwendig ist die Bedingung des gesunden, normalen Bewußtseyns, daß es sich immer zwischen jenen Bestandtheilen, auf denen es schwebt, muß herstellen können. Das Bewußtseyn ist gleichsam eine Kette zwischen dem zu erken-

nenden Gegenstände, der Erkenntniß und dem erkennenden Subjekte. Dies ist die Geschichte des ganzen psychischen Lebens des Menschen. Der normale Zustand des Geistes oder Bewußtseyns bestehet darin, daß dieses sich von jenen Beziehungen in jedem Augenblicke zu restauriren fähig sey. Ist diese Fähigkeit nicht da oder verloren gegangen so tritt auch die Gefahr des abnormalen Zustandes ein; die Gesundheit der Seele schwankt dann zwischen Wahn und Wahnsinn. Und wir erkennen hier das Gesetz des somatischen Lebens in höherer Bedeutung wieder, daß es sich in seinem normalen Zustande zwischen äußern Reizen der innern organischen Empfänglichkeit und der Vitalität der Lebenskraft zu erhalten suche.

So streng und nothwendig aber nun auch diese Bedingung ist, unter der die Gesundheit des menschlichen Geistes bestehet, und so rein die Konstruktion seyn mag, die man a priori über die tiefere Begründung dieses Bewußtseyns anstellen mag: die Erfahrung lehrt, daß es in seiner empirischen Darlegung mannichfaltigen Modifikationen extensiver und intensiver Stärke unterworfen ist und daß es sich in seiner totalen Summe analog verhält, wie die Stärke und Schwäche, wie der Inhalt des somatischen Lebens. Es finden in Hinsicht jenes Bewußtseyns drei namentliche Bedingungen von Modifikation statt: erstlich daß es von schwacher intensiver Kraft sey; zweitens daß ein weiterer Zwischenraum, ein schwächeres Band zwischen jenen innern Bestandtheilen des Bewußtseyns, und drittens daß eine eigene Naturanlage in der Seele sey, einzeln mehr oder weniger auf einem jener drei Momente des sich beständig integrirenden Bewußtseyns zu lasten. Alle diese Bedingungen können Krankheitsanlagen oder Dispositionen zu möglichen psychischen Verirrungen werden.

Wem sollte es entgangen seyn, daß es, was das er-

kenntnißsphäre überzugehen fähig ist. Sehr leicht ergeben sich aus diesen psychischen Konstitutionen des Bewußtseyns, wie dieses sich innerlich nach einer bestimmten Naturanlage bildet, bedingende Ursachen von Alienationen des Geistes, wo der Wahnsinn auf einem solchen getheilten Momente des Bewußtseyns schwebet. Und so ergeben sich aus der Natur der menschlichen Seele selbst, und aus der eigenthümlichsten Bedingung des Bewußtseyns die Möglichkeiten von Erkrankung oder von einer Trennung und Entzweiung der Pole, die auf der Linie des Bewußtseyns liegen und gleichsam das kosmische Leben desselben bilden. Der Wahnsinn, die Erkrankung der Seele, bricht so oft schnell hervor ohne weitere äußere Veranlassung und merkbare Beiwirkung. Diese Erkrankung kann sich leicht unmittelbar in dem Kreise der Seele nach den Bedingungen ihrer innersten Lebensverhältnisse erzeugen, wie ja der Grund der meisten somatischen Krankheiten auch in dem innersten Stand der Lebensfunktionen liegt.

In der Lehre von dem Bewußtseyn ist in den meisten Lehrbüchern der Psychologie eine große Oberflächlichkeit, die man mit metaphysischen Erörterungen, die aber doch nur leere Grübeleien und Spekulationen sind, hat geglaubt ausfüllen und verdecken zu können: eine Oberflächlichkeit, daß man immer von dem Bewußtseyn im Allgemeinen gesprochen hat, ohne die nothwendigen psychischen Beziehungen und Steigerungen desselben zu unterscheiden. Es ist von der größten Wichtigkeit, theils für die Seelen- und Menschenkunde, theils ganz besonders in Untersuchung psychischer Krankheiten und kriminèller Verbrechen, die verschiedenen Standpunkte des Bewußtseyns und die Sphären seiner Beziehung genauer zu unterscheiden. Denn es hängt von dieser Unterscheidung die bestimmtere Kenntniß des Seelenlebens ab, inwiefern dieses sich in dem Kreise seiner Thätigkeit steigert und das Bewußtseyn auch an moralischer Stärke und geistiger Thätigkeit zunimmt.

Es gibt ein Bewußtseyn der sensuellen, der intellektuellen und der rationellen Sphäre. So genau alle Lebensbedingungen gegenseitig unter einander eingreifen und eine die andere bedingt: so darf doch dieses gegenseitige Verhältniß nicht als ein gebundenes oder mechanisches gedacht werden, sondern es gilt auch in diesem psychischen Umkreise, wie in den andern Arten des organischen Lebens, die Freiheit, daß das Wurzel- und Stammleben ausgebildet und in seiner Regelmäßigkeit bestehen kann, ohne daß die obere, höchste Sphäre gedeihet oder zur Blüthe kommt. Nicht anders verhält es sich in den Sphären des Bewußtseyns. Es besteht hier durchaus ein gewisses unabhängiges Verhältniß jeder Sphäre für sich, so daß die Wirksamkeit jeder einzelnen verschieden ist und die Freiheit und Kraft des Bewußtseyns sich auf eine ganz verschiedene Art erweiset. Das Bewußtseyn für die sensuelle Sphäre kann ungemein stark und lebendig seyn und das höhere Bewußtseyn des intellektuellen und rationellen Lebens doch sehr daniederliegen. So kann im Gegentheil das Bewußtseyn der höheren Sphäre ungemein kräftig und in sich immer gegenwärtig seyn, während der sensuelle Mensch in seinem Bewußtseyn für die sinnliche Umgebung tausend Zufälligkeiten von Vergessenheit und Ohnmacht unterworfen ist. Die Sphären dieses Bewußtseyns verhalten sich gegenseitig nicht minder, wie die organischen Körpergebilde. Die Gesundheit und Stärke ist hier meistens nur relativ; selten daß ein und derselbe Grad von Stärke, Lebendigkeit nnd Festigkeit alle Systeme beherrscht. Ein jedes hat seine eigenthümlichen Affektionen und Bedingnisse von Gesundheit, minderer oder größerer Erkrankung. Das eine System kann gesund seyn und sich in seiner naturgemäßen Stärke erhalten, während das andere leidet und erkranket. Eine solche Skale findet auch in jenen Kreisen des Bewußtseyns statt. Wenn der Nachtwandler den

Sinn für die sensuelle Sphäre behält, sind die andern Kreise des Bewußtseyns wie erloschen. Wenn wir im tiefen Nachdenken das deutlichste und innigste Bewußtseyn der moralischen Welt haben, so ist die sinnliche Welt von uns hinweggerückt, das sinnliche Bewußtseyn in uns wie ausgetilgt. Wie oft haben wir nicht in der Erfahrung Beispiele, wie sich diese mannichfaltigen Kreise des Bewußtseyns zu erkennen geben! Während der eine Mensch ein starkes Bewußtseyn für die Sinnenwelt, gleichsam für die Aeußerlichkeit der Gegenstände hat, verliert sich in einem andern mit jedem Augenblick der äußere Eindruck, Raum und Zeit verschwinden gleichsam vor ihm und er hat nur Bewußtseyn für die höhere, intelligible Welt.

In den Irrenhäusern zeigen sich nicht minder oft Gelegenheiten, diesen Unterschied des Bewußtseyns zu bemerken. Und die Anomalieen machen uns auf das Gesetz der Natur aufmerksam. Beobachtet man nicht, daß der eine, der am Verstand irre ist, dennoch die Fassungskraft und das Bewußtseyn für die sinnliche Sphäre behalten hat, während im Gegentheil der, welcher alle Fassungskraft, das Gedächtniß für sinnliche Gegenstände verloren hat, ein noch deutliches Bewußtseyn für Gegenstände der Erkenntniß oder des Verstandes haben kann? Die Systeme, daß wir es so nennen, des Bewußtseyns können eben so einzeln erkranken und in ihrer Sphäre darnieder liegen, wie die Vegetations- oder Muskelkraft des organischen Körpers gesunken seyn kann und dennoch die Nervenkraft bestehet. Man darf in der Untersuchung über das Seelenleben, z. B. bei gerichtsärztlichen Urtheilen über den psychischen Zustand eines Verbrechers, durchaus nicht von der ungestörten Kraft des sensuellen Bewußtseyns auf die Integrität und Gesundheit der übrigen Sphären des Bewußtseyns schließen. Auch in diesen Sphären gibt es leidende Theile und gesundheitswidrige Zu-

Es gibt ein Bewußtseyn der sensuellen, der intellektuellen und der rationellen Sphäre. So genau alle Lebensbedingungen gegenseitig unter einander eingreifen und eine die andere bedingt: so darf doch dieses gegenseitige Verhältniß nicht als ein gebundenes oder mechanisches gedacht werden, sondern es gilt auch in diesem psychischen Umkreise, wie in den andern Arten des organischen Lebens, die Freiheit, daß das Wurzel- und Stammleben ausgebildet und in seiner Regelmäßigkeit bestehen kann, ohne daß die obere, höchste Sphäre gedeihet oder zur Blüthe kommt. Nicht anders verhält es sich in den Sphären des Bewußtseyns. Es besteht hier durchaus ein gewisses unabhängiges Verhältniß jeder Sphäre für sich, so daß die Wirksamkeit jeder einzelnen verschieden ist und die Freiheit und Kraft des Bewußtseyns sich auf eine ganz verschiedene Art erweiset. Das Bewußtseyn für die sensuelle Sphäre kann ungemein stark und lebendig seyn und das höhere Bewußtseyn des intellektuellen und rationellen Lebens doch sehr daniederliegen. So kann im Gegentheil das Bewußtseyn der höheren Sphäre ungemein kräftig und in sich immer gegenwärtig seyn, während der sensuelle Mensch in seinem Bewußtseyn für die sinnliche Umgebung tausend Zufälligkeiten von Vergessenheit und Ohnmacht unterworfen ist. Die Sphären dieses Bewußtseyns verhalten sich gegenseitig nicht minder, wie die organischen Körpergebilde. Die Gesundheit und Stärke ist hier meistens nur relativ; selten daß ein und derselbe Grad von Stärke, Lebendigkeit nnd Festigkeit alle Systeme beherrscht. Ein jedes hat seine eigenthümlichen Affektionen und Bedingnisse von Gesundheit, minderer oder größerer Erkrankung. Das eine System kann gesund seyn und sich in seiner naturgemäßen Stärke erhalten, während das andere leidet und erkranket. Eine solche Skale findet auch in jenen Kreisen des Bewußtseyns statt. Wenn der Nachtwandler den

Dieses Gesetz läßt sich aber wieder theilen oder auf die einzelnen in dem Bewußtseyn liegenden Bestandtheile beziehen und so resultiren folgende einzelne Bedingnisse für die mögliche Entstehung der Seelenkrankheiten.

Erstlich, was das Objekt betrifft:

Wenn die objektive Einwirkung zu stark, zu lebhaft, oder zu träge, oder auch in ihrer Aufeinanderfolge zu reißend ist, so ist dieses eine Veranlassung zum Verschwinden des Bewußtseyns und zur möglichen Entstehung des Wahns.

Zweitens, was die Art und Weise der Vorstellung oder Vorstellungsthätigkeit betrifft:

Ist die Vorstellungsthätigkeit, die Vorstellung in ihrer Thätigkeit übermäßig erhöht oder auch schwach daniederliegend oder auch sthenisch oder asthenisch in ihrer Aufeinanderfolge und Verbindung überspringend, so ist dies ebenfalls eine Veranlassung zu krankhaften Erscheinungen des Seelenlebens.

Drittens endlich, was das Subjekt oder die Seelenkraft unmittelbar betrifft:

Ist diese in ihrer Thätigkeit zu schwach oder zu stark oder auch zu lebhaft, so sind dieses mögliche Momente zur Erzeugung von Wahn und Wahnsinn.

Wenn der Wahnsinnige durch Schrecken, Entsetzen u. s. w. oder durch eine träge einförmige Lebensart, durch schwache und schwächende Einwirkungen u. s. w. oder auch durch einen rapiden Wechsel äußerer Verhältnisse, durch ein unerwartetes Glück oder Unglück u. s. w. in den Wahnsinn gefallen ist, so haben wir dann Beispiele der erstern Art. Und ist nicht die Geschichte der Wahnsinnigen angefüllt von solchen

Beispielen? Ein geschwind eintretendes Glück oder Unglück, ein Schrecken, ein trauriger einschläfernder Lebenswandel war die Ursache des Wahnsinns, der mit einmal oder allmählig sich entwickelnden Seelenkrankheit.

Wie viele Wahnsinnige finden sich nicht in den Irrenhäusern, wo der Wahnsinn entstanden ist durch die Art und Weise des Vorstellungslebens! Der träge Gang der Vorstellungen, das Versenken in Vorstellungen oder auch die Rapidität der vielfach getheilten Vorstellungen, die Anspannung und Ueberspannung irgend einer Erwartung oder Hoffnung brachte den seelenkranken Zustand hervor, den tiefsinnigen oder faselnden, oder den nartenhaften u. s. w.

Eben so zeigen sich auch viele Seelenkrankheiten, die ihren Grund unmittelbar in der psychischen Konstitution der Seele haben. Die an sich schwache, zu traurigen Affekten aufgelegte Seele kann leicht in Melancholie übergehen. Die schwache Urtheilskraft kann leicht zu fixen Ideen und zu Blödsinn Veranlassung geben, so wie aus einer übermäßig angespannten Seelenkraft oder auch excentrischen Anlage derselben sich leicht ein Paroxysmus der Tobsucht, der Tollheit entwickelt.

So unbedeutend auch diese Bemerkungen über die Entstehung der Seelenkrankheiten scheinen mögen, so erklären sie doch, wie ich glaube, zur Genüge, wie leicht diese Verwirrungen oder Verirrungen in der Seele Wurzel fassen können, und von welchen oft so leicht beweglichen Fäden und kleinsten Veranlassungen die Entwicklung des Wahnsinns, der Uebergang der gesunden Seele zur Krankheit abhängt. Die Seele mag in sich noch so stark und gesund organisirt seyn, um es mit diesem Ausdrucke zu bezeichnen; ein unvermutheter Einschneiden in den gesetzmäßigen Gang des Denkens, ein Blitzstrahl gleichsam kann die Sinnensphäre, die gesetzliche, naturgemäße Ordnung, wie Anschauungen einwirken, zu Vorstellungen sich umbilden u. s. w.

in dem Grade erschüttern, daß von nun an ein irrer Ideengang in der sonst so gesunden, lebensstarken Seele sich ansetzt. Eine zu lebhaft genährte Hoffnung, ein unvermutheter Verlust, eine zu lebendig erregte Phantasie, wie leicht kann dies alles nicht in Irrheit des Geistes umschlagen! Und so entwickelt sich ja in der That auch oft der Wahnsinn, wir möchten sagen, auf eine stille verborgene Weise, durch kleine, scheinbar unbedeutende Ursachen. Diese Veranlassungen und Ursachen sind unzählig, aber sie lassen sich in Hinsicht der Art und Weise, wie die Seele durch dieselben erkranken kann, auf die oben angegebenen Gesetze zurückführen. Und so ist auch hier die Geschichte der Seelenkrankheiten der Systematisirung der körperlichen Krankheiten nicht unähnlich. Wie diese, entwickeln sich auch jene auf Veranlassung äußerer Reize oder der innern Reizempfänglichkeit oder aus der Anlage und Disposition des psychischen Gebildes. Ein Mystiker, den ich in meinen jüngern Jahren kannte, trug sich immer mit der Idee herum, daß er einstens noch als ein zweiter Messias auftreten und eine neue Offenbarung mittheilen werde, wo er unter vielen Verfolgungen und Leiden sich in Höhlen werde zu verbergen haben, ehe das Heil der Welt sich ausbreite. Die ganze Konstitution seines psychischen Wesens war schwach, gutmeinend, gutwillig, aber durchaus unstätig an kräftiger Wirksamkeit oder Entschließung. Bei einem andern Kranken entwickelte sich der Wahnsinn durch eine zu lebhafte Vorstellungsthätigkeit, wo die Vorstellungen hin und her irrten und die Phantasie durch schauerliche Mährchen von Ahndungen und Gespenstern aufgeschreckt war. Er bildete sich ein, daß er das böse Princip sey, und tausend Vorstellungen von Hölle und Teufel liefen durch seine Seele. Ein anderer Kranker war zum Wahnsinn getrieben worden durch einen schnellen, unerwarteten Unglücksfall. Sein Vermögen wurde

mit einmal zertrümmert und er fiel in Melancholie, Ueberdruß des Lebens. Doch solche Beispiele sind ja nicht selten. Ich führe sie nur zur Erläuterung der Disposition, die theils in den Objekten, theils in der Vorstellungsthätigkeit, theils in der Konstitution der Seele liegen kann, an, wie und woraus sich auf eine dreifache Art unter verschiedenen Bestimmungen eine Seelenkrankheit oder sogenannte Irre erzeugen kann. Kranke der erstern Art, wo die Irre unmittelbar aus dem innern Wesen der Seele, aus ihrer eigenthümlichen Affektion von Schwäche oder Excentricität oder zu großer Reizbarkeit entspringt, sind meistens unheilbar. Dieses Uebel wurzelt mitten in dem Leben der Seele. Die andern Arten der Verirrung, die mehr auf äußern Momenten beruhen, sind eher einer Heilung fähig, wenn nicht das äussere und innere Perceptionswesen des Kranken durch die Ursache der Krankheit, durch den Akt der Vorstellung und des Eindrucks, zu sehr erschüttert und eingenommen worden ist.

In den meisten Krankheitsgeschichten dieser Art wird gewöhnlich ein weitläufiger Bericht über die besonderen Ideen, in welchen sich der Wahnsinn auf eine gar mannichfaltige Weise darlegt, hinzugefügt. Allerdings mögen solche Berichte für die Kenntniß der einzelnen Fälle und Darstellungen von wahnsinnigen oder irren Ideen ersprießlich seyn. Aber da eine Menge von solchen Berichten schon vorhanden ist, so bleibt außer der interessanten Darstellung der einzelnen Beobachtungen immer noch das Wichtigere zu erörtern übrig, in welchem gemeinschaftlichen oder nicht gemeinschaftlichen Grunde des Seelenlebens jene mancherlei Abweichungen und Verirrungen ihren Boden haben oder ob und daß in der Seele ein eigenthümlicher Heerd von Affektionen, Bestrebungen und Richtungen sey, welche zunächst die tiefere und vorausliegende Wurzel so leicht sich erzeugender Seelenkrankheiten sind, wenn irgend ein äußerer Umstand, ein äußeres

oder inneres Moment hinzutritt, welches der Disposition zur Krankheit oder jenen Grundrichtungen, Affekten und Begierden Flamme gibt.

Und so kommen wir denn zu einer andern eben so nothwendigen Erörterung der Seelenkrankheitskunde, nämlich welches die primitiven Grundtriebe der Seele, die tiefer liegenden Bestimmungen seyen, aus denen sich Irre und Wahnsinn entwickeln kann. Denn haben wir oben die Möglichkeit angegeben, wie und unter welchen Beziehungen die Vorstellungs- oder Denkthätigkeit sich verirren kann, inwiefern auf eine mannichfaltige Weise der Verlust des Bewußtseyns selbst in der mehrfachen Funktion des Vorstellens begründet sey, so ist doch noch nachzusuchen, welche innere Triebe in der Seele selbst wirken, daß so leicht eine solche Irre der Vorstellungsthätigkeit in so mannichfaltigen Krankheitsformen, die wir nun entwickeln wollen, entstehen kann. Der Wahnsinn unterscheidet sich wesentlich nach seinen abgesonderten Beziehungen auf das Gefühls-, Denk- und Willensvermögen. Und hier haben wir das eigenthümliche allgemeine Fundament der Eintheilung der psychischen Krankheiten.

Ich wundere mich, daß, was diese Eintheilung und Unterscheidung der psychischen Krankheitsformen betrifft, in den meisten Psychologieen und ärztlichen Auseinandersetzungen wenig von einer solchen Untersuchung anzutreffen ist. Denn bald werden diese Krankheiten nach den zufälligen Symptomen von äußeren Erscheinungen, nach einzelnen Beziehungen, auf welche der irre Seelenzustand hingerichtet ist, bald wohl gar nach den verschiedenen Krisen, die eine und dieselbe Krankheit durchläuft, wie nach einem spezifisch verschiedenen Karakter eingetheilt. Und was das Schlimmste ist, es herrscht in der Nomenklatur dieser Krankheiten eine große Willkühr und Zufälligkeit, so daß auf diese Art schon die No-

siologie und Pathologie der psychischen Verirrungen den mannichfaltigsten Bezeichnungen unterworfen ist. Die Einheit aller dieser Auseinandersetzungen wird aber besonders noch darin vermißt, daß nicht einmal die Frage gründlich angeregt oder berücksichtiget wird, wiefern sich die psychischen Krankheiten in Beziehung auf die ergriffenen, leidenden Seelenkräfte, als den Sitz und Boden der Krankheit, unterscheiden.. Diese Verwirrung in Hinsicht der Diagnose der Seelenkrankheiten kündiget sich ja oft schon durch die Titel der über diese Materie handelnden Bücher an, indem auf dem einen von sogenannten Gemüthskrankheiten, in einem andern von Krankheiten des Vorstellungsvermögens und noch in einem andern von Verstandeskrankheiten die Rede ist. Sollen dieses Bezeichnungen einzelner Krankheitszustände seyn, so mag es gelten. Aber gewöhnlich bezeichnet man damit die ganze Gattung der Seelenkrankheiten, die doch nach den einzelnen Seelenkräften ganz verschiedener Art sind, so daß nun erst die oben genannten spezifischen Titel allenfalls ihre Anwendung finden. Ich sage allenfalls, weil auch auf diese Weise die eigenthümlichen Formen der Krankheiten nicht genug bezeichnet werden. Denn so verstehet man z. B. unter Gemüthskrankheiten gewöhnlich nur die Affektionen einer traurigen oder melancholischen Gemüthsart, während doch mit Recht auch die der excentrischen fröhlichen Gemüthsstimmung oder Verirrung unter dieselben gehören. Beide verhalten sich zu einander nur wie die spezifiken Arten der Lust und Unlust unter dem allgemeinen Begriff des Gefühlsvermögens. Es würde daher zur Verständigung in dieser ganzen Lehre von großem Nutzen seyn, wenn die Basis der Eintheilung gründlicher und allgemeiner wäre. Und warum wollen wir dazu nicht die Eintheilung der Seelenkräfte wählen und die psychischen Krankheiten also ordnen nach denen des Gefühls-, Denk- und

Willensvermögens? Alle diese stehen unter dem allgemeinen Begriff von Seelenkrankheiten. Was die fernere, weitere Eintheilung betrifft, so muß sich diese aus der besondern Natur der einzelnen oben benannten Seelenkräfte ergeben. Nach solchen Beziehungen theilen ja auch die Aerzte die somatischen allgemeinen und einzelnen Krankheitsformen ein.

Eine andere Eintheilung der Krankheiten kann und darf es nicht geben als nach den von der Krankheit ergriffenen Systemen, nach den vorzüglichsten organischen Beziehungen, Aeußerungen und Leidenheiten, nach den allgemein oder einzeln ergriffenen Systemen u. s. w. Eine solche Eintheilung und Unterscheidung ist, wie es sich von selbst versteht, durchaus wichtig für die Art und Weise der Behandlung oder Heilung der Krankheiten. Denn um es hier mit einem Beispiele aus der Eintheilung der psychischen Krankheiten zu erläutern, den Gefühlsirren wird man doch nicht auf gleiche diätetische und ärztliche Weise behandeln wollen, wie den Verstandes- und Willensirren und diese nicht wie jenen?

So bezieht sich auf diese Unterscheidung der Krankheiten ganz eigentlich auch die von Pinel so benannte Mania sine delirio, die als eine besondere Krankheit von so vielen Aerzten, namentlich auch von Henke ist bestritten, aber neuerdings von Conradi in Göttingen ist gerechtfertiget worden. Diese Mania sine delirio ist eine eigenthümliche Krankheitsform des Willens- oder Begehrungsvermögens, bei welcher die Verstandesverrichtungen in ihrem normalen Zustande bleiben und nur in dem Augenblicke der krankhaften Exacerbation wie abwesend, oder negativ ohne hervorspringendes Delirium unterdrückt sind. Schon in meinen frühern dieser Zeitschrift einverleibten Aufsätzen habe ich mehrmals auf diese krankhaften Affektionen des Willens, bei welchen das Verstandesvermögen in seiner Integrität zu blei-

den scheint, aufmerksam gemacht. Ist es denn nicht, ohne daß wir auf einzelne Autoritäten hinsehen, schon einer richtigen Psychologie, dem Verhältnisse der von der Natur angeordneten Seelenkräfte gemäß, daß es, wie Manieen des Verstandes, also auch Manieen des Gefühls- und Begehrungsvermögens geben könne, und müsse mit ganz eigenthümlichen Kennzeichen des cum und sine delirio? Was sich aber weiter über diese besondere Krankheitsform des menschlichen Willensvermögens (über diese ganz eigenthümliche Manie ohne scheinbare Verstandes-Verrücktheit) nach psychologischen Gründen und entsprechenden Beobachtungen sagen läßt: davon nachher, wenn wir die krankhaften Erscheinungen des Willensvermögens auseinandersetzen werden.

Die Seelenkräfte sind, wie wir oben sagten, der Eintheilungsgrund der psychischen Krankheiten. Und die Erfahrung, die Beobachtung an Seelenkranken rechtfertiget diese Eintheilung vollkommen. Die möglichen Einwendungen, die von einer Philosophie oder Metaphysik hergenommen werden können, daß nämlich die moralische Kraft oder das übersinnliche Willensvermögen nicht erkranken könne, weil es über alle sinnliche Bestimmungen hinausliege, berührt unsere Untersuchung auf keine Weise. Denn diesen metaphysischen oder moralischen Satz an sich zugegeben, insofern von einem Begriffe dieser Kraft die Rede ist: so zeigt doch erstlich die Natur selbst die mannichfaltigen Abänderungen, die in den verschiedenen Darstellungen des Willensvermögens unter den Menschen gewöhnlich sind; zweitens liegt diese Kraft selbst in dem Complexe der übrigen psychischen Kräfte, durch deren Relation jene Willenskraft in ihrer Freiheit mannichfaltig kann beschränkt werden; drittens ist es auch ein durchaus unerwiesener Satz, daß das praktische Willensvermögen in seiner möglichen Stärke und Erhabenheit unter den Menschen keine verschiedenen Grade, Tiefen und Höhen

habe, wie dieß doch in dem Erkenntnißvermögen, als einer mannichfaltig unter den Menschen vertheilten, gesteigerten oder verminderten Kraft der Fall ist. In dem Kopfe eines Botokuden ist doch wohl schon der Organisation nach nicht die Ausdehnung und Freiheit von Willens- und Erkenntnißkraft möglich, wie in einem Leibnitz. Was aber auch weiter die metaphysischen Erwiederungen seyn mögen: wir halten uns hier an die Aussage der Psychologie, die das Seelenleben nach seinen innern geschichtlichen Erscheinungen zu betrachten hat.

Aber in dieser Eintheilung der Seelenkrankheiten nach den in der Seele sich offenbarenden Kräften von Empfindungs-, Denk- und Begehrungsvermögen (also Krankheiten der sensibeln, der Verstandes- und Begehrungssphäre) müssen wir hier etwas weitläufiger in die Beziehungen dieser Sphären eingehen und sie zuerst nach ihren verschiedenen höheren oder niedern Darstellungen in Betrachtung ziehn. Denn diese Betrachtung ist auch nothwendig zur Diagnose und Unterscheidung der einzelnen Krankheitsformen.

Die Seelenkräfte unterscheiden sich nicht bloß als Empfindungs-, Denk- und Willensvermögen, so daß nach dieser dreifachen Beziehung die Krankheiten der Seele eingetheilt werden müssen, sondern auch nach den verschiedenen Kreisen des psychischen Lebens. Und diese sind dreifach, die wir nach den verschiedenen Modifikationen oder Richtungen des Bewußtseyns bezeichnen mit den Namen des sensuellen, intellektuellen und religiösen Lebens. Durch diese Kreise ziehen sich jene Empfindungs-, Denk- und Willensvermögen, obschon mit verschiedenen Bedingnissen oder Beschaffenheiten, so daß nämlich die dreifach offenbarende Kraft des menschlichen Geistes in der untersten Sphäre unter dem gemeinsamen Namen des Sinns sinnlich bethätigt ist. Es ist hier also der sinnliche instinktartige Trieb, das sinn-

liche Anschauungs- oder Vorstellungsvermögen und das sinnlich afficirbare Empfindungsvermögen. Auf der höheren Stufe oder in dem mittlern Kreise zeigen sich diese Seelenkräfte über den sinnlichen Ausdruck der tiefern Sphäre erhaben. Es ist hier das freie ästhetische Gefühls-, Denk- und das moralische Willensvermögen. Auf der obersten Stufe des sich explicirenden menschlichen Geistes erscheint endlich die höchste Steigernng der menschlichen Seelenkraft in dem religiösen Gefühl, in der übersinnlichen Erkenntniß und der religiösen Willensbestimmung. So ordnen sich psychisch die Seelenkräfte eben so in ihrem Parallelismus und in ihrer Steigerung, wie die organischen Kräfte des menschlichen Leibes eine solche parallele und aufsteigende Stufenleiter des vegetativen, sensibeln und irritabeln Verhältnisses durchlaufen. Wie der gemeinsame Name der Bezeichnung für die unterste Sphäre der Seelenkräfte der Sinn ist: so ist die gemeinschaftliche Bezeichnung für die mittlere Sphäre der Verstand oder die Intellektualität nnd die gemeinsame Bezeichnung der höchsten Thätigkeit des Gefühls-, Erkenntniß- und Willensvermögens der Begriff der Vernunft.

Nach diesen drei Kreisen müssen also auch die Krankheiten der Seele unterschieden werden, je nachdem der Wahnsinn sich aus dieser oder jener allgemeinen Wurzel entwickelt, sich entweder mehr auf die tiefere Sphäre der Sensualität oder auf die der Intellektualität oder auf die der Vernunft beziehet. Wir wählen zur Bezeichnung dieser generischen Krankheitsformen die Namen Blödsinn, Irre des Verstandes und Verrücktheit. Es stellt sich in diesen Bezeichnungen die Sphäre der angegriffenen Systeme dar. Und in mehreren ärztlichen Angaben oder Beschreibungen der psychischen Krankheiten finden wir dies nicht genug geordnet, die Karakteristik des Blödsinns von der

Irre des Verstandes auf keine bestimmte Weise unterschieden. Der Blödsinn bezieht sich auf die Sphäre des Aperceptionsvermögens, die Verkehrtheit des Verstandes auf die Alienation der Denksphäre und die Verrücktheit auf eine von allem Vernunftgebrauch abweichende und demselben zuwiderlaufende Krankheit. Der Verrückte ist z. B. der im religiösen Fanatismus von Wuth ergriffene, der mordet. Der Verstandesirre denkt sich als Kaiser und König, alle Reichthümer Indiens sind sein, er versieht sich in der Wirklichkeit. Der Blödsinnige ist nicht fähig, richtig zu aperzipiren; die Funktionen des Vorstellungsvermögens, der Empfänglichkeit und Spontaneität sind in ihm gestört, die Krankheit wurzelt hier in der Vegetationssphäre der Seele, unmittelbar in dem Medium, wo Vorstellungen erzeugt und Sinneneindrücke empfangen werden.

So ergeben sich drei allgemeine psychische Krankheitssphären, die wir mit den Namen der Verrücktheit, Verstandesirre oder Verkehrtheit und endlich mit dem des Blödsinns bezeichnen. In einer jeden dieser Sphären laufen aber mehrere Krankheiten neben einander und sind wieder mit eigenthümlichen Namen zu bezeichnen, inwiefern in jeder dieser Sphären die Krankheit entweder mehr in dem Empfindungs-, oder Begehrungs- oder in dem Kreise des Erkenntnißvermögens ihre Wurzel hat. Die genauern Kennzeichen dieser speziellen Krankheitsformen nach der hier genannten Gefühls- Willens- oder Denksphäre werden unten erläutert. — Jetzt noch über die verschiedenen Beschaffenheiten des Blödsinns und der Verstandesirre als einer allgemeinen Bezeichnung einer krankhaften Sphäre, inwiefern auch in diesen mannichfaltige Unterscheidungen nach dem nothwendigen Gange der psychischen Funktionen hervortreten.

Man nimmt gewöhnlich das Vorstellungsvermögen in

einem und demselben Sinne, in der einfachen Bedeutung der Vorstellungsthätigkeit. Aber wie vielfach sind nicht die Funktionen, die in demselben liegen! Wir unterscheiden sie durch das äußere und innere Anschauungs- und das eigenthümlich sogenannte Vorstellungsvermögen oder durch die Namen der Apprehension, Aperception und eigentlichen Vorstellkraft. Wie tief dieser Unterschied in die Natur des Blödsinns eingreife, leuchtet hervor; denn er kann nur entweder entstehen aus der Natur des äußern oder des innern Anschauungsvermögens oder aus der bedingenden Kraft des Vorstellens selbst. Daß ein solcher wesentlicher Unterschied unter den Krankheiten des Blödsinns herrscht, lehrt die Beobachtung der verschiedenen Arten desselben. Entweder ist das äußere Anschauungsvermögen in ihm gestört, sey es nun mit der größten Unempfindlichkeit für Reitze oder sey es mit einer zu großen Unruhe für dieselben oder mit einer lächerlichen, läppischen Auswahl für kindische Spielereien. Auch hier finden sich also mehrere Modifikationen der krankhaften Störung in dem äußern Blödsinn, daß wir ihn so nennen. Die Seelenkraft ist hier bis auf die tiefste Stufe der Erkrankung herabgesunken, oder sie erscheint auf dieser tiefsten Stufe der vielleicht schon von der Geburt aus gehinderten Entwicklung, man möchte sagen, thierartig. Die Funken der Seelenkraft schlummern hier. Meistens ist dieser Blödsinn theils angeboren, theils durch ein tieferes Eingreifen in die Organisation, wie z. B. durch Entnervung, Selbststupration, hervorgebracht und zu einem solchen Stumpfsinn ausgebildet, oder theils auf die letzte und niedrigste Stufe, zu welcher die Krankheiten in ihrer Evolution herabfallen, wie die Verstandesirre oft am Ende in einen solchen Blödsinn übergehet. Denn auch hier müssen wir bemerken, daß die psychischen Krankheiten in ihrem Verlaufe und ihrer Evolution mannichfaltigen Krisen

Irre des Verstandes auf keine bestimmte Weise unterschieden. Der Blödsinn bezieht sich auf die Sphäre des Apperceptionsvermögens, die Verkehrtheit des Verstandes auf die Alienation der Denksphäre und die Verrücktheit auf eine von allem Vernunftgebrauch abweichende und demselben zuwiderlaufende Krankheit. Der Verrückte ist z. B. der im religiösen Fanatismus von Wuth ergriffene, der mordet. Der Verstandesirre denkt sich als Kaiser und König, alle Reichthümer Indiens sind sein, er versieht sich in der Wirklichkeit. Der Blödsinnige ist nicht fähig, richtig zu appercipiren; die Funktionen des Vorstellungsvermögens, der Empfänglichkeit und Spontaneität sind in ihm gestört, die Krankheit wurzelt hier in der Vegetationssphäre der Seele, unmittelbar in dem Medium, wo Vorstellungen erzeugt und Sinneneindrücke empfangen werden.

So ergeben sich drei allgemeine psychische Krankheitssphären, die wir mit den Namen der Verrücktheit, Verstandesirre oder Verkehrtheit und endlich mit dem des Blödsinns bezeichnen. In einer jeden dieser Sphären laufen aber mehrere Krankheiten neben einander und sind wieder mit eigenthümlichen Namen zu bezeichnen, inwiefern in jeder dieser Sphären die Krankheit entweder mehr in dem Empfindungs-, oder Begehrungs- oder in dem Kreise des Erkenntnißvermögens ihre Wurzel hat. Die genauern Kennzeichen dieser speziellen Krankheitsformen nach der hier genannten Gefühls- Willens- oder Denksphäre werden unten erläutert. — Jetzt noch über die verschiedenen Beschaffenheiten des Blödsinns und der Verstandesirre als einer allgemeinen Bezeichnung einer krankhaften Sphäre, inwiefern auch in diesen mannichfaltige Unterscheidungen nach dem nothwendigen Gange der psychischen Funktionen hervortreten.

Man nimmt gewöhnlich das Vorstellungsvermögen in

scheinen entweder zu einer zu großen Reizbarkeit des innern Sinns oder zu einer Unthätigkeit desselben, oder auch zu einer Verwirrung desselben in sich selbst, wo die mannichfaltigen Sinnenbilder die Seele beunruhigen und zu keiner deutlichen Vorstellung kommen lassen.

Eine andere Art des Blödsinns ist drittens die Stupidität des Vorstellens, wo bei aller Apprehension und innern Anschauung die Vorstellung sich nicht rein ausbilden kann und die sogenannte Begreiflichkeit, mit welcher man die fertige und leichte Auffaßungsgabe des Vorstellens zu bezeichnen pflegt, daniederliegt oder zu mannichfaltigen Ausartungen und Vorspiegelungen dumpfer, undeutlicher Thätigkeit übergegangen ist.

Diese Arten des Blödsinns sind wohl zu bemerken theils in diätetischer und ärztlicher Hinsicht für die Heilung der Kranken, die sich nach jenen Modifikationen der Seelenkrankheit in den anzuwendenden Mitteln und in der äußern und innern Behandlung des Kranken motiviren muß, theils aber zugleich in gerichtsärztlicher Hinsicht, weil dieser Blödsinn oft ein so reicher Heerd von scheinbar böswilligen Vergehungen ist.

Dieser Blödsinn zeigt sich nämlich oft, wie man es nennt, gutartig oder unschädlich; oft ist er aber auch zweitens bald momentan bald permanent gepaart mit den heftigsten, bald offenbaren bald heimlichen Bestrebungen der boshaftesten Schadenfreude, der List, eines störrischen, scheuen, wilden Wesens und wie die thierischen Instinkte weiter heissen, die hier ihre Herrschaft üben. In diesem Blödsinn erscheint oft nicht bloß eine thierartige, sondern selbst eine verwildert thierartige Natur, die hauptsächlich abzuhängen scheint von einer erhöhten Reizbarkeit, Zügellosigkeit, krankhaften Willkühr der Gefühle und Triebe, die eben auf dieser untersten Stufe ihren Platz einnehmen. Eben daher ist auch ein wich-

tiger Unterschied bemerkbar in diesen Arten des Blödsinns, inwiefern sie entweder bloß das Anschauungs- und Vorstellungsvermögen betreffen oder ihnen besonders auch zum Grunde liegt die unregelmäßige, abnormale Thätigkeit thierischer Gefühle und Begehrnisse. In manchen Blödsinnigen scheint alles das, was man Gefühl und Trieb nennt, selbst in körperlicher Beziehung wie erstorben: Aber in andern ist wiederum besonders vorherrschend die Brutalität dieser Begehrungs- und thierischen Gefühlszustände, die in die heftigsten Neigungen, in eine oft kaum glaubhafte Aeußerung des thierischen Willens übergeht. Es ist bei diesen Arten des Blödsinns wohl zu unterscheiden, welche Richtung in ihnen besonders herschend ist. Denn hier findet eben das seine Anwendung, was wir oben bemerkten, daß die Affektionen des Blödsinns verschieden sind und daß auch in ihnen mehr oder weniger eine eigenthümliche kranke Abnormalität des Begehrungs- oder Gefühlsvermögens hervorsieht. Der Blödsinn ist entweder formal auf das Vorstellungsvermögen beschränkt oder er zieht als eine eigenthümliche Form die Instinkte des thierischen Empfindens und Begehrens, gleichsam als eine besondere Krankheits-Erscheinung, in seine Sphäre. Wie es aber freilich überhaupt mit der ganzen psychischen Sphäre, welche wir Sinn nennen, der Fall ist, daß hier Empfindungen, Triebe und Vorstellungsweise weniger getrennt sind, dem Wurzelleben der Pflanze ähnlich in diesem ihrem noch ungetheilten Keim: so fallen auch die Krankheitsformen des Blödsinns, inwiefern an ihnen entweder allein das Vorstellungsvermögen oder gereizte thierische Begierden und abnormale Zustände des Gefühls Antheil haben, mehr in einander. Wichtig scheint mir dabei dennoch selbst diese weniger bemerkbare Unterscheidung für die kriminalistische Erkenntniß, weil die aus dem krankhaften Zustande des Gefühls- und Begehrungsvermögens

entspringende blödsinnige Brutalität und Abnormalität weniger durch die förmelle Art des Vorstellens, als Blödsinn des Vorstellungsvermögens, sondern als abnorme Form des thierischen Verabscheuungs- und Zuneigungsvermögens, in der wilden Art thierischer Affekte und Begierden sich zu erkennen gibt.

Ein schauderhaftes Beispiel letzterer Art, freilich in seiner äußersten Gränze von Brutalität und fast kaum glaubhafter Möglichkeit findet man neuerdings in einem französischen Blatte, aus dem ich folgende Züge aushebe.

Aus Versailles.

Merkwürdig war die Sitzung des hiesigen Assisenhofes, worin am drei und zwanzigsten Nov. der Prozeß des Anton Leger entschieden wurde. Wir übergehen die zur Einleitung dienlichen Fragen, um auf diejenigen zu kommen, die auf das Verbrechen selbst Bezug haben. Frage: Was habt ihr am zehnten Aug. gethan? Antwort: Ich weiß nicht, ob es am zehnten Aug. war. Fr. Ich meine den Tag, an dem ihr das Verbrechen begangen habt. A. Ich ging aus, am Rande des Waldes Aepfel zu holen, als ich ein junges Mädchen im Weinberg sitzen sahe. (Von diesem Augenblicke an begleitete der Angeklagte alle seine Antworten mit einem rohen Lächeln, aber seine Augen waren fortwährend auf den Boden gerichtet). Fr. Was thatet ihr dann? A. Der Gedanke kam mir, es fortzuschleppen. Fr. Und hernach? A. Ich nehme mein Sacktuch, werfe es dem Mädchen um den Hals und lade dieses auf meinen Rücken. Nun schreite ich damit mitten durch das Gebüsch bis zu dem Ort, den ich (im Verhör) namhaft gemacht habe. Jetzt wurde mir vor Hunger, Durst und Hitze übel; ich blieb so etwa eine halbe Stunde. Fr. Weiter? A. Hunger und Durst plagten mich zu sehr. Ich kehrte zu dem Mädchen zurück und begann es zu verzehren. Fr. In welchem Zustand befand

sich das Mädchen, als ihr es auf das Gras niederlegtet? A.. Es rührte kein Glied mehr. Fr. Schlug sein Herz noch, als ihr es auf den Boden legtet? A. Nein, es war kalt. Fr. Welchen Raum habt ihr, während ihr es auf dem Rücken truget, durchschritten? A. Vier bis fünf hundert Schritte. Fr. Hat es geschrieen? A. Ein wenig, einen kleinen Schrei. Fr. In welchem Augenblick? A. Als ich ihm mein Sacktuch um den Hals warf. F. Wie lange habt ihr das Mädchen auf eurem Rücken gehalten? A. Eine Viertelstunde. Fr. Wenn es auch wirklich eine Viertelstunde in dieser Lage geblieben ist, so konnte doch ein junges Mädchen von zwölf Jahren, voll Gesundheit, falls es auch, wie ihr behauptet, todt war, doch nach Verlauf dieser Zeit noch nicht erkaltet seyn. A. Ich habe nicht nachgesehen, ob es erkaltet war; mir war übel. Fr. Nach den Umständen, von denen euer Verbrechen begleitet ist, und die den Gebrauch der ganzen Manneskraft nothwendig machten, ist schwer zu glauben, daß ihr euch in einem Zustande der Schwäche befunden habt. Warum habt ihr den Bauch des Leichnams aufgeschnitten? A. Weil kein Blut kommen wollte, während ich das Fleisch aß. Fr. Warum wolltet ihr Blut trinken? A. Weil ich kein Wasser bei der Hand hatte. Fr. Warum habt ihr nicht den Leichnam auf dem Platze liegen lassen? A. Es war ein Gedanke, der mir so einfiel. Fr. Ihr habt den Körper begraben? A. Ich warf Erde, Sand Farrenkraut, ich weiß nicht was alles, darauf, und ging fort. Fr. Warum seyd ihr davon geflohen? A. Ich konnte nicht länger bleiben. Fr. Warum? A. Es flogen Vögel in der Luft, die um mich her kreischten. Fr. Was für Vögel? A. Aelstern. Fr. Was dachtet ihr denn damals bei euch? A. Daß diese Vögel durch ihr Geschrei meine Einfangung bewirken wollten. Ich war wieder zu mir selbst gekommen, und fühlte, daß ich übel gethan hatte. Fr. Wann habt

ihr den Ort eures Verbrechens verlassen? A. Sogleich, ich legte mich auf benachbarten Feldern nieder. Fr. Konntet ihr schlafen? A. Nein. Fr. Warum nicht? A. Ich weiß es nicht. Fr. Was hattet ihr für Absichten, als ihr das Mädchen forttruget? A. Der böse Geist, der mich verfolgt, hat mich dazu getrieben. Hunger und Durst peinigten mich.

Man schreitet zum Zeugenverhör: der erste Zeuge ist Peter Dabully, der Vater der Unglücklichen. Er erzählt seufzend und mit Thränen in den Augen alles, was auf das Verschwinden seiner Tochter Bezug hat. Befragt, ob er seine Tochter geliebt habe und ob sie sich im väterlichen Hause glücklich gefunden, erwiedert er unter Thränen: Ob ich sie liebte! Sie hatte tausend gute Eigenschaften, sie war die rechte Hand meines Hauses, die Freude ihrer Familie und wäre mein Stab im Alter geworden. Präsident. Ihr seht, Angeklagter, daß ihr einen Vater seiner liebsten Tochter beraubt habt. Der Angekl. Was kann ich da machen! Die Mutter des Mädchens erzählt die nämlichen Thatumstände mit demselben Gefühl des Schmerzes. Präs. Nun, Anton Leger! Was habt ihr auf die Aussage dieser unglücklichen Mutter zu erwiedern? A. Daß ich sie sehr um Verzeihung bitte. Präs. Ihr bittet sie um Verzeihung, daß ihr sie ihrer Tochter beraubt habt? A. Ja. — Man hört mehrere Aerzte ab. Es war Todesohnmacht vorhanden, sey sie nun durch Erdrosselung oder Erstickung entstanden. In Betracht der Beschaffenheit des Leichnams sind sie der Meinung, daß während des Lebens des Mädchens eine Nothzüchtigung begonnen habe und nach dem Tode der Unglücklichen vollbracht worden sey. Der Angekl. läugnet hartnäckig alle diese Umstände. Der Prokurator des Königs zieht, nachdem er die Hauptpunkte der Anklage wiederholt hatte, den Schluß, daß das Verbrechen mit vollem Bewußtseyn begangen worden sey, und mithin das Gesetz seine Anwendung finde; ein Wahnsinniger, sagt

er, würde nicht die Spuren seines Verbreches verwischt und keine Gewissensbisse gefühlt haben, er wäre nicht geflohen, sondern hätte sich ruhig neben dem Leichnam hingelegt. Demgemäß wurde das Urtheil gesprochen.

In dieser Geschichte, die ich aus einem öffentlichen Blatte ausgehoben habe, ist zwar noch manches dunkel, was sich auf den Thatbestand und den Gemüthszustand des Angeklagten beziehet. Aber so viel ist doch klar, daß, wenn sich alles so verhält, wie es in diesem gerichtlichen Verhör dargelegt wird, in der Vollbringung dieses Verbrechens ein Wahnsinn, ein Blödsinn statt gefunden habe, der in der Geschichte wahnsinniger Ausbrüche nicht ungewöhnlich ist. Ich habe schon früher in meinen gerichtsärztlichen Aufsätzen solche Beispiele beigebracht, wie nicht selten Blutdurst und Blutgier ein ganz eigenthümliches Symptom eines thierischen Gelüstes in den Ausbrüchen des Wahnsinns ist, wie es z. B. bei jener Frau war, die ohne äußere Symptome eines Wahnsinns auf ihrem Sterbebette wüthend nach einem lebendigen Huhn verlangte, um es zu zerreißen und das Blut zu trinken. Welche grauenhafte Gelüste treten nicht hervor, wo die thierischen Instinkte bei einer Abnormalität des körperlichen oder psychischen Lebens mit einer solchen Annomalie von Gier hervortreten, die kaum zu erklären ist! Besonders zeigen die Triebe der Wollust, die in dem Blödsinn oft so heftig und ausschweifend sind, die mannichfaltigsten und niedrigsten Ausartungen *). Was nun aber das Gutachten betrifft, das über die obige Anklage zu fällen seyn

*) Kaum glaubhaft ist z. B. jene Ausartung, die hie und da unter alten Wollüstlingen statt findet. Sie ist nicht die Erscheinung der Blödsinnigen oder mancher Krankheitsanlagen, seinen eigenen Koth zu fressen, sondern eine andere Ausartung, die fast unter aller wörtlichen Darstellung ist.

möchte, so glaube ich, daß es sich mehr dahin neigen müsse, das Verbrechen sey nicht mit Bewußtseyn begangen worden. Es zeigen sich in den Aussagen des Angeklagten die offenbarsten Spuren des Stumpsinns. Auch scheint mir der Schluß, den der Prokurator aus dem Thatbestand ziehet, übereilt. Der thierische Instinkt handelt immer noch konsequent und oft weit mehr, als wenn das Bewußtseyn gegenwärtig ist. Der Angeklagte floh von dem Leichnam, aber doch erst, wie das Bewußtseyn wiedergekommen und der Paroxysmus des wahnsinnigen Ausbruchs, der wahnsinnigen That vorüber zu seyn schien. Uebrigens erinnere ich hier ausdrücklich, was ich oben schon bemerkt habe, daß es einen Blödsinn gibt, der weniger auf dem Vorstellungs- als auf dem Begehrungsvermögen haftet. Er äußert sich weniger durch eine unmittelbare Störung oder Irre des Vorstellens, welches in seinem mechanischen Gange, wie es bei einer beschränkten Vorstellungskraft gewöhnlich ist, fortgehet, sondern in jener Krankhaftigkeit thierischer Gefühle und Begehrnisse, unter deren Gelüste in diesem Falle die schwache und beschränkte Vorstellungskraft stehet. Diese Art des Blödsinns äußert sich besonders momentan, und das Bewußtseyn wacht nach der Vollbringung der That, nach der Exacerbation des alles überwältigenden Begehrungsvermögens auf, wie das Bewußtseyn eines Epileptischen nach dem Anfalle.

Doch wir wollten nur hier in einem allgemeinen Umrisse zeigen, welche mannichfaltige Krankheitsformen in der niedern psychischen Sphäre wuchern können, welche mannichfaltige Modifikationen der Blödsinn hat, je nachdem er mehr das äußere Anschauen oder den innern Sinn oder das Vorstellungsvermögen selbst betrifft, und besonders, wie wichtig die Unterscheidung derjenigen Krankheitsformen desselben ist, die entweder blos in dem formalen Vorstellungsvermögen oder zugleich in einer Affektion des Begehrungs- und Ge-

er, würde nicht die Spuren seines Verbreches verwischt und keine Gewissensbisse gefühlt haben, er wäre nicht geflohen, sondern hätte sich ruhig neben dem Leichnam hingelegt. Dem gemäß wurde das Urtheil gesprochen.

In dieser Geschichte, die ich aus einem öffentlichen Blatte ausgehoben habe, ist zwar noch manches dunkel, was sich auf den Thatbestand und den Gemüthszustand des Angeklagten beziehet. Aber so viel ist doch klar, daß, wenn sich alles so verhält, wie es in diesem gerichtlichen Verhör dargelegt wird, in der Vollbringung dieses Verbrechens ein Wahnsinn, ein Blödsinn statt gefunden habe, der in der Geschichte wahnsinniger Ausbrüche nicht ungewöhnlich ist. Ich habe schon früher in meinen gerichtsärztlichen Aufsätzen solche Beispiele beigebracht, wie nicht selten Blutdurst und Blutgier ein ganz eigenthümliches Symptom eines thierischen Gelüstes in den Ausbrüchen des Wahnsinns ist, wie es z. B. bei jener Frau war, die ohne äußere Symptome eines Wahnsinns auf ihrem Sterbebette wüthend nach einem lebendigen Huhn verlangte, um es zu zerreißen und das Blut zu trinken. Welche grauenhafte Gelüste treten nicht hervor, wo die thierischen Instinkte bei einer Abnormalität des körperlichen oder psychischen Lebens mit einer solchen Anomalie von Gier hervortreten, die kaum zu erklären ist! Besonders zeigen die Triebe der Wollust, die in dem Blödsinn oft so heftig und ausschweifend sind, die mannichfaltigsten und niedrigsten Ausartungen *). Was nun aber das Gutachten betrifft, das über die obige Anklage zu fällen seyn

*) Kaum glaubhaft ist z. B. jene Ausartung, die hie und da unter alten Wollüstlingen statt findet. Sie ist nicht die Erscheinung der Blödsinnigen oder mancher Krankheitsanlagen, seinen eigenen Koth zu fressen, sondern eine andere Ausartung, die fast unter aller wörtlichen Darstellung ist.

möchte, so glaube ich, daß es sich mehr dahin neigen müsse, das Verbrechen sey nicht mit Bewußtseyn begangen worden. Es zeigen sich in den Aussagen des Angeklagten die offenbarsten Spuren des Stumpfsinns. Auch scheint mir der Schluß, den der Prokurator aus dem Thatbestand ziehet, übereilt. Der thierische Instinkt handelt immer noch konsequent und oft weit mehr, als wenn das Bewußtseyn gegenwärtig ist. Der Angeklagte floh von dem Leichnam, aber doch erst, wie das Bewußtseyn wiedergekommen und der Paroxysmus des wahnsinnigen Ausbruchs, der wahnsinnigen That vorüber zu seyn schien. Uebrigens erinnere ich hier ausdrücklich, was ich oben schon bemerkt habe, daß es einen Blödsinn gibt, der weniger auf dem Vorstellungs- als auf dem Begehrungsvermögen haftet. Er äußert sich weniger durch eine unmittelbare Störung oder Irre des Vorstellens, welches in seinem mechanischen Gange, wie es bei einer beschränkten Vorstellungskraft gewöhnlich ist, fortgehet, sondern in jener Krankhaftigkeit thierischer Gefühle und Begehrnisse, unter deren Gelüste in diesem Falle die schwache und beschränkte Vorstellungskraft stehet. Diese Art des Blödsinns äußert sich besonders momentan, und das Bewußtseyn wacht nach der Vollbringung der That, nach der Exacerbation des alles überwältigenden Begehrungsvermögens auf, wie das Bewußtseyn eines Epileptischen nach dem Anfalle.

Doch wir wollten nur hier in einem allgemeinen Umrisse zeigen, welche mannichfaltige Krankheitsformen in der niedern psychischen Sphäre wuchern können, welche mannichfaltige Modifikationen der Blödsinn hat, je nachdem er mehr das äußere Anschauen oder den innern Sinn oder das Vorstellungsvermögen selbst betrifft, und besonders, wie wichtig die Unterscheidung derjenigen Krankheitsformen desselben ist, die entweder blos in dem formalen Vorstellungsvermögen oder zugleich in einer Affektion des Begehrungs- und Ge-

fühlsvermögens ihre Wurzel haben. Diese Unterscheidungen und genaueren Beobachtungen sind ungmein wichtig für die Kriminalpsychologie. Denn die Lehre vom Bewußtseyn ist nicht blos nach einem allgemeinen Schema abzuhandeln, sondern nach den verschiedenen begleitenden Bestimmungen und Beiwirkungen jener krankhaften Zustände, die, besonders wegen ihrer aussetzenden und nur zuweilen ausbrechenden Symptome, nicht immer sogleich erkennbar sind.

Die verschiedenen Krankheitsformen, welche den Blödsinn betreffen und mehr, wie alle Thätigkeiten oder Funktionen der untern psychischen Sphäre, in eine Einheit zusammenfallen, treten mehr aus einander, wo sie die höhere Sphäre des psychischen Lebens treffen, weil hier die Thätigkeiten der Seele ausgebreiteter sind und jede gleichsam ihr eigenthümliches Feld hat. Auch der Wille, Verstand und das Gefühlsvermögen bilden hier vorzüglich einzelne Regionen. Daher hier auch die Krankheitsformen unter deutlichern karakteristischen Merkmalen auftreten. Diese Krankheiten betreffen nun erstlich die Denksphäre, zweitens das Gefühlsvermögen, drittens das Begehrungsvermögen der intellektuellen Sphäre.

Vorerst also von den Krankheitsformen, welche das Denkvermögen betreffen. Diese ganze Sphäre der intellektuellen Krankheitsformen, mögen sie sich auf den Verstand, den Willen oder das Gefühl beziehen, bezeichnen wir mit dem allgemeinen Namen der Irre oder Verkehrtheit des Geistes.

Diese Arten der Seelenkrankheiten unterscheiden sich wesentlich von dem Blödsinn, mag dieser nun unmittelbar in dem Vorstellungsvermögen wurzeln oder in einer Abnormalität der empfindenden und begehrenden Kraft seinen Grund haben. Der Blödsinn ist die Befangenheit des Aperceptionsvermögens, die Irre, Unbestimmtheit, Gedächtnißlosigkeit der Anschauungen und Vorstellungen, die Lähmung und Un-

regelmäßigkeit derjenigen psychischen Funktionen, welche in dem Kreise des Vorstellens liegen. Von diesen Blödsinn sind also die Seelenkrankheiten höherer Art unterschieden, welche das Denkvermögen treffen, sie sind die Irre der Begriffe und Ideen; das Vorstellungsvermögen und die Funktionen desselben sind vielleicht nicht gestört, aber die Funktionen des Verstandes liegen danieder. Diese Krankheiten scheinen mit dem Blödsinn eine und dieselbe Klasse zu bilden. Aber es ist nur scheinbar. Freilich leiden bei der Verstandesirre auch die Vorstellungen; die falschen Begriffe und irren Urtheile ergeben sich in dem Ausdruck der Sprache und durch das Medium des Vorstellens. Aber man hat Unrecht, wenn man sie darum, um dieses äußern Karakters willen, Krankheiten des Vorstellungsvermögens nennt. Der eigenthümliche Charakter des Blödsinns haftet auf der Unfähigkeit zu Begriffen, welche in dem Verstandesirren wohl da sind, aber in einer von dem gesunden Denken abweichenden Verbindungsart. Der Verstandesirre kann sehr wohl Begriffe bilden, aber er irrt in ihrer Form, Beziehung und Zusammensetzung. Es ist ein Wahn und Wahnsinn der Begriffsbildung. Wenn in dem Irrenhause ein Irrer auf uns zukommt und eine lange weitläufige Rede hält, in deren Stellung nicht gerade etwas Confuses ist, vielmehr oft eine richtige und geordnete Verbindung der Begriffe, aber eine Anwendung, eine Beziehung, die inkonsequent ist; wenn er eine Taufrede hält, ohne daß doch etwas zu taufen ist, so liegt die Krankheit nicht in dem Unvermögen der Begriffe, sondern in der Irre und Folgerung derselben.

Es gibt aber allerdings eine Verstandesirre, die sehr nahe an den Blödsinn gränzt. Diese ist aber nur eine besondere Form; es ist die fatuitas ingenii, welche auf dem Schwanken, der Unstätheit, Undeutlichkeit und Verworrenheit der Begriffsbildung beruhet, auf der Störung und

Schwäche derjenigen Funktion, wodurch Vorstellungen zu allgemeinen Begriffen umgesetzt werden und das eigenthümliche Denken in seinen allgemeinen Beziehungen anfängt. Die verschiedenen Krankheiten des Verstandes theilen sich nämlich in diese Fatuität, Insipidität und Verrücktheit. In der Fatuität leidet die Begriffsstellung, in der Insipidität das Urtheil und der Verrückte ist gar keines gesunden Schlusses fähig. Der Vernunftgebrauch ist hier durchaus unterdrückt und gestört. In den Insipiden sind oft die Begriffe sehr bestimmt und scharf; aber die Urtheilsform fehlt. Die Fatuität, so möchte man sagen, verirrt sich in dem Wirklichen, die Insipidität in allerlei Möglichkeiten, und für den Verrückten ist auch das Unmögliche wirklich: Abentheuerlichkeiten der Verstandesirre der einen und andern Art bis zu jener Fatuität hinab, wo die Begriffsbildung so erschwert ist und mit den konkreten Gegenständen nicht zusammentrifft. Mancherlei Modifikationen von symptomatischen Aeußerungen sind freilich in diesen drei Krankheitsformen des Verstandes vorhanden, wie z. B. der Wahnwitz in der Insipidität, die Redseligkeit in der Fatuität u. s. w. Die Fatuität ist so oft mit dieser Sprachseligkeit, mit der ununterbrochenen Thätigkeit der Sprachorgane gepaart. Oft ist sie aber auch stumm, unberedt, die Begriffsbildung hat sich von der lebendigen Darstellung und der äußern Bildsamkeit zurückgezogen. Der Wahnwitz ist diejenige Form der Insipidität, wo die Urtheile in ihrer Form durch mancherlei Combinationen nach Aehnlichkeit und Unähnlichkeit geleitet werden. Es erscheinen hier oft die seltsamsten Kontraste und Vergleichungen; es liegt oft in ihnen eine seltene Gabe der Combination durch Phantasie und Einbildungskraft. Die Gabe, aufzufassen, zu bemerken, darzustellen, ist hier oft ungemein scharf und bezeichnend. Dennoch ist dies alles nur einzelne Form dieser Verstandesirre,

denn die Insipidität ist oft auch, daß wir sie so nennen, bild- und gestaltlos, und beruht auf einer allgemeinen irren Urtheilskraft.

Die verschiedenen Abänderungen, unter denen diese Krankheiten des Verstandes theils in Hinsicht der Ideen, die hier besonders hervortreten, theils in Hinsicht der Norm der Lebhaftigkeit und des periodischen heftigern Ausbruchs erscheinen, dürfen nicht als besondere Arten von Manieen aufgezählt werden. Sie sind die begleitenden Symptome der zufälligen Begriffe und Ideen, auf welchen der universelle oder partielle Wahnsinn haftet, der beiläufigen besonderen Seelenanlagen, die auch in dem Wahnsinn sich hervordrängen, wie in dem des Tonkünstlers, des Rechners u. s. w. und der anderen übrigen Affektionen des Gemüths, die aber doch alle nur die zufälligen Modifikationen und Nebenarten der in dem Wahnsinn des Verstandes herrschenden Ideen, Begriffe und Gefühlszustände sind. In diesen Krankheiten tritt also unmittelbar eine innere formelle Abweichung und Irre der Denkkraft auf, ohne wesentliche oder nothwendige Beziehung auf ein anderweitiges Interesse der Begehrung und des Gefühls, welches vielleicht der Grund der Verstandesirre sey; sie haften auf der abweichenden, stumpfen, irregulären, zu lebhaften, von dem Spiele der Einbildungskraft irre geleiteten Denkkraft, die in ihren eigenthümlichen Funktionen der formellen und materiellen Thätigkeit eben solchen inneren Störungen und Abweichungen unterworfen seyn kann, wie jede andere Kraft der Seele und des Körpers. Dieser Wahnsinn des Verstandes, der sich aus den inneren formellen Kräften des Denkvermögens erzeugt, erscheint oft ganz rein und dann ist er als solcher am leichtesten zu erkennen. Es spielen weniger in ihm Gefühlszustände und Begehrungen, sondern er ist das irre Spiel der Begriffe, Urtheile und Schlüsse, die sich von aller Objektivität der

Wahrheit und der bethätigenden vorstellenden Welt entfernen. Aber es gibt einen andern formellen Wahnsinn dieser Art, der schwerer zu erkennen ist, weil zugleich diese oder jene Affektion des Gemüths in ihm erscheint, welche aber doch nur ein beiläufig begleitendes, kein wesentliches Symptom des Grundkarakters dieses Wahnsinns ist. Die Fatuität, Insipidität und Verrücktheit entwickelt sich und kann sich unmittelbar entwickeln aus den Kräften des Verstandes selbst, indem auch hier eine gewisse Grundthätigkeit oder Norm von Begriffen, Urtheilen und Schlüssen ist, von der der Verstand mannichfaltig abweichen und als Desorganisation erscheinen kann. Die zufällig eintretenden Formen der Phantasie, Einbildungskraft, der sogenannten fixen Ideen müssen von dem allgemeinen Karakter der Verstandesirre gesondert und es darf nicht das unwesentliche oder entferntere mit dem nähern und wesentlichen vermischt werden. Die Schwäche des Verstandes z. B. jenes Mystikers, der sich für einen zweiten Messias hielt und das Heil der Welt bald herbeiführen wollte, ist das wesentliche Symptom dieser Verstandesirre oder Insipidität. Die Idee, auf welcher diese Verstandesschwäche haftet, ist ein entferntes zufälliges Zeichen. Die Verstandesschwäche kann leicht in irgend eine andere willkührliche Idee ausarten.

Erklärt man den Wahnsinn für eine Krankheit oder eine ausschweifende Folge der Einbildungskraft, so ist hiermit ebenfalls nicht das eigenthümliche Wesen der Seelenkrankheiten angegeben. Die Spezies ist hier für das Genus genommen. Wie viele Krankheiten des Geistes gibt es nicht, an welchen die Einbildungskraft gar keinen Theil hat, ja wo selbst der völlige Mangel derselben der Karakter des grübelnden, in sich verschlossenen Wahnsinns ist!

Eine andere Art von Geisteskrankheiten, die sich nicht unmittelbar aus einem gestörten Denkvermögen ergeben, son-

dern in denen die Störung desselben nur ein sekundäres Prädikat ist, sind die psychischen krankhaften Abirrungen, welche das Gefühls- und Begehrungsvermögen dieser intellektuellen Sphäre treffen: Krankheiten, welche ein weites Gebiet einnehmen, in ihre Herrschaft auch das Vorstellungs- und Denkvermögen zur Mitleidenheit ziehen und unter den Krankheiten der Seele die häufigeren sind, da sie in einem Vermögen ihren Boden haben, welches eine so weite eigenthümliche Sphäre des menschlichen Lebens und Bewußtseyns einnimmt.

Die Krankheiten des Gefühls erscheinen in dieser abnormen Form unter einer zwiefachen allgemeinen Beziehung nach der doppelten in dem Gefühl selbst liegenden Beziehung auf Lust und Unlust. Alles, was das Gefühl reizt oder anregt, erscheint in einer solchen doppelten Bezugnehmung. Welches weite Gebiet eröffnet sich also für mögliche Krankheiten in diesen psychischen Verirrungen des Gefühls, das nun erstlich in Bezug auf die Verstimmung oder Leidenheit der Seele unter dem Namen der Gemüthskrankheit, Melancholie u. s. w. auftritt, in der andern Beziehung auf den Wahn der Lust und Freude zweitens als thörichte (narrenhafte) Selbsttäuschung eigenliebiger, gefälliger Neigungen! Alles, was den Menschen schmeichelt oder ihn in Furcht setzt, Hoffnung und Wunsch die Triebe der Eitelkeit, des Eigennutzes, Stolzes sind hier, wenn sie überhand nehmen, eine Veranlassung kranker psychischer Erscheinungen. Diese Triebe und Gefühlszustände sind schon an sich unbegränzter Art und führen eben deshalb die Seele so leicht in das Unbegränzte, wo das Bewußtseyn der Persönlichkeit und der objektiven Unterscheidung aufhört. Wir mögen ein Gefühl nehmen, welcher Art es auch sey, es mag das rohere sinnliche oder das ästhetische oder das religiöse seyn, jedes trägt die unbegränzte Form des Waltens in sich,

durch das die Seele sich so leicht in dem Gefühl verliert, demselben zum Raube wird, wo nun eben die sonderbaren Rollen fremder Persönlichkeit, die bald komischen, bald tragischen Karakterzüge, die sich in diesen Krankheiten zeigen, sich bilden. Der Gefühlsirre ist nun bald der glückliche Besitzer von Indien; der nach Reichthum oder Besitz haschende berechnet auf seiner Tafel die reichen Einkünfte seiner Spekulation, der von Stolz und Eigenliebe aufgeblasene hat sich zum König geträumt. Sehen wir auf das weite Gebiet der Gefühle, Wünsche, Hoffnungen, welche in dem menschlichen Herzen keimen und zugleich auf die Stärke der Neigungen, welche die Wurzel des Gemüths bilden, so mag es uns nicht Wunder nehmen, daß gerade auf dem Gebiete dieser Gefühlszustände so viele unglückliche Verirrungen des menschlichen Geistes keimen. Es ist nichts leichter, als daß die Seele bei einer gewissen Höhe, Stärke, Lebhaftigkeit der Gefühlszustände in diejenige Verfassung gerathe, wo die Selbstvergessenheit anfängt. Denn dies ist ja eben die Natur dieser Gefühle, daß sie den Zustand der Reflexion, jenes Gesetz der Unterscheidung zwischen Subjekt, Objekt und Vorstellung, auf welcher Unterscheidung das Selbstbewußtseyn beruhet, aufheben und das Gefühl dann mit seiner sinnbildlichen und sinnbildenden Macht von Persönlichkeit und Objektivität die ganze Sphäre der Seele einnimmt. In und aus allen diesen Gefühlszuständen kann, desto leichter, je dringender, lebhafter und inniger sie sind, jener Wahn, jenes Phantom der Seele sich entwickeln, wenn auf irgend eine überraschende Weise irgend ein widriger Umstand, ein Unglück, ein Schrecken, ein plötzliches Einschneiden der Empfindungen eingriff, der den Faden des Vorstellens entzwei riß oder ihn auch gewaltsamer knüpfte, so daß die Seele nicht mehr den Weg zu ihrem Selbst, zu ihrer Persönlichkeit finden kann. Das Gefühl spielt dann seine Rolle und die sinnbildende Kraft setzt die neue diesem Gefühle gemäße Persönlichkeit des Wahnkönigs, des Besitzers von Indien, des armen Leidenden, der in der Puppe seine Geliebte umarmt oder in dem irren Gefühlszustande immer seine Geliebte sucht, auf eine den Naturgesetzen der Seele zwar gemäße aber doch unwillkührliche Art zusammen, wie in dem Fieberkranken, dessen Phantasie eine fremde Persönlichkeit spielt. Je inniger und nothwendiger nun gewisse Gefühle und Neigungen, wie z. B. Ehrtrieb, Besitz, Liebe u. s. w. mit der menschlichen Natur als Grundtriebe verwachsen sind, desto

leichter spielt auch der Irrwahn um diese Triebe, wenn irgend ein äußerer Umstand oder die Gesetzlosigkeit der Triebe selbst, der unauslöschliche Affekt die Seele aus jenem Gleichgewicht, aus jener Fassung gebracht hat, auf der die psychische Gesundheit, die Selbstmacht des Bewußtseyns beruhet. Besonders lange verhaltener Gram, in sich selbst verschlossene, lang genährte Wünsche — kurz der ganze Bezirk jener Affekte, die mehr auf sich selbst als außer sich gehen, können am Ende zu jenem Wahn Veranlassung geben, wo im stillen Wesen die Phantasieen anheben, lauter werden und endlich in Wahnsinn ausbrechen. Es kommt hier nicht auf die Größe des Objekts sondern nur darauf an, wie die Seele es schätzt und wie die Seele selbst in sich, um es so auszudrücken, organisirt ist, um sich in dieser oder jener Individualität darzustellen.

Diese Gemüthskrankheiten, wie man eigenthümlich diese Art psychischer Verirrungen zu nennen pflegt, haben besonders entweder das sinnliche oder moralische oder auch endlich des religiöse Gefühl zum Grunde und Gegenstande. Und je mehr sich eben in diesen Beziehungen das Leben des Menschen ausspricht, desto fester wurzelt auch tiefe Schwermuth, die Melancholie, die Selbstverzichtung auf alles Glück auf diesen Grundneigungen. Und schon daraus ist sichtbar, wie selbst auch das religiöse Gefühl geschont und gemäßigt werden muß, damit es nicht bei einer Ueberspannung der Seele in jene Irre des Geistes übergehe, wo das Selbstbewußtseyn aufhört. Jede Anspannung und Ueberspannung, besonders des religiösen Gefühls in dunkler mystischer Sprache, kann so leicht jene Abwesenheit des Geistes zur Folge haben. Es ergibt sich dieses unmittelbar aus der Natur des Vorstellens und Bewußtseyns, welches so leicht bei einem anhaltenden excentrischen Gefühlszustand die Selbstmacht und Selbstvergegenwärtigung verliert. Diese Gemüthskrankheiten haben mehrere Modifikationen, nach welchen sich ihr Ausdruck oder ihre Bezeichnung richtet. In der größten Höhe erreichen sie den Grad, der zum Fanatismus und Selbstmord führet, eine Erscheinung, die natürlich mit dieser Gemüthskrankheit verbunden seyn kann und muß, weil in ihr ein Gefühl, das sich selbst zum Gegenstande hat, die Hauptrolle spielt, ein Gefühl der höchsten Unlust und des Schmerzes, der sich endlich abzustumpfen und zu vernichten sucht. Eine andere Richtung, die eben so nothwendig aus der Natur der Krankheit ent-

springt, werden wir unten bei den Willenskrankheiten wahrnehmen, wo in dieser Hinsicht die Gemüthskrankheiten und die Willenskrankheiten wie entgegengesetzte Pole oder wie Selbstmord und Mord einander gegenüberstehen.

Eine eigenthümliche Erscheinung bei diesen Arten, sowohl der Gemüths- als Willenskrankheiten, ist, daß weniger die Seele in ihren einzelnen Vorstellungen zerrüttet scheint, als daß sie befangen ist von einem allgemeinen irren Zustand des Gefühls oder des Willens. Der gewöhnliche Gang der Vorstellungen verräth eben keine Irre des Denkens und Vorstellens. Aber der Gemüthszustand in seiner allgemeinen Sphäre ist ergriffen. Und eben daher verstecken sich so oft diese Krankheiten wenigstens in ihrer ersten Entwickelung, weil man in dem einzelnen Gange der Vorstellungen oder Gedanken an dem Geisteskranken nichts Irres wahrgenommen hat. Hieher gehört daher auch die sogenannte melancholia occulta. Sie tritt nicht selten bei dem weiblichen Geschlechte zur Zeit der Schwangerschaft und in den längern Pausen ehelicher Unfruchtbarkeit ein.

Eben diese mehr allgemeine als partikuläre Irre des Geistes bemerkt man oft in den Gefühlskranken, wo die Krankheit eine der obigen entgegengesetzte Richtung nimmt, nämlich bei den fröhlichen und lustigen Gefühlskranken. Der Wahnsinnige, der seine Schätze in Indien berechnet oder sich zum König träumt, hat in dem einzelnen Gange der Vorstellungen nicht immer etwas Regelwidriges oder Irres. Aber die allgemeine fixe Idee macht den irren Gemüthszustand. Es ist hier nicht so, wie bei dem Blödsinn und dem Verstandesirren, wo sich der Wahnsinn durch die Irre der einzelnen Vorstellungen und Begriffe kund thut, sondern es ist eine allgemeine Gefühlsirre, innerhalb deren Schranken die Vorstellungen nicht gestört zu seyn scheinen. Es ist zu verwundern, mit welcher Richtigkeit, Konsequenz, Natürlichkeit oft diese Irren über die gewöhnlichen Dinge des Lebens sprechen. Aber die Beschaffenheit des Gemüths, die Grundneigung der Seele ist verändert oder irre und auf dieser haftet nun jene Melancholie oder jener Wahn der fremden lustigen Persönlichkeit. Nur in einzelnen Paroxysmen erscheint dann diese Geisteskrankheit als vollkommner Wahnsinn, wie bei jener Frau, die jeden Nachmittag glaubte auf das Hochgericht geführt zu werden und in der Einbildung die Schrecken des Todes empfand. In diesem melancholischen Zustand des Gemüths spielen oft die son-

derbarsten Vorwürfe und Selbsttäuschungen, z. B. vergiftet zu werden oder an Andern einen Mord ausgeübt zu haben. Es sind die Ideen und sinnbildenden Spiele, die unmittelbar mit dem kranken Gemüth, wo die Affekte und Gefühle gestört sind, auf eine willkührliche Weise sich vergesellschaften.

Neigungen, Begierden und Gefühle stehen zwar oft in dem genauesten Zusammenhange. Doch nimmt auch das Begehrungs- oder Willensvermögen seine eigene Region ein und es erscheinen daher auch hier Krankheiten, die ganz besonders berücksichtiget zu werden verdienen. Die Psychologie hat zwar bisher von diesen Geistesverirrungen, die den Willen treffen, weniger Kunde nehmen wollen. Allein, wie wir schon früher gezeigt haben, sie sind als eine eigenthümliche Norm von Krankheiten der Seele aufzustellen. Es sind diejenigen Krankheiten, die auf der Sphäre des Begehrungsvermögens haften und sich eben so naturgemäß aus der innern Konstitution des psychischen Wesens entwickeln, wie der Wahnsinn des Verstandes und die Irre des Gefühls.

Es gibt nach meinen Beobachtungen hier besonders drei Krankheitsformen:

Mania furibunda

Gebundenheit und Koarktation des Willens und die Apathie oder Willenlosigkeit.

Die erstere zeigt sich in einem krankhaft gereizten und überreizten Begehrungsvermögen, dessen inflammatorischer Zustand jene unaufhaltsame Wuth ist die sich in Abneigungen und gewaltsamen blinden Angriffen äußert. Epileptisch-konvulsivisch tritt oft eine solche Wuth in dem irren oder kranken Gemüthe hervor und die Krankheit, periodisch oder permanent, ist die Manie des Willensvermögens sine delirio. Eine Zornwuth, eine Begierde des Willensvermögens bemächtiget sich in diesem kranken Zustande des Gemüths und die Vorstellungen nehmen gewaltsam den Lauf, den ihnen die Begierde anweiset. Es ist ein ohnmächtiger kranker Zustand des Gemüths, der, sich mehr oder weniger äußerlich oder pathognomisch verrathend, so oft in Uebelthaten oder Versuche des Mordes auf eine blinde Weise bei der geringsten Anreizung ausbricht. Es liegt in der Natur dieser Krankheiten, daß, da sie auf der Sphäre des Willensvermögens, dem Principe des Handelns, auf der Sphäre der sinnlichen und instinktartigen Abneigungen haften, sie sich auch auf eine solche thätige und außer sich gehende Weise äußern. Der Melancholische ist so oft zum Selbstmord aufgelegt; der

kranke Gemüthszustand haftet hier auf einem auf sich selbst gehenden Gefühle. Die Begierden hingegen gehen außer sich; daher auch mit diesen Krankheiten und Irren des Willensvermögens die entgegengesetzten Erscheinungen gewaltsamer äußerer Angriffe, wie die Geschichte der Kriminalpsychologie zeigt, nicht selten Versuche des Mords aus Manie sine delirio verbunden sind. Es ist eine grosse Mangelhaftigkeit in der psychologischen Kenntniß, wenn man einen solchen Wahnsinn des Willensvermögens nicht ohne jenen Wahnsinn oder jene Irre des Vorstellungsvermögens zugeben will, als wenn nur immer der Verstand irre reden müßte, wenn die Seele als wahnsinnig erkannt werden soll. Wir haben schon oben angeführt, daß die wahnsinnigen Gemüthsbeschaffenheiten, wie z. B. in der Melancholie, sich oft weniger durch eine Irre der Ideen als durch die innerliche Erkrankung des Gemüths verrathen.

Die zweite Art des Wahnsinns oder die Irre des Willensvermögens besteht in jenem, um es so auszudrücken, apoplektischen Zustande der Seele, sich nicht frei in ihren Willenshandlungen bewegen zu können; die Seele ist, wie in der Irre des Verstandes, auf einen fixen Vorsatz gerichtet, der ihr, sie weiß selbst nicht wie, gekommen ist und der nun ebenfalls so oft noch der in der Begierde liegenden nothwendigen Natur sich unglücklicherweise bethätiget und in Verbrechen ausgehen kann. Denn eben dies ist die unglückliche Geschichte dieser Krankheiten, daß, wenn überhaupt in der niedern sinnlichen Natur des Menschen die Sphäre des Begehrens sich besonders thätig in Hinsicht der Abweichungen und der Triebe, die darauf Bezug haben, zeiget, auch diese abweichende Seite der Begehrungen besonders in jener Irre des Willens durch Gebundenheit und fixirte Richtung zum Vorschein kommt.

Eine dritte Art des irren, kranken Willens ist die Apathie, die Willenlosigkeit selbst, wo die entgegengesetzten Pole des Guten und Bösen ihre Divergenz verlieren und der Wille fast gleichermaßen, wie der kranke Körper in einer Asthenie, eben so richtlos gegen das Angenehme als Unangenehme ist. Der kranke irre Wille überläßt sich dann den einzelnen zufälligen Gelüsten, die vielleicht aufkeimen. Der Wille ist zu dem kindischen Zustande herabgefallen, wo jeder Eindruck, jede Vorspiegelung eine Versuchung und Bestimmung der unkräftigen und schwankenden Begierde wird: eine Irre des Willens begründet in einem asthenischen Zustande.

Doch ich halte mit diesen Bemerkungen, daß, wie ich glaube, eine Seelenkrankheitskunde auf dem Gebiete der Psychologie durch Kenntniß der menschlichen Seelenkräfte und mit Hülfe der Erfahrung, also rein psychologisch, ohne Einmischung irgend einer Metaphysik, oder auch Beziehung auf körperliche Krankheiten und Desorganisationen, begründet werden könne, inne, mit dem erfreulichen Schlusse, daß wir wohl nach dem so scharfsinnigen Zeugniß der über diesen Gegenstand von Herrn Dr. Beneke gelieferten Beiträge Hoffnung haben können zu einer solchen wissenschaftlichen Bearbeitung der Psychologie, die bisher immer noch und in den neuesten Zeiten mehr als früher schwanket zwischen bald anatomischen, bald metaphysischen, ja wohl gar mathematischen Untersuchungen. Daß mit dieser Hoffnung und Ueberzeugung, die ich von einer solchen möglichen Vollendung einer der lehrreichsten Wissenschaften fasse, sich in mir in Beziehung auf obige Beiträge auch der Wunsch verbinde, der Hr. Verf. möge nicht immer einer trocknen Begriffszergliederung zu viel vertrauen und überhaupt seinen Untersuchungen einen freiern psychologischen Raum verstatten, kann und darf ich bei dem Interesse, welches ich für diese Wissenschaft hege, nicht läugnen. Meine Beiträge für diese Wissenschaft sind zwar kein gebundenes oder demonstratives Ganze; aber sie mögen zeigen, in welcher Beziehung und Verfassung ich ein solches Werk der Seelenkrankheitskunde von jüngern und mehr ausdauernden Kräften, die zugleich mit manchen Vorurtheilen der Wissenschaft und des Zeitalters zu kämpfen und gegen sie anzukämpfen Muth und Lust haben, nach allen Seiten ausgearbeitet zu sehen wünschte. In welcher Divergenz oder Einheit ich auch mit Hrn. Dr. Beneke stehe, — Beiträge müssen immer das erste seyn, wodurch eine Wissenschaft nach und nach zu der Reife ihrer Vollendung kommt. So sonderbar und überraschend auch auf dem Gebiete des Seelenlebens, das gewöhnlich nur zu metaphysisch aufgefaßt wird, die Abweichungen und kranken Zustände, die an eine unbegränzte und nicht so genau bestimmbare Entwickelung des Erdenlebens erinnern, erscheinen mögen, so sind sie doch unmittelbar in der Natur der Seele begründet, die sich nach so vielen Seiten und Kräften beweget und wo manche Abweichungen diesseits und jenseits nicht fehlen können. Niedere und höhere Kräfte greifen hier in einander ein; das Wesen, welches wir Seele nennen, wird bald von Begehrnissen, Vorstellungen, Empfindungen dahin gerissen; das Leben ist hier eine

ewig wechselnde Fluth. Und die Gesetze, nach welchen diese Fluthen in ihren Ufern dahinrinnen, sind keinesweges so feste und begränzt, daß nicht auch das Leben hier als ein Unendliches erschiene, das sich in den mannichfaltigsten Formen von halber und ganzer, vorschneller und retardirender Entwickelung darstellt. Die Seele trägt ein unendliches Leben von Sehnsucht in sich. Und wie möchte man die Krankheitsformen, in denen die Seele irre ist, anders nennen als Fehlgriffe dieses sehnsüchtigen, so viel verlangenden, begehrenden Wesens, das, anstatt das Unendliche mit Resignation und Geduld zu erfassen, durch Banden der Sinnlichkeit sich in sinnlichen Formen, in die getheilten Vorstellungen eines Wahns, einer Selbsttäuschung verlieret! Die Seele wird auch in ihrem kranken Zustande, in ihrem oft so lächerlichen Wahne der Deutung und Bedeutung nicht verlustig, daß in den begränzten Formen das Unbegränzte, die ins Unendliche gehende Entwickelung sich erkennen lasse. Das Gesetz, auf welchem das Bewußtseyn beruhet, und in welchem der dreifache Reflex zwischen dem Selbst, der objektiven Welt und der Vorstellung liegt, ist, wie wir oben sahen, in sich selbst so leicht einer Theilung und Entzweiung unterworfen, daß mit dieser Entzweiung sogleich der Wahn und der mögliche Wahnsinn eintritt. So verschieden nun auch die einzelnen Formen dieses Wahnsinns seyn mögen, so glaube ich doch, daß sie nach dem Grundschema, d. h. nach den allgemeinen Beziehungen und Kräften der Seele, leicht in eine bestimmtere Ordnung gebracht werden können, als wie der Empirismus sie bisher aufgestellt hat. Ein solches Schema habe ich oben nach der Art und Weise, wie ich die Kräfte und Beziehungen der Seele zu kennen glaube, angegeben. Die Ueberzeugung nähre ich, daß eine wahre Seelenkrankheitskunde nur auf einer richtigen Psychologie gegründet seyn könne. So lange wir freilich diese nicht haben, mögen wir mit vollständigern oder auch selbst mangelhaften Approximationen zufrieden seyn. Und so gebe ich den Gesichtspunkt selbst an, nach welchem ich meine Bemühungen und Beiträge in letzterer Hinsicht möchte angesehen wissen.

Verbesserung:

S. 240, Z. 7 von unten lese man statt als Körper: als liegend.

Ueber das Stetige in der Seelenthätigkeit.

Von

Nasse.

Der gebundenste Fluß der Melodie, ja eine in mehreren Stimmen ausgeführte Musik hat Unterbrechungen, die vorgezeichneten Pausen nicht einmal gerechnet. Die Reizungen des Gehörorgans sind nur zerstreute Glieder, die erst anderweitig zu einem Ganzen verknüpft werden müssen. Auf gleiche Weise erfolgen auch die Erregungen unserer anderen Sinne nur mit Unterbrechungen, und dennoch erscheinen sie uns, wenn die Unterbrechungszeiten nicht zu groß sind und wir nicht absichtlich auf dieselben merken, als ein Verknüpftes. Aber selbst, wenn wir auf diese Unterbrechungen merken, nehmen wir dieselben nur als äußere wahr, die wir mit einem in uns fortgehenden Ununterbrochenen ausfüllen, und dadurch an diesem zu messen im Stande sind.

Daß wir dieses Ununterbrochene in uns gewahr werden, wenn wir Sinneserregungen haben oder wenn wir auf dasselbe aufmerksam sind, daß wir seiner überhaupt zu gewissen Zeiten inne werden, beweist noch nicht, daß es auch außer diesen Zeiten in Einem fort in uns thätig sey. Ein Beweis a priori, daß es ohne Unterbrechung seyn müsse, ist ein mißliches Ding. Es könnte also auch von Zeit zu Zeit unterbrochen seyn. Und so hat man denn bekanntlich auch bereits behauptet,

daß dem wirklich so sey; ja es ist selbst eine beliebte Ansicht geworden, daß die Seele des Menschen von Zeit zu Zeit mit einer Metamorphose ihres Wesens in eine sich bloß materiell äusserade Thätigkeit, als eine empfindende, vorstellende, wollende aufhöre.

Man berief sich auf die Erfahrung, die hier freilich auch allein entscheiden kann. Die Frage ist denn, was die ergebe. — Wir wollen diesen für die Anthropologie wichtigen Gegenstand hier näher betrachten. Es gilt die nach Thatsachen zu führende Untersuchung, ob, nachdem die Seelenthätigkeit als vorstellendes, wollendes und empfindendes Wesen einmal begonnen, sie das ganze fernere Leben hindurch als ein solches psychisches Wesen irgend eine nachzuweisende Unterbrechung erleide.

Die nächste Erfahrung sey die zuerst betrachtete. Wenn wir aus einem Schlafe erwachen, woraus uns die Erinnerung auch nicht das kleinste Bruchstück eines Traums zu überbringen hat, so scheint uns in unserem bewußten Leben eine Lücke zu seyn; das mit dem Einschlafen abgerissene Ende ist mit dem nach dem Erwachen scheinbar wieder beginnenden ausser Zusammenhang, und wir bedürfen der Reflexion, um beide wieder zusammenzuknüpfen, und wer rasch ist in seinem Urtheil, wird geneigt seyn zu behaupten, er habe während der Zeit geistig zu seyn aufgehört.

Indeß ist die Sache nicht so rasch entschieden und manche wesentliche Bedenken bieten sich hier dar. Was schon Carus (Psychologie Bd. 2, S. 184) jener Folgerung entgegen stellt, läßt sich ferner geltend machen und mit andern Gründen unterstützen.

Uebereilt wäre es zu übersehen, daß die Nichterinnerung aus einem Zustande von andern Ursachen herrühren kann als von dem Aufhören der psychischen Thätigkeit in diesem Zustande. Wir erinnern uns auch meist nichts aus

einem Schlafe, in dem wir doch laut und vernehmlich gesprochen haben; der Nachtwandler geht umher, verrichtet mancherlei Geschäfte, die Somnambulen führen Gespräche, sind auf mannichfaltige Weise geistig thätig, und doch ist hier und dort nach dem Erwachen keine Spur von Erinnerung vorhanden. Die Erinnerung aus einem Zustande, der sehr reich ist an Erinnerungsstoff, kann fehlen, weil es dem geistigen Gewebe des nachfolgenden Zustandes an hinreichenden Verknüpfungsfäden mit jenem Stoffe fehlt, oder weil beide Zustände in der Stimmung der Seelenthätigkeit von einander zu verschieden sind (m. s. Heft 1, S. 24 der Zeitschrift d. J.), oder aus irgend einer anderen Ursache, deren Erkenntniß oder Nichterkenntniß unbeschadet die Thatsache besteht.

Eben so kann denn auch ein Verhältniß der Art Schuld seyn, daß wir aus unseren Schlafzuständen häufig keine Erinnerung haben. Ja wir werden ziemlich bestimmt darauf hingewiesen, daß dem in der That so sey.

Wenn wir des Morgens aus einem regelmäßig abgelaufenen Schlafe ins Wachen übergehen, so fehlt uns allerdings oft irgend eine Erinnerung aus dem Schlafe. Anders ist es aber, wenn wir Nachts in der Mitte des Schlafs aus ihm geweckt werden; fast nie (nach Selbstbeobachtung glaube ich sagen zu können: nie) fehlt da das dunklere oder hellere Bewußtseyn eines eben unterbrochenen Traums. Bei diesem gezwungenen Erwachen gehen wir aber in einen merklich anderen Zustand über, als bei jenem von selbst erfolgenden: dort in ein Halbwachen, in ein unvollkommnes Besinnen, das nach dem Aufhören des Schlafs noch kürzere oder längere Zeit währt; hier in ein sich rasch entwickelndes volles Erwachen; dort in einen vom Schlafe weniger, hier in einen von ihm mehr abweichenden Zustand. Und aus dieser Verschiedenheit der dem Schlafe folgenden Zu-

daß dem wirklich so sey; ja es ist selbst eine beliebte Ansicht geworden, daß die Seele des Menschen von Zeit zu Zeit mit einer Metamorphose ihres Wesens in eine sich bloß materiell äussernde Thätigkeit, als eine empfindende, vorstellende, wollende aufhöre.

Man berief sich auf die Erfahrung, die hier freilich auch allein entscheiden kann. Die Frage ist denn, was die ergebe. — Wir wollen diesen für die Anthropologie wichtigen Gegenstand hier näher betrachten. Es gilt die nach Thatsachen zu führende Untersuchung, ob, nachdem die Seelenthätigkeit als vorstellendes, wollendes und empfindendes Wesen einmal begonnen, sie das ganze fernere Leben hindurch als ein solches psychisches Wesen irgend eine nachzuweisende Unterbrechung erleide.

Die nächste Erfahrung sey die zuerst betrachtete. Wenn wir aus einem Schlafe erwachen, woraus uns die Erinnerung auch nicht das kleinste Bruchstück eines Traums zu überbringen hat, so scheint uns in unserem bewußten Leben eine Lücke zu seyn; das mit dem Einschlafen abgerissene Ende ist mit dem nach dem Erwachen scheinbar wieder beginnenden ausser Zusammenhang, und wir bedürfen der Reflexion, um beide wieder zusammenzuknüpfen, und wer rasch ist in seinem Urtheil, wird geneigt seyn zu behaupten, er habe während der Zeit geistig zu seyn aufgehört.

Indeß ist die Sache nicht so rasch entschieden und manche wesentliche Bedenken bieten sich hier dar. Was schon Carus (Psychologie Bd. 2, S. 184) jener Folgerung entgegen stellt, läßt sich ferner geltend machen und mit andern Gründen unterstützen.

Uebereilt wäre es zu übersehen, daß die Nichterinnerung aus einem Zustande von andern Ursachen herrühren kann als von dem Aufhören der psychischen Thätigkeit [illegible] diesem Zustande. Wir erinnern u[illegible]

einem Schlafe, in dem wir doch laut und vernehmlich gesprochen haben; der Nachtwandler geht umher, verrichtet mancherlei Geschäfte, die Somnambulen führen Gespräche, sind auf mannichfaltige Weise geistig thätig, und doch ist hier und dort nach dem Erwachen keine Spur von Erinnerung vorhanden. Die Erinnerung aus einem Zustande, der sehr reich ist an Erinnerungsstoff, kann fehlen, weil es dem geistigen Gewebe des nachfolgenden Zustandes an hinreichenden Verknüpfungsfäden mit jenem Stoffe fehlt, oder weil beide Zustände in der Stimmung der Seelenthätigkeit von einander zu verschieden sind (m. s. Heft 1, S. 24 der Zeitschrift d. J.), oder aus irgend einer anderen Ursache, deren Erkenntniß oder Nichterkenntniß unbeschadet die Thatsache besteht.

Eben so kann denn auch ein Verhältniß der Art Schuld seyn, daß wir aus unseren Schlafzuständen häufig keine Erinnerung haben. Ja wir werden ziemlich bestimmt darauf hingewiesen, daß dem in der That so sey.

Wenn wir des Morgens aus einem regelmäßig abgelaufenen Schlafe ins Wachen übergehen, so fehlt uns allerdings oft irgend eine Erinnerung aus dem Schlafe. Anders ist es aber, wenn wir Nachts in der Mitte des Schlafs aus ihm geweckt werden; fast nie (nach Selbstbeobachtung glaube ich sagen zu können: nie) fehlt da das dunklere oder hellere Bewußtseyn eines eben unterbrochenen Traums. Bei diesem gezwungenen Erwachen gehen wir aber in einen merklich anderen Zustand über, als bei jenem von selbst erfolgenden: dort in ein Halbwachen, in ein unvollkommnes Besinnen, das nach dem Aufhören des Schlafs noch kürzere oder längere Zeit währt; hier in ein sich rasch entwickelndes volles Erwachen; dort in einen vom Schlafe weniger, hier in einen von ihm mehr abweichenden Zustand. Und aus dieser Verschiedenheit der dem Schlafe folgenden Zu-

stände erklärt sich denn auch der Mangel der Erinnerung in dem einen und das Vorhandenseyn derselben in dem anderen. Zugleich ist dies verschiedene Verhältniß der Zustände des Erwachens zur Erinnerung aus dem Schlafe, je nachdem man gezwungen oder von selbst erwacht, ein Beweis für die große Unsicherheit des Schlusses, daß der Schlaf, aus dem am Morgen Erinnerung fehlt, einer ohne Fortdauer der Seelenthätigkeit gewesen sey.

Ein hiermit übereinstimmendes Zeugniß gibt das Zeitmessen der Schlafenden. Schwerlich wird jemand auch nach einem scheinbar traumlosen Schlafe von acht Stunden, selbst wenn ihm nichts zu Hülfe kommt, woran er sich äußerlich zurecht finden könnte, sich überreden lassen, er habe zwölf oder auch nur vier geschlafen. Es hilft hier ein Gefühl, das bei manchen Menschen sehr genau mißt. Allerdings bleibt noch die Möglichkeit übrig, daß dieses Gefühl, ohne einen psychischen Zusammenhang der Zustände vor und nach dem Schlafe, bloß durch das Maaß der Verschiedenheit des zu jenen beiden Zeiten vorhandenen Körperzustandes bestimmt werde; indeß ist schwer zu glauben, daß es dann den Ablauf von ein paar Stunden und von noch kürzerer Zeit zu schätzen im Stande seyn würde.

Die auch schon von Anderen für die Dauer der Seelenthätigkeit im Schlafe angeführte Erfahrung, daß wir am Morgen genau zu der ungewohnt frühen Stunde erwachen, die wir uns den Abend zuvor zum Aufstehen fest vorgenommen haben, schließt sich hier an. Daß ein solcher Vorsatz vermittelst der Abwehr des normalen Aufhörens der Seelenthätigkeit während der ganzen Schlafzeit, einen sonst im Schlafe nicht vorhandenen Zustand herbeiführe, wäre eine Annahme ohne allen Grund, der überdieß noch das entgegensteht, daß der Schlaf nach einem solchen Vorsatz sich für die Erinnerung nicht anders verhält, wie jeder andere.

Eher wäre noch anzunehmen, daß jenes Erwachen zu einer bestimmten Zeit durch ein gegen Morgen von selbst eintretendes Halbwachen bedingt werde, wo dann die zum Aufstehen bestimmte Stunde an äußeren Mitteln wahrgenommen werden könnte; nach welcher Annahme indeß der Erfolg von zufälligen Umständen abhängig seyn müßte, da er doch, bei manchen Menschen wenigstens, jedesmal so bestimmt eintritt.

Es begleitet endlich jeden Schlaf, auch den der Erinnerung verschlossensten, ein Vorgang, der für die Dauer der Seelenthätigkeit in ihm entschieden zeugt: Athemhohlen. Vergleichen wir Alles, was über die Bedingungen der Athmungs-Bewegungen aus der Erfahrung bekannt ist (worüber vorzüglich Philip Wilson's Untersuchungen in seinem experimental Inquiry into the laws of the vital actions, Ausg. 2, S. 207 u. f. nachzusehen sind), erinnert man sich des Ursprungs der dem Athemhohlen dienenden Nerven, des Erfolgs, den Verletzungen des verlängerten Markes und des abschweifenden Nervenpaars auf dasselbe haben, gedenkt man der innigen Verknüpfung desselben mit der Seelenthätigkeit während des Wachens, so bleibt kein Zweifel übrig, daß ein rhythmisch fortgesetztes, nicht unter Zeichen von Krampf, nicht stoß- und absatzweise erfolgendes, überall, wo es vorkommt, von Empfindung und Wollen abhängig sey.

Und so vereinigen sich von mehreren Seiten gewichtige Zeugnisse für den Ausspruch, daß auch der tiefste Schlaf nicht seelenlos sey. Anderntheils bietet sich auch nicht der Schein eines Beweises für die Annahme dar, daß der Mensch im Schlafe ein bloß bildendes und willenlos bewegendes, oder wie es gewöhnlich heißt, ein bloß vegetatives Leben führe.

Wenden wir uns nun zu den der Regel des Lebens entfernteren Zuständen, die jenseits des Schlafes, innerhalb

feinen und den Pforten des Todes liegen, so finden wir unter denselben zwar mehrere, die ebenfalls wohl als Beweise für die Unterbrechungsfähigkeit der Seelenthätigkeit angeführt worden; indeß muß schon der eine Punkt, daß bei den meisten davon ein rhythmisches Athemhohlen dauert, uns darauf aufmerksam machen, diesen angeblichen Beweisen nicht ohne nähere Prüfung zu vertrauen.

Im Schlagfluß und in der Ohnmacht dauert das Athemhohlen, wenn auch dort zuweilen mühsam und selbst rasselnd, oder hier nur leise und minder bemerklich, doch im gleichmäßigen Wechsel, dem im Schlafe so ähnlich fort, daß es für die Dauer der Seelenthätigkeit in jenen Zuständen nicht minder beweisend ist, wie für die in diesem. Ueber die psychische Beziehung desselben während eines epileptischen Anfalls kann zwar für die Augenblicke, wo der Krampf auch die Athmungsmuskeln ergreift, Ungewißheit seyn; da es indeß, so wie der Krampf schweigt, sogleich auf die gewohnte Weise wieder fortgeht, so läßt sich nicht zweifeln, die Störung sey hier eine bloß äußere, ein bloßes Hinderniß bei Fortdauer des inneren Bestrebens.

Gleichen Beweis wie das Athemhohlen geben uns für die Fortdauer der psychischen Thätigkeit im Schlagfluß nun auch andere Bewegungen der an diesem danieder liegenden. Schon Cheyne erzählt (cases of apoplexy and lethargy. S. 12), daß der Kranke oft im tiefsten Anfalle zusammenfahre, wenn ihn die Lanzette zum Aderlaß trifft, oder über den ganzen Körper schaudere, wenn ein Theil desselben plötzlich der Kälte ausgesetzt wird; wie ferner die Kranken häufig das Glied wegziehen, an das man eine zu warme Flasche bringt rc. Dasselbe bestätigt Cooke (treatise on nervous diseases, Bd. 1, S. 168), und wer vom Schlage gerührte Personen näher beobachtet, wird dasselbe finden. Zuweilen drückt sich in diesen Bewegun-

gen unverkennbare Absicht aus. Einer meiner Kranken, der als Schriftsteller bekannte Prediger Schwager," ein entschiedener Feind aller Arzneien, wandte sich, vom Schlagfluß getroffen, noch ein paar Stunden vor seinem Tode, wo er durch keine Veränderung der Mienen mehr verrieth, daß er noch hörte, jedesmal weg, wenn ihm ein Löffel mit Arznei nahe kam.

Dergleichen Bewegungen sind zwar während eines Anfalls von Epilepsie durch die mit dieser verbundenen Krämpfe verhindert; dagegen findet sich hier nicht selten ein anderer Beweis der fortdauernden Seelenthätigkeit, Erinnerung aus dem Anfall im nachfolgenden Wachen. Wir haben bestimmte Nachweisungen über eine Erinnerung aus den bereits vollständig ausgebrochenen Anfällen selbst. Ein sehr sorgfältiger Selbstbeobachter, der mehrere Jahre hindurch an der Epilepsie litt (m. s. physische und psychologische Geschichte seiner siebenjährigen Epilepsie von Diätophilus, Zürich 1798, Bd. 2, S. 3), war sich nach dem Ablauf der Anfälle zwar keines Zusammenhanges zwischen seinen Seelenzuständen vor und in dem Anfall bewußt; aber er erinnerte sich doch, in seinen Anfällen mehrmals das blökende Geschrei, das er nach bereits eingetretenem Anfall ausstieß, gehört und ein paarmal damit selbst die Besinnung verbunden zu haben, das werde wieder der epileptische Anfall seyn. Hier war also, was den Erinnerungsstoff lieferte, offenbar nicht der dem epileptischen Anfall vorangehende oder ihm nachfolgende krampflose Betäubungszustand, sondern der Krampfanfall selbst.

Erinnerung aus Ohnmachten ist eine sehr häufige Erscheinung. Bei den Ohnmachten in Herzkrankheiten ist es fast Regel, daß die wiedererwachten Kranken sich alles dessen, was während der Ohnmacht in ihrer Nähe vorging, genau erinnern. Aber auch in Ohnmachten, die mehr sind

als bloße Leipothymieen, ist, der deutlichen Erinnerung der Wiedererwachten zufolge, nicht selten selbst deutliche Wahrnehmung der äußeren Vorgänge und Selbstbewußtseyn vorhanden, wie Fälle der Art keinem aufmerksamen Arzte unbekannt seyn können.

Es ist für unsere Untersuchung wichtig, daß unter den hier betrachteten Zuständen gerade derjenige, der dem Scheintode am nächsten ist, die Ohnmacht, die wenigste Trübung der psychischen Thätigkeit zeigt. Allerdings verhalten sich alle Fälle von Ohnmacht für die Erinnerungsfähigkeit nicht gleich; mit Unrecht würde man indeß hieraus eine nothwendige Verschiedenheit der in den einzelnen Fällen vorhandenen Seelenzustände folgern, da ja auch andere Verhältnisse, die Art des Uebergangs in das nachfolgende Wachen und die Natur dieses Wachens selbst, der Erinnerung entgegen seyn können.

Da im Schlagfluß und in der Epilepsie das Gehirn mehr leidet als in der Ohnmacht, so mag dieß an der größern Schwierigkeit der Erinnerung aus jenen einen Hauptantheil haben. Vielleicht bewirkt es auch eine größere Trübung, eine größere Verwirrung der Seelenthätigkeit in jenen. Wir haben indeß, der Analogie anderer Zustände zufolge, keinen Grund, den Grad dieser Trübung nach dem Grade jener Schwierigkeit zu schätzen.

Aus den Anfällen von Starrsucht ist Erinnerung gewöhnlich. Man sehe mehrere hierüber vorhandene Beobachtungen in meinem Aufsatz über die sogenannten bewußtlosen Zustände in verschiedenen Krankheiten in Horn's Archiv f. 1817, Bd. 1, S. 242. Schon daß der aus dem Anfall Erwachende in der willkührlichen Bewegung und in der Gedankenreihe gerade da fortfährt, wo der Eintritt des Anfalls ihn hemmte, macht es sehr wahrscheinlich, daß ein die Absicht Fortsetzendes, ein psychisch Daurendes, während des Anfalls vorhanden sey.

Wo mit dem tief gesunkenen Zustande des Körperlebens nun auch Mangel des Athemhohlens verbunden ist, wo für den Beweis, daß noch Leben da sey, erst der Erfolg des Wiedererwachens abgewartet werden muß, da möchte freilich noch am ersten Grund seyn, ein Aussetzen der Seelenthätigkeit, eine Bindung derselben in bloße Körperthätigkeit (falls anders eine solche Metamorphose anderweitig möglich wäre) anzunehmen; und dennoch würde diese Annahme auch von hier aus unbegründet seyn. Selbst in den gesunkensten Körperzuständen, bis an die innersten Pforten des Todes, finden wir die geistige Gefährtin und Leiterin unseres Erdenseyns wieder, zwar verhüllt, aber nicht vernichtet.

Schon früher von mir aufgeführte Thatsachen thun dar, daß die geistige Thätigkeit weit weniger von dem Athmen abhängig sey, als die körperliche (Deutsches Archiv f. d. Physiologie, Bd. 2. S. 1 und Zeitschr. für psych. Aerzte, 1820, Heft 1, S. 109 u. f.). Mehrere von diesen Thatsachen zeigen uns die geistige Thätigkeit mit Abnahme der körperlichen steigend; noch andere, die mit jenen eine Reihe bilden, ergeben deutliche Erinnerung im nachfolgenden Wachen aus Scheintodszuständen, in denen das Athemhohlen ganz ruhete. Ich habe eine Anzahl solcher Thatsachen, worunter mehrere sind, wo die vermeintlich Todten sich bereits im Sarge befanden, als sie erwachten und von dem Zustande, worin sie sich während des Scheintodes befanden, Nachricht gaben, in dem oben erwähnten Hefte der Zeitschrift S. 118 u. f. erzählt und könnte hier noch andere hinzufügen, wenn es dessen noch bedürfte. Alle ergeben das Gemeinsame: Fortdauer der Seelenthätigkeit auch im Scheintode.

Wie schon die Ohnmacht eine Erinnerung klarerer, bewußterer Zustände darbeut, als der Schlagfluß und die Epilepsie, so thut das nun noch mehr der Scheintod; fast alle über Erinnerungen aus diesem letzteren vorhandene Aussagen

stimmen hierin überein. Der am meisten des Athmens entbehrende Zustand ist hiernach also, vergleichungsweise gegen alle anderen im Vorigen betrachteten, der geistig ungestörteste. Immer dürfen wir indeß nicht außer Acht lassen, daß, wie alles Vorhergehende wohl hinreichend ergibt, in demjenigen, was die Erinnerung aus irgend einem Zustande hinterbringt, nur eine unsichere Bürgschaft liege, die Seelenthätigkeit habe sich in diesem Zustande gerade so verhalten, wie die Erinnerung es nachher berichtet.

Daß aber die Erinnerungsfähigkeit aus den Anfällen des Schlagflusses und der Epilepsie geringer ist, als die aus der Ohnmacht und dem Scheintod, hängt, wie schon vorher angedeutet worden, am wahrscheinlichsten mit der Verschiedenheit des Zustandes zusammen, worin sich hier und dort das mit dem Gedächtniß (wenigstens dem der Vorstellungen) in der nächsten Beziehung stehende Organ, das Gehirn, befindet. In der Ohnmacht ist der Kreislauf geschwächt, in dem Scheintode mag derselbe fast ruhen; starker Bluttrieb nach dem Kopfe ist daher beiden an und für sich fremd. Dagegen bewirkt in dem Epileptischen und im Schlagflüssigen das fortdauernd rege Herz, bei meist erschwertem Blutabfluß vom Kopfe, eine fortwährende Congestion nach eben demselben und dadurch Druck auf das Gehirn, den im Schlagfluß gemeiniglich das aus den Gefäßen ausgetretene Blut noch beträchtlich vermehrt. Sofern manchen Ohnmachten und Scheintodsanfällen ein vermehrter Bluttrieb nach dem Kopfe wenigstens vorausgeht, der dann zum Theil auch in ihnen dauert, können sie in der Verschlossenheit ihrer Zustände für die Erinnerung des nachfolgenden Wachens, der Epilepsie und der Ohnmacht ähnlich werden. — Anderntheils haben wir Grund zu vermuthen, daß in dem Maaße, als der Schlagflüssige sich vor dem Tode durch verminderten Bluttrieb nach dem Kopfe körper-

lich dem Scheintodten nähert, er ihm auch geistig ähnlicher werde, wie auf eine übereinstimmende Weise der nicht seltenen Erscheinung, daß chronisch Wahnsinnige und irreredende Fieberkranke kurz vor ihrem Tode wieder vernünftig erscheinen, wohl ebenfalls ein zu dieser Zeit eintretender Nachlaß des Bluttriebes nach dem Kopfe zum Grunde liegt.

Auf eine solche Verschiedenheit des Blutzuflusses nach dem Gehirn bezieht sich dann vielleicht auch sowohl der Unterschied zwischen den für die Erinnerung klaren, heitern Träumen und den finsteren, verworrenen, die nach starken Muskelanstrengungen und nach dem Genuß hitziger Getränke ꝛc. ꝛc. erfolgen, als auch die verschiedene Art und Weise, wie der Alp, in dem (m. s. über denselben Reil, der ihn aus Selbstbeobachtung kannte, in seiner Fieberlehre Bd. 4, S. 589) ebenfalls sowohl Athmen als Blutlauf sich nicht immer gleich verhalten, in der Erinnerung erscheint.

In welchen verschiedenen Verhältnissen nun aber auch die sämmtlichen im Vorigen betrachteten Krankheits-Zustände zum Wachen stehen mögen, wir können aus Thatsachen den Ausspruch thun, daß unter allen keiner sey, der nicht bereits Beweise von der in ihm statt findenden Fortdauer der Seelenthätigkeit gegeben habe; ja wir müssen nach dem, was uns so manche Fälle von Ohnmacht und Scheintod zeigen, sehr in Zweifel ziehen, ob wir von irgend einem zwischen Geburt und Tod liegenden Lebens-Zustande, wo die äußern Erscheinungen auf große oder selbst vollkommene Hemmung der Seelenthätigkeit hindeuten, mehr als eine nur scheinbare Bewußtlosigkeit aussagen dürfen, so sehr dieß auch dem gewöhnlichen Sprachgebrauch der Aerzte entgegen seyn mag.

Wir haben in diesem Ergebniß, daß die Seelenthätigkeit in keinem Zustande von der Geburt an bis zum Tode erwiesenermaaßen eine Unterbrechung erleide, ein neues

wichtiges Argument für die wesentliche Verschiedenheit von Seele und Leib gewonnen. M. s. schon Zeitschrift für psychische Aerzte 1820, Heft 1, S. 6 u. f. Der Leib kann die ihm auf Erden mitgegebene Gefährtin für die Erscheinung mannigfaltig verdunkeln, ihre Verrichtung insofern trüben, entstellen, aber nicht aufheben. Die Lehre, die Seele könne sich in körperliche Thätigkeit verlieren und dann wieder aus dieser herauswachsen, erscheint von einer neuen Seite falsch.

Neben dieser Gewißheit, als dem Hauptresultat, gewinnen wir noch eine Wahrscheinlichkeit. Ist im Scheintod noch geistige Thätigkeit, ja nach mehreren der im Vorigen erwähnten Thatsachen eine besonders klare vorhanden, so verstattet uns das wohl einen Blick in den Zustand der Seele zu der Zeit, wo der Sterbende, der unstreitig vor dem wirklichen Tode jedesmal erst die Stufe des bloß anscheinenden zu überschreiten hat, aus diesem in jenen übergeht. Jenseits dieses Uebergangs, der in den einzelnen Fällen von verschiedener Dauer zu seyn scheint, ist unserer Erfahrungserkenntniß zwar alles verschlossen; für die Zeit aber, wo er dauert, erlaubt uns die Analogie des Scheintods einen ziemlich begründeten Schluß auf das Verhalten der Seele in ihm. Der geistige Ausdruck im Gesicht so vieler Sterbenden, und selbst mancher angeblich bereits Gestorbenen, unterstützt diesen Schluß. Und so haben wir Grund, auch noch an dieser Gränze unserer Erkenntniß die Seelenthätigkeit für ununterbrochen zu halten.

Auch ein Wort über Todes-Strafen
aus dem Gesichtspunkt der Psychologie und des Natur-Rechts.

(Eingesandt.)

Καὶ νόμον γε θὲς παρ᾽ ἐμοῦ, τὸν μὴ δυνάμενον αἰδοῦς καὶ δίκης μετέχειν, κτείνειν ὡς νόσον πόλεως.

Zeus an Hermes in dem Protagoras des **Platon**.

Eine Sache von allen Seiten zu beleuchten, deren Resultate Bezug haben einerseits auf die Sicherheit der Staaten und ihrer Bürger, andrerseits auf Leben und Tod eines Menschen, oder was ohne Zweifel noch mehr ist, auf Leben und Tod der Gerechtigkeit, dies muß nicht nur erlaubt, sondern sogar die gemeinsame Pflicht aller seyn, die für eine Sache der Menschheit ihre Kraft zu verwenden berufen sind. Unsre Zeit, in welcher noch die verschiedensten und entgegengesetzten Strafrechts-Theoriken, fast möchte man sagen mit gleichem Gewichte, sich geltend machen, gibt damit den klarsten Beweis von sich, daß sie über diesen wichtigen Punkt kaum erst zu einem tüchtigen Anfange, wieviel weniger zu einem entscheidenden Resultate, zu festen Grundsätzen gekommen sey. Indessen, so gefährlich es ist sich eine Sicherheit zu erträumen, wo sie nicht statt findet, eben so unmännlich wäre es an einer endlichen Entscheidung zu verzweifeln. Wenn irgendwo in der Philosophie bis zur Gewißheit hindurch gedrungen werden kann, so muß es sicherlich in der Sphäre des Naturrechts gelingen, sofern die

Spekulation gerade hier am besten vor jeder Transcendenz schon durch die Natur der Sache geschützt ist, und sie dieses Gebiet als das Gebiet einer möglichen Erfahrung, wofür ihre Grundsätze ganz eigends bestimmt sind, nach allen seinen Dimensionen auszumessen im Stande ist. Die spekulirende Vernunft wird auch ihren Gang verfolgen, und nicht ermüden, so lange neue Grundsätze aufzustellen, bis sie endlich den gefunden hat, der gegen die Waffen einer scharfen aber gesunden Dialectik sich im Besitze seiner nach ewigen Gesetzen ihm angestammten Herrschaft zu behaupten weiß. Ueberdies hat die Theorie der Todesstrafen, wie wir weiter unten noch einmal zu bemerken Gelegenheit finden werden, nicht nöthig, die Entscheidung über eine allgemeine Strafrechts-Theorie abzuwarten, da ihre Betrachtung, abgesondert von jener allgemeinen, zu genügenden Resultaten zu führen geeignet ist.

Unsere Zeit scheint auch in diesem speciellen Punkte, ohne Zweifel dem dringendsten des ganzen Strafrechts, der Aufstellung neuer Grundsätze entgegen zu reifen, und Mediciner, Philosophen, zum Theil auch Juristen (daß die Theologen schweigen, ist kaum begreiflich, da dieser Gegenstand von einem gewissen Gesichtspunkte so offenbar vor ihr Forum gehört) haben sich vereinigt, um dem neuen Gebäude die festeste und eine für die Humanität ehrenvollere Basis zu geben.

Es ist auch nicht zu zweifeln, daß die neuen Grundsätze, sobald sie in der Idee stark genug geworden sind, in die Wirklichkeit, in die Gesetzgebung übergehen werden. Es wäre dies kein Wunder, wenigstens nicht das größte einer Zeit, die deren schon größere gesehen; und es wird und muß dahin kommen, so gewiß sich behaupten läßt, daß die Menschheit dann für die praktische Anwendung irgend einer Idee reif geworden ist, sobald diese Idee in ihrem Geiste

die gehörige Klarheit erlangt hat. Zur Beschleunigung dieses Zeitpunkts mitzuwirken ist eines Jeden Sache, und nicht tadeln, sondern loben wollen wir es an den Gesetzgebern, daß sie neu erwachende Ideen und Grundsätze nicht früher in ihrer ganzen Ausdehnung zur Anwendung bringen, als bis sie durch längere Rede und Gegenrede allseitig beleuchtet, und in ihrer Wahrheit und Nothwendigkeit allgemeiner erkannt sind. Können zu dieser Anerkennung die folgenden Zeilen etwas beitragen, so ist ihr Zweck vollkommen erreicht, und ihr Verfasser glaubt um so eher diese Hoffnung hegen zu dürfen, da er der Meinung ist, selbst der Irrthum eines redlichen Forschers sey nicht so schlecht, daß ihm nicht auch etwas von der Wahrheit mit anhängen sollte.

Es sind überhaupt zwei Gesichtspunkte von Seiten der Philosophie denkbar, unter denen die Todesstrafe betrachtet werden kann, nämlich: 1) ihre objektive Möglichkeit und somit Nothwendigkeit (Rechtlichkeit); 2) ihre subjektive Möglichkeit oder teleologische Wirklichkeit (praktische Anwendbarkeit). Es wird im Ganzen gleichgültig seyn, von welchem dieser beiden Punkte man in der Untersuchung anfängt, denn keiner kann ohne den andern bestehen, und jeder muß mit dem andern fallen; da jedoch jede rechtliche Erörterung nicht ohne Rücksicht auf ein bestimmtes Subjekt (Mensch), für welches das Recht überhaupt seyn soll, gemacht werden kann, so möchte es schon um deswillen fast gerathener seyn, von der Untersuchung der Natur dieses Subjekts in strafrechtlicher Hinsicht, oder inwiefern die Todesstrafe bei demselben zur Erreichung eines bestimmten Zwecks mit Erfolg angewendet werden könnte, d. i. von dem teleologischen oder auch psychologischen Standpunkte, auszugehen.

Diese psychologische Betrachtung der Todesstrafe läßt sich wiederum in zwei Theile scheiden, in den psychologisch-pä-

dagogischen und in den allgemein-psychologischen, welche beide schon sehr häufig in dieser Zeitschrift von verschiedenen Männern behandelt worden sind. Der pädagogisch-psychologische Theil wird die Todesstrafe als psychologisches Mittel ansehen, durch welches der Mensch psychisch behandelt werden kann, und wir werden es also hier hauptsächlich mit der sogenannten Abschreckungs-Theorie und mit derjenigen Art von öffentlicher Hinrichtung zu thun haben, wie sie noch größtentheils bei uns im Gebrauche ist. Der allgemein-psychologische Theil wird untersuchen, ob der Mensch überhaupt ein Wesen sey, auf den die Strafe bestimmenden Einfluß haben kann, oder mit andern Worten, ob er ein sinnlich-vernünftiges Wesen sey, das von sinnlichen Triebfedern bestimmt werden kann, zugleich aber auch außer dem nothwendigen Causal-Nexus der Natur-Ursachen, wie wir hier das Vernünftig blos negativ definiren. Was diese psychologische Betrachtung anbelangt, namentlich die pädagogisch-psychologische, so können wir uns hierbei auf mehrere ausgezeichnete Abhandlungen dieser Zeitschrift berufen, die wir uns mit einigen zum Theil ergänzenden, zum Theil antithetischen Bemerkungen zu begleiten erlauben.

Unter denen, die nicht ermüden, die Zuläßigkeit der Todesstrafen immer von Neuem anzugreifen, zeichnet sich besonders aus Hr. Prof. Grohmann, der in verschiedenen Abhandlungen sich über diesen Gegenstand auf eine Art ausgesprochen hat, wie sie unläugbar zur Förderung der Wahrheit dienen muß. Da derselbe indessen eine Ansicht über die kriminelle Rechtspflege überhaupt, besonders aber über die Todesstrafen, wenn ich auch nicht sagen will, mit dem größten, doch mit einem großen Theil unsrer gerichtlichen Aerzte theilt, die uns weniger richtig scheint, so wird er auch die folgenden Gegenbemerkungen mit dem gemeinsamen Streben nach Wahrheit entschuldigen. Des Verf. Erörterun-

gen haben in der neuesten Abhandlung (M. s. Zeitschrift f. die Anthropologie, Jahrg. 1823, Heft 4) zur Absicht zu zeigen: 1) es sey problematisch, was die psychologischen Rücksichten der Todesstrafen leisten; 2) es sey problematisch, was für eine Sanktion das drohende Gesetz der Todesstrafen durch die exekutive Gewalt erhalte, wenn das Gesetz sich nicht vorher selbst in seiner Rechtmäßigkeit bewiesen hat; 3) es sey problematisch, wie weit die absolute Willensfreiheit des Menschen reicht, und ob sie in allen Menschen gleich absolut ist; 4) es sey problematisch, über diese Freiheit ein Erkenntnißurtheil zu liefern. (m. s. a. a. O. S. 318).

Es zeugt von der Mäßigung des Verf., daß er alle diese Sätze nur problematisch nennt, und besonders siegreich scheint er unter 1) gekämpft zu haben gegen den pädagogischen Zweck der Todesstrafe, wo wir wohl auch nach seinem Beweise das Urtheil fällen dürften: es sey rein unmöglich, daß in dieser Rücksicht die Todesstrafe das leiste, was sie leisten will und soll. Sehr einleuchtend wird dargethan, daß die Todesstrafen als psychisch-pädagogisches Remedium (zur Abschreckung) laut der Erfahrung bisher nicht geleistet haben, was sie sollten, und daß sie es auch künftig nicht leisten werden. »Denn«, sagt Hr. Grohmann, (S. 279) »die Furcht vor dem Tode ist nur so lange ein Gewährsmann, als das Glück die Fußtritte des Menschen beflügelt. Da aber Todesstrafe größtentheils Menschen trift (S. 282), denen die Natur durch Verarmung, Elend, Verwilderung, Unkultur zu Gebrechen und Verbrechen Veranlassung gibt, so wirkt hier jenes Mittel nicht in seiner Kraft.« Uns fiel bei dieser Bemerkung die ähnliche Schilderung des großen Anthropologen in Romeo und Julie (Uebers. v. Voß, B. 1, S. 339) bei, wo er den Romeo zu dem Apotheker in Mantua, der ihm kein Gift verkaufen will, weil Todesstrafe darauf gesetzt sey, die Worte sprechen läßt:

Bist du so nackt und voll Armseligkeit,
Und fürchtest Tod? — Verhungrung zehrt ja dir
Die Wang', und Elend schmachtet matt im Blick;
Auf deinem Rücken hängt zerlumpte Noth.
Die Welt ist nicht dein Freund, noch Weltgesetz;
Die Welt gibt kein Gesetz, das reich dich macht.
Drum sey nicht arm; brich jenes und nimm dies.

Und der Apotheker antwortet:

Mein Armuth, nicht mein Will' ergibt sich drein.

Indessen nicht nur in der rohesten Klasse von Verbrechern wird die psychische Wirkung der Todesstrafe auf die angegebene Weise sehr geschwächt, sondern man kann ja überhaupt in unzähligen Fällen sagen, daß das Leben eine größere Strafe sey, wenigstens weit leichter zu einer grössern gemacht werden könne, als der Tod, und es ist eine feine Antwort, die der berühmte Bischof von Blois, Gregoire, der vorwitzigen Lady Morgan gab, als sie von ihm zu wissen wünschte, welche Bewandniß es mit der ihm beigelegten Abstimmung gegen das Leben des unglücklichen Ludwigs XVI habe (Reisen durch Frankreich, Leipzig 1821. Th. 2, S. 135): »Ich wollte nie den Tod eines menschlichen Wesens«, war seine Antwort, »ich stimmte, daß Ludwig XVI der erste seyn sollte, der von dem Gesetz zur Abschaffung der Todesstrafen Vortheil zöge, ich verurtheilte ihn zu leben.

Zwar wird es wohl Niemand bestreiten wollen, daß in der Liebe zum Leben die mächtigste sinnliche Triebfeder liege, und Falret in seinen considerations sur les causes de l'hypochondrie et du suicide, von denen uns Herr Groos in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1824. H. 4, S. 468 u. f.) einen sehr schätzbaren Auszug gegeben hat, behauptet, daß diese Liebe zum Leben niemals anders als in Begleitung von Wahnsinn sich in ihr Gegentheil verwandle. Ein merkwürdiges Beispiel aus der neuern Zeit, das hier vielleicht besonders angeführt zu werden verdient, weil es beweist, wie

weit diese Liebe zum Leben namentlich bei sehr sinnlichen Menschen gehen könne, gibt uns unter andern der bekannte Graf Struensee, dessen Geschichte im vorigen Jahre in Kopenhagen von D. Höst erschien. Dieser Mann, den Höst als einen sehr sinnlichen schildert, soll gegen den Dr. Münter, der ihn im Gefängnisse besuchte, geäußert haben, er wünsche sich das Leben, selbst bei weniger Glückseeligkeit, als er jetzt im Gefängnisse genieße. Und doch lag Struensee damals in Ketten und an die Mauer seines Kerkers angeschlossen. — Allein wir müssen hier gleich auf ein merkwürdiges Verhältniß der sinnlichen Triebfedern, das überhaupt in der Pädagogik die sorgfältigste Beachtung verdient, aufmerksam machen, dessen Gesetz das umgekehrte von dem physischen Gesetze des Hebels zu seyn scheint, nur daß hier das Medium der Kraftäußerung der Raum, dort die Zeit ist. Der Augenblick des gegenwärtigen Seyns sey = dem Hypomochlion, die sinnlichen Triebfedern = Last und Kraft, so wird das Gesetz etwa so lauten: Die Kraft nimmt in dem Maaße ab, je weiter sie vom Hypomochlion entfernt ist, und es wird die Last, um die Kraft aufzuheben, desto kleiner seyn dürfen, je weiter die Kraft von dem Hypomochlion (und somit zugleich von der Last) entfernt ist. Gesetzt also, es komme ein gegenwärtiger, auch verhältnißmäßig nur kleiner sinnlicher Gewinn in Betracht, so wird er doch leicht die weit entfernte, und überdies noch ungewiß, um im Fall der Entdeckung eintretende Todesstrafe überwiegen. Das deutlichste Beispiel, wie richtig und allgemein gültig das obgenannte Gesetz sey, können wir vielleicht daraus nehmen, daß, ungeachtet die Religion der Immoralität künftige Strafe droht (und zwar im höchsten protensiven Grade), jene dennoch dadurch nach Verhältniß sehr wenig verringert wird. Die Entfernung ist zu weit; haben einmal moralische Maximen ihre Macht verloren, so hält auch die sinnliche Droh-

ung in der gegebenen Entfernung nicht mehr zurück, und die Kraft jener Strafe wird daher als sinnliche Triebfeder in allen den Fällen, wo der sinnliche Reitz zu der unrechten Handlung nicht noch schwächer ist als die Summe der Entfernung abgezogen von dem Gegenreitz der gedrohten Strafe (Kraft), = 0 seyn. Ein Beispiel mag dieß in concreto erläutern. Der Reitz der unrechten Handlung sey = 2 der Reitz der gedrohten Strafe = 8, aber die Entfernung auch = 7, so wird die Proportion folgende seyn: 2 : 8—7 = 2 : 1. Die Abschreckung ist also, aus dem psychologischen Gesichtspunkte angesehen (wie es hier geschieht), ein sehr relatives, ja ich möchte sagen, zweideutiges Mittel, das nur in den wenigsten Fällen erfolgreich wirkt, und das, wenn man es nicht ganz verbannen zu können glaubt, doch immer mit der größten Vorsicht, und nie ohne vorhergegangene genaue Untersuchung der Charaktere und Temperamente, welche man gerade vor sich hat, in Anwendung gebracht werden sollte *). Wer weiß, ob nicht überhaupt, wenn die Abschreckung je nothwendig wird, sie nur einen Beweis davon giebt, daß bessere Mittel früher versäumt worden sind; und der Staat, der nicht früher für die moralische Bildung seiner Bürger auf anderm Wege gesorgt hat, kommt am Ende auch gewöhnlich mit Galgen und Rad zu spät. Kommt doch überdieß selbst der schreckliche Fall vor, daß Menschen andere morden, weil sie selbst sich durch andere

*) Vergl. Niemeyer's Grundsätze der Erziehung, 8te Ausgabe, B. 1. §. 101 und 104. bes. S. 226. Indessen ließe sich vielleicht zu dem dort gesagten noch einiges hinzufügen, und wir hätten wohl gewünscht, von dem Verf. unter den Beilagen eine besondere Abhandlung über Grund u. Zweck, über moralische und psychologische Anwendbarkeit der Strafe zu lesen.

wollen tödten lassen. (vergl. Zeitschr. für Anthrop. 1824. H. 4. S. 487 rc.) Wenn wir nicht irren, so läßt sich also auch ganz genau psychologisch nachweisen, warum die Abschreckung in den seltensten Fällen die beabsichtigte Wirkung hervorbringen könne, was aber hier noch weiter aus einander zu setzen zu weit von dem Ziele unserer Bemerkungen abführen würde, weshalb der im Obigen hierzu gegebene Beitrag für unsern Zweck hinreichen möge.

Allein zu den von Herrn Grohmann angeführten Gründen ließe sich noch der hinzufügen: die Rechtspflege wird nicht nur durch das pädagogische Mittel der Abschreckung vermittelst Todesstrafen nicht zum Ziele geführt werden, sondern es ist ihr nicht einmal erlaubt es zu gebrauchen. Die Pädagogik ist eine gemischte Wissenschaft, ihr Ziel steckt die Ethik, die Mittel giebt die Psychologie her; und also wird sie vor allem mit der Moral nicht in Widerspruch treten dürfen. Nun sagt die Ethik: Fürchte den Tod nicht, und die Rechtspflege, die hier als παιδαγωγός auftreten will, sagt im Gegentheil: Fürchte den Tod, laß dich durch ihn schrecken vor gewissen Handlungen; die Pädagogik verwickelt sich also in einen praktischen Widerspruch. Zwar könnte man sagen: die Pädagogik gebraucht und darf gebrauchen sinnliche Triebfedern, um zu moralischen zu erziehen, und bevor diese anwendbar sind. Allein leidet dieser Grundsatz eine Anwendung auf Todesstrafen? —

1. Entweder ich drohe bloß ohne Macht zur Erfüllung, und was ist eine solche Drohung? Oder ich erfülle auch in einzelnen Fällen und erziehe dadurch nicht für bessere Triebfedern, sondern ich schneide die Möglichkeit moralischer wie unmoralischer Triebfedern ab.

2. Gesetzt auch, der Tod sey, wie jede reine Negation eines Objekts ein ethisches ἀδιάφορον, wie er es denn nach unserer Ansicht wirklich ist, weder Gegenstand sittlicher Liebe

noch sittlichen Hasses, so wird doch auch mit dieser Annahme noch keineswegs gesagt, daß die Pädagogik nun das Recht habe, diese Sache (den Tod) als Triebfeder willkührlich zu gebrauchen. Die Ethik schreibt in Beziehung auf den Tod nicht blaß überhaupt keine Bestimmung vor, sondern sie hat auch hier allerdings einen Imperativ: Betrachte den Tod als ἀδιάφορον. Der, der nun den Tod zur Abschreckung gebraucht, verwandelt jenen Satz in den contradiktorisch entgegengesetzten: Betrachte den Tod nicht als ἀδιάφορον, fürchte ihn; eben so gut als der, welcher sich selbst entleibt, und also den Tod liebt. Denn nur das ist der eigentliche Selbstmörder, welcher den Tod an sich liebt. Auch der Trieb der Selbsterhaltung, zum absoluten Pflichtgebot, oder, was einerlei ist, zur absoluten Triebfeder erhoben, wird Unsittlichkeit. Etwas Unsittliches aber darf die Pädagogik nie als Mittel gebrauchen, wenn sie nicht die Anklage des Jesuitismus auf sich laden will. — Um die Anwendbarkeit sinnlicher Triebfedern in der Erziehung ganz abzuhandeln, würde freilich nöthig seyn, viel weiter zurückzugehen, als hier der Hauptzweck unserer Bemerkungen erlaubt. So viel scheint aber ein für allemal festzustehen, daß es der Pädagogik niemals erlaubt seyn kann, irgend einen ethischen Satz in sein kontradictorisches Gegentheil zu verwandeln; nicht zu gedenken, daß, wenn man dieß auch in Beziehung auf den vorliegenden Fall gelten lassen wollte, die daraus herzuleitende Regel eigentlich nicht so lauten müßte: Unternimm die verbotene Handlung nicht, denn du wirst dich selbst tödten, sondern vielmehr so: Hüte dich, daß deine verbotene Handlung an den Tag komme, denn du ꝛc.

Doch man könnte die Sache mit Carl Moor noch von einer andern Seite auffassen, wenn er sagt: »Diebe können nicht fallen wie Helden fallen. Das Leben ist den

Dieben Gewinn, dann kommt was Schreckliches nach — Diebe haben das Recht, vor dem Tode zu zittern.« Allein

1) wird hier selbst vorausgesetzt, daß die Furcht vor dem Tode nur bei dem in seiner ganzen Stärke wirke, der die verbrecherische Handlung schon begangen hat, also nicht zur Verhütung und Abschreckung diene. Ihre Wirkung muß auf jeden Fall weit schwächer seyn bei dem, der erst nur den verbrecherischen Vorsatz hat; und bei dem, der auch diesen nicht hat, ist sie zwar nicht nöthig, würde aber auch = 0 seyn. Aber auch bei dem, in welchem blos der Vorsatz sich findet, entstünde doch erst ein Conflict sinnlicher Triebfedern, und es kommt hier alles das in Betracht, was schon oben über einen solchen Kampf gesagt worden ist. Es erklärt sich auch daraus, wie Shakspeare (in der oben angeführten Stelle) und Schiller keinesweges im Widerspruch stehen. Nur sey hier die Bemerkung erlaubt, die sich auch bei Vergleichung andrer Stellen bestätigt, daß Schiller den Menschen immer mehr von seiner moralischen Seite aufzufassen scheint (selbst in dem Stück, das in dieser Beziehung den meisten Vorwurf zu erleiden hatte), Shakspeare ihn mehr von der blos sinnlichen, und daß auch bei unpartheiischer Betrachtung sich leicht ergeben dürfte, wie weit in Kenntniß der moralischen Seite des Menschen der Schüler den Meister übertroffen hat. Indessen läßt sich vielleicht auch diese Eigenthümlichkeit der beiden großen Anthropologen aus dem verschiedenen Karakter der Zeit, welcher sie angehörten, wenigstens zum Theil erklären. Aber

2) Ist es denn, ich will nicht sagen moralisch, ist es nur menschlich erlaubt, den Menschen darum aus diesem Daseyn zu verbannen, damit er in einem andern gestraft werde, nur den Buchstaben der Gerechtigkeit zu handhaben, wo der Schöpfer noch Langmuth zeigt, das, was eine religiöse Moral offenbar als Gegenstand der Hoffnung betrachtet wis-

sen will, in einen Gegenstand des Schreckens umzuwandeln und zu sagen: der Tod kann deswegen vor dem Verbrechen abschrecken, weil für den Verbrecher eine unselige Ewigkeit zu erwarten ist? Man hat die Unmenschlichkeit, die man hier im Begriff war zu begehen, gefühlt, und deswegen gestattet das Gesetz dem Delinquenten einen Geistlichen zu seiner Beruhigung. — Doch dies greift zu tief in die Moral und selbst in die Theologie, weswegen wir billig hier darüber schweigen. Aber nur so viel sey gesagt, daß durch diese Anstalt, so sehr sie auch neben einem unmenschlichen Gesetze der Menschlichkeit zur Ehre gereicht, doch die Kraft jener Triebfeder der Furcht, die bei der Todesstrafe ex hypothesi am stärksten wirken sollte, wieder völlig gelähmt wird, wenn nämlich vorauszusetzen wäre, daß der Zweck der Anstalt auch nur bei der Mehrzahl von Verbrechern wirklich erreicht würde; nicht dessen zu gedenken, daß, falls, wie man zu sagen pflegt, der Verbrecher wirklich bekehrt wird, wenn dies Geschäft nach psychologischer Wahrscheinlichkeitsrechnung wirklich nur die Sache einer Beschäftigung von wenigen Stunden mit religiösen Gegenständen ist, die Todesstrafe selbst dann ganz überflüssig wird. Zuletzt ließe sich nun freilich noch einwenden, daß weniger der abgeschreckt werden soll, der gestraft wird, als alle Andern. Allein was die psychologisch-praktische Unzulänglichkeit dieser Maasregel anbelangt, wie sie nicht nur den Nutzen nicht stiftet, den man von ihr erwartet, sondern vielmehr den vielfältigsten und zum Theil ganz unverbesserlichen Schaden, dafür darf ich mich auf mehrere Abhandlungen des Hrn. Grohmann und namentlich auch auf die von ihm angeführte Thatsache berufen, daß nicht selten gerade bei Hinrichtungen neue Verbrechen begangen werden. Was aber die rechtliche Unmöglichkeit eines solchen Zwecks der Todesstrafe betrifft, so wird davon weiter unten die Rede seyn.

Zum Schluß der Bemerkungen über diesen ersten Punkt nun nur die einzige Frage: Beweisen die bisher angeführten Gründe wirklich etwas gegen die Zulässigkeit der Todesstrafen? — Die Sache unparteyisch angesehen, können wir uns davon nicht überzeugen, und es ist im Gegentheil klar, daß die Conclusion hier mehr aussagen würde, als die Prämissen bewiesen haben. Alle die angeführten Gründe gelten offenbar nur gegen eine gewisse Theorie der Todesstrafen, gegen die sogenannte Abschreckungstheorie. Sie werden allerdings bündig beweisen, daß die Todesstrafen ihren pädagogischen Zweck durchaus verfehlen, sie werden zur Genüge darthun, daß Alles von ihnen entfernt werden müsse, was auf einen solchen Zweck hindeuten kann, sie werden deswegen namentlich die dringendste Verwahrung einlegen gegen eine jede Vollziehung der Todesstrafen, wodurch diese schauerlichen Akte der heiligen Gerechtigkeit zu Spektakelstücken für Jedermann erniedrigt werden. So wenig Jemand wegen der Sicherheit des Rechtszustandes überhaupt wollen kann, daß die Hinrichtung heimlich geschehe, selbst nicht mit der Modification, wie dies unter andern Fichte in Schutz nimmt (Naturrecht Th. 2. S. 124), so wenig ist doch mit einer öffentlichen Hinrichtung zugleich gesagt, sie müsse zum Schauspiel für Jedermann werden, oder man müsse Menschen, die nicht schon als obrigkeitliche Personen ihr beizuwohnen haben, zwingen, bei solchen Handlungen gegenwärtig zu seyn, wie dies die noch gar nicht lange vorübergegangene Zeit einer pädagogischen Barbarei, an die man nicht ohne Erröthen denken kann, von den Kindern verlangt hat. Nicht ohne einen Unwillen, zu dessen Bezeichnung es der Sprache fast an Worten gebricht, kann man an jene kannibalische Erziehungs-Weise denken. Es sollte doch dadurch nicht etwa ein moralischer Eindruck gemacht werden? — Nein, denn das wäre eine saubere Moral, die auf Raben-

steinen und Hochgerichten sich ihre Weisheit sucht. Aber wenn man das heiligste Kleinod der Erziehung vergiften, wenn man das menschliche Gefühl in seinem Keime zerdrücken wollte, fürwahr, dann hatte man eine meisterhafte Wahl getroffen, und es war bei jedem einzelnen Falle Tausend gegen Eins zu verwetten, daß man seinen Zweck erreichen werde. — Das Publikum zur Controlle für die Gerechtigkeit des gerichtlichen Verfahrens aufstellen zu wollen, an diesen Zweck läßt sich ohnehin hierbei nicht denken, denn war eine solche nöthig, so kam sie wohl bei der Execution zu spät, wenn sie während des Processes gefehlt hatte, und könnte höchstens einigen Schein machen in einer Zeit, wo die Verwaltung der Gerechtigkeit ein Monopol der Regierungen wäre *).

Allein dies Alles spricht, wie gesagt, nur gegen eine gewisse Theorie, und da wir den pädagogischen nicht als den einzigen, ja nicht einmal als den ursprünglichen Zweck des Rechts und Staats ansehen dürfen, so könnte die Todesstrafe unter den eben angeführten Einschränkungen immerhin fortbestehen, falls es nur gelänge, ihre Zulässigkeit auf irgend einem andern Wege darzuthun.

---

*) Hier muß besonders noch verglichen werden Henke's Zeitschr. für die Staatsarzneik. 3ter Jahrg. 4tes H. S. 429. An solchen Beispielen, wie das dort angeführte, mögen sich diejenigen weiden, denen noch gelüstet, die oben berührte Art öffentlicher Hinrichtung, und überhaupt die Abschreckungs-Theorie zu vertheidigen. Hier wird offenbar die Gerechtigkeit zur Schauspielerin, der Missethäter schreitet im Wahnsinn der Eitelkeit, wie auf dem Kothurn einher, und feiert am Schlusse des wohl angelegten Stücks seinen Triumph in dem Bravo, das ihm aus den Mienen und wohl auch Thränen der sinnlichen Menge entgegenjauchzt.

Wollten wir Hrn. Grohmann in seinem Gange folgen, so müßten wir nun zur Erörterung des Punktes übergehen, daß das drohende Gesetz der Todesstrafe seine Sanktion durch die executive Gewalt nicht erhalte, wenn das Gesetz sich nicht vorher selbst in seiner Rechtmäßigkeit bewiesen hat. Allein wir werden später wieder auf diesen Punkt zurückkommen, und wenden uns deshalb, um die psychologische Betrachtung gleich ganz zu vollenden, nun zum zweiten Theile unsrer Untersuchung, zu dem allgemein-psychologischen, und begegnen auch hier Hrn. Grohmann in dem 3ten und 4ten Punkte seiner Abhandlung, wo er es wenigstens für problematisch gehalten wissen will, wie weit die absolute Willensfreiheit des Menschen reiche, und ob sie in allen Menschen gleich absolut sey, und ob über diese Freiheit ein Erkenntniß-Urtheil geliefert werden könne.

Es sind ohne Zweifel dies die beiden Haupthebel, die der Hr. Verf. in der ganzen Abhandlung anlegt, um die Zulässigkeit der Todesstrafen aus ihren Angeln zu heben, und auch schon unter den frühern Punkten finden sich Andeutungen darüber (z. B. S. 282 u. 288). Es ist dies auch der Punkt, den der Hr. Verf. mit vielen und vielleicht den meisten Gerichtsärzten unsrer Zeit gemein hat, und der deswegen einer doppelt sorgfältigen Betrachtung würdig scheint. Die Freiheit des Menschen (auch wir nehmen hier die Nachsicht, an welche Hr. Grohmann S. 276 appellirt, in Anspruch) ist in unsrer Zeit das Lastthier geworden, auf welches sich nicht selten die Schriftsteller der gerichtlichen Medicin gleich von Anfang, wie es scheint, mit dem Vorsatz hinaufschwingen, ihm nicht eher die Sporen aus den Seiten zu nehmen, bis das unglückliche Geschöpf todt niederstürzt. Hr. Grohmann gehört zwar auch hier zu den Gemäßigten, und will, wenn wir ihn recht gefaßt haben, nicht so angesehen seyn, als läugne er den metaphysi-

steinen und Hochgerichten sich ihre Weisheit sucht. Aber wenn man das heiligste Kleinod der Erziehung vergiften, wenn man das menschliche Gefühl in seinem Keime zerdrücken wollte, fürwahr, dann hatte man eine meisterhafte Wahl getroffen, und es war bei jedem einzelnen Falle Tausend gegen Eins zu verwetten, daß man seinen Zweck erreichen werde. — Das Publikum zur Controlle für die Gerechtigkeit des gerichtlichen Verfahrens aufstellen zu wollen, an diesen Zweck läßt sich ohnehin hierbei nicht denken, denn war eine solche nöthig, so kam sie wohl bei der Execution zu spät, wenn sie während des Processes gefehlt hatte, und könnte höchstens einigen Schein machen in einer Zeit, wo die Verwaltung der Gerechtigkeit ein Monopol der Regierungen wäre *).

Allein dies Alles spricht, wie gesagt, nur gegen eine gewisse Theorie, und da wir den pädagogischen nicht als den einzigen, ja nicht einmal als den ursprünglichen Zweck des Rechts und Staats ansehen dürfen, so könnte die Todesstrafe unter den eben angeführten Einschränkungen immerhin fortbestehen, falls es nur gelänge, ihre Zulässigkeit auf irgend einem andern Wege darzuthun.

---

*) Hier muß besonders noch verglichen werden Henke's Zeitschr. für die Staatsarzneik. 3ter Jahrg. 4tes H. S. 429. An solchen Beispielen, wie das dort angeführte, mögen sich diejenigen weiden, denen noch gelüstet, die oben berührte Art öffentlicher Hinrichtung, und überhaupt die Abschreckungs-Theorie zu vertheidigen. Hier wird offenbar die Gerechtigkeit zur Schauspielerin, der Missethäter schreitet im Wahnsinn der Eitelkeit, wie auf dem Kothurn einher, und feiert am Schlusse des wohl angelegten Stücks seinen Triumph in dem Bravo, das ihm aus den Mienen und wohl auch Thränen der sinnlichen Menge entgegenjauchzt.

Wollten wir Hrn. Grohmann in seinem Gange folgen, so müßten wir nun zur Erörterung des Punktes übergehen, daß das drohende Gesetz der Todesstrafe seine Sanktion durch die executive Gewalt nicht erhalte, wenn das Gesetz sich nicht vorher selbst in seiner Rechtmäßigkeit bewiesen hat. Allein wir werden später wieder auf diesen Punkt zurückkommen, und wenden uns deshalb, um die psychologische Betrachtung gleich ganz zu vollenden, nun zum zweiten Theile unsrer Untersuchung, zu dem allgemein-psychologischen, und begegnen auch hier Hrn. Grohmann in dem 3ten und 4ten Punkte seiner Abhandlung, wo er es wenigstens für problematisch gehalten wissen will, wie weit die absolute Willensfreiheit des Menschen reiche, und ob sie in allen Menschen gleich absolut sey, und ob über diese Freiheit ein Erkenntniß-Urtheil geliefert werden könne.

Es sind ohne Zweifel dies die beiden Haupthebel, die der Hr. Verf. in der ganzen Abhandlung anlegt, um die Zulässigkeit der Todesstrafen aus ihren Angeln zu heben, und auch schon unter den frühern Punkten finden sich Andeutungen darüber (z. B. S. 282 u. 288). Es ist dies auch der Punkt, den der Hr. Verf. mit vielen und vielleicht den meisten Gerichtsärzten unsrer Zeit gemein hat, und der deswegen einer doppelt sorgfältigen Betrachtung würdig scheint. Die Freiheit des Menschen (auch wir nehmen hier die Nachsicht, an welche Hr. Grohmann S. 276 appellirt, in Anspruch) ist in unsrer Zeit das Lastthier geworden, auf welches sich nicht selten die Schriftsteller der gerichtlichen Medicin gleich von Anfang, wie es scheint, mit dem Vorsatz hinaufschwingen, ihm nicht eher die Sporen aus den Seiten zu nehmen, bis das unglückliche Geschöpf todt niederstürzt. Hr. Grohmann gehört zwar auch hier zu den Gemäßigten, und will, wenn wir ihn recht gefaßt haben, nicht so angesehen seyn, als läugne er den metaphysi-

schen Begriff der Freiheit, oder, wie man es jetzt gewöhnlich ausdrückt, die transcendentale Freiheit des Menschen; im Gegentheil bekennt er sich als Philosoph vollkommen zu dieser Lehre (S. 292). Allein er trennt das transcendentale Wesen des Menschen von dem empirischen so unendlich weit, daß in dem dadurch eröffneten Abgrunde die Freiheit, wie wir gleich sehen werden, recht wohl ganz zu Grunde gehen kann. Er läßt eigentlich nur den abstrakten Begriff der Freiheit stehen, findet aber zum wenigsten dessen Darstellung und Erkennbarkeit in concreto sehr problematisch (S. 295); er sieht in der transcendentalen Wirklichkeit der Freiheit nichts weiter als ihre logische Möglichkeit, die sich in dem identischen Urtheile ausdrückt: Freiheit ist Freiheit. Ganz richtig, wenn wir die Sache metaphysisch (dies Wort nur nicht im Kantischen Sinne) betrachten. Ja, wir können, von diesem Gesichtspunkte aus die Sache angesehen, noch weiter gehn, und vielleicht sogar, wenn es uns um ein Paradoxon zu thun wäre, sagen: Freiheit ist Nicht-Freiheit, ist Nothwendigkeit. Allein dies ist, wie gesagt nicht des Hrn. Verf. Meinung, der (S. 298) nur behauptet, der Begriff sey in seiner objektiven (ohne Zweifel empirischen) einzelnen Bestimmung durchaus unzulässig und willkührlich. Wer wollte auch darin nicht wenigstens in so weit gerne beistimmen, daß man sagt (S. 299), die Freiheit äußere sich nicht in allen Individuen auf gleiche Weise. Ja, wir können auch hier noch weiter gehen und sagen, jede schlechte Handlung sey als solche schon an sich unfrei, wenn wir Freiheit definiren als die Willensbestimmung durch reine Vernunftgründe. Allein offenbar kommt es hier darauf an, ob diese Unfreiheit selbst wieder zurechnungsfähig ist, oder nicht; und deswegen möchte ich Hrn. Grohmann fragen, ob er nicht wirklich hier beide Begriffe verwechsele, ob er nicht selbst die Unterscheidung mache zwischen ursprünglicher Wahlvollkommenheit (Willkühr)

und der Freiheit, die erst mit Hülfe jener zu Stande kommt. Die Freiheit ist und muß unendlich verschieden seyn bei verschiedenen Individuen in der Erfahrung, ob sie gleich in der Idee absolut gedacht wird; die Willkühr aber ist bei allen unter gewissen Bedingungen, von denen nachher die Rede seyn wird, dieselbe. Sie ist der Karakter des Geschlechts, der sich aber in den verschiedenen Gliedern desselben verschieden äußert, sie ist das allgemeine specifische Merkmal, das aber unendlich viele graduelle Verschiedenheiten sowohl in negativen als positiven Größen zuläßt. Da es uns indessen hier nicht um Vertheidigung der Freiheit gegen die Zweifel des Materialismus zu thun ist, die, wie wir oben angemerkt haben, allein dadurch wird gegeben werden können, daß wir nicht, wie unsre Aerzte gewöhnlich thun, bei der unfreien Aeußerung stehen bleiben, sondern auf ihre Gründe zurückgehen, so geben wir einmal die Prämissen zu, die auch Hr. Grohmann in der angeführten Abhandlung nach seiner eignen Aeußerung (S. 310) aus frühern Abhandlungen mehr voraussetzt, als hier zu begründen sucht, und richten unsern Blick auf die Conclusion, d. h. wir geben mit Hrn. Grohmann zu, daß die menschliche Freiheit nur im Begriff existire, daß aber nun ihre empirische Erscheinung etwas (nach Hrn. G. Ansicht wohl noch weniger als) sehr Problematisches sey *); was folgt aber daraus für die Zuläßigkeit der Todesstrafen?

*) Nur die Frage sey uns erlaubt: Wie kann man (S. 307) Wahnsinn, Selbstmord und Mord für drei (coordinirte) Zustände ausgeben, da offenbar nur das erste ein solcher ist, der sich zu den beiden andern Handlungen zuweilen verhält, wie Ursache zu Wirkung? — Doch dies scheint nach dem gleich Nachfolgenden Hrn. G's eigne Meinung zu seyn, und es ist also wohl nur ein weniger richtiger Ausdruck gewählt.

Vorausgeschickt sey hier nur dies, daß, wenn der Beweis des Hrn. G. richtig befunden werden sollte, er offenbar mehr beweisen würde, als er selbst wollte, nehmlich die Unzulässigkeit nicht nur der Todesstrafen, sondern der Strafe überhaupt, sofern, wenn ich den Beweis gegen die Todesstrafe auf Unfreiheit des Menschen gründe, zugleich folgt, daß überhaupt keine Strafe angewendet werden könne, da keine Handlung, die nicht frei ist, imputabel seyn kann.

Freiheit ist, wir mögen auch einer philosophischen Schule zugethan seyn, welcher wir wollen, immer nichts anderes, als, wie es die Kantische am kürzesten ausdrückt, das Vermögen, sich selbst Zweck (Selbstzweck) zu seyn. Dadurch, daß der Mensch stets als Selbstzweck zu betrachten ist, wird er Person, und dadurch, daß er Person ist, wird er Rechts-Subject, d. h. ein Subject, das der Rechte eines Rechts-Verbandes insoweit theilhaftig werden muß, als es sich den Verpflichtungen desselben unterzieht. Setzen wir nun aber, der Mensch sey empirisch wirklich nicht frei (Begriffe werden für die Rechtspflege kein Object), so hört er damit auf, sich selbst Zweck zu seyn, er hört auf, eine Person, er hört auf, ein Rechts-Subject zu seyn, er wird ein Ding, und für dieses erkennt das Recht keine Rechte, gegen dasselbe keine Verpflichtungen, es ist lediglich der Willkühr des Einzelnen anheim gestellt, mit ihm nach Gutdünken zu verfahren. Der Mensch wird ein Eigenthum (leibeigen), die Verfassung, wenn anders hier noch von einer solchen die Rede seyn kann, eine türkische (Despotismus), wo die Regierung (hier Großherr genannt) den Unterthanen (hier Sklave genannt) in einen ledernen Sack stecken und ins Meer versenken läßt, sobald ihr dieser nicht mehr gefällt. Doch — wir wollen die Consequenzen nicht weiter treiben, ob dies gleich hier eine leichte Sache wäre; es sollte hier nur soviel bewiesen werden, daß der Mensch dadurch nicht von der Todesstrafe befreit

werde, wenn wir überhaupt seine Freiheit zweifelhaft und ihn also zum Automaten machen, daß man im Gegentheil bei einem Wesen, das in den meisten Acten seines empirischen Daseyns, namentlich aber in denjenigen, die am zerstörendsten auf die menschliche Gesellschaft und eine moralische Weltordnung überhaupt einwirken, in dem Zustande der Brutalität, jeder andern feindselig wirkenden physischen Kraft gleich zu achten sey, — daß man, sage ich, bei einem solchen Wesen hauptsächlich nur auf solche Weisen Bedacht nehmen müsse, die es am schnellsten und sichersten unschädlich machen. Unter diesen ist aber ohne Zweifel das souveränste der Tod. — Nicht oft, und nicht dringend genug kann darauf aufmerksam gemacht werden, was unsre meisten Gerichtsärzte zu übersehen scheinen, daß, indem ich dem Menschen die Freiheit streitig mache, ich zugleich alle seine Menschenrechte angreife, daß also nicht nur, wie Groos sagt in der trefflichen Abhandlung, die dem Verf. gegenwärtiger Bemerkungen erst spät zu Gesicht gekommen ist (Zeitschr. für Anthrop. 1824. Heft. 1. S. 94) die gerichtliche Medicin der Neuern, wenn sie consequent bleiben will, sich selbst den Dolch ins Herz stößt, sondern sogar der ganzen Rechtsverfassung unter den Menschen. Wünschen würde es allerdings jeder, dem es um die Sache zu thun ist, daß Herr Groos sich gerade darüber deutlicher erklärt hätte, was er meint, wenn er a. a. O. sagt, es müsse der Gerichtsarzt ein anderes Princip als das der Freiheit aufsuchen als leitenden Grundsatz für die Bruchstücke seiner Wissenschaft. Mir scheint es nur darauf anzukommen, daß der Begriff der Freiheit nicht gerade ganz anders aber doch sorgfältiger als bisher geschehen, bestimmt werde, und wenn ich die wenigen Andeutungen, die Herr Groos über jenen leitenden Grundsatz (S. 93) gegeben hat, recht verstanden habe, so ist er derselben Meinung mit dem Verf.

dieser Zeilen. Eine Thätigkeit ohne Bestimmungsgrund erscheint auch ihm nicht nur als ein logisches, sondern auch als ein moralisches Absurdum, und wollte man das Wesen der Freiheit darin setzen, dann wäre wohl nicht nöthig und räthlich, für sie auch nur ein Wort zu verlieren.

Mir scheint aber im Wesentlichen von zwei oder wohl gar drei Arten menschlicher Freiheit gesprochen werden zu können, und es ist nicht möglich, daß man dieselben ohne gänzliche Begriffsverwirrung vermische und verwechsle. Die Freiheit ist *a.* bürgerliche Freiheit oder das Vermögen, die Rechte, die dem Menschen als einer Person zustehen, auszuüben. Es ist *b.* psychische Freiheit oder das Vermögen durch rein apriorische Motive bestimmt werden zu können. Man kann diese eben so gut auch metaphysische Freiheit nennen, je nachdem sie als Gegenstand der Erfahrung oder als Eigenschaft unserer intelligiblen Natur nachgewiesen wird. Es ist *c.* moralische Freiheit, oder die Eigenschaft, durch Maximen der reinen Vernunft, durch Ideen wirklich bestimmt zu werden. Es leuchtet ein, wie nahe verwandt die beiden letzten Arten sind, und daß sie sich eigentlich nur unterscheiden, wie die logischen Kategorieen der Möglichkeit und Nothwendigkeit, wozu die erste Art dann als Wirklichkeit in der Erfahrung hinzu käme. Allein so das Wesen der Freiheit bestimmt, ist es doch, wenn ich nicht irre, eben so klar, daß sich ihrer Untersuchung, namentlich was die psychische anbelangt, auch der Gerichtsarzt nicht überheben dürfe. Moralisch unfrei wäre nach der angegebenen Bestimmung jeder, der unrecht handelt; er wird ein Sklave sinnlicher Motive, er tritt zurück in den strengen Causalnexus physischer Kräfte, er wird durch etwas Aeußerliches bestimmt, da ihn nur etwas Innerliches hätte bestimmen sollen, er wird durch ein Nicht-Ich bestimmt, da ihn nur das Ich, wenn wir unter diesem den Geist in seiner höchsten Entfaltung, die Vernunft ver-

stehen, hätte bestimmen sollen. Wie sehr indessen, besonders nach der obigen Auseinandersetzung, die psychische Freiheit bei rechtlicher Werthschätzung menschlicher Handlungen in Betracht komme, erhellt daraus, daß mit ihr allein Imputabilität besteht und fällt.

Wollen wir also die Zulässigkeit der Todesstrafen dennoch läugnen, so dürfen wir dies keineswegs dadurch zu begründen suchen, daß wir die Freiheit im allgemeinen und besondern problematisch machen, daß wir den Menschen nicht nur in einzelnen Perioden seines Daseyns unter gewissen Bedingungen für unfrei erklären, wie den Wahnsinnigen, den Betrunkenen, sondern in allen Fällen und zu jeder Zeit; im Gegentheil wir müssen suchen der Sache auf einem andern Wege, wo gerade die Freiheit zur Grundlage dient, beizukommen, und hier ist der natürlichste nach unsrer Ansicht der rechtliche, denn dieser besteht nur um der Freiheit willen und durch die Freiheit.

Was in der Rechtssphäre gelten will, muß auch aus dem Rechtsgrundsatze erwiesen werden, und was in ihr faktisch besteht, muß, wenn es daraus verdrängt werden soll, als mit jenem Grundsatze streitend, dargestellt werden. Um nun von diesem Standpunkte aus gegen die Todesstrafen aufzutreten, haben wir nicht nöthig, uns für irgend eine der verschiedenen Straftheorieen, die sich in neuerer Zeit gezeigt haben, zu erklären und aus ihren Prinzipien zu argumentiren; wir können sogar hier unentschieden lassen, ob und in welcher Ausdehnung der Begriff der Strafe überhaupt Realität habe, da eine völlige Ausstoßung aus dem Rechtsgebiet, welche durch Todesstrafe hevorgebracht wird, in dieser ihrer Wirkung eigentlich mehr als Strafe ist, und so gut als die Aufnahme in das Rechtsgebiet, nach Regeln bestimmt werden muß, die in der Idee des Rechtsverbandes (des Staates) selbst liegen, und unmittelbar

aus ihr hergeleitet werden müssen. Bin ich nun im Stande zu erweisen, daß eine solche Ausstoßung rechtlich unmöglich sey, so habe ich dadurch zugleich ihre Unmöglichkeit für die ganze Rechtssphäre bewiesen, welche beide Sätze lediglich identisch sind; ich habe bewiesen, daß sie auch als Strafe unmöglich ist, daß die Strafe ihre rechtlichen Schranken übersprungen hat, wenn sie auf Tod exequirt.

Indem ich in einen Rechtsverband eintrete, schließe ich einen Vertrag, vermöge dessen ich mich verpflichte, die Gesetze des Verbandes, namentlich die persönliche Freiheit aller übrigen, anzuerkennen. Lasse ich mir nun irgend eine Handlung zu Schulden kommen, die die Gesetze und namentlich die persönliche Freiheit Anderer verletzt, so hebe ich dadurch die Bedingung des Vertrags auf, also auch das Bedingte, den Vertrag selbst, ich kann aus dem Rechtsverbande ausgeschlossen werden und dies geschieht auch wirklich durch die Todesstrafe.

Dasselbe wird sich auch ergeben, wenn wir die Sache am andern Ende fassen. Der Staat hat seinem Wesen nach den Zweck, die Idee des Rechts zu realisiren, er wird also jedes unrechtmäßige Beginnen hemmen, er wird den gegen das Recht Handelnden zu diesem zurückführen, den unbesserlichen aber aus seiner Mitte ausstoßen müssen, und diese Ausstoßung erfolgt durch die Todesstrafe. — Dies ist auch ungefähr die Beweisführung Fichte's (Natur-Recht Th. 2. S. 123. vergl. S. 95. §. 20): der Staat betrachtet den Verbrecher als ein schädliches Thier, das niedergeschossen, als einen ausreissenden Strom, der gedämmt wird, und schützt sich dadurch vor demselben.

So wäre denn die Todesstrafe wirklich auch naturrechtlich sanktionirt? — Ich glaube nicht. Das Leben des Menschen muß in der Sphäre des Rechts ganz aus dem Spiele gelassen werden, es ist kein Product und kein Object der-

selben. Unläugbar heben gewisse gesetzwidrige Handlungen den staatsbürgerlichen Vertrag auf; allein wenn diesem zufolge das Individuum seiner durch den Vertrag gesicherten Rechte verlustig wird, d. h. der persönlichen Freiheit, so sind persönliche Freiheit und Leben noch nicht identisch, und keineswegs ist mit dem Verlust von jener auch der Verlust von diesem nothwendig verbunden. Auf der andern Seite: wenn der Staat die Bestimmung hat die Idee des Rechts zu realisiren, so hat er eben damit allerdings auch die, das Unrecht zu hemmen und zu vertreiben. Allein diese Bestimmung kann und muß anders erfüllt werden als dadurch, daß er das Leben nimmt. Er kann den widerrechtlichen Willen aufheben, aber nicht das Leben. Würde er dies letztere thun, so träte er über seine Befugniß, über sein eignes Recht hinaus, er würde selbst Unrecht.

Hier müssen wir aber gleich zwei möglichen Einwürfen begegnen. Man könnte sagen:

1. Wenn ein Vertrag abgeschlossen wird, so müssen sich beide Theile über die Bedingungen vereinigt haben. Wenn also der Staat mit dem einzelnen Bürger einen Vertrag eingeht, so ist eine dieser Bedingungen, daß auf gewisse Rechtsverletzungen die Todesstrafe folge. Geht diese der Paciscirende ein, so wiederfährt ihm ja nachher kein Unrecht, wenn sie an ihm exiquirt wird unter der angegebenen Voraussetzung.

Allein a. es fragt sich, ob der Einzelne darum nicht in einen gewissen Staat, oder, weil die Todesstrafe noch in den meisten geltend ist, überhaupt in keinen Staat eintreten soll, weil jene Bedingung gemacht wird.

b. Ist auch hier gar nicht von den Maaßregeln die Rede, welche der Einzelne zu ergreifen habe, um sich gegen die Todesstrafe zu verwahren, sondern einzig davon, ob der Staat überhaupt nur das Recht habe eine solche Bedingung zu machen. — Eine casuistische Frage über einen

Vorfall unserer Tage mag dies erläutern. Vor nicht gar langer Zeit erzählten uns nämlich öffentliche Blätter, daß einige Verbrecher einer englischen Colonie sich flüchtig gemacht und als es ihnen in ihren Schlupfwinkeln an Nahrung gebrach, unter sich übereingekommen seyen zu loosen, welcher von ihnen den übrigen zur Speise dienen sollte. Gesetzt nun, diese Menschen hätten von irgend einem Staate die Sanktion ihres Vertrags begehrt, hätte sie ihnen gegeben werden können? — Oder gesetzt, der, den das unglückliche Loos traf, hätte sich geweigert, die Speise seiner Bundsgenossen zu werden, hätte er von irgend einer rechtlichen Gewalt zur Erfüllung seiner vertragsmäßigen Verpflichtungen angehalten werden können?

c. Käme auch auf der andern Seite wohl in Betracht, ob der Einzelne das Recht habe, ob namentlich auch die Moral dagegen keinen Einspruch mache, wenn das Leben des Menschen, wie dies hier geschähe, als ein veräußerliches Eigenthum behandelt wird. Kann denn, die Sache bloß rechtlich angesehen, die conditio sine qua non eines jeden Vertrags selbst wieder als dingliches Eigenthum Object eines einzelnen bestimmten Vertrags, und gleichsam verpfändet werden?

2) Ein anderer Einwurf gegen die Unrechtmäßigkeit der Todesstrafen wäre dieser. Wenn der Staat nicht das Recht hat, das Leben zu nehmen, so hat er auch nicht die Befugniß es zu schützen. Nun hat er aber das letztere, also auch das erste. Allein:

a. Der Staat hat keineswegs die Verpflichtung, das Leben des Bürgers als solches schlechthin zu schützen, wie es ihm denn auch wohl schwer werden möchte, einer solchen Verpflichtung überall nachzukommen, sondern er hat es blos insofern zu schützen, als an ihm die persönliche Freiheit selbst haftet, er hat es nur insofern vor Angriffen zu be-

wahren, als durch Verletzung des Lebens zugleich ein Angriff auf die Rechte geschieht, deren Wahrung Sache des Staats ist.

b. Auch die Bündigkeit des obigen Schlusses zugegeben, würde doch der Staat sein Recht auf das Leben der Bürger nur dann ausüben können, wenn eine solche Ausübung als nothwendig erschiene. Dieses aber in unserm Falle zu beweisen würde erst dann möglich seyn, wenn dargethan wäre, daß die Aufhebung des widerrechtlichen Willens auf keine andere Weise als durch den Tod geschehen könne.

Hier findet sich denn auch Gelegenheit die Ansicht eines neuern ausgezeichneten Schriftstellers (Welker über Recht, Staat und Strafe; Gießen 1813), der durch die Gründlichkeit seiner Untersuchung und durch die Originalität seiner Ansichten besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, zu berücksichtigen. Wir lassen auch hier die Strafrechtstheorie des Verf. überhaupt unangefochten, und betrachten sie blos in so weit, als sie auf unsern Gegenstand sich bezieht. Er sagt (S. 274): »Daß dann, wenn der Staat den intellectuellen Schaden nicht anders aufheben, die verletzte Gerechtigkeit nicht anders herstellen und in Heiligkeit und Achtung zurückrufen zu können überzeugt ist, die Todesstrafe rechtlich sey, scheint mir keinem Zweifel unterworfen, da alle Bürger als Grundbedingung ihrer sittlichen Existenz, als heiligste Pflicht das Recht anerkannten, also seine Wiederherstellung, sobald sie es verletzten, selbst durch den Tod, wenn kein anderer Weg gegeben ist, eben so sehr ihre erste und wichtigste, objectiv erkennbare oder rechtliche Pflicht seyn muß, als es die des Staats ist, jeden unrechtlich bestehenden Schaden oder Hinderniß des Rechtsverhältnisses aufzugeben. Der Tod ist solchen Verbrechern die einzig mögliche Aussöhnung mit der Gerechtigkeit, die einzige Heilung von Ungerechtigkeit, wie es Platon sehr richtig betrachtet.«

Bei dieser Argumentation scheint man auf zweierlei

achten zu müssen, nämlich: a) läßt sich irgend ein Fall denken, wo Wiederherstellung des intellectuellen Schadens nicht anders als durch Todesstrafe möglich wäre, und b) wenn sich ein solcher findet, wäre es dann dem Staate rechtlich erlaubt, dieses Mittel in Anwendung zu bringen?

Wenn wir ad a darthun, daß es überhaupt niemals möglich sey, den intellectuellen Schaden durch Todesstrafe wiederherzustellen, so wird man uns gerne die Nachweisung ersparen, daß ein Fall unmöglich sey, wo auf keine andere Weise als durch dieses Mittel der gedachte Zweck erreicht werden könnte, und dies erstere ist es, was wir auch wirklich zum Theil schon erwiesen zu haben glauben, zum Theil noch zu erweisen versuchen werden. Wir folgen hier dem Herrn Verf. selbst in der Angabe der Zwecke, die durch jede Strafe erreicht werden sollen (S. 265 und 266).

1) Moralische und 2) politische Besserung des Verbrechers. Dieser Zweck kann nun durch Todesstrafe nicht erreicht werden, sofern dem Verbrecher dadurch jede Zeit und Gelegenheit nicht nur zur politischen Besserung, wenn man darunter Uebereinstimmung des individuellen Willens mit den Staatsgrundsätzen versteht, abgeschnitten wird, sondern auch, was seine moralische Besserung betrifft, dieselbe wenigstens problematisch bleiben muß, indem sich a priori nicht bestimmen läßt, ob dieselbe dadurch gehindert, noch viel weniger aber, daß sie dadurch befördert werde.

3) Wiederherstellung der Achtung und des Zutrauens seiner Mitbürger gegen ihn. — Wie sollte dies bewerkstelligt werden durch die Todesstrafe, da wahre Achtung durch keine Strafe wieder hergestellt, im Gegentheil vermindert wird, sofern kein hoher Grad von Sittlichkeit vorausgesetzt werden kann, wo dergleichen Triebfedern, wo sogar die höchste Strafe, Lebensstrafe, angewendet werden muß; da jede Strafe mehr oder weniger den Verlust der Ehre zur

natürlichen Folge hat, sofern sie eine im Namen des Gesetzes geschehene Erklärung der Immoralität oder vielmehr Illegalität eines bestimmten Subjects ist oder durch eine solche Erklärung bedingt wird. Dieser Zweck wird um so mehr verfehlt, weil durch den Tod dem Verbrecher die Gelegenheit benommen wird, seine moralische Besserung zu zeigen und so die Achtung seiner Mitbürger zu verdienen.

4) Wiederherstellung der rechtlichen Willensbestimmung bei den Bürgern überhaupt, ihrer sittlichen und politischen Achtung des Rechts. — Wie unsicher der Erfolg einer solchen Abschreckung oder Prävention sey, ist schon im Frühern zur Genüge bemerkt worden; daß es aber auch ungerecht sey, um der Abschreckung Anderer, nicht um seines eignen Vergehens willen zu bestrafen, daß es einen ganz falschen Maaßstab für die Strafe gebe, dies hat der Verf. selbst an mehreren Stellen seiner Schrift (z. B. S. 219, 225 ꝛc.) aufs deutlichste dargethan. Man würde sich versündigen an dem ersten Grundsatze alles Rechts, das den Menschen als Selbstzweck betrachtet und nur als solchen schützt, man würde also das Recht selbst aufheben, wenn man ihn zum bloßen Mittel herabwürdigte, wenn man ihn strafte um Anderer willen. Die Prävention kann eine sehr wohlthätige Folge der Strafe seyn, Zweck derselben darf sie aber nie werden. Ueberdies könnte höchstens nur politische Achtung vor dem Gesetze, niemals sittliche, sofern diese keinen (selbst keinen psychologischen) Zwang duldet, dadurch befördert werden.

5) Wiederherstellung der Ehre und Achtung des Beleidigten. — Dieser Zweck fällt mit 3) zusammen, und findet mit ihm seine Widerlegung. Es findet kein unmittelbarer Zusammenhang zwischen Strafe und Wiederherstellung der Ehre statt, (jede Abbüßungs-Theorie streitet gegen die Vernunft, diesen Satz glaube ich als erwiesen voraussetzen

zu dürfen) sondern nur durch das Medium der moralischen, oder im Staate der rechtlichen, politischen Besserung. Diese aber kann, wie schon gezeigt, durch die Strafe nicht befördert werden.

6. Wiederherstellung seiner rechtlichen Willensbestimmung. — Dies fällt wohl mit 1 und 2 zusammen, und man kann also behaupten, daß auch dieser Zweck verfehlt wird, denn den Willen gänzlich vernichten heißt nicht ihn rechtlich wiederherstellen. Bei der Todesstrafe giebt sich der Staat nicht die Mühe den Verbrecher zu bessern, sondern er schafft sich ihn nur schnell aus dem Wege. Endlich

7. Reinigung des Staats von dem ganz verderblichen Mitgliede. — Dieser Zweck wird nun allerdings durch die Todesstrafe vollständig erreicht, so vollständig, daß noch ein starker Ueberschuß herauskommt, denn der Mensch wird nicht bloß aus dem Staate (aus dem Rechtsverbande) sondern aus dem Leben befördert.

Ob der Staat dies zu thun ein Recht habe, dies führt uns auf die Beantwortung der zweiten Frage. Allein zum voraus muß doch hier bemerkt werden, daß es wohl schwer fallen dürfte, einen einzelnen Fall nachzuweisen, wo auf keine andere Weise der Staat gereinigt werden könnte von dem ganz verderblichen Mitgliede, als durch Todesstrafe; oder (nach S. 274) zu beweisen, daß für einen solchen Verbrecher die einzig mögliche Aussöhnuug mit der Gerechtigkeit, die einzige Heilung von der Ungerechtigkeit der Tod sey. Es müßte dies für ein ganz eigenes, bisher noch nie dafür erkanntes Mittel angesehen werden, sich dadurch von Ungerechtigkeit zu heilen, daß man sich tödten läßt. Zwar scheint diese Idee in neuern Zeiten mehr Eingang gefunden zu haben, und selbst da, wo man sich dessen weniger vermuthet. Fries z. B. (Handb. der praktischen Philosophie, S. 288) sagt: »Die Idee der öffentlichen Gerechtigkeit for-

dert entweder die Verstoßung des Verbrechers aus der Gesellschaft, oder eine rechtliche Ausgleichung der Uebertretung des Gesetzes, durch welche der Bescholtene wieder in den Stand des Unbescholtenen zurückgebracht wird. „So muß die Strafe zugleich als Sühne oder Abbüßung rechtlicher Art angesehen werden, wodurch dem Uebertreter die Rechtlichkeit wieder genommen« (wahrscheinlich gewonnen) »wird«. Allein außerdem, daß Fries in der genannten Schrift die absolute Strafrechtstheorie zu vertheidigen scheint, wenn er (S. 288) sagt, die Vergeltung nenne als Maaß der Gerechtigkeit, daß dem Uebertreter des Gesetzes derselbe Schade zugefügt werde, den seine That gesetzwidrig brachte (ein Satz, der, wie mir scheint, seine vollständige Widerlegung schon durch die Erörterungen Welker's (S. 197 ꝛc.) findet), so wird doch durch seine Darstellung die Sache kaum um etwas klarer. Tritt doch selbst Fries in den stärksten Ausdrücken gegen die Abbüßungsideen in moralisch-religiöser Hinsicht auf (S. 289, vornehmlich aber S. 236, 237 ꝛc.) und es läßt sich nicht einsehen, wie die politische Gerechtigkeit im Staate, wenn sie nicht etwas der moralischen ganz entgegengesetztes ist, durch eine Sache errungen werden soll, die durchaus in keinem unmittelbaren Zusammenhange mit der Sittlichkeit, mit moralischer Würdigkeit steht. — Diese Abbüßung wird um nichts besser gemacht durch den Abbüßungsvertrag Fichte's (Naturrecht Th. 2, S. 98 ꝛc.); denn einmal gibt Fichte selbst zu, daß die Todesstrafe außerhalb der nothwendigen Gränzen eines solchen Vertrags stehe (ebend. S. 121 ꝛc.) und außerdem, was wäre der Zweck dieses Vertrags? — Entweder Abschreckung (S. 99), d. i. der Zweck des Strafgesetzes wäre der, daß der Fall seiner Anwendung gar nicht vorkomme, und dann müßte man es eigentlich einen Abschreckungsvertrag nennen und gegen ihn gilt nicht nur das oben Gesagte, sondern auch das, daß sich

schwer denken läßt, wie einer einen solchen Vertrag eingehen werde. Oder er dient dazu, daß der Schaden, der durch das Vergehen dem Beleidigten, wie dem Gesetze zugefügt wird, wiederhergestellt werde durch ein Uebel, das der Verbrecher selbst erleidet (Abbüßung), in welchem Falle, wie schon gesagt, zwei Dinge vereinigt werden als Ursache und Wirkung, zwischen denen kein solcher unmittelbarer Zusammenhang statt findet; und was an sich ohne Zweck ist, also gegen die Vernunft streitet, dem kann auch durch einen besondern Vertrag nicht die Zweckmäßigkeit gegeben werden, das darf also auch wenigstens die philosophische Staatslehre niemals zum Object eines Vertrags machen wollen.

b) Wenn sich aber ein solcher Fall findet, wo die Wiederherstellung des intellectuellen Schadens auf keine andre Weise geschehen könnte, als durch Todesstrafe, ist es dem Staat rechtlich erlaubt, dieses Mittel in Anwendung zu bringen? — Gegen die Bejahung dieser Frage, die Hr. W. (besond. auch S. 205 u. 206) in Schutz zu nehmen scheint, sind oben schon die hauptsächlichsten Zweifel geäußert worden, und es soll daher hier nur noch Einiges gegen die speciellen Gründe desselben angeführt werden. Allerdings hat der einzelne Staatsbürger die Verpflichtung, für das Wohl des Staats selbst sein Leben aufzuopfern; allein es fragt sich: Kann auch der Einzelne zur Erfüllung dieser Verpflichtung gezwungen werden? Hat der Staat das Recht ihn dazu zu zwingen? In welchen Fällen hätte er dies Recht? Wer wird jedesmal hierüber bestimmen? — Kann die Sphäre der sogenannten Zwangspflichten größer seyn, als die der ihnen entsprechenden Rechte? Oder mit andern Worten: Kann der Bürger durch rechtlichen Zwang etwas zu leisten angehalten werden, was er nicht auch hinwiederum für sich als ein Recht in Anspruch nimmt? — Der Hr. Verf. verwahrt sich in den bestimmtesten Ausdrücken gegen die

wahrhaft unmenschliche Rechtstheorie von Hugo (S. 54 ꝛc.), daß, was die Obrigkeit befehle, allein das Recht sey, der Bürger verwalte seinen Privatbesitz nur als Eigenthum des Staats, des Regenten Befehle könnten sich über alle nur möglichen Gegenstände und Handlungen erstrecken, der Körper des Menschen sey eine Sache, die, wenn es vortheilhaft scheine, eben so gut, wie jede andre gebraucht werden dürfe; allein es sey seiner eignen Beurtheilung überlassen, wie leicht man, ohne Zweifel gegen seinen eignen Willen, aber ohne große Konsequenz-Macherei, mit seiner Ansicht auf ähnliche Abwege gerathen könnte. Man muß auch hier unterscheiden zwischen einer rechtlichen Verpflichtung und einer moralischen; nur bei jener findet Zwang statt, bei dieser nicht. Wenn es wahr ist, daß der Rechts-Staat nur als auf einem freien Vertrag beruhend gedacht werden könne (S. 74. 80 ꝛc.), so folgt daraus nothwendig, daß das höchste und letzte, wozu der Staat das einzelne Glied zwingen kann, der Austritt aus dem Rechtsverbande selbst sey. Es ist die moralische Verpflichtung eines Jeden, sich für den Staat aufzuopfern, ja er ist verpflichtet, dem Tode in dem Falle entgegenzugehen, wenn dadurch allein der Staat gerettet werden kann; aber er darf auf keine Weise dazu gezwungen werden. Es wäre wohl eine Frage, die ihre Untersuchung verdiente, ob, wenn jener Curtius sich nicht freiwillig in den Abgrund gestürzt hätte, er oder irgend ein andrer hineingeworfen werden konnte, — und ich trage kein Bedenken diese Frage schlechthin zu verneinen. Es ist ein gefährlicher Grundsatz, der, wie Beispiele lehren, zu der schreiendsten Ungerechtigkeit führt, der darum auch selbst bei einem erklärten Verbrecher nicht angewendet werden darf, wenn man den Staat und das Recht nicht selbst aufheben will, zu sagen (Ev. Joh. 11, 50): Es ist besser, ein Mensch sterbe für das Volk, denn daß das ganze Volk verderbe. Wir nehmen auch hier jene Ansicht

Kant's, die der Hr. Verf. selbst anführt (S. 225 ꝛc.) für uns in Anspruch: Die Gerechtigkeit ist das einzige allgemeingültige Gesetz des Staates, und wenn sie gefallen ist, hat der Staat und das Leben in ihm keinen Werth mehr. — Will man aber sagen, der Verbrecher müsse selbst einwilligen zu sterben, und sich auf die oben schon angeführte Behauptung berufen, dies sey der einzige Weg zur Aussöhnung mit der Gerechtigkeit und zur Heilung von der Ungerechtigkeit, so gestehe ich recht gerne, einerseits von der Möglichkeit einer solchen Genugthuung und Heilung lediglich keinen Begriff zu haben, andrerseits aber auch nicht einzusehen, wie sie dann nur noch nöthig wäre, sobald sich der Delinquent wirklich freiwillig zu ihr verstünde, also genug rechtlichen Willen besäße, um dem beleidigten Gesetze eine bessere Genugthuung zu geben.

So bliebe also allein etwa noch das übrig: der Staat hat das Recht zur Tödtung da, wo es jeder einzelne hat, bei der Nothwehr, d. h. da, wo eigentlich gar kein Rechtszustand ist. Wenn sein Leben in Gefahr kommt (und dies kann nie durch Einzelne, sondern nur durch eine Menge hauptsächlich von außen geschehen), darf er sich vertheidigen, zwar nicht mit der Absicht Andere zu tödten, aber unbekümmert darum, ob seine Vertheidigung anderm Leben Schaden bringe. Aber in diesem Fall hört dann das Tödten, da es nicht mehr nach einem Gesetze erfolgt, auch auf, Strafe zu seyn, und fällt also außerhalb des Kreises unsrer Untersuchung.

Es bliebe also auch nach rein rechtlichen Begriffen, wie sie bisher angedeutet worden sind, die Todesstrafe unzulässig, obgleich wir die Rechtmäßigkeit der Strafe überhaupt dabei keineswegs angefochten haben. Allein nach dem oben Angeführten würden die Gründe des Hrn. Grohmann auch gegen diese gelten, da überhaupt bei jeder Strafe die Freiheit des Delinquenten vorausgesetzt werden muß. Wie diese nun erkennen? — Darüber nur noch ein Wort.

Allerdings kann es hier nicht um mehr oder mindere Wahrscheinlichkeit, sondern es muß um Sicherheit zu thun seyn (a. a. O. S. 312 ꝛc.); allerdings kann aus eben diesem Grunde der Criminalist nicht von den Voraussetzungen irgend einer philosophischen Schule ausgehen, denn es muß hier um ein allgemein gültiges Kriterion zu thun seyn; allerdings kann eben so wenig das Bewußtseyn in seiner weitesten Bedeutung als das Wissen von einem Object überhaupt ein solches Kriterion abgeben (S. 315 ꝛc.). Allein Hr. Gr. hat uns selbst den Weg gezeigt, den wir einschlagen müssen, wenn er sagt (S. 316): »Nur ein Gott kann richten über das, was der Mensch verschuldet oder nicht verschuldet, was auf seinen Antheil oder denjenigen Antheil kommt, über den er weniger gebieten konnte.« Dieser Gott ist nicht ferne, er ist in jedem, der als moralisch frei betrachtet werden kann, er ist das moralische Bewußtseyn selbst, das Gewissen. Hier haben wir es also mit jener oben genannten psychischen oder metaphysischen Freiheit zu thun, die hier natürlich, wo es uns blos an dem Faktum gelegen ist, nur als psychische untersucht wird, d. h. inwiefern dies Faktum als wirklich vorhanden betrachtet werden darf.

Jeder ist nur so weit frei, als jener Gott in ihm lebendig ist, jeder kann nur in so weit gestraft werden, als er sich selbst verdammt, und die strafende Gerechtigkeit ist nur die exequirende Hand eines innern Richters. Wenigstens vermag ich nicht einzusehen, wie auf eine andre Weise der Begriff der Strafe Realität erhalten wollte. Einem Andern nach einem Gesetz Uebel zufügen, heißt noch nicht strafen, wenn jener Andre dieses Uebel nicht als Folge seines widerrechtlichen Willens durch den göttlichen Richter in ihm anzuerkennen genöthigt wird. An ihn also wird auch jeder menschliche Richter zu appelliren haben und nur den für strafunfähig erklären, in welchem jenes moralische Bewußtseyn erloschen ist.

Indessen sehe ich auch hier wieder einen Einwurf mir begegnen. Der Skeptiker wird sagen: Darf man auch jenem moralischen Bewußtseyn trauen? Kann es nicht Fälle geben, wo der Mensch sich selbst eine Handlung imputirt, die wirklich nicht imputabel für ihn ist? Hegt nicht der Irre überhaupt so manche Meinung (und besteht nicht eben darin sein Wahnsinn, daß er sie hegt?), die keineswegs auf objektiver Wahrheit, sondern auf einem für objektiv gehaltenen subjektiven Scheine beruht? Kann der Mensch nicht auch in einzelnen Fällen blos meinen, er handle frei, während er doch nur der Nothwendigkeit folgt? Haben sich nicht viele für unfrei erklärt, während sie doch wirklich höchst wahrscheinlich frei handelten, läßt sich also nicht auch der umgekehrte Fall als möglich denken? Kann nicht, wie Hr. Groos sagt (in der mehrangef. Abh. S. 82) jenes Bewußtseyn blos aussagen, daß man anders habe handeln sollen, nicht daß man anders habe handeln können?

Allein a) sind wir keineswegs im Stande, von dem Bewußtseyn des Irren mit Bestimmtheit solche Auskunft zu geben, daß wir behaupten könnten, ob er sich für frei halte in seinen Willens-Aeußerungen, während er es doch nicht sey *). Gegen diese Täuschung spricht Vieles; denn

---

*) Sollte sich der Verf. dieser Bemerkungen für eine oder die andre Meinung (was inzwischen für gegenwärtigen Beweis ganz gleichgültig ist) entscheiden: ob nehmlich in dem Irren die Freiheit völlig erloschen sey oder nicht, so würde er für das Zweite stimmen. Denn nur bei dieser läßt sich der oft so glänzende Erfolg des psychischen Heilverfahrens erklären, nur bei einem Scheintodten können die Belebungs-Versuche glücken, nicht bei einem wirklich Todten. Die Freiheit ist bei dem Irren, wenn man dies Bild gebrauchen darf, nur in Ohnmacht gesunken. Auch der Irre ist absolut frei, als

b) Es ist hier nicht die Rede von einem einzelnen Irrthum, von der Objektivirung eines einzelnen subjektiven Scheins, von einer einzelnen fixen Idee, sondern von einer Urthatsache unsers Bewußtseyns, durch welche dieses Bewußtseyn mitbedingt ist, und ohne welche es aufhört dieses Bewußtseyn, dieses Wissen eines Ichs zu seyn. Denn eben so gut als das cogito, ergo sum seine Gültigkeit hat, eben so gut auch das volo, ergo sum, oder vielmehr beide sagen nur dasselbe aus. Diese Thatsachen können mit einzelnen Irrthümern nicht verwechselt werden. Ist in einzelnen Ansichten ein Irrthum möglich, so ist er es darum noch nicht in der Uransicht unser selbst; sind einzelne Aeste des Baumes verdorrt, so ist es darum noch nicht seine Wurzel. Ich kann in einem concreten Falle irren in meinem Denken, irren in meinem Wollen, ohne es zu wissen, daß ich irre; aber ob ich überhaupt zu denken, ob ich überhaupt zu wollen im Stande bin, das kann mir niemals verborgen seyn, so gewiß mir mein eignes Seyn nicht verborgen seyn kann. Der abstrakte Begriff: Seyn wird nie in der Erfahrung vorkommen, d. h. mit andern Worten: das Abstrakte kann als solches nie concret werden, sondern jedes Seyn erscheint unter einer bestimmten Form, und so erscheint das menschliche Seyn unter der bestimmten Form des Denkens und Wollens *).

c) Wir können nicht beweisen, daß irgend einer, der in einem bestimmten Falle sich selbst Unfreiheit zuschrieb, es nur

---

gezogen die Wirkung, welche seine fixe Idee der Aeußerung jener Freiheit entgegenstellt, und auch die Feder, welche durch einen Druck niedergehalten wird, hört deshalb nicht auf als Feder zu wirken.

*) Hier kann noch verglichen werden Fichte's Naturrecht §. 1. und System der Sittenlehre S. 8—24.

so gemeint habe, und dennoch frei gewesen sey. Zu einem solchen Beweise fehlen uns die Prämissen.

d) Volenti non fit iniuria: dieser Grundsatz hat hier seine volle Gültigkeit, und zwar nicht blos um formales Recht zu schaffen. Denn was anders wollen wir als Menschen materielles Recht nennen, als das, welches nicht nur auf dem Buchstaben des Gesetzes, sondern auf Ueberzeugung beruht *)? — Endlich

e) Wo wollen wir Gewißheit über unsern moralischen Zustand, überhaupt über unser Inneres (es ist hier nur von dem empirischen Verfahren die Rede, in Beziehung auf metaphysische Wahrheit bedarf dies einer andern Erörterung) erhalten, als in unserm Bewußtseyn? Wo über den moralischen Zustand Anderer, wenn wir das, was sie und wir selbst, soll nicht anders die ganze Welt und wir mit ihr vor unsern Augen in ein verwirrtes Chaos versinken, für Urwahrheit nehmen, gleichsam für eine Urlüge erklären? Nicht nur, daß wir die Sache dadurch mehr verwirren als aufklären würden, sondern wir können auch durchaus keinen haltbaren Grund finden zu dieser Behauptung; denn wir müßten uns in einen eignen Widerspruch verwickeln, wenn wir einen Satz aus der Erfahrung herausnehmen wollten, um ihn gegen diese Erfahrung zeugen zu lassen. Jenseits des Bewußtseyns (für die Erfahrung glauben wir wenigstens dies als nothwendig behaupten zu können) gibt es kein Kriterion mehr, das für uns anwendbar wäre, und kann das Bewußtseyn nicht für sich selbst und jede einzelne seiner Thatsachen Bürge seyn, dann ist der Bankerott aller und

*) Wir erkennen überhaupt keine Unwahrheit als in der Disharmonie unserer Erkenntnisse, und kein wirkliches Unrecht als in dem Widerspruche moralischer Maximen unter einander.

jeder Erfahrungs-Wahrheit erklärt. Wir nehmen hier eine Erfahrung für das Gebiet der Erfahrung in Schutz, und fände sich hier am Ende auch keine andre als eine Traum-Wahrheit, so ist dies für unsern Zweck ganz einerlei; denn für das Gebiet des Traumes hat auch das einzelne Traumbild Realität, so wie die einzelne Vorstellung des Irren für das Gebiet seiner fixen Idee. Ob die Erfahrung überhaupt mehr sey als fixe Idee oder Traum, und worin etwa der Unterschied beider bestehe, dies ist Sache einer transcendentalen Untersuchung. Allein aus dem Gebäude der Erfahrung darf kein Stein herausgenommen werden, wenn nicht das ganze Gebäude stürzen soll. Sagt Jemand, die Thatsache unseres empirischen Bewußtseyns, daß wir frei handeln, sey falsch, so werde ich sogleich erwiedern, die Thatsache, daß jemals ein Mord geschehen, sey noch viel mehr falsch.

In diesen Ansichten glaube ich nun auch keineswegs dem Skepticismus, den Hr. Groos aufstellt, zu nahe zu treten; im Gegentheil bin ich mir bewußt, demselben bis auf einen gewissen Punkt vollkommen beizustimmen; allein in der rechtlichen Praxis, wie überhaupt in jeder Praxis, ist mit der bloßen Skepsis nichts gethan, und ich bin deshalb genöthigt, mich auf eine gemeinsame Erfahrung zu berufen, da von Principien, wenigstens zur Zeit, nicht die Rede seyn kann, und diese allgemeine Erfahrung ist eben das moralische Bewußtseyn. Keineswegs ist dieses Kriterion so schwankend, als Hr. Groos will. Allerdings muß, wie schon zugegeben, bei Jedem untersucht werden, ob und in wie weit es vorhanden sey; aber wenn und so weit es vorhanden ist, kann über seine Gültigkeit kein Zweifel mehr entstehen. Ob nicht die Skepsis ihre Gränzen überschreite, wenn man mit Hrn. Groos behauptet (S. 82), jenes Bewußtseyn sage blos aus, daß man anders habe handeln sollen, nicht daß man anders

hätte handeln können, darüber kann wenigstens die Meinung des Verf. dieser Bemerkungen nach dem oben Gesagten nicht mehr dunkel seyn. Wollen wir überhaupt nicht die ganze Teleologie unsrer Weltansicht umstoßen, so dürfen wir auch nicht anders annehmen als daß ein solches Sollen den allerstriktesten Beweis für das Können gebe, und wie eine Reue statt finden könne ohne das Bewußtseyn, daß man anders hätte handeln-können, dies ist mir nicht möglich einzusehen. Doch auch Hr. Groos scheint später (S. 88 ꝛc.) das, was er früher über die Gültigkeit eines solchen Bewußtseyns behauptete, wieder zurückzunehmen. Allein sind die oben aufgestellten Ansichten richtig, so ergiebt sich aus ihnen von selbst, wie höchst gefährlich es sey, einen Verbrecher zu verurtheilen, der blos convictus ist, ohne confessus zu seyn.

Zu läugnen ist allerdings nicht, daß auch hier, besonders bei einzelnen Subjekten, die psychologische Diagnose nicht leicht werden kann, allein doch unendlich leichter, als wenn man den jetzt so betretenen Weg geht, der eigentlich niemals auch nur zu einem einigermaßen genügenden Resultat führen kann, oder der sich in die einer praktischen Wissenschaft ganz unnützen Grübeleien über transcendentale Freiheit einläßt; denn zu einem bloßen Spiel des spekulativen Witzes das gerichtliche Verfahren umwandeln zu wollen, kann überhaupt und darf nicht gelingen. Uebrigens wissen wir aus den auffallendsten Beispielen, wie selbst oft wider den Willen des Verbrechers, oft erst nach langer Zeit des durch die Einsamkeit des Verhafts begünstigten Nachdenkens, das moralische Bewußtseyn seine Stimme erhoben hat. — Aber nicht nur leichter, sondern gewiß auch sicherer ist eine solche Methode. Denn es ließe sich ein Fall denken, wo der Mensch bei vollem Bewußtseyn wäre, wo selbst physiologische Untersuchungen nicht auf Abnormitäten hindeuteten, wo überhaupt kein Wahnsinn und keine Gebundenheit des Willens

vorhanden wäre, und doch das Erkennen der Strafe eine Ungerechtigkeit wäre, da das moralische Bewußtseyn in einem Menschen noch nicht bis zu der Höhe ausgebildet wäre, wo es über eine gewisse Handlung das Verdammungs-Urtheil ausspricht. So hat z. B. in gewissen Volksstämmen der nächste Anverwandte eines Beleidigten, eines Entehrten die Pflicht, an dem Beleidiger die Schande der Familie blutig zu rächen. Wollten wir einen solchen aber vor unserm forum verdammen, so würden wir offenbar ein Unrecht begehen, denn jenem erschien als Pflicht, was uns bei höherer Kultur als Verbrechen gilt. — Wollte man aber einwenden, daß durch eine solche Berufung auf das moralische Bewußtseyn blos ein subjektives Für-Wahr-Halten erzweckt werde, der Rechtspflege es aber um objektive Wahrheit zu thun seyn müsse, so ist hierauf in dem Vorhergehenden schon zur Genüge geantwortet, und man erlaube hier nur noch die Frage: Ist es dem Menschen überhaupt möglich, je von absolut-objektiver Wahrheit seiner Erfahrungs-Urtheile zu sprechen? — Unsre Objektivität suchen wir, namentlich in solchen praktischen Urtheilen, immer nur durch Induktion zu vervollständigen, und können auch nicht wohl anders. Ueberdies weiß ich nicht, wie eine Objektivität besser erzweckt werden soll, als wenn in einer Sache, die mich und einen andern angeht (hier Richter und Delinquent), wir uns über bestimmte Principien als Prämissen (hier das moralische Bewußtseyn) vereinigen und aus diesen die einfache Conclusion ziehen, der ohnedies noch bei öffentlichem Verfahren das moralische Bewußtseyn eines ganzen Volks zur Controlle dient.

So kommen wir mit Hrn. Grohmann an demselben Ziele, nur auf einem andern Wege an. Die ganze hier besprochene Sache jedem Menschenfreunde und namentlich denen zu empfehlen, die hier am meisten zu sprechen haben,

halten wir schon darum für überflüssig, da wir es nicht besser und mit mehr Wärme thun könnten, als es andere bereits gethan haben, und es namentlich auch durch Hrn. Prof. Grohmann geschehen ist. — Nur auf das Eine hauptsächlich wünschten wir in dem Gesagten alle, die Antheil an der Sache nehmen, aufmerksam zu machen: wir dürfen dem Menschen die moralische Unabhängigkeit nicht rauben, wir dürfen diese nicht zweifelhaft machen, um ihn vor Widerrechtlichkeit und Willkühr zu schützen; im Gegentheil: nur Freiheit errettet vom Tode *).

*) Freilich bliebe, wenn man den Gegenstand ganz erschöpfen wollte, nun noch zu erörtern, inwiefern etwa die Sicherheit des Staates und seiner Glieder, worauf hauptsächlich nach dem Obigen Hr. Welker seine Ansicht stützte, die Hinrichtung eines Verbrechers fordre, allein diese Untersuchung gehört nicht mehr in das Gebiet bloßer Spekulation. Soviel ist gewiß: wenn eine wirkliche Collision zwischen dem Leben eines Verbrechers und der Sicherheit des Staats oder auch nur eines Theils seiner Glieder statt finden könnte, unstreitig gegen den ersten entschieden werden müßte. Denn dort wäre Einer, hier wären Viele, dort ein Schuldiger, hier mehrere Unschuldige. Allein a priori findet zwischen jenen beiden Dingen durchaus keine Collision statt, und ob a posteriori eine entstehen könnte, wo a priori keine war, das würde sich noch fragen. Auf keinen Fall wäre sie mehr als blos relativ und erst wenn die Nothwendigkeit einer Collision unter gegebenen Verhältnissen nachgewiesen wäre, könnte gegen das Leben des Einzelnen verfahren werden. Allein auch hier nicht nach rechtlichen Principien, denn die philosophische Rechtslehre kennt ja hier überhaupt keine Collision an, kann also auch weiter nicht entscheiden, sondern nur nach dem Princip der Gewalt; d. h. der Staat, als moralisch-mystische Person stünde dem Verbrecher gegenüber, beide im Naturzustande, und der erste benützte nur seine größere physische (nicht rechtliche) Macht, um eine auf seine Zerstörung ausgehende Kraft (den Verbrecher) auf die sicherste Weise unschädlich zu machen. Vergl. oben S. 44.

Beobachtungen über abnorme psychische Zustände nebst Bemerkungen aus dem Gebiete der Physiologie;

von

Herrn Dr. Friedrich Bird.

(Fortsetzung.)

M. s. Zeitschr. f. d. Anthropologie 1824, H. 4, S. 462.

---

3. Ueber den Einfluß der vegetabilischen und animalischen Nahrungsmittel auf die Gesundheit und die Dauer des menschlichen Lebens.

Zu der vorliegenden Mittheilung veranlaßte mich die Abhandlung des Herrn Herausgebers: Ueber die Natur des Menschen in früherer Zeit (diese Zeitschrift für 1823, Heft 1, S. 30 u. f.), welche den Satz physiologisch durchführt: daß der Mensch in jener Zeit, wo er nur von Pflanzenkost lebte, ein weit höheres Alter erreicht habe, wie wir es jetzt thun.

Damit ein langes Leben zu Stande komme, müssen, wie es scheint, zwei Ursachen zusammenwirken:

1) ein durchaus normaler Körperbau in Hinsicht der relativen Maaßverhältnisse der Organe unter sich, wo es natürlich auf athletische Constitution nicht ankommt; und

2) muß ein Leben geführt werden, das ohne Künstelei so einfach hinfließt, wie die Natur es verlangt.

Diese zwei Erforderniße werden indeß jetzt selten mehr erfüllt gefunden und insbesondere gilt dies von dem zweiten

in dieser Zeit hoher Kultur. Sehen wir den Menschen doch jetzt so häufig frühe verblühn, dem sein kräftiger Körper, hätte er einfach gelebt, wie es die Natur will, eine lange Jahrenreihe versprach. Unstreitig trugen jene Ursachen dazu bei, daß einst eine Zeit war, wo man für die Lebensdauer Jahrhunderte statt Jahre zählte, und wie es mir scheint, so liegt nichts Unglaubliches in dem, was die heiligen Schriften über das hohe Alter der frühern Menschen berichten. Noch jetzt kommt ja zuweilen, ein hohes Alter, wenn auch nur als Ausnahme vor. Merkwürdig war es mir, daß während Haller und Andere die Beispiele hoher Lebensdauer in der weiten Masse der Menschen suchten, sich mir in dem kleinen Raume eines Klosters und in dem kurzen Bereich eines Kirchhofes so viele Fälle der Art zeigten.

Am angeführten Ort Seite 45 sagt Nasse: Das Uebergewicht der Gründe neigt augenscheinlich für den Satz, daß, die Milch der Mutterbrust und die von Hausthieren ausgenommen, bloß Pflanzenstoffe die Nahrung des Menschen in früherer Zeit gewesen seyen. Seite 56 desselben Aufsatzes zeigt, daß man den Verf. durchaus mißverstehen würde, wenn man bei ihm die Behauptung finden wollte, daß die Menschen, wie sie jetzt sind, ebenfalls bloß von Pflanzenstoffen leben sollten. Schwerlich wird jetzt jemand diese Forderung aufstellen; indeß scheint es mir doch ausgemacht, daß diejenigen Menschen, welche nur wenig Fleisch und viele Vegetabilien essen, gesünder sind, als die, die es umgekehrt halten.

Ich berufe mich zuerst auf die Erfahrung, welche alle Aerzte machen, die mit der Praxis in der Stadt die auf dem Lande verbinden. Sind Magenbeschwerden von Ueberladung, sammt allen Folgen eines chronisch verdorbenen Magens und unreinen Darmkanals, wohl auf dem

Lande zu finden? — Ich behaupte nein, bemerke jedoch, daß hier nicht von solchen Landbewohnern die Rede ist, die mit dem Luxus des Städters leben, und die allerdings wohl an solchen Beschwerden leiden, wie namentlich der reiche Bauer in fruchtbaren Gegenden am Ufer großer Ströme. Der in der minder fruchtbaren Gegend lebende, der so recht eigentlich im Schweiße des Angesichts sein Brod erwirbt, leidet solche Uebel nicht, und täuschen mich meine Nachforschungen nicht, so werden solche Landleute, denen eine karge Kost (so heißt es doch, wenn Fleisch fehlt) mit starker Arbeit zu Theil ward, älter als die Bewohner der Städte und solche, die auf dem Lande gleich diesen von gekünstelten Speisen leben. Je gemengter die Speise ist, desto mehr leidet der Magen und den Backhändeln und den vielen feinen Gerichten der Wiener verdanken wir Stoll's antigastrische Methode, deren Anwendung allenthalben, wo sie sich ausschließlich geltend machte, dem Menschenleben mehr schadete, als das, wogegen Stoll seine Reinigungsmittel richtete. — Der durch regelloses Essen überladene, unrein und krank werdende Unterleib influirt bald auf die Brust, was denn wieder eine der vielen Ursachen wird, weshalb die Schwindsucht in den großen Städten so sehr zu Hause ist. Ist es ferner auffallend, daß Menschen, deren Freßlust einen kranken Unterleib zur Folge hatte, äußerst reitzbar und empfindlich werden, und daher den Leidenschaften alle Macht gestatten und sich somit selbst verderben? Was wirkt zerstörender auf den Körper als Leidenschaften! — Ich habe bemerkt, daß gar zu aufgeregte, leidenschaftliche Menschen in der Regel ein Opfer der knotigen Lungensucht werden, besonders wenn ihr Uebel mit chronischer Verderbniß des Unterleibs begonnen hatte und nun unter die bequeme Rubrik: Hypochonderie lange einrangirt gewesen war.

Der Gebrauch zu herrlicher Kost fordert ferner, daß

zu geben, müßte man aus genauen Todtenregistern die Lebensdauer der Metzger bemerken, die in der Regel sehr starke Fleischesser sind. Leider sind die Todtenregister von Rees und Wesel in dieser Hinsicht nicht zu benutzen und so wünsche ich, daß auch hier andere Aerzte das geben mögen, was ich beim besten Willen nicht befriedigend zu geben vermag. So viel mir indeß meine Nachforschungen gezeigt haben, sterben die meisten Metzger in einem Alter, wo das der Carthäuser noch ziemlich ohne Gebrechen ist, zwischen funfzig und sechzig und etwas darüber.

---

4. Ueber den Einfluß der Leichenausdünstungen auf die Gesundheit und Lebensdauer.

Es ist bemerkenswerth, daß Menschen, die an Kirchhöfen leben, in Klöstern oder vielmehr in den Kirchen, wo viele Leichen begraben liegen, wie die Mönche, daß Schullehrer, die in vollen Schulen und mithin in einer Luft leben, die nicht stets rein ist, daß Küster, Geistliche, Todtengräber — aller schlechten Luft zum Trotz — doch häufig so alt werden. In jener Zeit, wo der Eifer gegen das Begraben in den Kirchen, und auf Kirchhöfen innerhalb der Städte und Dörfer so groß war, beachtete man solche Beobachtungen nicht, wie ich sie hier in einem Verzeichnisse der Personen, die, am Kirchhofe zu Rees wohnend, in einem hohen Alter starben, mittheile. Ich nenne zur Steuer der Wahrheit die Namen der Personen, deren Alter ich angebe.

An jenem Kirchhofe zu Rees, der früher stark gebraucht ward, starben binnen 45 Jahren mehrere Personen in ziemlich hohem Alter, während die Straßen der Stadt in einem gleich großen Raume durchaus nichts Aehnliches aufzuweisen hatten. Diese Personen waren:

1. Richter Stelling, starb 86 Jahr alt.

den Negersclaven in Westindien ein Stück Pöckelfleisch gereicht werden mag.

Diese Carthäuser erreichten nun aber in der Regel ein hohes Alter; wobei es wieder merkwürdig ist, daß sie äußerst frühe, meist mit siebenzehn bis neunzehn Jahren, ihr Gelübde ablegten. Nach den Nachrichten, die ich von den Mönchen im Kloster zu Coesfeld erhielt, sind in diesem Kloster die Geistlichen stets sehr alt geworden, so daß ein Geistlicher, wenn er zwischen sechzig und siebenzig starb, als jung gestorben betrachtet wurde. Die Carthäuser von Wesel oder Xanten (deren Kloster lange Zeit bestanden hat) wurden gleichfalls sehr alt, und die zwei letzten Mönche, welche noch jetzt leben, sind Männer von siebenzig Jahren und darüber; ein Alter, das ihnen Niemand anmerkt. Sie versichern, daß ihr letzter Prior über achtzig Jahr alt geworden sey, und daß alle Mönche seit der Stiftung im Jahr 1417 fast ohne Ausnahme als alte Leute gestorben und stets gesund gewesen seyen. Bekanntlich ist das in Klöstern, die anderen Ordensregeln folgten, nicht so sehr der Fall gewesen, was in Hinsicht der Diät beachtenswerth ist. Indeß bemerke ich hier, daß die Bewohnerinnen des Klosters auf der Insel Nonnenwerth im Rhein (welchen Ordens, weiß ich nicht) alle sehr alt wurden, und, wie ich irgendwo las, sollen im vorigen Jahrhundert nur zwei derselben gestorben seyn, die nicht ihr Jubiläum gefeiert hatten.

Die beiden Carthäuser von Wesel genießen noch kein Fleisch, obgleich es ihnen seit Aufhebung des Ordens wohl erlaubt ist; und doch sind sie sehr gesund und menschlichen Ansichten nach fähig, ein sehr hohes Alter zu erreichen. Aerzte in katholischen Ländern finden vielleicht noch Lebensverzeichnisse aus Carthäuserklöstern auf; möchten sie dieselben doch hier oder an einem andern Orte mittheilen!

Um nun einen scharfen Gegensatz gegen die Carthäuser

zu geben, müßte man aus genauen Todtenregistern die Lebensdauer der Metzger bemerken, die in der Regel sehr starke Fleischesser sind. Leider sind die Todtenregister von Rees und Wesel in dieser Hinsicht nicht zu benutzen und so wünsche ich, daß auch hier andere Aerzte das geben mögen, was ich beim besten Willen nicht befriedigend zu geben vermag. So viel mir indeß meine Nachforschungen gezeigt haben, sterben die meisten Metzger in einem Alter, wo das der Carthäuser noch ziemlich ohne Gebrechen ist, zwischen funfzig und sechzig und etwas darüber.

---

4. Ueber den Einfluß der Leichenausdünstungen auf die Gesundheit und Lebensdauer.

Es ist bemerkenswerth, daß Menschen, die an Kirchhöfen leben, in Klöstern oder vielmehr in den Kirchen, wo viele Leichen begraben liegen, wie die Mönche, daß Schullehrer, die in vollen Schulen und mithin in einer Luft leben, die nicht stets rein ist, daß Küster, Geistliche, Todtengräber — aller schlechten Luft zum Trotz — doch häufig so alt werden. In jener Zeit, wo der Eifer gegen das Begraben in den Kirchen, und auf Kirchhöfen innerhalb der Städte und Dörfer so groß war, beachtete man solche Beobachtungen nicht, wie ich sie hier in einem Verzeichnisse der Personen, die, am Kirchhofe zu Rees wohnend, in einem hohen Alter starben, mittheile. Ich nenne zur Steuer der Wahrheit die Namen der Personen, deren Alter ich angebe.

An jenem Kirchhofe zu Rees, der früher stark gebraucht ward, starben binnen 45 Jahren mehrere Personen in ziemlich hohem Alter, während die Straßen der Stadt in einem gleich großen Raume durchaus nichts Aehnliches aufzuweisen hatten. Diese Personen waren:

1. Richter Stelling, starb 86 Jahr alt.

2. Wittwe Schrive, starb 90 und etliche Jahre alt.
3. " Massen, " 90 " " " "
4. " Haas, " 80 " " " "
5. " Kocks, " 80 " " " "
6. Dechant Engelhardt, 80 " " " "
7. Kanonikus v. Acken, " 70 " " " "
8. Buschmann, " 70 " " " "
9. Vikarius Lüib, " 70 " " " "
10. Wittwe Blecking, " 80 " " " "
11. " Reinebaum, 70 " " " "
12. Dechant Reyers, " 70 Jahre alt.
13. " Heyden, " 70 " "
14. Verharen lebt noch und ist 75 " "

Unverheirathet waren von diesen vierzehn nur die fünf katholischen Geistlichen.

Aus Klöstern theile ich noch folgende Beobachtungen mit:

1. Eine Nonne im Kloster zu Rees starb in einem Alter von 90 und etlichen Jahren.
2. Vikarius Evers daselbst . " 80 " " "
3. Kanonikus Weyermann . " 80 " " "
4. Die Äbtissin v. Dorth in Schledenhorst . . . . " 80 " " "
5. Chanonesse v. Schirp daselbst " 70 " " "

Im Kapuziner-Kloster zu Kleve wären sehr alte Mönche, einer von neunzig Jahren. Auf Marienfrede bei Wesel starb ein Mönch, der fast hundert Jahre alt, und mehrere lebten dort von einem Alter über siebenzig Jahre. In der nicht mehr existirenden Kirche von Marienfrede waren die Gräber eigends gebaut. Eins reihte sich, aber nur beim Hochaltar, an das andere, so daß der Boden verschiedene gemauerte Gruben enthielt, die ein Stein deckte. Diese Steine schlossen nicht fest einer an den anderen, vielmehr konnte man die flache Hand in die Spalten einbringen und

somit auch in die Gruft. Die Stifter des Klosters, die Ritter von Wylich und von der Capellen, ruhten samt den Ihrigen in jenen Grüften; und als ihre Gebeine mit den Särgen in Staub aufgegangen waren, nahmen die Priores und die Mönche des Klosters jene Ruhestätten ein, oder sie sind auch in dem innern Hofe des Klosters beigesetzt, wohinaus die Fenster der Zellen gingen. Aber die Todten schadeten den Lebenden nicht, selbst nicht durch die so offenen Grabesspalten; die Mönche lebten vielmehr gesund. Woher diese Unschädlichkeit? — Vielleicht war einst die Kirchen- und Grabesluft ein Präservativ gegen die Schwindsucht, die wir jetzt, wenn sie da ist, im Viehstall kuriren wollen.

In Büderich, das am linken Rheinufer gegen Wesel über liegt, starb vor einigen Jahren eine Frau, die mindestens hundert und ein Jahre alt ward. Sie war dreimal Wittwe geworden, hatte achtzehn Kinder geboren, den siebenjährigen Krieg als Marketenderin mitgemacht und lebte stets gesund, obgleich stets in beschränkter Lage. In dem letzten Lebensjahre war sie so frostig, daß fast nichts sie erwärmen konnte. Ihr Gemüth war stets heiter und noch ihr letztes Wort war ein gutmüthiger Scherz. Ebendaselbst starb eine Frau, die fast hundert Jahre alt war. Diese hatte sechs Kinder geboren und stets in ärmlichen Verhältnissen gelebt. — Noch jetzt lebt hier in Rees ein Mann, ein ehemaliger Soldat, der sechs und neunzig oder acht und neunzig Jahre alt ist und der nie krank war, mindestens nie bedeutend. Er war einst verheirathet, und hat den größten Theil seines Lebens in strenger Oekonomie leben müssen. Was die Diät betrifft, da haben alle diese drei so alt gewordenen es sicher noch kärglicher gehabt, als selbst die Karthäuser und doch erreichten sie eine solche Lebensdauer.

Zum Schluß bemerke ich noch, daß ich eine Todtengräberfamilie kenne, worin in drei Generationen die Männer, die Tod-

tengräber waren, sehr alt wurden und mithin von der übeln Luft nicht litten, die wie ein Orkan in Zeitungen, Journalen und Polizeischriften gestürmt hat. Gewiß sind noch nicht alle Data hinreichend hervorgehoben, die bei der Frage nach den Ursachen der menschlichen Lebensdauer zu berücksichtigen sind und somit wird man diese Mittheilungen entschuldigen, die ich gerne fortsetzen werde, falls dieser Probe nicht aller Beifall versagt wird.

---

5. Ueber die Neigung zum Erröthen und das Zittern der Hände.

Eine große Neigung zu erröthen und ein unwillkührliches Beben habe ich in mehreren Fällen beobachtet, ohne daß ich eine Ursache dieser die Leidenden sehr beschwerenden Eigenheiten aufzufinden im Stande war, so daß ich beide als solche betrachten mußte, die in das Gebiet der rein psychischen Abnormitäten gehören. Alle von mir angewandten Heilmittel fruchteten nichts, und um die Macht des Gemüths in Anwendung zu bringen, fehlte es den Leidenden an Kraft.

a. Zwei durchaus gesunde Männer zwischen dreißig und vierzig Jahren zittern beständig. Sie sind indeß zu allen und jeden Verrichtungen, wozu sie durch ihre Lage verbunden sind, fähig. Leidenschaften, so wie andere Einflüsse, vermehren das ihnen so widrige Zittern nur unbedeutend.

b. Ein Mann zwischen funfzig und sechzig Jahren, der an Hämorrhoidalbeschwerden leidet und mit der Gicht beschwert ist, sonst aber in der Regel sich wohl fühlt, zittert beständig und am auffallendsten mit der rechten Hand. Dieses Uebel war, etwa so wie in den Fällen unter a, von Ju-

gend auf vorhanden. Alles was den Mann afficirt, vermehrt das Zittern und kann es so steigern, daß er unfähig wird, einen Gegenstand festzuhalten.

c. Ein Mann von zwei und dreißig Jahren, von übrigens gutem Befinden, hat seit früher Jugend den sonderbaren Zufall, daß er beständig mit der rechten Hand zittert, wenn ihn irgend etwas afficirt. Dieses Beben wird dann so stark, daß er sich seiner linken Hand fast mehr bedient, als der rechten. Auffallend ist, daß Patient zuweilen bei solchen Anlässen gar nicht zittert; aber dann dachte er entweder nicht an sein lästiges Uebel, oder er wußte sich einmal außer der Regel zu bezwingen.

Die Aerzte sind häufig geneigt, solche Zustände als Folgen jugendlicher Ausschweifungen zu betrachten; indeß geht man hierin gewiß oft zu weit und nimmt Autoritäten zu Gefallen Dinge an, die, wie in unserm Falle, nicht mit im Spiele sind. Von dreien der unter a, b und c genannten Personen ist es mir bekannt, daß sie von durchaus nervenschwachen Müttern geboren sind, die indeß, bei allen möglichen Nervenübeln, nicht an Zittern litten.

Der unter c. erwähnte Mann leidet, außer an Zittern, auch noch an einem ihm sehr lästigen Erröthen. Nur selten vermag er diese Beschwerde durch die Macht seines Willens von sich abzuhalten. Es wird in einer Gesellschaft über irgend einen Gegenstand gesprochen, der an sich gleichgültig ist. N. hört zu und erröthet, ohne die Ursache zu wissen, und nicht selten geschieht es, daß dies Erröthen die Aufmerksamkeit der Gesellschaft erregt. Spricht man über obscöne Sachen, die Menschen betreffen, die dem N. ganz unbekannt sind, so erröthet er über und über und mancher denkt dabei wohl Schlimmes von ihm. Gerade der Gedanke, daß dieses Erröthen ihm nachtheilig sey, vermehrt bei ihm die Geneigtheit zum Rothwerden.

Mehr indeß, wie über das Erröthen, klagt N. über das Zittern mit der rechten Hand. So reichte man ihm eines Tages in Gesellschaft ein Glas mit Wein. Er nimmt es, denkt an sein Zittern, zittert und das volle Glas entfällt seiner Hand. Genau bekannt und befreundet mit den gegenwärtigen Personen, hebt er das Glas auf, spricht über seinen sonderbaren Zufall und nimmt nun ein anderes Glas. Er zitterte jetzt nicht mehr und bezwang sich durch seinen Willen.

Wenn er erröthet, so muß er sein Gesicht abwenden und dann wieder dreist um sich schauen, auf welche Weise er am besten diesem Uebel aus dem Wege geht. Seine Geneigtheit zum Rothwerden ist so groß, daß er selbst im Finstern erröthet, wie er durch die Hitze erfährt, die er jedesmal bei starkem Erröthen im Gesicht empfindet.

Das Rothwerden ist den frühern Jahren des Lebens eigenthümlich, den spätern nicht. In den spätern ist es krankhaft, so daß also hiernach solche Menschen in ihren körperlichen Verhältnissen nicht ganz das zu seyn scheinen, was sie den Jahren nach seyn sollten.

In diesen und mehreren anderen Fällen, wo ich das Erröthen in beträchtlichem Grade beobachtet habe, hatten die Leidenden eine sehr dünne und weiße Haut. In ihren Familien war die Schwindsucht nicht selten und sie selbst dem Anschein nach zu ihr geneigt.

Das krankhafte Erröthen im spätern Leben betrachtete ich deshalb schon längst als ein Nebenzeichen, das für die Folge auf Schwindsucht, besonders auf schleimigte, hindeutet.

Daß die Beachtung solcher Zustände wichtig ist, leidet keinen Zweifel. In den Causes célèbres nach Guyot de Pitaval von Richer bearbeitet, Amsterdam 1773, lesen

wie eine Kriminalgeschichte, wo durch die Konkurrenz mehrerer Umstände eine rechtliche Person für einen Verbrecher gehalten ward, und wo man sich in dieser Ansicht dadurch bestärkt fand, daß der unschuldig beschuldigte zitterte und verwirrt ward. Daß solche psychische Zustände demnach die Aufmerksamkeit der Gerichtsärzte verdienen, ist sicher und auch hie und da schon anerkannt. (Man vergl. diese Zeitschr. für 1823, Heft 2, S. 369).

Menschen, welche mit dergleichen Widrigkeiten beschwert sind, wollen sehr sanft behandelt seyn. Man darf ihre Wunderlichkeiten nicht beachten, und so gehen diese am besten und ersten vorüber; widrigenfalls wird der Patient, da er seine Besonderheiten gerne verborgen hält, für sich so viel sorglicher und ängstlicher, und gerade das macht wieder, daß die lästigen Zufälle öfter und stärker bei ihm eintreten.

---

6. Geschichte eines Mannes, welcher geistig durchaus gesund ist, aber auf eine höchst auffallende Weise die Herrschaft über seinen Körper verloren hat.

N. N. einige vierzig Jahre alt, lebte in seinen jüngeren Jahren etwas lustig, wodurch seine Körperkräfte schon frühe herabgesetzt wurden. — Späterhin verheirathet, zeugte er mehrere Kinder, welche durchaus gesund sind. Schon lange litt er an Hämorrhoidalbeschwerden, die immer bedeutender wurden und ihm sehr lästig waren. Es traten Blutungen aus dem After ein, welche mehr und mehr zunahmen. Alle hiergegen angewandte Mittel blieben ohne Erfolg, und manches, z. B. die Säuren, kann Patient durchaus nicht ertragen.

In einem Anfalle solcher Blutung drang das Blut un-

haltsam aus dem After hervor, so daß der Tod des Kranken erwartet ward. Auch bei diesem Anfalle wollte kein Mittel helfen und nichts schien zu nutzen, als eine durchaus ruhige Lage auf Matratzen, die mehrere Tage und Nächte anhalten mußte, da bei der leisesten Bewegung das Blut aufs Neue aus dem After hervordrang.

Seitdem sind so sehr heftige Blutungen nicht wieder da gewesen; allein noch bis jetzt ist es gar nichts Ungewöhnliches, daß das Blut in solcher Menge hervorströmt, daß es dem Kranken die Beine herab bis in die Schuhe fließt.

Patient hat ein wächsernes, blasses Aussehen, dem ähnlich, das verblutete Menschen zeigen. Das sonst so stark und noch jetzt so oft eintretende Bluten erinnerte mich an solche Constitutionen, die mit einem zu dünnen Blute begabt zu seyn scheinen und die wir nach Nasse (Von einer erblichen Neigung zu tödtlichen Blutungen; Archiv für med. Erfahr. 1820, Heft für Mai und Juni, S. 385 u. f.) und andern Aerzten mit dem Namen der Bluter bezeichnen. Indeß ist die Neigung zu bluten bei unserm Kranken kein Familienübel.

Die so bedeutend und oft eintretenden Blutungen aus dem After haben nun bei dem überdem an der Gicht leidenden N. N. eine hohe Schwächung mit sogenannten Nervenbeschwerden zu Wege gebracht von der hier näher zu beschreibenden Art.

N. steht spät am Morgen auf: d. h. ein Bedienter hilft ihm aus dem Bette und kleidet ihn an. Um sich waschen zu können, bedarf er gleichfalls des Beistandes des Bedienten, weil die Hände das nicht thun wollen, was der Herr will. — Sobald der Kaffe getrunken ist und Spirituosa genommen sind, fühlt N. sich jedesmal etwas besser, doch aber nicht viel; denn er kann überhaupt mit sich selbst,

auch beim besten Willen, nichts anfangen. Um das Schlafzimmer verlassen und in das Wohnzimmer gehen zu können, sind die folgenden Anstalten nöthig. Zwei Personen fassen den N. unter den Arm und führen ihn fort. Er hat hierbei zum Gehen zwar den besten Willen, aber seine Füße fahren seitwärts aus, oder hoch nach vorne oder auch nach hinten, so daß er besonders Anfangs nur dann und wann mit den Absätzen den Fußboden berührt. Wird die Promenade so außer dem Hause kontinuirt, so bessert sich der Zustand und Patient geht dann, sich aufstützend, einige Weile ziemlich gut; aber rasch tritt jetzt Ermüdung ein. Die Macht des Willens über die Arme ist im Ganzen auch nur geringe, jedoch größer als die über die Füße. Will Patient die Kaffeetasse oder den Löffel ergreifen, so greift er daneben; und nur mit Mühe bringt er sie an den Mund, weil die Hand diese und andere Gegenstände zu gerne anderswohin bringt, wohin er sie nicht haben will. Dieser Mangel an Herrschaft über die Aktionen der Arme und Hände scheint indeß auch eine Miturfache im Auge zu haben; denn auch das sonst gut sehende Auge gehorcht dem Willen nicht, daher denn Patient recht oft alles verkehrt, d. h. eine Sache da sieht, wo sie nicht ist. Um recht sehen zu können, muß er daher den Gegenstand scharf fixiren und mit Gewalt sehen wollen. Vergißt er dies zu thun und wird nun, z. B. bei Tische eine Schüssel u. dgl. m. umhergereicht, so nimmt er diese zwar an, um sie dem Nachbar zu reichen; aber plötzlich führt der widerspenstige Arm den Gegenstand gerade aus, daher der Gegenübersitzende denselben oft besser ergreifen kann, als der Nachbar.

Das übrigens gläserne und etwas starre Auge blickt bald hierhin, bald dorthin; das rechte Bein liegt bald über dem linken und bald wieder das linke über dem rechten; die rechte Hand fährt über das Gesicht und die linke über

den Kopf: kurz, es ist eine Thätigkeit da im ganzen Körper; selbst die einzelnen Muskeln des Gesichts sind in fast steter Bewegung, was für den, der den Kranken zum erstenmal erblickt, höchst eigen und wunderlich anzuschauen ist.

Daß Patient als ein sonst geistig gesunder und gebildeter Mann bei so großem Mangel an Herrschaft über sich selbst sehr leidet, ist leicht begreiflich. Sein Zustand verstimmt ihn sehr und er glaubt an seinen frühen Tod.

7. Geschichte eines periodischen Wahnsinns.

A. von gesunden Eltern geboren, litt seit seiner ersten Jugend an den heftigsten Kopfschmerzen, die in der Stirne ihren Sitz hatten. In der Regel erschienen die Kopfschmerzen zwei bis dreimal in vierzehn Tagen und ließen erst dann nach, wenn sich Erbrechen einstellte. Dies Erbrechen war mehr oder minder stark, je nachdem die Schmerzen in der Stirne mehr oder minder stark gewesen. Der Knabe war unter diesen Umständen nur dann krank, wenn sein Kopf litt und sonst sehr gesund, mindestens körperlich; dagegen aber entsprach sein geistiger Zustand keinesweges seinem Alter. Er war, auch ohne Kopfschmerzen zu haben, nie recht munter und nach Knabenart wild, vielmehr in der Regel unwillig und verkehrt, und er that überhaupt lieber das, was er nicht thun sollte, als das, was von ihm zu thun verlangt ward. Daher kam es denn auch, daß Knaben und Mädchen seines Alters ihn mieden und dasselbe thaten auch seine Geschwister, so viel dies anging. Er machte daher seine Kinderspiele in der Regel allein, und die Einsamkeit war ihm weit lieber, als irgend eine Gesellschaft.

Mit seinem zehnten Lebensjahre ließ das Kopfleiden

nach und mit dem zwölften hörten alle Klagen über diese Beschwerde auf.

Die körperliche Entwicklung ging gehörig von Statten; blieb aber der Kopf jetzt gleich gesund, so bemerkte man doch, daß der Knabe sein einsames, scheues und unfreundliches Wesen durchaus nicht ablegte. Ja sein Benehmen war zuweilen ganz unerträglich und er blieb im Hause seiner Eltern gleichsam ein scheuer Fremdling, selbst bis im vorgerückten Alter, während seine übrigen Geschwister gerne und mit Liebe bei den Eltern verweilen. An die Möglichkeit, daß sein Zustand späterhin in Wahnsinn ausarten könne, dachte damals Niemand, weil man in der Familie so etwas noch nicht erlebt hatte. Als indeß späterhin ein Vetter des Patienten mütterlicher Seits eine kurze Zeitlang von Wahnsinn befallen ward (welcher indeß in diesem Falle nur als eine Entwicklungskrankheit zu betrachten war und vorüberging, ohne Spuren zu hinterlassen), da fing man auch für den A. zu fürchten an.

Seine Eltern thaten ihn in die Lehre zu einem Silberarbeiter, bei dem er still und fleißig seine Zeit zubrachte und sich Kenntniß in seinem Fache erwarb. Während dieser Zeit in der Nähe seiner Eltern lebend, soll er sich stets gut benommen haben und gesund gewesen seyn, und man war somit seinetwegen außer Sorgen.

Die Lehrzeit war vollendet und A. ging nun fort in andere Gegenden, wo er als Geselle sich Arbeit suchte und sie auch fand.

Befremdend war es den Eltern, wie der Sohn so oft die Lohnherrn wechselte, und besonders fiel die Art und Weise auf, wie er dies that. Nachdem er nämlich seinen Eltern einen Brief geschrieben, worin er den neuen Lohnherrn auf übertriebene Weise lobte, langte einige Wochen oder Monate darauf ein anderer an, worin er von dem größten

Unsinn des Lohnherrn Meldung that und anzeigte, daß er denselben verlassen habe und schon wieder auf der Wanderschaft sey. Seine Klagen waren dabei oft so abgeschmackt, daß die Eltern über seinen Geisteszustand mehrmals besorgt wurden.

In seinem neunzehnten Jahre kam er zweimal nach Hause zurück, nachdem er sich mit seinem Lohnherrn verun-einigt hatte. Obgleich Monate lang abwesend gewesen, trat er doch in das Zimmer, als habe er nie das Haus verlassen; er setzte sich, sprach nicht, aß jedoch und trank, und grüßte erst und that etwas scheufreundlich, nachdem er geschlafen hatte. In seinem zwanzigsten Lebensjahre, im Monat Mai 1824, war er zufällig zugegen, als ein Mensch einen starken Anfall der Epilepsie hatte, wobei er heftig erschrack. Ein zweiter Schrecken traf ihn, als er die Nachricht erhielt, daß er Soldat werden müsse.

Nach Hause zurückgekehrt, benahm er sich ganz anders wie sonst. Er, der sonst so stille war, zeigte sich lustig, aufgeräumt, stets schwatzend und geneigt Streiche zu machen, die mitunter sehr sonderbar waren; er that z. B. gegen Fremde, als kenne er sie lange, er bot dem, den er zum erstenmal im Hause seiner Eltern sah, Kaffee, Bier, Taback an, lud ihn zu einer Partie Dame, Schach oder Domino, erkundigte sich nach seinem Befinden, kurz, er betrug sich auf eine abgeschmackte Weise keck und zudringlich.

Bläſſe des Gesichts und wilder Blick nahmen von nun an immer mehr bei ihm zu und leider fand sich jetzt, daß er stark Onanie trieb. Er versicherte in seiner Narrheit, dies schon lange gethan zu haben und fand darin selbst so wenig Unrechtes, daß er nicht einmal ganz geheim damit that. Bei jeder Gelegenheit sagte er: »Ich kann alles, was ich will. Sonst war ich stille und wollte das; jetzt aber bin ich lustig, weil ich das auch so will«. Indeß,

da seine Lustigkeit gar zu widrig war, so ward beschlossen, daß er mir zur Kur solle übergeben werden.

Der Kranke sah milchweiß und eingefallen aus. Alle Funktionen des Körpers waren aber übrigens in bester Ordnung, und nahm man daher die Gesichtsfarbe (die wohl Folge der Onanie war), so wie den eigenen wilden Blick aus, und sah man den Patienten blos, ohne mit ihm zu sprechen, so schien er gesund zu seyn. Nur über eines klagte er, über große Müdigkeit, die kein Schlaf zu heben vermöge. Dieses Gefühl von Erschöpftheit mochte indeß mit der geistigen Verstimmung nichts gemein haben, sondern mit den Ausschweifungen zusammenhängen, die Patient ausübte.

Auf meine Ermahnung, daß er seine übertriebene Lustigkeit einstellen möge, erwiederte er: »Ich fühle, daß ich verrückt bin und versichere, daß meine große Lustigkeit nur Folge meines Willens ist, indem ich erkenne, daß ich bis jetzt zu stille war«. Auf meine Aeußerung, daß dies auch gut sey, nur müsse er die zu kindische Lustigkeit mit einer anständigeren vertauschen, versicherte er Folge leisten zu wollen, nahm die ihm verordnete abführende Medizin, purgirte darnach stark, fast die Nacht hindurch, und war den Tag darauf, den neunten Juni, total verändert, indem er jetzt stille, melancholisch, und in einer Zerstreutheit da saß, die an eine völlige Vergessenheit gränzte. Fragte man ihn, weshalb er so plötzlich stille geworden, so hieß es: »das wollen der Doktor B., mein Vater und ich selbst.«

Den zehnten Juni war er ebenfalls stille. Es wurden ihm dreizehn Blutigel in den Nacken gesetzt, deren Wunden ziemlich stark nachbluteten. Innerlich nahm er ein Pulver aus Camph. gr. j. Nitr. dep. gr. V. hb. Daturae Strammonii gr. jj. — zweimal im Tage.

Den eilften Juni. Patient nahm drei Pulver und war so ruhig, als den Tag zuvor, klagte aber über Schwindel.

Den zwölften und dreizehnten Juni bemerkte man an ihm keine Verkehrtheit, wogegen aber der Schwindel anhielt und zunahm, mit Täuschungen des Gesichts. Es ward deshalb den dreizehnten auch nur ein Pulver gereicht. Der Hang zum Schlafen blieb, daher Patient in der Regel bis Mittag durchschlief, was die Seinigen schon deshalb gerne sahen, weil er ihnen alsdann am besten aufgehoben war.

Im August war er ganz hergestellt, nachdem er keine Verkehrtheit und keine Wildheit ferner gezeigt hatte. Jetzt erzählte er mir, daß er im Sommer 1823 eine stete übergroße Lust zur Arbeit gehabt und sich daher fast halbe Nächte hindurch beschäftigt habe und dabei doch so frühe wieder aufgestanden sey, als die übrigen Gesellen. Dies habe ihn sehr angegriffen; er sey schwach im Kopf geworden, doch ohne Kopfschmerz zu bekommen und es seyen ihm alle Haare ausgefallen. Daß er Onanie treibe, wollte er nicht eingestehen; wohl aber, daß er beträchtlich an Pollutionen gelitten habe. Durch den anhaltenden Gebrauch des Camphers ward bewirkt, daß die Pollutionen sich minderten und unbedingt ist die Heilung des Kranken hierdurch sehr gefördert worden.

Im Monat September 1824 ward A. scabiös, aber bald wieder hergestellt. Einige Tage hindurch war er etwas verwirrt, was aber vorüberging. Er verließ nun das elterliche Haus und ging nach der acht Stunden entfernten Stadt G., wo er bei einem Silberarbeiter als Geselle viele Arbeit fand und sich durch Fleiß und Geschicklichkeit beliebt machte.

Im Dezember schrieb er indeß seinen Eltern folgenden Brief, den ich hier so mittheile, wie er geschrieben ist.

Liebe Eltern!

Ich benachrichtige Ihnen, daß ich wieder meine tollende

Krankheit habe gehabt, und selbiges rührte daher, daß der Herr zu seiner Frau in meiner Gegenwart sagte, ich müßte meiner Frau nur den Hals abschneiden. Die große Halssäge wurde auf den Abtritt gehängt rc. rc. (und mehr dergleichen Vorstellungen). Ich habe doch bei alledem alsbald im öffentlichen Wirthshause den Heiland vorgestellt, welches groß Aufsehen machte, doch bis jetzt noch überall meine Freiheit habe; durch den Rath guter Leute brauchte ich meine Pulver (Kampfer mit Zucker), welche ich ganz vergessen war. — Jetzt ist wieder alles still, auch ist wieder etwas Krätze herausgekommen; soll ich hier bleiben oder nicht; ich weiß mich jetzt schon besser zu verhalten. Doch bin ich Herr geblieben. Pulver habe ich noch.

Dieser wunderliche Brief bewies, daß ein heftiger Sturm bei ihm vorüber war, und so gab man ihm die Erlaubniß noch in G. zu bleiben. Er machte indeß keinen Gebrauch davon und kam unerwartet schnell nach Hause, doch ohne anders die Krätze zu haben, als in der Vorstellung. Er erzählte jetzt die tollsten Geschichten, die er in G. wollte erlebt haben, z. B.: man habe ihm zu Ehren die Stadt erleuchtet, wie er sich als den Heiland dargestellt u. s. w. Er war sehr wild, unruhig, stand in der Nacht auf und beunruhigte das ganze Haus, indem er er jeden aufweckte.

Keine Vorstellungen halfen, und man mußte ihn des Nachts in seinem wohlverwahrten Schlafzimmer einschließen. Durch ernste Reden, die einigemal durch starkes Rütteln und Androhung von Stockschlägen unterstützt wurden, ward er auch am Tage ruhig, wofür er aber — gleichsam um sich zu entschädigen — heftig beißend in seinen Reden ward, die er zu Hause gern und oft austheilte. Er trieb diesesmal auch sehr stark Onanie, und jedesmal, wenn er es in der Nacht oder am Morgen verübt, war auch sein geistiger Zustand den Tag darauf sehr verschlimmert und erst

dann, wenn er einen langen Schlaf gehalten hatte, zeigte sich Nachlaß in seiner Verkehrtheit. Leider ward der Kampfer, der hier durchaus angezeigt war, nicht gebraucht, weil man die Kosten scheute. Die geistige Verstimmung verlor sich indeß langsam, und bis jetzt — März 1825 — ist kein neuer Anfall der Krankheit eingetreten.

Werfen wir einen Blick auf die Krankheit des A., so scheint sich Folgendes zu ergeben:

1) Wie in dem ersten Falle eines periodischen Irreseyns, den ich bereits in dieser Zeitschrift (2. Vierteljahrheft 1824, S. 408 f.) erzählte, so war auch hier Leiden des Kopfes vorhanden.

2) Auch in diesem, wie im ersten Falle, ist der Einfluß des Schreckens bemerklich.

3) Auch hier hob eine gelinde Behandlung das Uebel, das wohl zum Theil in der Entwicklung der Pubertät mit begründet war.

4) Wir sehen, daß Onanie das Uebel verschlimmerte und dann, daß bei aller Narrheit dennoch stets eine gesunde Seele durchblickte, die sich offenbar nur darum widersinnig äußerte, weil das sie an die Raumwelt bindende Medium (ihr Körper) durch die in der Evolution begriffenen und hierin durch die Onanie gestörten Organe alterirt ward; so wie denn dehalb auch dieser Fall dafür sprechen möchte, daß es in Regel überflüßig ist, den Wahnsinn par force — wie jetzt noch so häufig geschieht — heilen zu wollen. Dieses auch beim Wahnsinn zur Mode gewordene Blutlassen in Strömen; die großen Gaben von Narkoticis; die starken Emetica ꝛc.: solche heftige Mittel unterdrücken den Wahnsinn mehr, als daß sie ihn heilen und nicht selten machen sie das Uebel dauernd, wo eine gelinde Behandlung oder auch ohnedem die Natur würde geheilt haben.

---

8. Geschichte einer Mania transitoria.

Margaretha P. ein gesundes, blühendes Landmädchen, 17 Jahre alt, gehört zu einer Familie, von der schon mehrere Glieder wahnsinnig geworden sind.

Der Vater der P. ward, nachdem er stets gesund gewesen, in einem Alter von funfzig Jahren rasend und lebte in diesem schrecklichen Zustande drei Jahre; dann entsprang er während der Tobsucht seinen Wächtern, ging in die Niederlande wo er zu Hause gehörte, und ist verschollen. Ein Bruder dieses Mannes und Oheim unserer Patientin ist gleichfalls Maniacus geworden und soll in diesem Zustande gestorben seyn.

Die M. P. liebte auch beim besten Befinden keine harten Arbeiten im Felde und im Garten, und nur ungern unterwarf sie sich der Nothwendigkeit; dagegen war sie lieber thätig zu Hause, besonders mit Nähen und Stricken. Am liebsten brachte sie aber ihre Zeit mit Lesen zu, und daher las sie jedes Buch, das ihr die seltene Gelegenheit darbrachte.

Sie ward von dieser Leselust einst so sehr befallen, daß sie ganze vierzehn Tage lang auch nicht die mindeste Arbeit verrichten wollte. Den Vorwürfen, welche die Mutter ihr deshalb machte, begegnete sie dadurch, daß sie sich über heftige Kopfschmerzen beklagte, so wie über Schmerz in den Armen und Beinen. Ueberdem versicherte sie in der linken Seite heftige Stiche zu fühlen, die indeß mit jedem Ructus nachließen, und die Ructus traten denn auch sehr häufig ein. Der Appetit fehlte in dieser Zeit. Der Stuhlgang war frei und überhaupt sonst nichts wahrzunehmen, das krankhaft erschien.

Am funfzehnten Tage dieses Zustandes von Unbehag-

lichkeit, den die Hausgenossen bloß für Trägheit hielten, wohnte Margaretha P. dem Begräbnisse eines Anverwandten bei, das am Morgen statt fand. Sie kam frühe, schon vor dem Mittagsessen nach Hause, weil sie keine Lust hatte in der zahlreichen Versammlung im Sterbehause zu essen oder auch nur zu verweilen.

Auch zu Hause war kein Appetit zum Essen da, doch schien sie munter zu seyn.

In den Nächten während der vierzehn Tage hatte sie tolles Zeug geträumt und auch laut gesprochen, und selbst am Tage war zuweilen baarer Unsinn in ihren Reden bemerkbar gewesen. Am funfzehnten Tage, dem Begräbnißtage der Anverwandtin, Nachmittags gegen drei Uhr ward sie aber förmlich wüthend, so daß ihre Hausgenossen und die herbeigerufenen Nachbarn alle Macht anwenden mußten, die Rasende zu bändigen.

Ich sah sie am Abend um acht Uhr desselben Tages. Sie lag zu Bette, war ruhig und seufzte beständig; ihr Blick war fremd und scheu. Nur mit Mühe schien sie ihre Klage über Schmerz im Magen äußern zu können; sonst sagte sie nichts, denn alle Fragen blieben unbeantwortet. Die Temperatur des Körpers war gelinde, die Haut trocken, die Zunge wenig belegt, der Puls kräftig und voll, zu sechzig Schlägen in der Minute. Die Reinigung war eine Woche über die gewöhnliche Zeit ausgeblieben, was sonst wohl dreizehn Wochen lang statt gefunden hatte ohne allen bemerkbaren Nachtheil.

Es wurden sogleich aus einer Ader am linken Arm acht Unzen Blut gelassen. Den Tag darauf erhielt Patientin ein Brechmittel, wonach sie zuerst Schleim und dann Galle in einer ziemlich großen Menge ausbrach. Auch ward ein Spulwurm mitausgeleert. Dann ward ein Decoctum Althaeae gereicht mit Digitalis und Nitrum.

Das Irrereden blieb weg; der Schlaf ward ruhig und

ein starkes Gefühl von Schwäche abgerechnet, das sich nur langsam verlor, war die Krankheit beendigt.

Dieser Fall eines transitorischen Wahnsinns scheint mir in vielen Beziehungen nicht ohne Interesse zu seyn.

Das Mädchen, sonst so gesund und derb, ward nach einem Aderlaß von acht Unzen, durch ein Brechmittel und durch vier bis sechs Drachmen Nitrum so schwach, daß es sich nur langsam erholen konnte. Wahrscheinlich wäre hier auch wohl ohne Aderlaß die Kur rasch gelungen; oder vielleicht hätte auch das Brechmittel schon allein geholfen. Und so möchte es sich in ähnlichen Fällen wohl oft verhalten; die Natur hilft und man könnte das Blutlassen entbehren.

---

9. Geschichte eines Mannes, der an einem höchst fixen Wahne leidet.

AB. drei und siebenzig Jahre alt, erfreut sich bei seiner eingebildeten Krankheit des besten körperlichen Wohlseyns. Sein Appetit ist unverbesserlich und er ißt fast für zwei Personen; sein Aussehn ist zwar blaß, indeß nicht kränklich; sein Körperbau durchaus regelmäßig, gesetzt und die Glieder des drei und siebenzigjährigen Mannes sind noch so gelenkig, daß er in Raschheit der Bewegungen manche junge Leute bei weitem übertrifft. Ueberhaupt wüßte ich bei AB. nichts Krankhaftes anzugeben, als daß er sehr taub ist.

Der Verlust des Gehörs wirkt bekanntlich in der Regel höchst nachtheilig auf den Karakter ein; nachtheiliger, als der Verlust eines anderen Sinnes einzuwirken pflegt.

Taube Menschen werden neugierig; sie fragen, wenn sie das ihnen Gesagte nicht verstehn, und da nun eine Antwort nicht immer gegeben oder wenigstens nicht stets von ihnen verstanden wird, so werden sie mißtrauisch; sie glauben, daß man Uebles von ihnen rede oder doch etwas, das sie nicht wissen sollen. Das Auge des Tauben erhält durch das Bestreben, alles, was in seiner Gegenwart gesagt wird, verstehen zu wollen, eine große, ganz eigenthümliche Beweglichkeit. Er blickt den mit ihm Sprechenden strenge an und sucht durch den Sinn des Gesichts zu erforschen, was er durch das Gehör nicht vernehmen kann. Dieses rasche Wenden der Augen und das starre Blicken gibt dem Auge tauber Leute ein eigenes Ansehn. Wer sich die Mühe gab, auf diesen eigenen Blick zu achten, der kann oft hieraus abnehmen, daß der vor ihm stehende taub sey. Und diesen eigenen Blick hat auch AB. Er ist das Einzige in dem Wesen des Mannes, das ich auffallend nennen möchte.

AB ist seit seiner frühesten Jugend ein Hypochondrist gewesen, der seine eingebildeten Leiden auch in einer so glücklichen Lage, wie sie das Leben nur immer zu geben vermag, nicht vergessen konnte, weil sie nur in der Idee zu beruhen scheinen. In dieser Einbildung ist seine fixe Idee. Schwerlich kann ein Mensch strenger rechtlich seyn, als unser Patient es ist; weshalb denn auch jedes, was mit dem strengsten Rechte nicht übereinstimmt, ihn empört. Sein Urtheil ist in Allem richtig; nur dann ist er ein Narr, wenn er auf seine fixe Idee kommt. Sein Räsonnement über diesen Punkt sind im höchsten Grade abgeschmackt und es ist sehr leicht, ihn hier mit Schlüssen in die Enge zu treiben. Er macht es dann aber, wie Leute der Art es immer machen: er erklärt sich für durchaus krank und nennt den, welcher ihm sein Uebel hat abdisputiren wollen, einen dummen Menschen.

Die Fälle, wo das Festhalten an einer Wahn-Idee so durchaus fix ist, wie hier, mögen selten seyn; denn fast mit nichts anderem mehr beschäftigt sich der durch seine Taubheit so ganz auf sich reducirte AB, als mit seiner eingebildeten Krankheit.

Die Ursache dieses starken Festhaltens an seiner fixen Idee scheint mir besonders in der Taubheit zu liegen. Ob AB allein oder in Gesellschaft sey, ist gleich; denn an der Unterhaltung kann er keinen Theil nehmen. Er hat also sehr viel Langeweile und um diese zu verjagen, denkt er nach und natürlich dann über das, was ihn am meisten interessirt: sein Elend, dessen Natur er auf diese Weise durchaus ergründet zu haben glaubt. Zerstreuung, dieses große Heilmittel gegen so viele krankhafte psychische Zustände, die blos Krankheit in der Idee sind, kann daher AB nicht genießen.

Schwerlich würde seine fixe Idee sich so tief haben einwurzeln können, wenn er blind und nicht taub geworden wäre. Er liebt indessen die Lektüre.

Die fixe Idee unseres Patienten heißt obstructio alvina. Er hat durchaus keinen Stuhlgang und wenn man ihn durch den deutlichsten Beweis überzeugt hat, daß er sich hierin irre, so sagt er: es ist doch zu wenig Ausleerung da. Nicht blos im Magen- und Darmkanal, sondern selbst vom Halse bis zum anus sitzt ihm der Koth, dessen Gewicht ihn besonders im Unterleibe belästigt. Man denke sich einen Graben, also erklärt er sein Elend, über den eine so schmale Brücke führt, daß kaum ein Mensch sie passiren kann. Nun kommt gar ein Zug Ochsen, den Menschen und Hunde über jene Brücke treiben wollen. Können diese, fragt er, passiren? — Nein, heißt es, durchaus nicht; sie bleiben alle vor der Brücke eingeklemmt stehn. Und so ist es der Fall mit mir; ich trage zu vielen Unrath bei mir, der eben deshalb nicht kann ausgeleert werden.

Patient fühlt sich besonders nach dem Mittagsessen sehr unbehaglich; er verdreht das Auge dann am meisten auf eine wunderliche Weise; er pflegt dann der Ruhe; deckt den Bauch mit den Händen und seufzt laut und oft. Freilich nimmt er solche Portionen zu sich, die auch den sehr Gesunden nicht bloß in einen Zustand von Unbehaglichkeit versetzen, sondern selbst krank machen würden.

Daß Patient gerne genesen will, ist begreiflich und daher auch, daß er an der Pharmakomanie gelitten hat und leidet. Er hat die tollsten Kuren mit sich vornehmen lassen oder besser, selbst mit sich vorgenommen. Sein beliebtestes Mittel sind Purgantia. Er hat diese schon so stark und anhaltend gebraucht, daß er einmal fast einen Tag lang ununterbrochen zu Stuhle gehen mußte, so daß Schleim und Blut, statt Koth, ausgeleert wurden. Es traten hierbei die heftigsten Leibschmerzen und solche Müdigkeit ein, daß er sich auf die Erde legen mußte. Fragte man ihn, ob er nun Stuhlgang habe, so antwortete er: nein, indeß fühle er die Wirkung des Mittels und er befinde sich jetzt gut. Solche Proceduren gehören nicht zu den seltenen und doch hat alles das ihm nicht geschadet. Er hat schon binnen einem Jahre für zwanzig Thlr. Folia sennae verbraucht. Er trank die Sennablätter als einen Thee, der schwarz wie Kaffe war und dabei wurde jeder Theetopf dieses Thees mit einer Hand voll Kochsalz gewürzt. Man hat es späterhin dahin gebracht, daß er keine Purgantia mehr nehmen darf.

Das Heilmittel vom zweiten Rang waren ihm die Spirituosa. Er trinkt nicht gerne Wein, desto lieber aber gebrannte Wässer, als Liköre u. s. w. Weil ihm indeß einst gesagt ward, daß der Wein für ihn Heilmittel sey, so hat er blos deshalb einige Zeit stark getrunken und sich häufig berauscht.

Das dritte Hauptmittel des AB. heißt Spazieren-

gehen. Auch dieses an sich gute diätetische Heilmittel verwandelte er bald in ein unsinniges, denn er trieb es gleichfalls mit Leidenschaft und die Promenade ward zum Wettrennen. Da sich zuletzt Niemand von den Seinigen mehr bequemen wollte, dergleichen Strapatzen mitzumachen, so mußte auch diese Kur eingestellt werden. Fremden durfte man den Patienten aus Furcht vor dem Heilmittel Nummer zwei nicht anvertrauen.

Ausserdem wurden noch die verschiedensten Mittel in unvernünftiger Menge gebraucht, Blutausleerungen, weil Patient sich für einen Hämorrhoidarius hielt ꝛc. ꝛc.

Bei den verschiedensten Behandlungsarten ist der Zustand des AB. derselbe geblieben und mit Recht wird gegenwärtig, wo Patient 73 Jahre zählt, gegen dieses eingewurzelte Ideenübel nichts mehr unternommen.

Hätte AB. je geheilt werden können, so wäre es wohl am ersten dadurch geschehen, daß man ihm sein Gehör wiederverschafft hätte. Die Wiedererlangung dieses Sinnes würde sein Gemüth umgestimmt und seinem Geiste eine freiere Thätigkeit gegeben haben.

In dem früher abgedruckten Theil meiner »Bemerkungen« (diese Zeitschr. für 1824, Heft 4,) haben sich einige Druckfehler eingeschlichen, die ich zu verbessern bitte:

S. 464 sind in der Ueberschrift der Maaßtabelle: Blödsinniger und Gesunder verwechselt.

S. 465 bei »Umfang des Unterleibes« soll es heißen: 2 Fuß 3 Zoll statt 3 Fuß.

Beobachtungen bei der Hinrichtung zweier Verbrecher nebst den Sektionsberichten.

Von

Herrn J. Schmitz
der Arzneikunde Beflissenem.

Ueber die vielbesprochene wichtige Frage: Wie verhalten sich Empfindungs- und Willensäußerungen nach der Trennung des Kopfes vom Rumpfe? — dürfen wir wohl vorzüglich aus sorgfältiger, vorurtheilsfreier Beobachtung Aufschluß erwarten; wenig oder gar nichts versprechen dagegen galvanische und ähnliche Versuche. Zu solchen Beobachtungen bietet nun zwar jede Hinrichtung eine durch kein Gesetz beschränkte Gelegenheit dar; indeß sind ihrer bis jetzt noch sehr wenige vorhanden. Dies veranlaßt mich, dasjenige, was ich an den durch die Guillotine abgetrennten Köpfen zweier Mörder unbefangen beobachtete, hier zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Ich habe mich bemüht, darin die reine Thatsache des von mir Wahrgenommenen darzulegen.

Da wir auf der hiesigen Anatomie die Sektion beider Hingerichteten zu machen Gelegenheit hatten, so füge ich mit der Vergünstigung der HH. Professoren Mayer, Ennemoser und Weber, welche die Section anstellten, das Protokoll über den Befund derselben hier bei. Es ist unverändert, wie es aufgenommen ward; nur habe ich zur bequemern Uebersicht und Vergleichung den Befund aus beiden Sectionen in Tabellenform zusammengestellt.

I. „Adolph Moll, Schuhmacher aus Beuel bei Bonn, 27 Jahr alt, war wegen den an drei Personen, seiner im sechsten Monate schwangeren Stiefmutter, seinem Stiefbruder, und einem ihn besuchenden Bekannten, verübten Mordthaten,

von dem Assisenhofe in Köln zum Tode verurtheilt worden. Nach den Aussagen aller, welche ihn die Zeit seines Aufenthaltes im Gefängnisse über beobachtet hatten, war eine oft an Gleichgültigkeit grenzende Ruhe während der Zeit an ihm bemerkbar gewesen. Sein Körper war im ganzen kräftig, in den einzelnen Theilen jedoch fein ausgebildet. Puls, Herzschlag und Athmen schienen, in Verbindung mit dem sonstigen Benehmen, nur selten auf einen etwas aufgeregtern Zustand hinzudeuten. Seine körperlichen Verrichtungen waren stets gesund; er hatte guten Appetit und wurde sichtbar dicker und muskulöser. Von dem Augenblicke, wo ihm die Bestätigung seines Urtheils, so wie Tag und Stunde der Vollstreckung desselben bekannt gemacht wurden, konnte man deutlich sein Bemühen, die früher bewiesene Ruhe auch jetzt noch erzwingen zu wollen, wahrnehmen. Die Wangen fielen ein, der Gang wurde schwankend; am Vorabend der Hinrichtung hatte sein Puls über hundert Schläge in der Minute, während er den Anwesenden versicherte, er sey gänzlich beruhigt. Er nahm an diesem Tage noch Nahrung zu sich. Die letzte Nacht brachte er fast schlaflos zu *).

Am dritten Mai Morgens gegen halb sieben Uhr langte er auf der Richtstätte an. In dem scheinbar reuigen Antlitze war jedoch ein Zug, dem hämischen Lächeln gleich, wahrnehmbar, welcher auch noch nach der Hinrichtung vorhanden war. Ohne fremde Beihülfe bestieg er nach nochmals mit Ruhe angehörtem Todesurtheil das Schaffot, wo er nach einem kurzen Gebete sich willig den Händen der harrenden Henkersknechte übergab. Als er an das Brett geschnallt war,

*) Obige Bemerkungen verdanke ich den gütigen Mittheilungen des den Verbrecher während der ganzen Zeit seiner Verhaftung besonders in psychologischer Hinsicht beobachtenden Herrn Professor Dr. Ennemoser.

begab ich mich nebst Herrn Dr. Sartorius aus Köln unter das Gerüst der Guillotine, wo wir nach etwa zehn Sekunden den Schlag des Messers vernahmen und auch sogleich einige Blutstropfen zur Erde fallen sahen, denen alsbald der Kopf folgte. Ihn erfassend rief ich ihm ziemlich stark den Namen Moll in das Ohr. Obgleich dieser Ruf noch einigemal wiederholt wurde, so war doch weder in dem Auge noch in den übrigen Facial-Gebilden das mindeste Zeichen von Wahrnehmen dieser Laute bemerkbar. Das ganze Gesicht war ruhig und zeigte keine in physiognomischer Hinsicht wichtige Veränderungen, bis nach sechs Sekunden die heftigsten Zuckungen besonders in den seitlichen Muskeln ohne einen vorherigen weder auf das Rückenmark des Halses noch auf sonst einen Theil des Kopfes angebrachten Reitz (den der Atmosphäre ausgenommen) eintraten. Das schon beim Herunterkommen des Kopfes geschlossene Auge öffnete sich, den noch lebendigen Blick gen Himmel wendend, während die Pupille sich abwechselnd erweiterte und verengte. In Folge des stark nach oben gerollten Augapfels blieb nur noch ein Theil des untern Kreisabschnittes der Regenbogenhaut sichtbar. Nach vier Sekunden senkte sich das Auge wieder und wurde bald durch die dasselbe umhüllenden Augenlieder dem Blicke der Beobachter entzogen. Bald nach der Oeffnung der Augen entfernte sich die bisher fest an dem Oberkiefer angelegene untere Kinnlade von diesem, und ließ die in zitternder Bewegung sich befindende Zunge erblicken, welche dann auch ziemlich weit aus dem krampfhaft zuckenden Munde herausgestreckt, bald aber wieder eingezogen wurde. Dieses Oeffnen des Mundes, so wie das nun nicht mehr so starke Hervorbringen der oscillirenden Zunge wiederholte sich noch einmal. Die sich nach zwei Minuten zum zweitenmale hebenden Augenlieder zeigten nun dem Beobachtenden das schon brechende, im Sterben begriffene matte Auge. — Die Kopf-

gefäße, die in den ersten Momenten das Blut nur tropfenweise ausließen, begannen nach zwei und einer halben Minute sich stärker zu entleeren. Auch jetzt noch verengerte sich die durch mechanisches Voneinanderziehen der Augenlieder dem Lichtreize ausgesetzte Pupille merklich.

Schon durch das Gefühl konnte man nach vier und einer halben Minute eine Abnahme der Temperatur des Kopfes wahrnehmen.

Die Zuckungen der Gesichtsmuskeln dauerten, als ich nach einem Zeitraume von fünf Minuten den Kopf aus den Händen geben mußte, noch fort; die Heftigkeit derselben hatte aber beträchtlich abgenommen.

Unmittelbar nach der Durchschneidung des Halses waren einige starke Blutströme stoßweise gegen das noch vor der Durchschnitts-Fläche sich befindende Messer ausgetrieben worden. Als der Körper aber nach einigen Sekunden von dem Brette abgeschnallt und unter das Gerüst geworfen wurde, lief das Blut nur noch in geringer Menge an den Seiten des Halses herab, bis nach einigen Minuten, als der Leichnam in den Sarg gelegt wurde, dasselbe wieder stärker hervorzubringen anfing.

An dem Rumpfe, welcher nach funfzehn Sekunden dem heruntergekommenen Kopfe folgte, bemerkte man fast augenblicklich Pulslosigkeit und einen schwachen, einmal kaum fühlbaren, dann aber wieder stärker gegen die aufgelegte Hand anpochenden, unregelmäßigen, oft aussetzenden Herzschlag, welcher indeß noch wahrnehmbar war, als nach acht Minuten der Sarg geschlossen wurde. Von Respirationsbewegung war nichts zu entdecken. An dem Körper selbst so wie auch an den Gliedmaaßen zeigte sich nicht die mindeste Zuckung, noch auch sonst eine Lebensäußerung.

Aus den Gefäßen des Kopfes soll nach der bestimmten

Aussage eines meiner Bekannten fünf und eine halbe Stunde nach der Hinrichtung, als die Leiche auf dem anatomischen Theater in Bonn angelangt war, beim Aufheben des Kopfes noch ein ziemlich starker Blutstrahl hervorgedrungen seyn.

II. In Begleitung meiner Freunde, der Herren Doktoren König und Moll begab ich mich zu der auf den achten Mai 1824 in Coblenz festgesetzten Hinrichtung des eines verübten Raubmordes wegen zum Tode verurtheilten sieben und vierzig Jahr alten Schreiners Christoph Dieter. Gegen sechs Uhr erschien der Verbrecher auf dem Richtplatze. Unter Beihülfe des ihn begleitenden Geistlichen bestieg er das Blutgerüst. Während jener noch einige Worte zum Volke sprach, schien der C. Dieter sich nicht mehr in der früher gezeigten Fassung erhalten zu können. Deutlich nahm man an seinen untern Gliedmaaßen ein heftiges Zittern wahr, ohne daß deshalb jedoch ein Zug seines Gesichtes die Empfindungen verrieth, die der Anblick der zu seiner Hinrichtung bereit stehenden Vorrichtungen in ihm erregen mochte. Vielleicht war indeß die bei ihm künstlich gebildete, schlaff herunterhängende Nase die Ursache, daß man den wahren Ausdruck seines Gesichtes nicht zu erkennen im Stande war.

In dem Momente der Exekution blieb Herr Dr. König vor dem Gerüste, um daselbst Beobachtungen über das Spritzen der Arterien und das Verhalten des Rumpfes in den ersten Augenblicken nach der Enthauptung anzustellen. Nachdem der Körper unter das Gerüst geworfen worden, begab er sich ebenfalls unter die Guillotine, um Herrn Dr. Moll und mich in den dort schon von uns begonnenen Beobachtungen zu unterstützen.

Mit dem Schlage des Messers fiel auch fast in demselben Augenblicke der Kopf zur Erde. Derselbe kam auf

die rechte Seite zu liegen, ohne mit der Durchschnittsfläche den einen Fuß hoch aufgeschütteten weichen Sand berührt zu haben. Es wurde keine Bewegung des Kopfes bemerkt; das Auge war halb geöffnet. Der Kopf wurde alsbald von mir aufgehoben. Gleich nachdem einer von uns ihm das Wort Mörder in das Ohr gerufen hatte, öffneten sich die Augen vollkommen, und starr und mit dem Ausdruck der Verwunderung blickten sie ohne Zeichen des Schmerzes auf die Beobachtenden hin. Dies währte mehrere Sekunden, worauf sich das Auge nach oben rollte, so daß die Pupille kaum mehr sichtbar war. Die Augenlieder schlossen sodann das sich senkende Auge und mehrere Thränen liefen über die Wangen.

In den ersten Augenblicken träufelte das Blut nur aus den Gefäßen des Kopfes; später aber begann es stärker zu fließen.

Durch einen auf das Auge vermittelst Reiben des Augenliedes angewandten Reiz öffnete sich dasselbe wieder, und es trat zuerst eine Erweiterung, dann aber Verengerung der Pupille ein.

Zuckungen in den Gesichtsmuskeln waren nicht eher, als nachdem etwas Salmiakgeist in die Nase eingebracht worden, sodann aber auch in einem hohen Grade, besonders in den seitlichen sichtbar.

Nun wurde ein Finger in die Luftröhre des an dem Kopfe befindlichen Halstheiles gebracht; deutlich fühlte man ein gelindes Zusammenziehen derselben um den Finger zu wiederholtenmalen. Auf Reizung des Rückenmarks mit einem Finger erfolgte Aufsperren des Mundes, Herausstrecken der zitternden Zunge, so wie heftiges krampfhaftes Zucken der seitlichen Gesichtsmuskeln. Die Zunge ging bald wieder zurück, trat aber nach nochmaliger Reizung der Nasenschleimhaut durch Salmiakgeist auf drei Sekunden wieder hervor. Die geschlossenen Kiefer,

ließen sich, ohne daß es einer großen Anstrengung bedurfte, von einander ziehen. — Die Pupille verengerte sich nochmals. Nachdem vier und eine halbe Minute verflossen waren, bewirkte Reizung des Augenliedes durch auf dasselbe angewandte Reibung keine Verengerung der Pupille mehr.

Reizung des Rückenmarks durch Einbringen des Fingers in den Kanal desselben brachte noch mehrmals dieselben Erscheinungen hervor, wie früher. Die Augenlieder waren beim Einschieben des Kopfes in den Sarg, welches nach sechs Minuten geschah, geschlossen.

Ein Schlagen der Kopfarterien wurde nicht bemerkt.

Das Physiognomische konnte bei diesem Kopfe fast gar nicht beachtet werden, da dem Gesichte durch die schon oben erwähnte künstliche Nase, die an die Stelle der einige Jahre vorher in Folge von Syphilis verlornen aus der Stirnhaut gebildet worden, der physiognomische Ausdruck beinahe gänzlich mangelte. In dem Augenblicke, als der Kopf von der Erde aufgehoben wurde, zeigte sich nicht die mindeste Veränderung in den Gesichtszügen. Später aber bildete sich an beiden Seiten des Mundwinkels eine Falte, die Oberlippe schien sich zu spannen und zur Bildung dieser Falte beizutragen.

Der Rumpf gab kein Zeichen des Athmens, weder durch Heben der Brust, noch durch Hervorbringen der Luftröhre, noch durch Zusammenziehung dieser um den in sie eingebrachten Finger.

Bewegung der Gliedmaaßen und des Rumpfes war nicht vorhanden.

Das Herz schlug im ersten Zeitraume häufig, unregelmäßig; im zweiten aussetzend, sehr unregelmäßig, oft fünf bis sechs Schläge in schneller Folge, dann wieder einige langsam, dabei klein und schwach.

Der Puls an der Handwurzel war nur im ersten Mo-

A. Moll.

Der Bauch im Verhältniß zur Brust klein. Die Schaamgegend mäßig stark behaart, nicht hervorragend; das männliche Glied nicht groß. An der Eichel und Vorhaut keine Spuren von Lustseuche.

C. Dieter.

Am Unterleibe vom Nabel abwärts stehen die Haare ziemlich dicht; stark ist jedoch der Haarwuchs in der Schaamgegend. Das männliche Glied ist von mittelmäßiger Größe, und an der Eichel, wo auch noch Narben von früher vorhanden gewesenen Chankerbläschen sich zeigen, eingeschrumpft.

Hodensack ziemlich groß, von sehr dunkler Farbe, hängt schlaff herab. Seine Haut sehr dick und derb.

Gliedmaaßen, besonders die untern, lang, dünn, die Knochen hervorstehend. In der Achselgrube weniges Haar.

An den Knieen die Haut sehr dick, kallös und von dunkeler Farbe.

II. Maaße des Körpers und Kopfes *)

A. Rumpf und Gliedmaßen.	Rhnl. M.			Rhnl. M.		
a) Längenmaaße	F.	Z.	L.	F.	Z.	L.
Länge des ganzen Körpers vom Scheitel über die Nasenspitze bis zur Fußsohle	5	6	6	5	8	—

*) Beim Nehmen der Maaße 1 und 2 wurden die Durchschnittsflächen des Halses so nahe wie möglich mit einander in Berührung gebracht.

	A. Moll.			C. Dieter.		
	F.	Z.	L.	F.	Z.	L.
Vom Scheitel bis zur Schaambeinfuge	2	10	—	2	7	—
Vom obern Rande des Brustbeins bis zum obern Rande des horizontalen Schaambeinastes	1	9	6	1	8	—
Vom obern Rande des Brustbeins bis zur Spitze des schwerdtförmigen Knorpels	—	11	—	—	10	2
Von der Spitze des schwerdtförmigen Knorpels bis zum obern Rande der Schaambeinfuge	—	10	6	—	9	10
Von der Schaambeinfuge bis zur Fußsohle	2	8	6	3	1	—
Von dem vordern obern Darmbeinstachel bis zur Fußsohle	3	1	6	3	2	10
Von dem vordern obern Darmbeinstachel bis zur Mitte des Kniees	1	7	6	1	7	6
Länge des Fußes von der Ferse bis zur Spitze der großen Zehe	—	10	2	—	9	6
Länge des Armes von der Schulterhöhe bis zur Spitze des Mittelfingers	2	7	6	2	6	6
Länge des Oberarmes von der Schulterhöhe bis zum Ellenbogenknorren	1	3	—	1	1	5
Länge des Unterarmes sammt der Hand vom Ellenbogenknorren bis zur Spitze des Mittelfingers	1	4	6	1	5	1
Länge der Hand, von dem griffelförmigen Fortsatz der Speiche bis zur Spitze des Mittelfingers	—	8	1	—	8	—
Länge der Mittelhand von dem griffelförmigen Fortsatz der Speiche bis zur obern Gelenkfläche des dritten Mittelhandknochen	—	4	1	—	3	10
Länge des Mittelfingers . .	—	4	—	—	4	2

	A. Moll.			C. Dieter.		
	F.	Z.	L.	F.	Z.	L.
b) Breite						
Von einer Schulterhöhe bis zur andern	1	3	10	1	2	10
Von einer Brustwarze bis zur andern	—	8	6	—	8	6
Von einem obern vordern Darmbeinstachel bis zum andern	1	—	3	—	11	4
c) Umfang						
Umfang der Brust von dem Rücken über die Brustwarzen	3	—	—	2	8	6
Umfang des Unterleibes unter den kurzen Rippen über den Nabel	2	6	—	2	5	1
Umfang des Oberschenkels an seinem obern Drittheil . .	1	9	—	1	4	9
Umfang des Oberschenkels an seinem untern Drittheil .	1	2	—	—	11	6
Umfang des Unterschenkels an seinem obern Drittheil .	1	—	2	—	11	2
Umfang der Wade	1	1	—	—	11	—
Umfang des Unterschenkels an den Knöcheln . . . . ,	—	9	—	—	7	10
Umfang des Fußes über den Fußrücken zur Fußsohle hinab	—	11	—	—	10	4
Umfang der großen Zehe an der Mitte des obern Gliedes .	—	3	2	—	2	6
Umfang des Oberarms von der Achselhöhle aus bis zur Schulterhöhe	1	—	6	—	9	4
Umfang des Oberarms oberhalb des Ellbogengelenkes . .	—	9	6	—	8	—
Größter Umfang des Vorderarms	—	10	—	—	8	10
Umfang der Handwurzel . .	—	6	2	—	6	2
Umfang des Daumens . . .	—	3	—	—	2	5

B. Kopf.	A. Moll. F.	Z.	L.	C. Dieter. F.	Z.	L.
a) Längenmaaße						
Vom Scheitel über die Nase bis zur Spitze des Kinnes .	—	9	3	—	9	—
Von dem obern Rande der Stirne bis zur Spitze des Kinnes .	—	7	6	—	7	—
Vom obern Rande der Stirne bis zur Nasenspitze . . .	—	4	9	Die Angabe dieser Maaße ist der künstlich gebildeten Nase wegen überflüssig.		
Von der Nasenwurzel über die Nasenspitze bis zum Kinne .	—	4	6			
Von der Nasenspitze bis zum Kinne	—	2	9			
Von der Nasenwurzel bis zu deren Spitze	—	2	3			
b) Durchmesser						
Von dem Zitzenfortsatze der einen Seite bis zu dem der andern	—	6	2	—	5	5
Von einer Schläfengegend bis zur andern	—	5	4	—	4	6
Von einem Wangenbein bis zum andern	—	5	—	—	4	3
Von dem Unterkieferwinkel der einen Seite bis zu dem der andern :	—	4	1	—	4	—
Vom erhabensten Punkte des Hinterhauptes bis zur Stirnglatze	—	7	—	—	6	6
c) Kreismaaße						
Von der Höhe des Hinterhauptbeines über die Ohren bis zur Mitte der Stirnglatze	1	10	—	1	9	—
Von dem Ohr einer Seite über das Hinterhauptbein bis zu dem der andern	—	11	—	—	9	4

	A. Moll.			C. Dieter.		
	F.	Z.	L.	F.	Z.	L.
Von dem Ohr der einen Seite über die Stirne bis zu dem der andern	—	11	9	—	11	4
Umfang der Stirne von dem behaarten Theile der rechten Schläfe bis zu dem der linken	—	8	—	—	5	6

III. Schädelhöhle.

A. Moll.

Eine ziemlich starke Fettschichte wurde von der den Schädel umgebenden Haut bedeckt.

Die Verwachsung der dün-

C. Dieter.

Kopfbedeckung normal.

Kopfmuskeln sehr schwach.

Die Abdachung des Schädels vom Scheitel über die Stirne bildet einen spitzigen Winkel.

An der rechten Seite der Stirne, da, wo der Stirnhügel sich befinden soll, ist ein elliptischer Eindruck bemerkbar; an dieser Stelle liegen die sehr dünnen Knochenplatten des Stirnbeins, ohne daß sich das schwammige Gewebe zwischen ihnen befände, fest auf einander. Die äußere Bedeckung ist mit diesem Eindrucke verwachsen.

Die feine und zarte har-

A. Moll.

nen Hirnschale mit der sehr zarten, harten Hirnhaut ist geringe, findet jedoch an mehreren Stellen statt.

Das Gehirn läuft nach vorne etwas flach ab, seine rechte Seite ist mehr nach vorne, die linke hingegen mehr nach hinten gedrängt.

In der Nähe der Kranznath sind beträchtlich angeschwollene pacchionische Drüsen.

Der Längenblutleiter ist blutleer.

An einigen Stellen ist die harte Hirn- mit der Spinnwebenhaut verwachsen; diese Verwachsung zeigt sich am erhabensten Theile des Gehirns, wo auch eine ausgeschwitzte weiße, körnigte Masse sich vorfindet, am stärksten.

Zwischen der Spinnweben- und Gefäßhaut (pia mater) des Gehirns war Luft vorhanden. Die fast blutleeren Blutadern des Gehirns enthielten ebenfalls Luft.

C. Dieter.

te Hirnhaut löst sich leicht von der dünnen und ungleiche Schädeldecke.

Nahe am Längenblutleiter befinden sich mehrere pacchionische Drüsen: einige ziemlich große liegen selbst in ihm.

Die Blutgefäße der harten Hirnhaut enthalten noch viel Blut.

In der Gegend der Sichel sind kleine Verwachsungen der harten Hirn- mit der Spinnwebenhaut bemerkbar, nach hinten und unten stärker.

Zwischen der harten Hirn- und Spinnwebenhaut befand sich, so wie auch zwischen dieser und der Gefäßhaut Luft.

	A. Moll.			C. Dieter.		
	F.	Z.	L.	F.	Z.	L.
Von dem Ohr der einen Seite über die Stirne bis zu dem der andern	—	11	9	—	11	4
Umfang der Stirne von dem behaarten Theile der rechten Schläfe bis zu dem der linken	—	8	—	—	5	6

III. Schädelhöhle.

A. Moll.

Eine ziemlich starke Fettschichte wurde von der den Schädel umgebenden Haut bedeckt.

Die Verwachsung der dün-

C. Dieter.

Kopfbedeckung normal.

Kopfmuskeln sehr schwach.

Die Abdachung des Schädels vom Scheitel über die Stirne bildet einen spitzigen Winkel.

An der rechten Seite der Stirne, da, wo der Stirnhügel sich befinden soll, ist ein elliptischer Eindruck bemerkbar; an dieser Stelle liegen die sehr dünnen Knochenplatten des Stirnbeins, ohne daß sich das schwammige Gewebe zwischen ihnen befände, fest auf einander. Die äußere Bedeckung ist mit diesem Eindrucke verwachsen.

Die feine und zarte har-

A. Moll.	C. Dieter.
nen Hirnschale mit der sehr zarten, harten Hirnhaut ist geringe, findet jedoch an mehreren Stellen statt.	te Hirnhaut löst sich leicht von der dünnen und ungleiche Schädeldecke.
Das Gehirn läuft nach vorne etwas flach ab, seine rechte Seite ist mehr nach vorne, die linke hingegen mehr nach hinten gedrängt.	
In der Nähe der Kranznath sind beträchtlich angeschwollene pacchionische Drüsen.	Nahe am Längenblutleiter befinden sich mehrere pacchionische Drüsen: einige ziemlich große liegen selbst in ihm.
Der Längenblutleiter ist blutleer.	
	Die Blutgefäße der harten Hirnhaut enthalten noch viel Blut.
An einigen Stellen ist die harte Hirn- mit der Spinnwebenhaut verwachsen; diese Verwachsung zeigt sich am erhabensten Theile des Gehirns, wo auch eine ausgeschwitzte weiße, körnigte Masse sich vorfindet, am stärksten.	In der Gegend der Sichel sind kleine Verwachsungen der harten Hirn- mit der Spinnwebenhaut bemerkbar, nach hinten und unten stärker.
Zwischen der Spinnweben- und Gefäßhaut (pia mater) des Gehirns war Luft vorhanden. Die fast blutleeren Blutadern des Gehirns enthielten ebenfalls Luft.	Zwischen der harten Hirn- und Spinnwebenhaut befand sich, so wie auch zwischen dieser und der Gefäßhaut Luft.

A. Moll.	C. Dieter.
	Die Adern der Gefäßhaut enthielten noch viel Blut.
Die Gehirnwindungen zahlreich, aber schmal und auf beiden Seiten beträchtlich ungleich. Das Gehirn hat mehr die Form eines weiblichen.	Die Windungen der beiden Halbkugeln sind ungleich, von beträchtlicher Breite.
	Die Consistenz der Gehirnmasse ist, (obgleich schon zwei Tage seit der Hinrichtung verflossen und der Thermometerstand beträchtlich war) noch beträchtlich groß.

A. Grundfläche des Gehirns.

Die Wirbel- (vertebrales) und Kopfpulsadern (carotides internae seu cerebrales) sind enge, erstere von gleicher Stärke.	Die Pulsadern sind enger als gewöhnlich. Die rechte Wirbelpulsader hat einen um zwei Linieen größern Durchmesser als die linke. Die rechte Kopfpulsader ist etwas weiter als die linke.
Gehirnschenkel stark entwickelt.	Die Schenkel des Gehirns normal.
Alle Nerven sind im Verhältniß zur Masse des Gehirns kleiner, feiner als man sie sonst bei einem so kräftigen Manne findet.	Die Nerven an der Grundfläche verhältnißmäßig sehr stark.
Varolsbrücke breit aber platt; ihre Länge be-	Die schmale Varolsbrücke bildet eine beträcht-

A. Moll.

trägt einen Zoll drei Linien, die Breite einen Zoll sechs Linien.

Das verlängerte Mark hat vor der Varolsbrücke einen Durchmesser von zehn und einer Viertel-Linie.

Die strangförmigen Körper (corp. pyramidalia) platt, schmal.

Die olivenförmigen Körper bilden eine starke Hervorragung.

Die Kreuzung der strangförmigen Körper findet eilf Linien von dem hintern Rande der Varolsbrücke statt. Zwei oberflächliche Markbündel gehen von einem pyramidenförmigen Körper bis zum andern. Das

C. Dieter.

liche Wölbung, sie hat eine Länge von einem Zoll und zwei Linien.

Das verlängerte Mark ist klein; sein Durchmesser von einem olivenförmigen Körper bis zum andern acht und eine halbe Linie.

Von einem strangförmigen Körper bis zum andern neun und eine halbe Linie.

Queerdurchmesser des Rückenmarks, unmittelbar unter den olivenförmigen Körpern, fünf Linien.

Die strangförmigen Körper platt.

Die olivenförmigen Körper ragen stark hervor; hinter ihnen zeigt sich am verlängerten Marke eine beträchtliche Einschnürung.

A. Moll.	C. Dieter.
vordere Bündel ist nur halb so dick als das hintere.	
Die Entwickelung des Geruchsnerven geschieht aus mehreren Wurzeln auf beiden Seiten; nach vorne zu wird er bedeutend schwächer.	
Hirnanhang normal.	Hirnanhang normal.
Trichter eben so.	Trichter eben so.
Der graue Höcker (tuber cinereum) klein.	Grauer Höcker ebenso.
Die Markkügelchen (eminentiae candicantes), rund, verhältnißmäßig groß.	Markkügelchen ebenso.
Die Vierhügel ragen vorne nicht beträchtlich hervor; die vorderen sind dicker als die hinteren und zeigen mehr graue Masse.	Vierhügel nur wenig erhaben. Ihr Längen- und Breite-Durchmesser ist kleiner als gewöhnlich; die vordern sind etwas breiter als die hinteren. Die Substanz beider hat ziemlich dieselbe Farbe.
Zirbeldrüse groß, hat ein hydropisches Ansehen; nur an ihrer untern Fläche enthält sie etwas Sand.	Zirbeldrüse klein, etwas Sand im Innern derselben.
Die Klappe der vierten Gehirnhöhle sehr dünn und ausdehnbar.	In der vierten Gehirnhöhle eine geringe Menge Flüssigkeit. Die Klappe sehr dünn.

B. Großes Gehirn.

Graue Substanz im	Die Rindensubstanz

A. Moll.

Verhältniß zur weißen gering; an den Windungen meist nur eine Linie, häufig sogar nur eine Viertel-Linie stark. Die Rindensubstanz ist deutlich in zwei verschiedene Parthien getrennt, in eine äußere dunkele und eine innere hellere; an der Durchschnittsfläche läßt sich die erste leicht wegnehmen, die zweite hingegen ist mit der Marksubstanz verbunden. In letzterer befinden sich gegen die Rindensubstanz hin einzelne helle Markkörner.

Gefäße des Gehirns fast blutleer.

Länge des schwieligten Körpers drei Zoll drei Linien.

Gefaltetes Hirnadernetz (plexus choroideus): normal.

Die Faserung des Gehirns ist überall sehr deutlich, besonders schön ausgebildet ist Reil's Faltenkranz.

C. Dieter.

in Verhältniß zur innern oder Marksubstanz geringe entwickelt, weicher als diese, nicht so dunkel wie gewöhnlich. — Es findet eine Theilung der Rindensubstanz in eine äußere dunkele, und eine helle innere statt.

In der Marksubstanz sind mehrere graue Körner so wie auch einzelne verhärtete Stellen bemerkbar.

Mark- und Rindensubstanz blutreich.

Der schwielichte Körper mißt seiner Länge nach drei Zoll.

Die mittlern und hintern Gehirnlappen mässig stark entwickelt.

Das gefaltete Hirnadernetz sehr dünn, enthält mehrere größere Wasserblasen (hydatides).

A. Moll.

Sehhügel so wie gestreifte Körper besitzen die normale Größe. Die knieförmigen Höcker an den ersten sind kaum bemerkbar.

Der große und kleine Seepferdfuß wenig entwickelt. Beide sind zwar, wie die Hörner der Seitenhöhlen, in denen sie liegen, ziemlich lang, allein weder breit noch auch besonders hervorragend.

Der große Seepferdfuß (der rechten Seite) bildet an seinem Ende eine beträchtliche Anschwellung, an welcher die vier Zehen des Fußes deutlich wahrzunehmen sind.

C. Dieter.

Die Entwicklung der Sehhügel ist nicht beträchtlich, die knieförmigen Höcker ragen jedoch ziemlich stark hervor.

Der ganze, nicht große, gestreifte Körper ist von verhärteter Marksubstanz umgeben. Dieselbe fühlt sich wie zähes Leder an.

Die Marksubstanz ist sowohl in den Sehhügeln als den gestreiften Körpern vorherrschend.

Der große Seepferdfuß normal; an seiner fingerförmigen Erhabenheit sind in der Umkleidung der Marksubstanz mehrere kleine Verhärtungen befindlich.

Das hintere Horn der Seitenhöhle der rechten Halbkugel fehlt fast ganz, daher denn auch von dem kleinen Seepferd-

A. Moll.

Die Wurzel des grauen Kolbens reicht beinahe bis an das Ende des mittlern Horns der Seitenhöhle, so daß dieselbe an dem hintern und untern Rande des Sehhügels noch sichtbar ist.

Der Saum des Gewölbes (taenia) ist stark und fest.

Das Gewölbe so wie die durchsichtige Scheidewand bieten nichts Abnormes dar.

In keiner der fünf Gehirnhöhlen fand sich Flüssigkeit vor.

C. Dieter.

fuß und der Vogelklaue nur Spuren geringer Entwicklung vorhanden sind.

Das der linken ist fast normal gebildet.

Der Saum des Gewölbes ist undeutlich und weich.

Nur in der vierten Gehirnhöhle war eine geringe Menge Flüssigkeit befindlich.

C. Kleines Gehirn.

A. Moll.

Im Verhältniß zum großen von beträchtlichem Umfange, rund, gewölbt, weiblich geformt. Die Gefäßhaut ist mit der Spinnwebenhaut an den meisten Stellen innig verwachsen. Die letztere Haut ist an der Grundfläche des

C. Dieter.

Verhältnißmäßig klein.

A. Moll.	C. Dieter.
kleinen Gehirns und an den Seitenflächen der vierten Gehirnhöhle von fast knorplicher Beschaffenheit.	
Das *Gefäßnetz* wenig entwickelt.	
Der *Centrallappen* liegt sehr hoch, so daß seine vordere Fläche zum Theil sichtbar ist.	
Der linke *vierseitige Lappen* ist etwas größer als der rechte; dagegen ist der *linke obere* kleiner als der *rechte*.	Der rechte *vierseitige Lappen* ist etwas größer als der linke. Die hintern obern Lappen sind ungleich.
Oberer Wurm sehr klein.	Der *obere Wurm* zeichnet sich durch seine Größe aus; er ist stark begränzt.
Mandeln und *Flocken* groß, aber wenig strangartig, weil die verhärtete Gefäßhaut sie zusammenschnürt.	*Flocken* groß; eben so die rechte Mandel; die linke hingegen viel kleiner, jedoch nicht grade geringe entwickelt.
Die *Lappen der untern Fläche* sind nicht sehr deutlich ausgebildet.	
Der *untere Wurm* hat keine beträchtliche Größe.	*Unterer Wurm* groß.
Rindensubstanz sehr weich.	*Rindensubstanz* weich
Marksubstanz etwas härter.	*Marksubstanz* härter.

A. Moll.	C. Dieter.
Das Verhältniß beider zu einander ist normal.	
Das kleine Gehirn ist blätterreich.	
	Der gezahnte Körper so wie der innere Bau der Brücke und des verlängerten Markes sind normal.

II. Brusthöhle.

Eine sehr fette Haut bedeckte die starken Brustmuskeln.	Die dunkelrothen Brustmuskeln sind weniger entwickelt als gewöhnlich, jedoch sehr derb und fest.
Brustwarzendrüsen gering entwickelt.	
Brustdrüse (glandula thymus) noch vorhanden, größer, als sie in diesem Alter zu seyn pflegt. Der rechte Lappen reicht einen Zoll tiefer herab als der linke.	Brustdrüse noch vorhanden, jedoch klein.
Herzbeutel mit einer häutigen Fettlage umkleidet.	Auf den Brustfellsäcken und dem Herzbeutel liegt eine Fettschichte.
Herz liegt mehr nach der linken Seite hin als gewöhnlich. Die Grundfläche desselben ragt kaum über den linken Rand des Brustbeins nach rechts hinüber.	Die Lage des Herzens ist fast normal. Die Spitze desselben liegt hinter dem Knorpel der fünften Rippe der linken Seite.

A. Moll.	C. Dieter.
Der obere Lungenlappen der rechten Seite ist ganz aufwärts gedrängt. Die Grundfläche des untern reicht nur bis an den obern Rand der dritten Rippe. Die ganze rechte Lunge ist nach vorne und innen mit dem Brustfellsacke fest verwachsen; nach hinten ist sie frei. Die Spitze des obern Lappens liegt ebenfalls frei. An der Grundfläche des untern zeigen sich mehrere, jedoch nicht sehr starke Verwachsungen mit dem an den Zwerchmuskel angehefteten Brustfellsack. Die einzelnen Lappen der rechten Lunge sind mit einander verwachsen und nur der mittlere ist etwas weniges von dem obern getrennt.	Beide Lungen sind fast überall mit den sie umgebenden Säcken stark verwachsen.
Die linke Lunge liegt ganz frei in ihrem Sacke, sie ist kleiner und hat zwei Lappen.	
Substanz der Lungen gesund; an der hintern Fläche und zum Theil auch an der Grundfläche der Lungen ist sie dunkel gefärbt. An verschiedenen Stellen zeigen sich schwarze Flecken; keine Verhärtungen.	Die rechte Lunge ist an ihrem obern Umfange voller Knoten (tubercula). An der linken Lunge sind ebenfalls am Rande Verhärtungen wahrzunehmen; ein Durchschnitt zeigte, daß es die

A. Moll.

C. Vieter.

erweiterten, an ihrem ganzen Umfange verknorpelten Luftröhrenäste waren. Die Brustfellsäcke, so wie die Substanz der Lungen selbst (besonders aber die Luftröhrenäste), sind an dem innern Rande fast knorplich.

Die Substanz der rechten Lunge ist blutreicher als die der linken.

Der dünne fast durchsichtige, an keiner Stelle verwachsene Herzbeutel ist an seiner Grund- und konvexen Fläche mit vielem Fette überzogen; die untere ebene zeigt nur eine geringe Fettmasse.

In dem dünnen Herzbeutel befindet sich nahe an zwei Unzen Flüssigkeit.

Aus dem großen Gefäßbogen (Arcus aortae) entspringen die ungenannte, die linke Kopf-, die Rückenwirbel- und die linke Schlüsselbeinpulsader.

Die Rückenwirbelschlagader nimmt ihren Ursprung aus dem großen Gefäßbogen.

Herz.

Beide Vorhöfe blutleer, die Wandung des rechten, dünn; die eustachische so wie die thebesische Klappe sehr klein und zart.

Herz.

Die Vorhöfe enthalten Blut; der rechte, sehr erweiterte, wenig; der linke hingegen ist ganz mit schwarzem Blute gefüllt; Substanz normal.

A. Moll.

Das ovale Loch geschlossen.

Die rechte Kammer ist ziemlich enge, die Muskulatur schwach.

Die dreizipflichen Klappen so wie die halbmondförmigen der Lungenpulsader sind normal.

Die Höhle der linken Kammer hat die gewöhnliche Größe. Die Wandungen beträchtlich muskulös.

An der zweizipflichen Klappe fühlt man kleine knorpliche Knötchen. Die Ränder der halbmondförmigen Klappen der großen Pulsader sind stark verknorpelt.

Die große Pulsader so wie die aus ihr entspringenden Stämme zeigen eine geringe Weite; der botallische Gang ist gänzlich geschlossen.

C. Dieter.

Die eustachische Klappe kaum sichtbar.

Das ovale Loch noch offen.

Die rechte etwas Blut enthaltende Kammer hat die normale Größe. Die fleischigen Bündel so wie die papillenförmigen Muskeln nicht besonders entwickelt.

Die papillenförmigen Muskeln der mit schwarzem Blut angefüllten und relativ großen linken Kammer zeigen eine geringe Entwicklung.

Die halbmondförmigen Klappen sind an ihrem untern Rande knorplich.

Das Gewicht des in dem linken Herzen enthaltenen Blutes betrug zwei Unzen.

A. Moll.

Die Speiseröhre derb und muskulös.

An der innern Fläche der Rippen ist eine Fettschichte vorhanden.

Der herumschweifende Nerve ist beträchtlich stark; der sympathische Nerv dünn, weiss, mit sehr kleinen Nervenknoten.

C. Dieter.

In der grossen Pulsader befindet sich eine ziemliche Menge geronnenen Blutes.

Speiseröhre normal.

V. Zwerchfell.

A. Moll.

Sehr muskulös. Auf der rechten Seite an dem vordern Rande des sehnigten Theiles befindet sich ein besonderes Muskelbündel, dessen Fasern von rechts nach links und etwas schief von hinten nach vorne laufen, von der Form eines länglichen Vierecks, einen Zoll lang und einen halben breit.

Das Zwerchfell ist stark gewölbt und steigt auf der rechten Seite bis zum untern Rande der vierten Rippe hinauf. Fast in der Mitte des sehnigten Theiles ragt ein wei-

C. Dieter.

Das Zwerchfell steigt bis zum obern Rande der vierten Rippe hinauf.

A. Moll.	C. Dieter.
ker knorplichter Auswuchs hervor, von der Größe einer mittelmäßig dicken Erbse.	
Die Entfernung von der Mitte des Zwerchfells bis zum obern Rand der Schaambeinfuge beträgt einen Fuß, drei Zoll zwei Linieen.	Die Mitte des Zwerchfells ist von dem obern Rande der Schaambeinfuge einen Fuß, zwei Zoll und sechs Linieen entfernt.

VI. Bauchhöhle.

Bei der Durchschneidung der weißen Linie gelangt man auf eine einen halben Zoll dicke Fettlage.	Die Bauchwandungen sehr fettreich.
Das Netz reicht nur bis zum Nabel hinab.	Das mit vielem Fette versehene Netz geht nur bis unter den Nabel.
Der blinde Sack des länglichen darmähnlichen Magens ragt etwas hervor.	Der blinde Sack des nicht großen Magens ragt hervor.
Der schwerdtförmige Knorpel ist nicht nach innen gekrümmt.	
Der aufsteigende und queere Grimmdarm hat die normale Lage.	
An der Stelle, wo gewöhnlich die S förmige Krümmung (flexura sigmoidea) ruht, befindet sich ein Theil der dünnen Gedärme, indeß jene in der rechten Unterrip-	Die S förmige Krümmung liegt nach rechts hinüber.

A. Moll.

pen-Gegend (Hypochondrium dextrum) liegt; sie ist lang und voll Koth.

Die Gedärme so wie das Gekröse sind mit Fett bedeckt. An dem Mast- und Grimmdarm finden sich große netzförmige Anhänge (appendices epiploicae.).

Der aufsteigende Grimmdarm ist an mehreren Stellen verengert, der queere hat stark entwickelte Muskelfasern.

Blinddarm und wurmförmiger Fortsatz normal.

Dünndarm normal.

Der Leerdarm enthält einige Spulwürmer u. flüssigen Koth.

Der starke derbhäutige Magen enthält eine geringe Menge einer bräunlichen flüssigen Masse; die innere Haut ist gegen den Magenmund hin etwas entzündet; eben so sind dies mehrere Stellen in der Speiseröhre; die innere Haut derselben (die Epidermis) ist deutlich vorhanden; dieselbe erstreckt sich bis zum Magenmunde, wo sie franzig und frei endet.

C. Dieter.

Gekröse; die Gekrösdrüsen normal.

Der aufsteigende Grimmdarm ist durch viele zarte zelligte Anheftungen mit dem Bauchfell, der Leber und der Gallenblase verbunden.

An dem Leerdarm erblickt man noch viele gefüllte Milchgefäße.

Die Stärke der gefäßreichen Magenhäute ist mehr gering als normal zu nennen. Der Magen enthält eine gelbe, wäßrige Flüssigkeit.

In der Nähe des Pförtners befindet sich eine Einschnürung, so daß sich ein Pförtnertheil (pars pylorica) abscheidet.

Längenmaaße des Darmkanals, des Magens und der Speiseröhre.

	A. Moll.			C. Dieter.		
	Rhnl. M.			Rhnl. M.		
	F.	Z.	L.	F.	Z.	L.
Die Länge des ganzen Darmkanals vom After bis zum Pförtner	33	10	—	40	4	—
Der Dickdarm vom After bis zum gewundenen Darm . . .	6	—	—	6	4	—
Der Dünndarm vom gewundenen Darm bis zum Pförtner .	27	10	—	34	—	—
Der Zwölffingerdarm . . .	—	10	—	—	—	—
Der Magen vom Pförtner bis zum Magenmund . . .	—	11	—	—	11	—
Der Magen vom Pförtner bis zum äußersten Ende des Blindsacks	1	3	—	1	3	—
Der Speiseröhre von ihrem Eintritt in die Brust bis zu ihrem Austritt aus derselben durch das Zwerchfell	—	11	—	—	10	—

Milz: Ihre Substanz weich. Sie hat einen kleinen Umfang.

Die große und weiche Milz ist mit dem Bauchfell verwachsen.

Lage der Milz normal.

Leber normal.

Die kleine und weiche Leber hat eine blasse, jedoch an der innern Fläche, in so weit diese mit dem innern Grimmdarm in Berührung steht, eine bläuliche Farbe.

Der starken Anheftungen der ziemlich kleinen Leber an das Bauchfell wegen, konnte dieselbe nicht ohne Substanzverlust von diesem getrennt

A. Moll.	C. Dieter.
Die Bänder der Leber sind normal.	werden. Die hintere Fläche der Leber, so wie die Gallenblase sind mit dem Grimmdarm verwachsen.
Der rechte Lappen steht durch zwei schwache Anheftungen mit dem Bauchfell in Verbindung.	Die Leber ist normal entwickelt; ihre innere Substanz gesund; die sie umgebende mit falschen Membranen bedeckte Haut ist verdickt.
Die kleine Gallenblase, welche mit dem queeren Grimm- und dem Zwölffingerdarm ihrer ganzen Länge nach verwachsen ist, enthält eine flüssige Galle.	
Bauchspeicheldrüse sehr fett.	Bauchspeicheldrüse gesund.
Die rechte Nebenniere groß und besteht aus zwei starken Lappen; die linke, kleinere, nur aus einem.	Nebennieren wenig entwickelt.
Die Nieren mit vielem Fett überkleidet; die linke liegt etwas höher; ihr Inneres ist normal. Das Fett hat an der vordern Fläche eine eigene graue Farbe.	Eine nicht beträchtliche Fettmasse umgibt die Nieren; das Becken der rechten ist etwas erweitert, das der linken normal. Die Substanz gesund.
Die rechte Niere beträchtlich groß. Beim Aufschnei-	

A. Moll.

den entleerten sich aus dem bis zu einem Durchmesser von zwei Zoll sechs Linien ausgedehnten Becken neun Unzen strohgelber Harn. Die Höhlung hat eine fast runde Gestalt. Alle Nierenkelche sind ausgedehnt; die Rindensubstanz ist mißfarben.

Der Harnleiter dieser Niere ist neun Linien von seiner Mündung in die Harnblase stark verengert.

Die große, aber dünnwandige Harnblase enthält eine beträchtliche Menge Urin.

Gefäße.

Die große Pulsader des Unterleibes enthält etwas Blut.

Nerven.

Der sympathische ist stark, die Nervenknoten sind weit mehr als in der Brusthöhle entwickelt; nachdem er durch das Zwerchfell hervorgekommen, ist er sehr stark und weiß.

Saamenstrangnerve beträchtlich entwickelt.

Die Hoden groß.

Die normal beschaffene Vorsteherdrüse (glandula pro-

C. Dieter.

Die Harnblase ist von vielem Urin stark ausgedehnt.

Nerven.

Der sympathische hat die normale Entwickelung.

Der Saamenstrangnerve ist stark.

Hoden gesund.

A. Moll. | C. Dieter.

stata) enthält vielen weißlichen Schleim, der sich aus den einzelnen Körnern der Drüse herausdrücken läßt.

In den ziemlich großen Saamenbläschen befindet sich eine gelbliche Saamenflüssigkeit in nicht geringer Menge.

Der große Psoasmuskel sehr stark, der kleine fehlt.

VI. Gliedmaaßen.

Die Muskeln sowohl der obern als auch der untern Gliedmaaßen sind sehr stark entwickelt. Dasselbe ist der Fall hinsichtlich der Nerven, vor allem aber des Schenkelnervens, der sich durch seine Stärke auszeichnet.

Die Puls- und Blutadern normal.

Gewichtsbestimmung des Rumpfes, des Kopfes, so wie der verschiedenen Organe und ihrer einzelnen Theile.

	Pfd.	Loth	Pf.	Loth.
Gewicht des Rumpfes . .	134	—	—	—
= = Kopfes . . .	10	17	8	—
= = ganzen Gehirns	3	$16\frac{3}{4}$	2	21
= = großen =	3	—	2	$9\frac{1}{2}$
= = kleinen Gehirns mit dem verlängerten Mark, der Varolsbrücke und der				

	A. Moll.			C. Dieter.	
	Pfd.	Lth		Pf.	Loth
Vierhügel, nach Hinwegnahme der Zirbeldrüse und der größern Gefäße . .	—	15½		—	10½
Gewicht des kleinen Gehirns ohne Varolsbrücke und verlängertes Mark . . .	—	11¾		—	8
Gewicht der Varolsbrücke und des verlängerten Marks .	—	3		—	2½
Gewicht der Lungen sammt Herz und Brustdrüse . .	2	21	Lungen, Luftröhre und Herz wiegen . .	4	2
Gewicht des Herzens nach seiner Trennung von den Gefäßstämmen	—	21½		—	21
Gewicht der Milz	—	10		—	21½
" " Leber sammt der Gallenblase	2	23		2	18½
Gewicht der Bauchspeicheldrüse	—	8		—	11⅝
" beider Nieren . .	—	20		—	17½
" der linken	—	11		—	8½
" der rechten	—	9		—	—

An dem Schädel von A. Moll ist an der Stelle, wohin Gall das Mordorgan verlegt, an der rechten Seite eine hervorragende Stelle bemerkbar.

Die Zitzenfortsätze stehen an beiden Schädeln stark hervor.

Die Entwickelung des Knochensystemes beider Köpfe sowohl, als auch des Rumpfes und der Gliedmaaßen, besonders aber des Knochensystems von A. Moll, bieten ein Gemisch von Charakteren des weiblichen und männlichen Skelettes dar. Die Schädelplatten sind sehr dünn. Die Pfeilnath ist bei beiden Schädeln fast ganz, die Kranznath aber zum Theil verwachsen.

Vergleichende Messungen mehrerer Schädel nach ihren verschiedenen Durchmessern.

	A. Moll.		E. Dieter.		Zwei gut gebaute Schädel. erster		zweiter	
	Rh. M		Rhl. M.		Rh. M		Rhl. M.	
a) Queerdurchmesser	Z.	L.	Z.	L.	Z.	L.	Z.	L.
Vom Stirnfortsatz des Wangenbeins der einen bis zu dem der andern Seite	4	1½	3	11	3	10	3	11
Von der Mitte der Schuppe	5	8	3	5½	5	4	5	5
Vom Scheitelhöcker (tuber parietale) des einen Seitenwandbeins bis zu dem des andern	5	6	5	1	5	7	5	6
Die Entfernung der Spitze des linken Zitzenfortsatzes von der des rechten .	4	7	4	1½	4	4	4	4
Vom äußern Rande des Gelenkkopfes des Unterkiefers der rechten bis zu dem der linken Seite	4	6	4	4	4	8	4	5½
b) Längendurchmesser								
Von der Spitze des Kinnes bis zum erhabensten Punkte des Scheitels .	9	2	8	9	9	2	9	1
Von der Spitze des Kinns bis zum Vereinigungspunkte der Kranz- und Pfeilnath	8	4	8	1	8	4	8	4
Von der Nasenwurzel bis zum erhabensten Theile des Hinterhauptes . .	6	9	6	8	7	1	6	11
Von der Nasenwurzel bis zur Spitze der Schuppe	6	8	6	6	6	10	6	9
Von der Nasenwurzel bis zum Vereinigungspunkte der Kranznath mit der Pfeilnath . . .	4	5	4	4	4	5	4	4½

	A. Moll.		C. Dieter.		Zwei gut gebaute Schädel. erster		zweiter	
	Z.	L.	Z.	L.	Z.	L.	Z.	L.
Von der Spitze des Kinnes bis zu dem Punkte, wo die von dem äussern Hinterhauptbeinhöcker herabsteigende Linie endet	5	6	5	5	5	4	5	4
c) Höhendurchmesser								
Von der Vereinigungsstelle der Kranz- und Pfeilnath bis zu dem Punkte, wo die von dem äussern Hinterhauptbeinhöcker herabsteigende Linie endet	5	11	5	2	5	9	5	9

Ueber den Einfluß des Willens auf Pendelschwingungen.

Von

Herrn Dr. Blasius
in Potsdam.

Herr Dr. Schindler hat in seinem Aufsatze »über die rhabdomantischen Pendelschwingungen« (man sehe Zeitschrift f. Anthrop. 1825, 1. Heft, S. 79—112) die Behauptung aufgestellt, daß der kräftige Einfluß des Willens Schwingungen des Pendels ohne Vermittelung der Muskelthätigkeit der das Pendel haltenden Hand hervorzubringen und ihnen eine bestimmte Richtung zu geben vermöge. Er hat

diese Ansicht durch Autoritäten und durch eine Reihe scheinbar entscheidender Versuche gestützt, und auf diese Weise einen Theil der rhabdomantischen Phänomene zu erklären gesucht. — Das Experimentiren ist bekanntlich jetzt die Rabdomantie, durch welche wir die Wahrheiten in den Naturwissenschaften aufspüren und entdecken, und der Versuch der Zauberstab, mit dem wir jede Hypothese zur Wahrheit umzaubern und zugleich die Zuchtruthe, welche wir die Geschöpfe für den Widerspruch ihrer Erscheinungen gegen unsre Ansichten fühlen lassen. Soll es uns nun nicht so gehen, wie dem Lehrling in Göthe's Liede mit dem Zauberbesen, soll nicht eine Fluth von falschen, sich widersprechenden Ansichten die Physiologie überschwemmen, soll diese nicht zu einem ungeheuern Wasser werden, in welchem man vergebens lange nach einem kleinen Fleckchen Land umherschifft, auf dem man einmal festen Fuß fassen kann, — soll mit einem Worte, für unsere kühnen Zaubereien nicht eine Sündfluth uns heimsuchen, die das Wenige, was wir wirklich wissen, gänzlich verschwinden macht, so ist beim Experimentiren große Mäßigung, allseitige Prüfung und eine häufig und von Verschiedenen wiederholte Anstellung der Versuche nothwendig. — Ausserdem aber muß der hier behandelte Gegenstand in unserer Zeit ein um so größeres Interesse haben, als er durch die Ansicht des Herrn Dr. S. in den Geruch des Unerklärlichen, Wunderbaren gebracht und mit einem Heiligenschein umgeben wird, so daß wohl eine abermalige Beschäftigung mit demselben Thema nicht unwillkommen seyn dürfte. — Dies als Einleitung, Entschuldigung und captatio benevolentiae für das Folgende.

Die Versuche des Herrn Dr. S. habe ich in großer Anzahl und unter mannichfaltigen Modificationen wiederholt, und ich theile hier zuerst Einiges über sie mit, um nachher darzuthun, daß die sogenannten rhabdomantischen Pen-

delschwingungen zwar durch den Einfluß des Willens bestimmt, aber durch Muskelthätigkeit vermittelt werden.

1. Die Beschaffenheit des Pendels fand ich nicht gleichgültig für das Gelingen des Versuchs: je mehr der befestigende Faden Steifheit und Festigkeit, je weniger der an ihm befestigte Körper Schwere hat, desto leichter ist dieser im Medium der Luft in Schwingungen zu versetzen. Jedoch muß der Körper nicht zu leicht seyn, um den Faden zu spannen, aus welchem Grunde z. B. eine an ein feines Haar befestigte Flaumfeder nicht schwingt; ja es schien sogar, als wenn bei einem sehr weichen Faden ein etwas schwererer, jenen sehr spannender und ihm daher eine gewisse Steifigkeit mittheilender Körper vortheilhafter für den Versuch war.

2. In einem zur Hälfte mit Wasser gefüllten Glase ist das Pendel im Allgemeinen schwerer zum Schwingen zu bringen, als in der Luft. Dann kommt es sehr auf das spezifische Gewicht des Körpers an. Bimsstein, welcher auf Wasser schwimmt, ist, wenn man ihn so weit durch den Faden hebt, daß er weniger ins Wasser hineintaucht, als er seiner spezifischen Schwere nach thun würde, nur bei sehr fixirtem Willen in eine geringe geradlinige Bewegung zu bringen. Je mehr nebst dem schweren Körper von dem befestigenden Faden im Wasser ist, desto schwieriger ist das Hervorrufen der Schwingungen, besonders wenn der Faden sehr weich und wenig gespannt ist.

3. Die Schwingungen des Pendels, zu welchem ich gewöhnlich einen an einen seidnen Faden oder an ein Haar befestigten goldnen Fingerring nahm, traten ceteris paribus um so schneller und bestimmter ein und wurden um so größer, je klarer ich sie dachte und je fester ich sie wollte. Ohne meinen Willen traten keine ein, auch nicht über verschiedenen Unterlagen, wie z. B. Blei oder Eisen; durch das Zittern

der Hand entstanden höchstens unbedeutende, unregelmäßige, drehende Bewegungen des Ringes, nie Schwingungen in bestimmter Direction. Mein Vorderarm ruhte dabei auf dem Tisch, so daß die Hand größtentheils ganz über den Rand desselben hinausragte; den Faden hielt ich fest zwischen dem rechten Daumen und Zeigefinger. Stets ging ich mit dem festen Vorsatz an das Experiment, meine Hand nach Möglichkeit still zu halten; darauf konnte ich mich aber nachher nie recht fixiren, ohne von dem bestimmten Wollen einer gewissen Schwingung mehr oder minder abgezogen zu werden. Während ich in letzterem beharrte und das Pendel schwang, habe ich so wenig als ein anderer mich Beobachtender außer dem Zittern an meiner Hand eine deutliche, bestimmte Bewegung bemerken können. Mit desto mehr Bestimmtheit und Anstrengung ich indessen wollte, um so mehr fühlte ich dunkel eine Veränderung: eine gewisse Spannung, besonders in den obern Theilen meines Körpers, ein Drängen in den Augen, als wollten sie gleichsam das Pendel in die bestimmte Richtung hineinstoßen, einen Turgor in der haltenden Hand und ein Gefühl darin, welches, ohne daß es von Ermüdung abgeleitet werden kann, da es nach der Stärke des Willens oft schnell und zu Anfange des Versuchs eintritt, fast bis zum Unangenehmen und Schmerzhaften sich steigerte, endlich eine Oscillation oder besser Pulsation nach dem Takte der Schwingungen, welche in den Spitzen des Daumens und Zeigefingers oder auch in einem andern Theile der Hand, besonders in den kleinen Muskeln des Daumens je nach der Verschiedenheit der Schwingungen ihren Sitz hatte. Bei sehr kräftigem Willen zeigten sich sogar den Zuckungen ähnliche Bewegungen der Hand, wie dies auch Herr Dr. S. a. a. O. Seite 104 bemerkt.

4. Durch die zuletzt genannten Erscheinungen aufmerksam und mißtrauisch gemacht, stellte ich die folgenden Versuche an:

Längenmaaße des Darmkanals, des Magens und der Speiseröhre.

	A. Moll.			C. Dieter.		
	Rhnl.M.			Rhnl.M.		
	F.	Z.	L.	F.	Z.	L.
Die Länge des ganzen Darmkanals vom After bis zum Pförtner	33	10	—	40	4	—
Der Dickdarm vom After bis zum gewundenen Darm . . .	6	—	—	6	4	—
Der Dünndarm vom gewundenen Darm bis zum Pförtner .	27	10	—	34	—	—
Der Zwölffingerdarm . . .	—	10	—	—	—	—
Der Magen vom Pförtner bis zum Magenmund . . .	—	11	—	—	11	—
Der Magen vom Pförtner bis zum äußersten Ende des Blindsacks	1	3	—	1	3	—
Der Speiseröhre von ihrem Eintritt in die Brust bis zu ihrem Austritt aus derselben durch das Zwerchfell	—	11	—	—	10	—

Milz: Ihre Substanz weich. Sie hat einen kleinen Umfang.

Lage der Milz normal.

Die kleine und weiche Leber hat eine blasse, jedoch an der innern Fläche, in so weit diese mit dem innern Grimmdarm in Berührung steht, eine bläuliche Farbe.

Die große und weiche Milz ist mit dem Bauchfell verwachsen.

Leber normal.

Der starken Anheftungen der ziemlich kleinen Leber an das Bauchfell wegen, konnte dieselbe nicht ohne Substanzverlust von diesem getrennt

A. Moll.	C. Dieter.
Die Bänder der Leber sind normal. Der rechte Lappen steht durch zwei schwache Anheftungen mit dem Bauchfell in Verbindung.	werden. Die hintere Fläche der Leber, so wie die Gallenblase sind mit dem Grimmdarm verwachsen.
	Die Leber ist normal entwickelt; ihre innere Substanz gesund; die sie umgebende mit falschen Membranen bedeckte Haut ist verdickt.
Die kleine Gallenblase, welche mit dem queeren Grimm- und dem Zwölffingerdarm ihrer ganzen Länge nach verwachsen ist, enthält eine flüssige Galle.	
Bauchspeicheldrüse sehr fett.	Bauchspeicheldrüse gesund.
Die rechte Nebenniere groß und besteht aus zwei starken Lappen; die linke, kleinere, nur aus einem.	Nebennieren wenig entwickelt.
Die Nieren mit vielem Fett überkleidet; die linke liegt etwas höher; ihr Inneres ist normal. Das Fett hat an der vordern Fläche eine eigene graue Farbe. Die rechte Niere beträchtlich groß. Beim Aufschnei-	Eine nicht beträchtliche Fettmasse umgibt die Nieren; das Becken der rechten ist etwas erweitert, das der linken normal. Die Substanz gesund.

A. Moll.	C. Dieter.
den entleerten sich aus dem bis zu einem Durchmesser von zwei Zoll sechs Linien ausgedehnten Becken neun Unzen strohgelber Harn. Die Höhlung hat eine fast runde Gestalt. Alle Nierenkelche sind ausgedehnt; die Rindensubstanz ist mißfarben.	
Der Harnleiter dieser Niere ist neun Linien von seiner Mündung in die Harnblase stark verengert.	
Die große, aber dünnwandige Harnblase enthält eine beträchtliche Menge Urin.	Die Harnblase ist von vielem Urin stark ausgedehnt.
Gefäße.	
Die große Pulsader des Unterleibes enthält etwas Blut.	
Nerven.	Nerven.
Der sympathische ist stark, die Nervenknoten sind weit mehr als in der Brusthöhle entwickelt; nachdem er durch das Zwerchfell hervorgekommen, ist er sehr stark und weiß.	Der sympathische hat die normale Entwickelung.
Saamenstrangnerve beträchtlich entwickelt.	Der Saamenstrangnerve ist stark.
Die Hoden groß.	Hoden gesund.
Die normal beschaffene Vorsteherdrüse (glandula pro-	

denfadens um das oben ausgeschnittne vordere Ende des Queerholzes, und legte in diesen Ausschnitt meinen Zeigefinger der rechten Hand so, daß die Volarfläche desselben mit dem Seidenfaden in Berührung war. Meistens legte ich auch noch den Mittelfinger auf den Zeigefinger, besonders aus dem Grunde, damit ich meinen festen Vorsatz, die Finger nicht im Geringsten zu bewegen, durch stärkeres Andrücken derselben desto eher erreichte. Die Versuche gelangen ganz vorzüglich; bei recht festem Willen entstand jede beabsichtigte Schwingung ohne sichtbare Bewegung meiner Finger schnell, in bestimmt ausgesprochner Richtung und in großem Durchmesser; eben so gelangen die Uebergänge der Bewegung aus einer Direktion in die andere sehr schön. Indessen, was ich unter 3 erwähnt habe, das Gefühl in den Augen, in der Hand u. s. w., alles dieses trat hier mit besonderer Stärke auf; ich hatte gleichsam das Gefühl, als wäre ich im höchsten Grade darauf gespannt und immer in dem Moment, irgend eine heftige Bewegung zu beginnen und zu vollführen.

8. Ich änderte nun den Versuch dahin, daß ich meinen Finger nicht in den Ausschnitt legte, sondern das freie Ende des Fadens zwischen Daumen und Zeigefinger faßte, etwas oberhalb des Queerholzes hielt und auf letzterm mit dem kleinen Finger die Hand stützte; auch hierbei gelangen die Versuche, aber weniger gut.

9. Ich wand das freie Ende des Fadens in einer weiten Spirallinie um das ganze Gestell abwärts, so daß ich, ohne den Faden zu spannen, ihn mit auf dem Tisch ruhender Hand hielt. Hier erfolgten auch bei der größten Anstrengung des Willens durchaus gar keine Schwingungen des Ringes; derselbe blieb ganz ruhig, oder gerieth höchstens in eine Drehung um seinen Diameter. Ich unterstützte meine Willenskraft noch dadurch, daß ich die Richtung

	A. Moll.			C. Dieter.	
	Pfd.	Loth		Pf.	Loth
Vierhügel, nach Hinwegnahme der Zirbeldrüse und der größern Gefäße . .	—	15½		—	10½
Gewicht des kleinen Gehirns ohne Varolsbrücke und verlängertes Mark . . .	—	11¾		—	8
Gewicht der Varolsbrücke und des verlängerten Marks .	—	3		—	2½
Gewicht der Lungen sammt Herz und Brustdrüse . .	2	21	Lungen, Luftröhre und Herz wiegen . .	4	2
Gewicht des Herzens nach seiner Trennung von den Gefäßstämmen	—	21½		—	21
Gewicht der Milz	—	10		—	21½
„ „ Leber sammt der Gallenblase	2	23		2	18½
Gewicht der Bauchspeicheldrüse	—	8		—	11⅝
„ beider Nieren . .	—	20		—	17¼
„ der linken	—	11		—	8½
„ der rechten	—	9		—	—

An dem Schädel von A. Moll ist an der Stelle, wohin Gall das Mordorgan verlegt, an der rechten Seite eine hervorragende Stelle bemerkbar.

Die Zitzenfortsätze stehen an beiden Schädeln stark hervor.

Die Entwickelung des Knochensystemes beider Köpfe sowohl, als auch des Rumpfes und der Gliedmaaßen, besonders aber des Knochensystems von A. Moll, bieten ein Gemisch von Charakteren des weiblichen und männlichen Skelettes dar. Die Schädelplatten sind sehr dünn. Die Pfeilnath ist bei beiden Schädeln fast ganz, die Kranznath aber zum Theil verwachsen.

Vergleichende Messungen mehrerer Schädel nach ihren verschiedenen Durchmessern.

	A. Moll.		C. Dieter.		Zwei gut gebaute Schädel. erster		zweiter	
	Rh. M		Rhl. M.		Rh. M		Rhl. M.	
a) Queerdurchmesser	Z.	L.	Z.	L.	Z.	L.	Z.	L.
Vom Stirnfortsatz des Wangenbeins der einen bis zu dem der andern Seite	4	1½	3	11	3	10	3	11
Von der Mitte der Schuppe	5	8	3	5½	5	4	5	5
Vom Scheitelhöcker (tuber parietale) des einen Seitenwandbeins bis zu dem des andern	5	6	5	1	5	7	5	6
Die Entfernung der Spitze des linken Zitzenfortsatzes von der des rechten .	4	7	4	1½	4	4	4	4
Vom äußern Rande des Gelenkkopfes des Unterkiefers der rechten bis zu dem der linken Seite	4	6	4	4	4	8	4	5½
b) Längendurchmesser								
Von der Spitze des Kinnes bis zum erhabensten Punkte des Scheitels .	9	2	8	9	9	2	9	1
Von der Spitze des Kinns bis zum Vereinigungspunkte der Kranz- und Pfeilnath	8	4	8	1	8	4	8	4
Von der Nasenwurzel bis zum erhabensten Theile des Hinterhauptes . .	6	9	6	8	7	1	6	11
Von der Nasenwurzel bis zur Spitze der Schuppe	6	8	6	6	6	10	6	9
Von der Nasenwurzel bis zum Vereinigungspunkte der Kranznath mit der Pfeilnath . . .	4	5	4	4	4	5	4	4½

die Sehne geht, sondern eine freilich auch durch die Fingerspitze vermittelte Wirkung auf die Unterlage.

14. Nun suchte ich etwas, wodurch ich den Einfluß von Bewegungen der Hand auf den Ring auf eine sichrere Weise unterbrechen konnte, als es durch das kleine Gestell geschah. Ich nahm dies und jenes zu Hülfe, indessen ließen die Gegenstände meist eine, wenn auch noch so geringe Bewegung zu, und ich machte hier das zum Prüfstein, daß ich erst versuchte, ob das an einen Gegenstand befestigte Pendel in Schwingungen gerathe, wenn ich diese nicht unmittelbar wollte, sondern durch unmerkliche Bewegungen meiner Finger hervorzubringen mich bemühte. Das Resultat war, daß, so oft letzteres der Fall war, eben so oft auch das Pendel schwang, wenn ich meinen Willen unmittelbar darauf fixirte, daß hingegen dasselbe auf diese Weise nicht in Bewegung versetzt wurde, wenn nicht auch auf jene.

15. Endlich stellte ich noch folgendes Experiment an. Ich befestigte an das kleine Gestell zwei Pendel, wie bei 12, und ließ dann einen Andern seinen Finger auf den Faden des vordern Ringes legen und drückte meinen auf den des hintern. Wir fixirten nun jeder unsern Ring allein, und beabsichtigten, denselben ebenfalls jeder in einer andern Richtung schwingen zu lassen. Beim vordern Pendel gelang der Versuch vollkommen: es schwang ganz nach dem Willen des dasselbe Fixirenden; ich dagegen konnte mein Pendel in keiner andern Richtung bewegen als längs des Queerholzes. Schwang der vordere Ring auf irgend eine Weise, gleich viel auf welche, und wollte ich bei dem meinigen die eben genannte Richtung, so trat diese allerdings ein; wollte ich indessen eine andere, so behielt mein Pendel dessenungeachtet die Direktion längs des Holzes, nur schwächer bei, und es gehörte eine sehr starke Willenseinwirkung von meiner Seite dazu, um dieselbe aufzuheben, wobei mein Pendel dann still

diese Ansicht durch Autoritäten und durch eine Reihe scheinbar entscheidender Versuche gestützt, und auf diese Weise einen Theil der rhabdomantischen Phänomene zu erklären gesucht. — Das Experimentiren ist bekanntlich jetzt die Rabdomantie, durch welche wir die Wahrheiten in den Naturwissenschaften aufspüren und entdecken, und der Versuch der Zauberstab, mit dem wir jede Hypothese zur Wahrheit umzaubern und zugleich die Zuchtruthe, welche wir die Geschöpfe für den Widerspruch ihrer Erscheinungen gegen unsre Ansichten fühlen lassen. Soll es uns nun nicht so gehen, wie dem Lehrling in Göthe's Liede mit dem Zauberbesen, soll nicht eine Fluth von falschen, sich widersprechenden Ansichten die Physiologie überschwemmen, soll diese nicht zu einem ungeheuern Wasser werden, in welchem man vergebens lange nach einem kleinen Fleckchen Land umherschifft, auf dem man einmal festen Fuß fassen kann, — soll mit einem Worte, für unsere kühnen Zaubereien nicht eine Sündfluth uns heimsuchen, die das Wenige, was wir wirklich wissen, gänzlich verschwinden macht, so ist beim Experimentiren große Mäßigung, allseitige Prüfung und eine häufig und von Verschiedenen wiederholte Anstellung der Versuche nothwendig. — Ausserdem aber muß der hier behandelte Gegenstand in unserer Zeit ein um so größeres Interesse haben, als er durch die Ansicht des Herrn Dr. S. in den Geruch des Unerklärlichen, Wunderbaren gebracht und mit einem Heiligenschein umgeben wird, so daß wohl eine abermalige Beschäftigung mit demselben Thema nicht unwillkommen seyn dürfte. — Dies als Einleitung, Entschuldigung und captatio benevolentiae für das Folgende.

Die Versuche des Herrn Dr. S. habe ich in großer Anzahl und unter mannichfaltigen Modificationen wiederholt, und ich theile hier zuerst Einiges über sie mit, um nachher darzuthun, daß die sogenannten rhabdomantischen Pen-

das, was unter 1 und 2 gesagt ist; denn hierbei muß ich die Fragen aufwerfen: warum, wenn die Schwingungen nicht eine mitgetheilte Bewegung wären, sie dennoch unter Umständen, die für letztere günstig sind, weit eher und stärker eintreten? Warum, wenn sie Wirkungen sind, die sich mit denen des animalischen Magnetismus paaren, es nicht viel mehr auf den Stoff des Pendels, als auf dessen Schwere, Festigkeit u. dergl. ankommt, da bekanntlich die magnetische Thätigkeit durch manche Körper, wie z.B. Seide, isolirt werden soll? Wir haben aber durch die unter 6 bis 11 und 14 erzählten Versuche das Resultat gewonnen, daß ein Pendel nur dann dem Willen gehorchte, wenn Bewegungen der Hand sich mechanisch bis auf den schwingenden Körper fortpflanzen konnten, daß hingegen jeder Willenseinfluß aufgehoben war, sobald Umstände eintraten, welche eine Mittheilung der Bewegung auf irgend eine Weise verhinderten. Und diese Thatsache ist entscheidend: ich versetze zwei ganz gleiche Pendel in dieselben Verhältnisse, und verhindere bei dem einen nur, was ich beim andern zulasse: die Möglichkeit der mechanischen Mittheilung von Bewegungen; — der Erfolg ist verschieden; hier werde ich zu der Annahme getrieben, daß die mechanische Fortpflanzung der Bewegung die Ursache der Schwingungen sey. Daß durch eine unsichtbare Bewegung der Hand regelmäßige Schwingungen meinem Willen gemäß hervorgebracht werden können, haben wir oben gesehn, daß eine Muskelaction der Hand wirklich Statt habe, dafür spricht sehr laut mein Gefühl (oben 3); soll ich nun noch bezweifeln, daß der Wille auf keine andere Weise das Pendel in Bewegung versetze, als durch die ihm unterworfenen Muskeln? Wenn dies übrigens nicht der Fall wäre, warum schwangen denn bei 12 beide Ringe, während ich dies nur bei dem einen bezweckte? Daß bei Fixirung des vordern Ringes der hintere nicht sogleich genau in dieselbe Bewegung

gerieth, erklärt sich hinreichend aus den mechanischen Verhältnissen des Gestells, woran ich experimentirte, und spricht nicht gegen, sondern gerade für meine Meinung. Herr Dr. S. hat ebenfalls den Einfluß seiner Bewegungen auf das Pendel zu verhindern gesucht, und durch eine von der meinigen verschiedene Verfahrungsart dasselbe Resultat erhalten, wie ich; nur hat er dies auf eine andere Weise zu erklären gesucht. Sein Versuch war, wie er selbst einsieht, nicht entscheidend, und der mit dem Tourniquet läßt eine doppelte Erklärung zu, wovon er natürlich die seiner Ansicht gemäße gewählt hat. Die Schäfferschen Versuche am Stativ muß ich aber als nicht hierher gehörig erklären, da dabei der Einfluß der Electricität ins Spiel kam und jedenfalls, wenn nicht allein wirksam war, doch eine wichtige Rolle spielte. — Jetzt bedarf es kaum noch einer Berücksichtigung der Thatsache, wo zwei Willenseinflüsse ein Pendel in seinen Bewegungen gleich sehr bestimmten; war nicht auch dabei nothwendige Bedingung, daß die Hände beider Experimentirenden mechanisch auf das Pendel wirken konnten? War nicht der Wille des Andern unwirksam, sobald der Einfluß der Bewegungen seiner Hand mittelst meiner auf das Pendel aufgehoben war? Sagte mir endlich nicht das im ungetheilten Wollen dunkle, bei Aufmerksamkeit auf dasselbe aber deutliche Gefühl, daß wirklich der Zweite meine Hand in ihren Bewegungen bestimmte? Ausserdem aber tritt hier noch der letzte Versuch entscheidend auf: jeder hat sein besonderes Pendel, jeder fixirt es nur allein möglichst stark und will eine Richtung, die von der, welche der Andere beabsichtigt, verschieden ist; aber das, wodurch die Bewegung fortgepflanzt werden muß, ist gemeinschaftlich, und so richten sich denn auch die Schwingungen beider Pendel ganz nach den Gesetzen, welche bei dieser mechanischen Vorrichtung für die Mittheilung der Bewegung Statt finden mußten. Die Erscheinun-

gen, die hier eintraten, bedürfen keiner weitern Erläuterung und Deduction, es genügt auf eine Vergleichung derselben mit den unter 12 genannten aufmerksam zu machen.

Es sey mir nun schließlich erlaubt, bei einem Punkte noch einen Augenblick zu verweilen: wie es nämlich zugeht, daß ich ohne meine Absicht und wider meinen Vorsatz Bewegungen vornehme. Pfaff erklärt dies aus einer Association der Augen- und Handbewegungen. Wenn aber auch wirklich immer eine Bewegung der Augen Statt fände, was ich mit Herrn Dr. S. verneinen muß, so ist dadurch die Sache doch durchaus noch nicht erklärt. Man kann nur von einer Association der Bewegungen sprechen, insofern letztere durch den Willen hervorgerufen werden; Associationen von unwillkührlichen (organischen) Muskelthätigkeiten, d. h. von Bewegungen, welche nicht durch eine in unserer Seele vorhandene Idee bedingt und gleichsam vorgebildet werden, gehören zu den Erscheinungen des Consensus. Demnach aber müssen alle Associationen der Bewegungen auf eine Association der letztere bedingenden Vorstellungen zurückgeführt werden, und es gibt eigentlich gar keine Association der Muskelaction. Es läßt sich nun nicht läugnen, daß hierbei bisweilen eine oder die andere der associirten Vorstellungen nicht zum deutlichen Bewußtseyn gelangt; aber in unserm Falle liegt die ganze Reihe derselben, welche Pfaff annimmt (Bewegung des Auges, Kopfes, Armes u. s. w.), nicht allein außer unserm Bewußtseyn, sondern wir wollen diese Bewegungen nicht einmal. Es ist eine ganz andere Sache, wenn wir, ohne uns dessen bewußt zu seyn, z. B. beim Gehen nach einem bestimmten Orte, eine Menge von auf einander folgenden Muskelactionen vornehmen; hier ist immer der Anfang der unsre Bewegungen bedingenden Ideenreihe ein bewußter, mag er auch noch so sehr mit andern Vorstellungen verbunden und dadurch gewissermaßen versteckt wer-

den; dann aber folgen Thätigkeiten, die durch eine lange Gewohnheit sich sowohl associiren, als auch dem Bewußtseyn entziehen. Ganz anders verhält es sich in unserm Falle; der Anfang, das Bewegen der Augen, geschieht ohne unser Wollen und Wissen, und das darauf Folgende kann sich nicht aus dem Grunde wie dort dem Bewußtseyn entziehen, da dies gar keine gewohnten Actionen sind. Ueberdies könnte hier von den Gesetzen der Association höchstens das der Aehnlichkeit anwendbar seyn, insofern nehmlich bei Kreisschwingungen Rollen der Augen u. s. w. Statt finden soll, aber diese Anwendbarkeit ist nur scheinbar; um Kreisschwingungen hervorzubringen, machen wir gar nicht Kreisbewegungen der Hand, eben so wenig als wir bei Schwingungen in einer geraden Linie die Hand in dieser Richtunng bewegen; ein gelindes Drücken der Fingerspitzen und der verschiedenen Theile z. B. des einen oder andern Randes der Fingerspitzen gegen einander, eine kaum merkliche Retraction des Daumens und ähnliche Bewegungen sind alles, wodurch wir das Pendel in Bewegung setzen; so daß unter den gewöhnlich angenommenen Associationsgesetzen sich nicht einmal eins fände, woraus wir die hier in Rede stehende Erscheinung ableiten könnten. Dazu kommt nun noch, daß Pfaff eigentlich die Erklärung nur aufschiebt; denn, wenn die Handbewegung auch eine associirte der Augenbewegung wäre, woher diese? Können wir jene nicht auf eine andere Weise erklären, so wird es uns bei dieser gewiß ganz unmöglich seyn. Finden aber Bewegungen der Augen wirklich Statt, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß dies in einzelnen Fällen wahr ist, und daß selbst bei sehr angestrengtem Wollen Bewegungen des Kopfes und Oberleibes eintreten, so müssen sie eben darin ihre Ursache finden, worin die Bewegung der Hand und das ganze hier in Rede stehende Phänomen begründet ist.

Unsere willkührlichen Bewegungen werden durch Vorstellungen unserer Seele bedingt, aber nicht durch Vorstellungen der Thätigkeit selbst, sondern des Erfolgs der Thätigkeit und zwar in den gewöhnlichen Fällen durch die Idee des endlichen Erfolgs, so daß diejenigen Erfolge, welche zwischen dem endlichen und der Thätigkeit liegen, erst nachher, wenn wir uns besinnen, die Thätigkeit aber selbst gar nicht vorgestellt und ins Bewußtseyn aufgenommen wird. Ein paar Beispiele werden dies erläutern. Wollen wir unsere Hand schließen, so ist die Kontraktion der Flexoren der Finger die Thätigkeit, von der wir, wenn wir nicht physiologische Kenntnisse besitzen, nichts wissen; das Schließen der Hand ist der endliche Erfolg, dessen Vorstellung die willkührliche Bewegung bedingt, und das Beugen der einzelnen Fingerglieder in ihren Gelenken ist der dazwischenliegende Erfolg meiner Thätigkeit, dessen ich mir erst bei angestellter Reflexion bewußt werde. — Will ein Künstler eine Bildsäule arbeiten, so geht er mit der lebendigen Idee der Statue ans Werk, nicht mit der Vorstellung von der Art, wie er den Meißel an den Marmor ansetzen soll, und er arbeitet ebenfalls nicht, indem er den Vorsatz hat, in der und der Richtung das Werkzeug zu halten, sondern indem er die Gränze des Steins von einer solchen oder andern Linie gebildet sehen will. Noch viel weniger denkt er daran, daß er seine Finger beugen, seine Hand dadurch schließen und auf diese Weise das Instrument halten muß; genug, die ganze lange Reihe von dazwischen liegenden nothwendigen Erfolgen seiner Thätigkeit ist in seinem Bewußtseyn ursprünglich nicht vorhanden, sondern nur die eine Idee des endlichen Erfolgs, und die andern werden nur gleichsam durch eine Analyse dieser aufgenommen. Wenden wir den aufgestellten Satz, welchen noch ferner zu erläutern wohl überflüssig seyn dürfte, auf unsern Gegenstand an, so

werden wir daraus begreifen, wie der Wille, eine Schwingung des Pendels in einer bestimmten Richtung hervorzubringen, wie die Idee der letztern vollkommen genügt, um die Hand, ohne dies unmittelbar zu wollen, so in Thätigkeit zu setzen, daß gerade diese und keine andere Bewegung des Pendels eintritt. Zugleich aber sehen wir daraus ein, wie diese Aktionen der Hand ohne Antheil des Bewußtseyns darum vor sich gehen; denn wir können nicht sagen, die Seele sey sich des Einen nicht bewußt, weil sie mit ihrer ganzen Kraft das Andere anschauet, und ihr für Jenes nichts übrig bleibt; denn mein Bewußtseyn um einen Gegenstand ist nicht ein Anschauen einer mir gekommenen Vorstellung dieses Gegenstandes, sondern ein Produciren derselben in mir, und was ich durch die Thätigkeit meiner Seele geschaffen habe, das kann unter keiner Bedingung in meinem Wissen fehlen. Es genügt aber für meinen Zweck, die eine Vorstellung des endlichen Erfolgs zu schaffen, ich bin ganz und gar diese Thätigkeit, und ich kann zur Produktion der Vorstellungen der zwischenliegenden Erfolge, d. h. zur Reflexion nicht kommen, und deshalb fehlt mir das Bewußtseyn um die Bewegung meiner Hand. Erwägen wir endlich noch, daß ich mit dem festen Vorsatz an den Versuch gehe, meine Finger nicht zu bewegen, daß ich dies selbst durch mechanische Mittel unterstütze, so muß gleichsam ein Kampf zweier Willen in mir entstehn: ich will, daß das Pendel schwinge, — dies erfolgt nicht, — ich strenge mich stärker an, ich richte mich ganz darauf, mein Körper geräth in Spannung, meine Augen sind stier auf das Pendel gerichtet, sie stoßen es gleichsam mit Blicken fort, die Muskeln meiner Hand gerathen alle in erfolglose Thätigkeit, die einen, um sie still zu halten, die andern, sie zu bewegen, es entsteht ein Turgor darin, das Gefühl der höchsten Anspannung, selbst Schmerz — bis endlich der stärkere Wille siegt, und durch kraftvolle Thätigkeit eines Theils der Muskeln,

welche aber nur von geringem Erfolge (von geringer Bewegung) ist, da der andere Theil ihnen stark entgegenwirkt, seinen Endzweck erreicht.

So viel, um eine Ansicht zu widerlegen, welche, wenn sie sich bewährte, allerdings von dem höchsten Interesse für Physiologie und Psychologie gewesen wäre; ich habe nur noch hinzuzufügen, daß ich längere Zeit mich ebenfalls getäuscht und die Meinung des Herrn Dr. Schindler für wahr gehalten, aber auch nachdem ich mich vom Gegentheil überzeugt hatte, also ohne Glauben an die Sache, mit eben so vielem Glücke als vorher experimentirt habe; und ich kann den Wunsch zu äußern nicht unterlassen, daß man ja sehr vorsichtig damit seyn möge, ohne die allerstrengste Prüfung in unserer wundersamen Zeit solche Wundersachen wiederum oder gar zuerst vorzubringen.

Zwei glücklich geheilte Fälle von Irreseyn;

von

Herrn Dr. König

in Bonn.

Die hier erzählten zwei Fälle von psychischer Krankheit kamen unter anderen im medicinischen Klinikum zu Bonn vor und wurden von mir daselbst unter der Leitung des Herrn Professor Nasse behandelt. Ich erzähle sie hier nach meinen Aufzeichnungen.

1.

D. G. aus W. zwei und dreißig Jahre alt, katholischer Religion, Bierbrauer, war von seiner frühesten Kindheit an

nie erheblich krank, litt indeß häufig an Blutungen aus beiden Nasenöffnungen; als Knabe, als Jüngling und als Mann hat er sich immer ordentlich und sittsam betragen, hat nie ausgeschweift. Nach vollendeten Schuljahren kam er zu C. bei einem Bierbrauer in die Lehre, und trieb dieses Geschäft mit Liebe und Fleiß. Dasselbe Geschäft setzte er nachher zu Hause fort. Leidenschaftlich war er nie; nur hielt er von jeher viel auf hübsche Kleider, geputzte Stiefeln und Reinlichkeit. Sein Vater ist vor siebzehn Jahren gestorben; seine, noch jetzt in einem Alter von siebzig Jahren lebende Mutter ist gesund. Er hat drei gesunde Geschwister, mit denen so wie mit seinen Angehörigen er friedlich lebte. In seiner ganzen Familie ist nie ein Fall von Irreseyn vorgekommen. Nachdem er sich vor acht Monaten verheirathet, gebar ihm vor fünf Monaten seine Frau ein gesundes, noch lebendes Kind. Häuslichen Kummer hatte er nicht.

Anfangs Juni 1823 reisete er Morgens früh nach C. um daselbst Bier zu verkaufen. Er wollte Abends wieder zu Hause seyn; es vergingen indessen zwei Tage, ohne daß man etwas von ihm vernahm. Als am dritten Tage die Seinigen nach C. schickten, fand man ihn dort in den Straßen umherirrend. Er erklärte, er sei ein Prinz geworden, alle Brauhäuser in C., ganz C. selbst sey sein Eigenthum, er besitze unermeßliche Reichthümer u. s. w. Kein Mensch durfte ihm wiedersprechen, wenn er nicht laut toben sollte. Er wurde auf einem Wagen nach Hause gebracht. Ein hinzugerufener Arzt verordnete einen Aderlaß und Einreibungen von Brechweinsteinsalbe auf den kahlgeschornen Kopf; dabei wurde er gebunden und bekam nichts zu essen. Er hatte damals in acht Tagen keinen Stuhlgang; reizende Klystiere brachten diesen endlich zu Wege.

Dieser Zustand der ersten heftigen Aufregung dauerte

nach der Zurückkunft des Kranken aus C. acht bis zehn Tage, ließ dann allmählig nach, nahm aber in der letzten Hälfte des Juni nicht merklich mehr ab. In dieser letzten Zeit konnte sein Schwiegervater ihn wieder zum Arbeiten bringen, wenn er ihm Ackergeräth in die Hand gab und ihn mit sich ins Feld nahm und er war ziemlich folgsam; wurde er aber durch anstrengende Arbeit oder durch einen weiten Gang warm, so verschlimmerte sich sein Zustand; sein Wahn trat stärker hervor. Bei seiner Aufnahme ins Klinikum am ersten Juli 1823 war sein Zustand folgender.

Körperbau und Kopfbildung sind gut; das Haupthaar ist hellbraun, das Baarthaar röthlich. Statur ist mittlerer Größe. Auf dem Kopfe sieht man die durch das Einreiben der Salbe hervorgebrachten zusammengelaufenen Pusteln. An den Händen befinden sich wunde zum Theil vernarbte Stellen, von den Stricken herrührend, mit welchen er anfangs gebunden worden war. Die Gesichtsfarbe ist blaß-bläulich-gelb. Sein Betragen ist freundlich und ungezwungen. Puls, Herzschlag und Athemholen sind natürlich eben so Stuhlgang und Harnabsonderung; Essen und Trinken schmeckt. Seine Sinne sind ungetrübt und der Schlaf ist ruhig.

Seine Antworten auf die an ihn gerichteten Fragen sind, wenn sie nicht seinen Wahn betreffen, anfangs vernünftig; sobald er aber auf ein Wort stößt, welches ihn an Ehre, Reichthum und Güter auch nur auf die entfernteste Weise erinnert, so schweift er ab und erschöpft sich in Erzählungen über seinen Besitz dieser Dinge; läßt man ihn forterzählen, so verirrt er sich bald, seine Gedankenreihe verliert den Zusammenhang und er verwechselt jetzt bekannte Gegenstände mit solchen, wovon er ehemals wahrscheinlich gehört, von denen er aber keinen deutlichen Begriff hat;

und endlich vermischt er alles auf die wunderbarste Weise. Fällt man ihm mit einer Frage in die Rede oder macht man ihn auf das Wiedersprechende seiner Erzählung aufmerksam, so wird er entweder ganz verwirrt, oder er hilft sich so plump heraus, daß es ihm selbst bisweilen aufzufallen scheint. Seinen Angehörigen dichtet er allen möglichen Reichthum an, und er wünscht sie bei sich, wenn man ihn an sie erinnert; sonst aber spricht er nicht davon. Aus dem heftig aufgeregten Zustand, worin er sich anfangs befand, erinnert er sich noch, daß der Knecht ihn gebunden habe; weswegen man das gethan, kann er aber nicht einsehen; in den Kopf, glaubt er, seyen ihm Nägel eingeschlagen gewesen. Fragt man ihn, was er vor vier Wochen zu C. gemacht habe, so sagt er, er habe dort seine Schiffe und seine Brauhäuser besehen; doch weiß er, daß er damals nach C. ging, um Bier zu verkaufen. Daß er krank sey, gibt er nicht zu; will man ihn untersuchen, so kommt ihm das lächerlich vor; Schmerz und sonstige ungewöhnliche Empfindungen läugnet er ganz; er ist nur hier, um die Wunden seines Kopfs heilen zu lassen.

Da uns die Geschichte der Krankheit über das ursächliche Verhältniß dieser letztern so ganz in Unwissenheit ließ, so glaubten wir für dieses Verhältniß folgende Punkte besonders beachten zu müssen: 1. Das früher häufige Nasenbluten welches Neigung zu Congestionen nach dem Kopf anzeigte. 2. Die frühern, wenn auch undeutlichen Spuren von Stolz und Hoffarth. 3. Die mühsame Fußreise an einem heißen Tage nach C. nebst dem höchst wahrscheinlichen Genuß von vielen erhitzenden Getränken an demselben Tage. 4. In diesem erhitzten und aufgeregten Zustande die Ankunft und den Aufenthalt in einer großen Stadt mit vielen zerstreuenden und anziehenden Gegenständen.

Die frühere Neigung zu Congestionen nach dem Kopf,

das frühere häufige Nasenbluten und das krankhaft abweichende Vorstellungsvermögen ohne eigentliches Mitleiden des Gefühls- und Begehrungsvermögens bestimmten uns in diesem Falle auf den Kopf als den Hauptsitz des Körperleidens unsere Aufmerksamkeit zu richten.

Die Prognosis wurde günstig gestellt. Die Symptome hatten schon beträchtlich an Heftigkeit abgenommen, der Kranke schlief während der Nacht ruhig, alle Körperverrichtungen erschienen normal, der Wahn war in einem gewissen Umfange schwankend, der Kranke liebt seine Angehörigen, sein Körperumfang hatte während seines Irreseyns eher ab- als zugenommen: alles dieses veranlaßte die Prognosis so zu stellen.

Der Kranke wurde von andern isolirt; es durften nur solche Personen zu ihm, die seinen Wahn nicht belachten, und die ihn nicht neckten; es wurde alles sorgfältig vermieden, was ihn aufregen konnte. Zugleich suchte man ihn seinen Fähigkeiten gemäß zu beschäftigen.

Weil er nicht gehörige Oeffnung hatte, so bekam er zuerst eine Auflösung von Glaubersalz; eine Unze des letztern in acht Unzen Wasser erregte schon Abführen. Dann bekam er die Blausäure: von sechs Unzen Eibischabsud zuerst mit sechzehn, dann mit achtzehn, darnach mit vier und zwanzig Tropfen der Kellerschen Blausäure, alle drei Stunden einen Eßlöffel voll.

Am vierten Tage seines Aufenthalts in der Klinik stellte sich bei ihm von selbst Nasenbluten ein, das er seit seinem Irreseyn nicht mehr gehabt hatte. Er befand sich hierauf besser und schien vernünftiger.

Als er nach einigen Tagen wieder schlimmer ward, wurden ihm, beim Fortgebrauch der Blausäure, Blutigel in die Nase und dann ein Spanischfliegenpflaster in den Nacken gesetzt; sein Wahn wechselte zwar häufiger, und der Prinz von England rc. ließ sich allmählig herab, blos König aller Bierbrauer

in C. zu seyn; allein Genesung war das nicht, und auch die jetzt zu Hülfe genommenen lauwarmen Bäder mit kalten Umschlägen auf den Kopf förderten diese nicht.

Nachdem wir den Kranken zwei Tage ohne Arznei gelassen, wurde ihm jetzt die Wurzel der weissen Nießwurz (des Veratr. album) zu fünf Gran pro dosi verordnet. Zwei solche Gaben brachten bei ihm die erwartete Wirkung, nämlich Brechen und Purgiren, hervor; am folgenden Tage nahm er eine Gabe von sieben Gran, die gleichfalls den beabsichtigten Erfolg leistete. Am dritten Tage nahm er nichts; am vierten eine Gabe von eilf Gran mit ziemlich heftiger Wirkung.

Während diesem Gebrauche der Nießwurzel besserte er sich sehr merklich; alle seine Wahnvorstellungen waren verschwunden; blos die hatte er noch, daß seine Mutter seinen Stiefvater verstoßen und seinen, vor vielen Jahren gestorbenen Vater wieder bei sich habe.

Weil er sich verständiger benahm, so ward auch die Aufsicht, unter der er bisher gestanden, minder strenge geführt. Er benutzte dies, um an einem Nachmittage, wo er Morgens eilf Gran Veratrum genommen hatte, aus dem Hospital zu entweichen. Wir erhielten Nachricht, daß er am Abend desselbigen Tages, wo er entlaufen war, zu Hause (vier Stunden von hier) angelangt sey.

Am vierten Tage nach seinem Entlaufen brachte man ihn zurück. Er hatte sich zu Hause ganz gut verhalten. Alle seine Wahn-Vorstellungen waren verschwunden, er benahm sich wie ein psychisch Gesunder. Er wurde hier jetzt noch fünf Tage genau beobachtet, und dann, da man nichts Unrechtes mehr an ihm wahrnahm, am achtzehnten Juli geheilt entlassen, und ist seit der Zeit psychisch gesund geblieben.

2.

N. aus N. zwanzig Jahr alt, katholischer Religion, wurde von seinen Eltern, bei denen er fast ohne Unterbre-

chung gelebt hatte, frühzeitig in die Schule geschickt; später besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt; nachdem er dies zurückgelegt und beim Abgang das beste Zeugniß (das Zeugniß Nro. 1) erhalten hatte, trat er vor zwei Jahren als Freiwilliger in den einjährigen Soldatendienst. Seit einem Jahre lebte er hierauf bei seinen Eltern. Diese waren gesund, so wie seine fünf Geschwister; er selbst war nie erheblich krank. In seiner, sowohl väterlicher als mütterlicher Seite sehr zahlreichen Familie, soll nie ein Fall von Irreseyn vorgekommen seyn. — Von früher Jugend an war er äusserst fleißig, dabei aber zurückgezogen, an Gesellschaften und Spielen selten theilnehmend; wie er denn auch nie Musik und Tanzen lernen wollte. In den höhern Klassen des Gymnasiums war sein Lieblingsstudium die Mathematik, die er bis in ihre höhern Zweige mit vielem Eifer verfolgte, wobei er jedoch die übrigen Gymnasialstudien nicht vernachläßigte. In der Zeit, wo er noch das Gymnasium besuchte, litt er häufig an Congestionen nach dem Kopf und klagte oft über Kopfschmerzen. Für seine Gesundheit war er immer ängstlich besorgt; nach dem Mittagsessen pflegte er eine halbe Stunde spazieren zu gehn, ging aber dabei so langsam als möglich, weil er dies seiner Verdauung zuträglich glaubte. Man erzählte, daß er einigemal, wo er mit seinen Mitschülern zusammen war, plötzlich fortgelaufen sey ohne ein Wort zu sagen. In der äusserlichen Beobachtung des Gottesdienstes war er immer sehr genau.

Während seinem Dienstjahre setzte er mit unermüdetem Eifer seine Studien fort, fing aber jetzt an sich mehr mit philosophischen Gegenständen zu beschäftigen. Im Herbst 1822, wo sein Dienstjahr beendigt war, wollte er die hiesige Universität besuchen, um sich der Rechtsgelehrsamkeit und den kameralistischen Studien zu widmen; seine Eltern hielten ihn aber noch von der Universität zurück, und nun

wendete er doppelten Eifer auf die bisher betriebenen Zweige der Wissenschaft; die frühen Morgenstunden fanden ihn schon bei seinen Büchern und kaum konnte die Mitternacht ihn davon verscheuchen, und nur zur Essenszeit war er von seinem Zimmer zu bringen. So trieb er es bis vor sieben und einem halben Monat. Um diese Zeit fieng er an über ein Gefühl von Kälte im Magen zu klagen, doch lebte er fort wie früher. Sechs Wochen später fand seine Mutter ihn eines Morgens ungewöhnlich spät im Bette; auf ihr Befragen nach der Ursache hiervon, und auf ihre Aufforderung, zum Frühstück zu kommen, gab er zur Antwort, er brauche jetzt nicht mehr zu essen, er könne ohne Nahrung leben. Und kaum hatte seine Muttter sich aus seinem Zimmer entfernt, so stand er auf, lief zum Pfarrer seiner Pfarrkirche, mit dem er früher nie Umgang hatte, gab sich für Christus aus und wollte eine neue Lehre predigen, die alte für falsch erklärend. Er mußte mit Gewalt nach Hause gebracht werden.

Er war jetzt sehr heftig aufgeregt; keiner durfte ihm etwas sagen, noch weniger es versuchen, ihn von seinen Handlungen zurückzuhalten; er schlug mitunter sogar um sich. Man mußte ihn unter die Aufsicht eines Wärters stellen, und Feuer, Licht, und scharfe Geräthe von ihm entfernen. Ein hinzugerufener Arzt verordnete ihm ausser vielen andern Mitteln auch Aderlässe, Brech- und Abführungsmittel ohne merklichen unmittelbaren Erfolg für seinen psychischen Zustand. Indeß legte sich gegen den vierzehnten Tag, vom Anfange dieses Zustandes an gerechnet, allmählig die erste Aufregung, und es trat ein heller Zwischenraum ein. Das erste Kennzeichen der Besserung war, daß er wieder ein Buch zur Hand nahm. Während dieser Zeit war er sich seines vorigen Zustandes recht gut bewußt; mit Abscheu und sich selbst bedauernd blickte er auf denselben zurück. Dieser helle Zwischenraum

dauerte bei ihm zwei Tage; am dritten Tage sank er ohne eine bekannte Veranlassung wieder in sein Irreseyn zurück. Die heftige Aufregung des ersten Anfalls trat aber nicht wieder ein; vielmehr war er jetzt still, sprach nicht mehr davon, daß er Christus sey, und daß er eine neue Lehre predigen wolle, sondern hielt sich für verworfen, verlangte zum Tisch des Herrn zu gehen, und wünschte sich Leiden und Schmerzen, immer ausrufend: »Alle, nur ich nicht, haben geblutet« u. s. w. Dabei trug er den Kopf, den er oft anhaltend auf und ab bewegte, immer gesenkt und zeigte eine besondere Neigung sich zu stürzen, besonders wenn er an einem etwas erhöhten Orte stand; häufig und anhaltend schlug er sich mit der geballten Faust die Brust.

Seit jener ersten hellen Zwischenzeit, vor fünf und einem halben Monat, traten noch mehreremale zu unbestimmten Zeiten helle Zwischenräume bei ihm ein, die aber von kürzerer Dauer waren als jener. Er wurde mehrere Wochen lang in dem Bürgerhospitale zu C. behandelt, allein ohne den mindesten Erfolg. Der ihn zuletzt behandelnde Arzt gab ihm den Brechweinstein in sehr starken Gaben täglich, doch ohne merkbare Wirkung.

Am 28ten Novemb. 1823 wurde er in das medicinische Klinikum aufgenommen. Er war auf einem Wagen nach Bonn geschafft worden. Die Reise soll einigermaßen wohlthätig auf ihn gewirkt haben, denn auf dem Wege und an dem Abend seiner Ankunft in der Anstalt verhielt er sich sehr ruhig, und sprach mit seiner ihn begleitenden Mutter einigemal vernünftig.

Sein Zustand wurde damals folgendermaßen beschrieben. Der Kranke ist für sein Alter vollkommen ausgebildet, wohl genährt und von etwas mehr als mittlerer Größe. Er hat dunkelbraunes Haar, einen, besonders nach beiden Seiten mehr entwickelten, dicken, runden Kopf, etwas tief lie-

gende, blaue Augen, besonders stark ausgebildete Knochen, eine grobe, rauhe Haut, die im Nacken, am Halse und auf der Brust mit einem schuppigen Ausschlage (Willan's Pityriasis versicolor) im Gesichte, und besonders an der Nase, mit Finnen (Acne punctata und simplex) bedeckt ist. Er bewegt oft anhaltend den Kopf auf und ab; gewöhnlich aber trägt er ihn gesenkt. Sein Körper zeigt deutliche Spuren erlittener Gewaltsamkeit. Er ist sehr träge und steht sehr ungern vom Stuhle und aus dem Bette auf; ließe man ihn in Ruhe, so würde er den ganzen Tag im Bette bleiben, Koth und Harn hinein lassen, und ganz ruhig sich darin herumwälzen; seine Körperhaltung ist steif und unbeholfen; er wirft beständig Speichel aus; oft nimmt er ein Stück Brod, oder was er sonst Eßbares findet, kaut es und speit es wieder aus, nimmt das Ausgespiene wohl zum zweitenmale in den Mund u. s. w. Er ißt viel, klagt dabei beständig über Hunger und trinkt viel Wasser. Gewöhnlich hat er täglich zweimal einen reichlichen normal beschaffenen Stuhlgang. Seine Urinausleerung ist gehörig, der Urin normal; Nachts läßt er ihn in's Bett gehen. Seine Zunge ist etwas weißlich belegt. Puls und Herzschlag sind normal. Er klagt über keinen Schmerz, auch beim Druck auf den Bauch nicht.

Er zeigt sich ziemlich folgsam und thut, was man ihm sagt, wenn man ihm aufträgt, es auf der Stelle zu thun; später scheint er es wieder zu vergessen. Wenn man ihn nicht davon abhält, so schlägt er sich beständig mit geballter Faust die Brust, und fährt oft mit der Hand an die Genitalien, obgleich von Onanie kein Spur da ist. Fängt man an, sich recht theilnehmend mit ihm zu unterhalten, so beantwortet er manche Fragen recht gut; auf andere giebt er unpassende, auf andere gar keine Antwort; überhaupt aber ist er äusserst einsylbig. Auf die Frage, ob er Hunger habe, antwortete er: Ich wünsche am Tische des Herrn zu speisen, rief dann: Ach! ich allein habe

nicht geblutet! Bisweilen frägt er nach seinen Eltern, bedauert sie und sagt, er sey ihr Unglück u. s. w. Alle seine Ausrufungen kommen, wie es scheint, aus einer beklommenen Brust; denn jede hohlt er mit einem tiefen Seufzer hervor. Nachts schläft er ruhig.

Die Prognosis schien schlimm; man fürchtete ein organisches Hirnleiden.

Bis zum fünften December war die Behandlung blos exspectativ; mit Strenge ward indeß sogleich eine geregelte Lebensordnung eingeführt. Der Kranke mußte zur festgesetzten Stunde, um sieben Uhr Morgens, aufstehn; sein Wärter mußte ihn ordentlich waschen, kämmen und ankleiden, dann bekam er sein Frühstück aus Milch und Wasser nebst einem Brödchen; darnach mußte er bis Mittag oft im Zimmer auf und abgehen, was er indeß immer nur gezwungen that; eben so wurde es den Nachmittag gehalten. Abends um neun Uhr durfte er zu Bett gehn; während der Nacht mußte der Wärter ihn von Zeit zu Zeit wecken und ans Urinlassen erinnern. Beschäftigen ließ er sich um diese Zeit durchaus noch nicht. Ließ er seinen Urin in's Bett, so wurde ihm dafür das Mittagsessen entzogen, bei seiner immerwährenden Eßlust eine harte Strafe für ihn.

Nur bei dieser Behandlung hatte er sich in den ersten sechs Tagen wirklich schon etwas gebessert; er sprach mehr und zeigte einige Neigung zu Beschäftigung.

Folgendes ist ein Auszug aus dem über ihn geführten Tagebuche.

December 5. Die Nacht war ruhig bis um vier Uhr Morgens. Der Kranke seit drei Tagen ohne Stuhlgang. Glaubersalzlösung innerlich. Abends ein Klystir.

— 6. reichlicher Stuhlgang. Die Nacht unruhig, der Kranke stand mehrmals aus dem Bette auf. Am Abend sprach er ganz vernünftig und erzählte, daß er viel und schwer träu-

me; auch schrieb er folgende Worte nieder: »Jenes Bild, der Mann mit dem Kopfe in der Hand, hat mich eigentlich in Verrücktheit gesetzt. Der Doctor hat mir immer gesagt, ich sollte nicht lesen; wenn ich doch nichts gelesen hätte! Ich habe nichts Bestimmtes festgehalten. Den Menschenwerth von Follenius habe ich besonders liebgewonnen; vorzüglich gefiel mir darin ein Mann, der die Kranken heilte; seinen Charakter wünschte ich mir anzueignen; überhaupt war ein Streben in mir, gut zu seyn; dieses Streben ging aber dadurch, daß ich eine Zeitlang vor meinen Universitätsjahren ohne bestimmte Beschäftigung war, in Erschlaffung über. Damals sagte mir ein Freund: Du bist der Mann nicht mehr; von der Zeit an konnte ich meinen Zustand selbst nicht begreifen.«

— 7. Wieder keinen Stuhlgang. Die Nacht äußerst unruhig; der Kranke sprang mehrmals rasend aus dem Bette, wollte sich erhängen, wollte aus dem Fenster springen u.s.w., und drohte seinem Wärter. Heute war er ungewöhnlich stumpf. Rhababeraufguß mit Glaubersalz.

— 8. Der Zustand etwas besser, der Kranke kann sich sogar eine kurze Zeit mit Lesen beschäftigen. Als ihn Nachmittags sein Wärter in den Schloßhof führte, ging er auf die Weiber los, denen er dort begegnete. Stuhlgang.

— 9. Die Nacht sehr unruhig. Nachdem er aber ¼ Stunde lang in einen engen, finstern Behälter eingesperrt gewesen, war er ganz ruhig. Nachmittags bekam er, ohne Veranlassung, einen Anfall von heftiger Aufregung, drohte seinem Wärter und zerschlug Krüge und Dintenfaß und was ihm vorkam; die Aufregung dauerte kaum 1½ Minuten. Stuhlgang gut.

— 10. Nacht ziemlich ruhig. Zweimal Stuhlgang.

— 11. Er ist heute aufgeräumt und singt viel.

— 12. Heute machte er einen ernsthaften Versuch, sich zu erdrosseln; als man ihm das Verbrecherische und Schreckliche

seines Vorhabens nachdrücklich vorstellte, schien er zwar nicht gerührt, versicherte aber doch, es nicht wieder versuchen zu wollen.

— 13. Die Nacht Verunreinigung des Bettes, daher Mittags halbe Portion. Keine Oeffnung.

— 14. Er beichtete heute, und war den ganzen Tag sehr ruhig. Rhababeraufguß mit Glaubersalz.

— 15. Die Stimmung sentimental, große Geneigtheit sich einzuschließen und zu weinen. Er hat Durchfall bekommen; die Arznei wird ausgesetzt.

— 16. Die Nacht war ruhig; auch hielt er sich ruhig bis um zehn Uhr Morgens. Dann wurde er aber sehr unruhig, machte Versuche, sich aus dem Fenster seines im zweiten Stocke befindlichen Zimmers zu stürzen, legte sich ausgestreckt auf den Boden u. s. w.

— 17. Heute zwei Stühle. Von halb zehn Morgens bis fünf Uhr Abends war er sehr unruhig, tobend.

— 18. Nacht gut. Mittags von ein bis vier Uhr unruhig; wiederhohlte Versuche sich das Leben zu nehmen. Kein Stuhlgang.

— 19. Bis um halb vier Morgens geschlafen, seitdem den ganzen Tag unruhig. Kein Stuhlgang, vieles Speicheln, Kongestionen nach dem Kopf, rothes und wildes Aussehn. Klystir, Sinapismen an die Waden, Senffußbad.

— 20. Nacht sehr ruhig. Das Befinden heute ausgezeichnet gut. Blasenpflaster auf die Magengegend und innerlich alle drei Stunden einen Gran Kalomel.

— 21. Nacht unruhig. Das Befinden heute ziemlich.

— 22. Nacht sehr ruhig. Befinden gut. Abends drei weiche Stühle. Kalomel bis Morgens früh ausgesetzt.

— 23. Während der Nacht noch drei solche Stühle. Mittags von halb eilf bis zwölf Uhr unruhig, häufiges Speicheln und verrücktes Reden. Abends sehr gut.

— 24. Nacht gut. Heute einmal Stuhlgang. Von zehn bis eilf Morgens wieder vermehrtes Speicheln, verwirrtes Sprechen u. s. w. Gedächtniß sehr schwach.

— 25. Kein Stuhlgang. Es wird ein Haarseil in den Nacken gesetzt, das Kalomel fortgebraucht.

— 26. Noch kein Stuhlgang.

— 27. Abends zwei Stühle. Heute hat er wieder Onanie getrieben (zum drittenmale, so lange er hier ist); er wurde darüber ertappt, zur Rede gestellt und beschämt.

— 28. Befinden gut. Er ging mit seinem Wärter eine halbe Stunde im Freien spatzieren; die Natur schien großen Eindruck auf ihn zu machen, er betrachtete alles aufmerksam. Heute Abend ist er sehr heiter; sein Aussehn und seine Haltung sind merklich besser. Die Gefräßigkeit noch immer groß. Stuhlgang fehlt.

— 29. Befinden gut. Viermal Stuhlgang. Spatziergang.

— 30. Am Mittag wieder eine kleine Anwandlung von Irreseyn; er will nicht essen, obgleich er großen Hunger klagt. Ein Spatziergang heitert ihn auf.

— 31. Da er Mittag wieder nicht essen will, so wird ihm nicht eher Speise gereicht, bis er darum bittet. Sein Wärter geht mit ihm am Rhein spatzieren; er macht Versuche, sich von einer Anhöhe in den Fluß zu stürzen.

Januar 3. Die Nacht gar nicht geschlafen; er ist sehr zerstreut, und kann es (wie er sagt, beim besten Willen), nicht dahin bringen, nur einige Minuten still zu liegen.

— 6. Als ihm heute Mittag ein Freund einige lustige Sachen auf dem Clavier vorspielte, wirkte dies anscheinend sehr nachtheilig auf ihn: er weinte während dem Spielen und war den ganzen Tag trübe gestimmt.

— 7. Große Niedergeschlagenheit, wie am sechsten; er

will nichts geniessen, und klagt über Brust- und Bauchschmerzen.

— 8. Nach Schröpfköpfen sind die Schmerzen verschwunden, er ißt wieder etwas.

— 14. Die rechte Brustseite zeigt sich etwas geschwollen, er klagt daselbst über Schmerz. Er will wieder nicht essen. Schröpfköpfe auf die Brust und ein Bad.

— 15. Besserbefinden. Er kann sich von seinen falschen Vorstellungen nicht frei machen, reflektirt aber darüber, ob sie wahr oder falsch seyen.

— 16. Er sah heute der Wachtparade zu, wohin ihn sein Wärter aus eigner Willkühr geführt hatte; er kam sehr aufgeregt nach Hause, lief hastig im Zimmer auf und ab und sprach von nichts als von Commandiren, Soldatseyn u. s. w.

— 17. Der Sturm hat sich wieder gelegt. Senfpflaster an die Waden.

— 19. Er klagt Brustschmerzen und Herzklopfen.

— 20. Sein bisher immer zwischen fünf und sechszig und acht und siebenzig Schlägen wechselnder Puls war am Abend so auffallend langsam, daß derselbe kaum dreißig Schläge in der Minute hatte. Er beschäftigt sich jetzt mit Gartenarbeit.

— 23. Die rechte Gesichtsseite ist etwas aufgetrieben. Die Nacht war sehr unruhig, durch schreckliche Träume gestört; er klagt Brustschmerzen und sucht den Kopf immer niedrig zu halten. Senfpflaster an die Waden, und zwei Blutigel in die Nase.

— 24. Lebhafte Träume. Die rechte Gesichts- und Brustseite angeschwollen. Verstopfung. Abermals zwei Blutigel in die Nase, Glaubersalzlösung innerlich.

— 25. Morgens die Geschwulst der rechten Gesichts- und Brustseite verschwunden, Nachmittags aber mit Kopf- und Brustschmerzen sich wieder einstellend. Stuhlgang fehlt. Puls funfzig Schläge. Klystir.

Am 30. Schröpfköpfe und Blasenpflaster haben jene Symptome beseitigt. Verstopfung. Sennaaufguß und Klystir.

Am fünften Februar. Mittags ein Anfall von Ohnmacht, kaum eine Minute dauernd. Blutigel in die Nase. Fortgebrauch des Sennaaufgusses.

Am eilften. Wieder eine Anwandlung von Ohnmacht. Psychische Besserung; man kann ihm schon erlauben in die Stadt zu gehen; er benimmt sich vernünftig. Von Zeit zu Zeit Congestionen nach dem Kopf. Blutigel in die Nase. Stuhlgang gut.

Am funfzehnten. Als er diesen Morgen gegen zehn Uhr (zu der Zeit wo er gewöhnlich etwas gereizter ist als zu der übrigen Tageszeit) eine Compagnie Uhlanen unter seinem Fenster vorbeiziehen sah, sprang er, hierdurch plötzlich aufgeregt, während sein Wärter den Rücken wandte, aus dem zweiten Stock zum Fenster hinaus. Er beschädigte sich nur wenig am linken Knie, sprach aber sehr verwirrt und hielt sich für den Kronprinzen von P. Er bekam sogleich Blutigel in die Nase; da sich aber gegen Abend die Aufgeregtheit, die Congestionen nach dem Kopf und die Frequenz des Pulses nicht minderten, so wurden ihm zwölf Unzen Blut am Fuße gelassen uud innerlich Salpeter und Weinsteinrahm gegeben.

Am sechszehnten. Noch sehr irre. Zwei Blutigel in die Nase.

Am siebenzehnten. Eben so. Senfpflaster an die Waden.

Am achtzehnten. Es geht täglich besser.

Am vier und zwanzigsten. Er kann wieder ausgehen, und zeigt sich vernünftiger, wie vor dem letzten Zufalle.

Seit dieser Zeit fiel nichts Besonderes mit ihm vor; er besserte sich von Tag zu Tag, blieb aber noch bis zum sechs- und zwanzigsten März in der Anstalt, wo er dann völlig geheilt entlassen wurde. Eine Reise, die er bald darauf machte, befestigte seine Gesundheit noch mehr, und bis auf den heu-

tigen Tag ist er ganz wohl geblieben, arbeitet fleißig und mit Erfolg, und verspricht dem Staate einen ausgezeichneten Geschäftsmann.

Ueber die Beseelung des Fötus.

Von

Nasse.

Gegen den, im Widerspruch mit der jetzt gewöhnlichen Meinung, von mir aufgestellten Satz, daß das Kind vor der Geburt kein Seelendaseyn für sich habe, (m. s. diese Zeitschr. für 1824, Heft 1. S. 1) hatte ich von Anhängern jener Meinung Gegenrede erwartet, ja zu fortschreitender Erkenntniß eines interessanten Gegenstandes gewünscht, und sie ist denn auch nicht ausgeblieben. Eine ausführliche Schrift: »Historisch-psychologische Untersuchungen über den Ursprung und das Wesen der menschlichen Seele überhaupt, und über die Beseelung des Kindes insbesondere,« ist durch meinem Aufsatz veranlaßt worden, die, wie ihr Verfasser selbst meint, »der Beachtung nicht ganz unwerthe Dinge« enthält, und es sind in derselben den zehn Seiten, worin in meinem Aufsatze von der Nichtbeseelung des Fötus die Rede ist, acht und siebenzig entgegengestellt, in welchen, ebenfalls nach den Worten des Verfassers, »ausführlich alle Haupt- und Nebenpunkte berücksichtiget sind, um dem unbeseelten Fötus alle Haare auszurupfen.«

Ohne die Ausführlichkeit meines Gegners zu erwiedern, wo ich dann, im gleichen Verhältniß der Widerlegungsbreite mit ihm fortschreitend, ihm $\frac{78 \cdot 78}{10} = 608$ Seiten meinerseits entgegenstellen müßte, wozu es mir sowohl an

Zeit als an Stoff gebricht, will ich der Einladung am Schlusse der Schrift: »nicht vorzuenthalten, was in der logischen Schlußbildung Lücken und Fehler aufdecken oder die Sache selbst besser aufklären kann«, — nach meinen Kräften hier Folge leisten.

Mein Gegner stellt die Sache so, als habe ich eine neue Ansicht vortragen wollen. Mir ist nichts weniger eingefallen als das; ich wollte grade die älteste Ansicht von der Beseelung des Kindes durch neue Gründe unterstützen; von neueren Schriftstellern, die der nämlichen Ansicht folgen, habe ich selbst schon Bichat und Herholdt angeführt; und wenn es nöthig gewesen wäre, so hätte ich, außer Platner (zu dessen Lehre ich mich doch nur mit Einschränkung bekennen möchte) noch Sömmerring und Magendie hinzufügen können.

Meine Behauptung war: der Fötus des Menschen hat, so weit wir durch Beobachtung und Schlüsse von ihm wissen, kein Seelendaseyn für sich, weder ein menschliches noch ein thierisches; er lebt demnach im Mutterleibe als eine Pflanze auf dem Boden des Mutterkörpers, wie eben auch Sömmerring (Icon. embryon. S. 2) von ihm sagte: **Abditum latet corpus nostrum in utero materno et hominis germen plantulae ad instar sibi non conscium vivit et viget.**

Meine Gründe für diese Behauptung waren: 1) der Mangel an Beweisen von Empfindung und willkührlicher Bewegung beim Fötus, 2) die Nichtvereinbarkeit des gemessenen Verlaufs des Fötuslebens mit einem Seelenleben, 3) die geringe Entwickelung des Fötuskörpers zumal in seiner früheren Zeit, 4) der Schluß von der Nichtbeseeltheit einer Mola auf ein gleiches Verhalten des mißgestalteten Fötus, und endlich 5) der Mangel eines merklichen Einflusses der Affecte und Leidenschaften der Schwangeren auf

die psychischen Richtungen der von diesen Schwangern gebornen Kinder.

Lassen wir hier, in einer wissenschaftlichen Untersuchung, die von unserm Gegner für die Beseeltheit des Fötus angeführte biblische Erzählung von der Empfängniß Mariä, so wie die heilige Elisabeth, die in dieser Sache Zeugniß geben soll, weil sie erzählt, »ihr Kind habe mit Freuden in ihrem Leibe gehüpft«; lassen wir den von unserm Verf. ebenfalls citirten »römischen Katechismus, herausgegeben auf Befehl des Kirchenraths von Trient und des Pabstes Pius V«, welchem zufolge der Leib Christi »aus dem reinsten Geblüte der jungfräulichen Mutter« gebildet worden und mit ihm »sogleich eine vernünftige Seele vereinigt ward«; und betrachten wir bloß, wie unser Verf. »die Sache von Vernunftprincipien und Erfahrungsgegenständen genommen«, die ihm, wie er sich ausdrückt, »der Leser wohl nicht aus der Luft gegriffen zuschreiben werde.«

1. Es fehlt beim Fötus an Beweisen von Empfindung und willkührlicher Bewegung, und das spricht für seine Nichtbeseeltheit. Wir müssen uns mit unseres Gegners Bemerkungen über diesen Punkt etwas ausführlicher beschäftigen, werden dagegen die übrigen mit Wenigem beseitigen können.

Unser Verf. selbst erkennt an: »Wenn die Erscheinung oder Aeußerung durchweg und immerdar fehlt, so muß auch die Ursache fehlen.« Es frägt sich nun, ob er zu beweisen im Stande sey, daß die Erscheinung von Empfindung und willkührlicher Bewegung beim Fötus nicht durchweg und immerdar fehle.

Er räumt ein, daß die Seele beim Fötus in der ersten Zeit »gar nicht« erkennbar sey, nach der Zeit soll sie es aber »leise« seyn, worauf sie »bei der Geburt aus dem Fötusschlafe und Traume zu einem neuen Tagesleben allmählig erwacht« Er ist über die »Empfindung und Sinnesthätig-

keit« des Fötus außer Zweifel, und gibt bloß zu bedenken, »wie wir ja von Außen nichts beobachten können, weil wir durch kein Fenster durch die Mutter zum Fötus, und durch diesen zu dessen Gehirn und seiner Seele sehen können«, wie auch, daß »wenn noch keine Augen und Füße da sind, man weder sehen noch gehen kann, welches den gebornen Menschen wohl auch nicht selten wiederfahre; was uns aber nicht berechtige, die »innere Seele« selbst abzuläugnen.« Auch sey ja »der Fötus in der Gebärmutter eingeschlossen, er könne also durch ein wirkliches Laufen uns seine Seele nicht zeigen«. Freilich ist das alles wahr, aber damit sind wir denn doch noch auf dem alten Fleck.

»Wo hat denn«, frägt, eine andere Wendung nehmend, unser Verfasser, »das Kind gleich nach der Geburt eine gesonderte Sinnesthätigkeit, kann es sehen, hört es? Was sind da die Bewegungen anders als automatische gerade im Wortgebrauche der Gelehrten?«

Wenn selbst das Neugeborne nicht sieht, nicht hört, wenn es bloß automatische Bewegungen hat, wie soll denn der Fötus mehr seyn als ein Automat? Oder steht er etwa in der Entwickelung gar eine Stufe über dem Kinde? Offenbar hat unser Gegner seiner Sache hier zu viel gethan; welcher Unbefangene wird indeß die Bewegungen des neugebornen Kindes automatische nennen? Die gemeinste Beobachtung widerlegt eine solche Behauptung. Das Neugeborne hohlt Athem, und daran muß ein Wille Antheil haben, ja die meisten Kinder kommen schreiend zur Welt. Ueber den Seelenausdruck im Auge des Neugebornen bitten wir unseren Gegner, wenn es ihm an eigenen Beobachtungen darüber fehlt, Schwarz Erziehungslehre, Bd. 2, S. 165 u. 204 einzusehn.

Von großer Beweiskraft für die Beseelung des Fötus scheinen unserm Verf. die Bewegungen, welche Schwangere um die Mitte ihrer Schwangerschaft spüren. In diesen

»keisen Bewegungsversuchen« kündigt sich nach seiner Ansicht die Seele an; diese Bewegungen sollen »aus innerer Selbstbestimmung« geschehen. Er versichert, daß »wo Bewegungen und zwar Muskelbewegungen bei belebten organischen Wesen Statt finden, da Seele« sey; er ist überzeugt, daß diese Bewegungen des Fötus den Bewegungen reizbarer Pflanzen nicht gleich zu stellen seyen, weil bei den Pflanzen die Bewegung immer nur auf bestimmte äußere Reize erfolge, hingegen beim Fötus äußere Reize gar nicht unmittelbar ankämen; er beruft sich darauf, daß bei den reizbaren Pflanzen die Bewegungen stoß- oder sprungweise geschähen, in den Bewegungen der Thiere hingegen die größte Weichheit und Mannichfaltigkeit herrsche.

In der That könnte hier etwas für die Beseelung des Fötus gewonnen zu seyn scheinen, wenn nur nicht für alle jene Behauptungen der feste Grund und Boden fehlte. Die Schwangeren fühlen ja die besagten Bewegungen eben stoß- und sprungweise. Daß alle Muskelbewegung ein Seelendaseyn fordere, ist eine Behauptung, der jedes Zucken eines abgelösten Froschschenkels widerspricht; daß auf den Fötus keine unmittelbaren Reize einwirken, ist falsch, da Wärme, Blut und Leben der Mutter auf ihn (denn sein Blut gehört doch wohl mit zu ihm) einwirken. Daß endlich das Mittelbar oder Unmittelbar des Reizes hier einen Unterschied mache, ist eine unbegründete Voraussetzung.

Schlimm ist nun aber, daß, wie schon Magendie (Précis de Physiologie, Ed. 2, Bd. 1, S. 349) gegen den Ursprung jener Bewegungen aus psychischen Regungen des Fötus anführt, dieselben bei Schwangerschaften mit kopflosen Fötus ebenfalls beobachtet werden. Unser Verfasser wird dem zwar seine Meinung entgegenstellen, daß auch die kopflosen Fötus eine Seele hätten; aber es ist wieder schlimm, daß diese Beseeltheit der kopflosen Fötus bloß in seiner Meinung beruht.

Das Allerschlimmste ist jedoch, daß die gewöhnliche Annahme, jene von den Schwangern gefühlten Bewegungen rührten von der Frucht her, nichts weniger als erwiesen ist. Wir bitten unsern Gegner bei Eggert in Rust's Magazin Bd. 17, S. 62 u. f. die gewichtigen Gründe einzusehn, welche wider jene Annahme und dagegen für den Ursprung der besagten Bewegungen aus der Substanz des Uterus sprechen.

Nachdem unser Verfasser wiederhohlt anerkannt hat, Mensch und Thier seyen psychisch wesentlich verschieden, sucht er dennoch im weitern Verlauf seines Buchs für seine Beseelung des Menschenfötus Hülfe bei den Fötus der Thiere. Er beruft sich auf die Beseeltheit des in den Beutel der Mutter gelangenden Opossums und auf die Bewegungen von jungen Kaninchen, die im Ei aus dem Uterus genommen worden.

Wird indeß auch unser Gegner sich selbst ungetreu, ein Schluß von dem psychischen Verhalten eines Thieres auf das des Menschen bleibt immer unsicher. Müssen wir dem gebornen Menschen ein anderes Seelenwesen zuschreiben als den Thieren, so folgt auch, daß wir nicht berechtigt sind, den Ursprung dieses Seelenwesens nach Belieben bei beiden gleich zu setzen.

Zweitens fehlt ja selbst der überzeugende Beweis, daß der Fötus der uns nächstverwandten Thiere Empfindung und willkührliche Bewegung besitze. Das Junge des Beutelthiers, von dem unser Verfasser glaubt, daß es durch eigenen Instinkt in den Beutel gelange, ist ja ein Gebornes, also kein Fötus mehr. Die jungen Kaninchen, die in den Eihüllen aus dem Uterus geschnitten worden, sind, wenn hier eine Analogie mit dem Menschen geltend gemacht werden soll, doch nur mit einem Mittelwesen von einem Menschenfötus und einem zu früh gebornen Kinde in Vergleich zu stellen. Was ist aber an diesen Bewegungen der solchergestalt aus

ihrem natürlichen Verhältniß herausgerissenen Thiere Krampf, was willkührliche Thätigkeit? Eine Beweisführung, die, wie die unseres Verfassers, auf diesen Punkt durchaus nicht eingeht, ist wahrlich höchst mangelhaft. Unser Gegner scheint indeß gar keine andere Muskelbewegung anzunehmen, als eine von der Seele her. »Die Thätigkeit der bewegten Muskeln«, heißt es bei ihm, »und der meisten Nerven kommt von der Seele her, daher man sie die willkührlichen Muskeln nennt, ob übrigens die Seele sich derselben nicht immer bewußt wird. Denn nie und nirgends sieht man eine lebendige Muskelbewegung (die durch einen galvanischen Reiz ist keine lebendige), sobald keine Seele im Leibe mehr ist.« Zur Erwiederung auf Behauptungen der Art dient ein bloßes: ! ?

Wem Thiere und Menschen, willkührliche Bewegung und unwillkührliche eins sind, der fände für die Beseeltheit des Menschenfötus wohl noch eben so gute Beweise in jenen an den Athmungswerkzeugen von Hunden- und Katzenfötus beobachteten Bewegungen, worauf Winslow und Beclard zuerst aufmerksam gemacht und die Einige für ein Athmen, Andere für ein Schlingen des Schaafwassers gehalten haben. Die Schwierigkeit, zu unterscheiden, was automatische und was willkührliche Bewegung ist, besteht indeß auch hier. Ein fester Rhythmus ist in diesen Bewegungen nicht zu bemerken, und Brust und Bauch zeigen kein solches Zusammenwirken, wie es willkührlichen Aeußerungen sonst eigen ist. Sähen wir nun solche Bewegungen auch beim Menschenfötus, was würden sie für die Beseeltheit desselben Sicheres ergeben?

Unser Gegner muß auch eine Beobachtung Osianders über die scheinbar willkührlichen Bewegungen eines in den Hüllen gebornen Kindes nicht gekannt haben, da er, der sonst alles, was eben Hülfe verspricht, heranzieht, sie ebenfalls angeführt haben würde. »Die vigesimo primo

Januarii 1798«, erzählt Osiander (Commentationes soc. reg. Gotting. Vol. 5, p. 11), »natus est juvante natura puellus maturitati proximus, integras sex libras non pendens, velamentis non diruptis, liquore vero fetali vacuis, inclusus. Certus vero fieri non poteram, an liquor sub partu effluxerit nec ne. Obstetrix quidem Xenodochii et pariens ipsa, aquas neque ante partum, nec durante illo emanasse affirmabant. Visu autem et notatu dignum erat momentum, quo fetus vix integris membranis natus sublatis et extensis brachiis membranas ovi dirumpebat easque super faciem stringebat, atque ex ergastulo suo laete prospiciens alacriter trahebat spiritum.«

Es bleiben für die Ansicht dieses Falls zwei Fragen übrig: Fand erstens nach abgeflossenem Fruchtwasser hier kein Luftathmen innerhalb der Hüllen Statt, und wurden zweitens die Arme willkührlich erhoben und ausgestreckt? Wer dieß letzte anzunehmen geneigt ist, der sehe doch erst, ob selbst ein Kind von ein paar Monaten eine Hülle über seinem Kopfe willkührlich mit den Händen zerreißt und die noch anhängende übers Gesicht streift.

2. Die stets einer festen Regel folgende Dauer des Fötuszustandes spricht für die Unbeseeltheit des Fötus. Ein Uhrwerk ist, nach dem Spannungsgrade seiner Feder, in einer bestimmten Zeit abgelaufen; eine Pflanzenfrucht wird, wenn äußere Umstände nicht stören, in einem bestimmten Monat, ja in einer bestimmten Woche reif; eben so ist es mit dem Fötus, Reife und normale Geburtszeit treffen bei ihm stets zusammen; dahingegen schon der Verlauf der Säuglingszeit bis zum Ausbruch der Zähne, eine Breite von mehreren Wochen und der des Knaben- und Jünglingsalters selbst eine von Jahren hat. Ich meinte nun, und glaube mich noch nicht zu irren, in diesem Gegensatz

des streng gebundenen und des freieren Verlaufs einen Unterschied zu erkennen zwischen dem, wo bloß das Nothwendige waltet, und dem, wo zugleich ein Freies, den streng gebundenen Ablauf des Körperlichen beschleunigendes oder aufhaltendes Seelendaseyn eingreift, wonach sich denn in dem Fötusleben nur ein Nothwendiges offenbart. Mein Gegner hat mich aber nicht verstanden, und gegen Nichtverstandenes läßt sich nicht mit besonderem Erfolg Beweis führen.

3. Meine Behauptung, daß Gehirn, Athmen und Kreislauf in der früheren Fötuszeit für ein psychisches Daseyn nicht hinreichend entwickelt seyen, gründete ich auf die hohe Unwahrscheinlichkeit, daß eine Entwickelung gleiches Grades zur Erhaltung der Beseeltheit nach der Geburt genügen würde. Was mein Gegner mir einwirft, scheint mir ohne Bestand. Er bemüht sich zwar das Athmen des Fötus als ein sehr entwickeltes darzustellen, aber seine Beweisführung ist unphysiologisch. Es ist unrichtig, daß, wie er behauptet, Häute ohne Unterschied das Athmen begünstigen, unrichtig (troß des aus Froriep's Notizen angeführten Geoffroy St. Hilaire), daß der Fötus aus dem Schaafwasser athme, unrichtig, daß ihm durch die Mutter Luft zugeführt werde, unerwiesen, daß Eihäute, Darmkanal und Thymus zum Athmen dienen rc. Dagegen hat der Verf. darin allerdings Recht, daß auch bei schwachem, ja vielleicht selbst bei völlig fehlendem Athmen die Geistesthätigkeit im Menschen noch eine kurze Zeit fortdauern könne; aber der Tod tritt dennoch, wie er selbst bemerkt, bald ein, und was in dem Scheintodten dauert, ist nach den vorhandenen Erfahrungen gerade diejenige psychische Funktion, die wir beim Fötus am allerwenigsten voraussetzen können, weil ihm Sinnenstoff und Gehirnentwickelung dazu fehlen, die Denkfunktion. Daß der Kreislauf »von dem ersten Au-

genblick des Lebens im flüssigen Tropfen des Eies« da sey, überlassen wir unserem Verfasser zu erweisen; und was hat denn ein solcher Kreislauf, wie er in jedem Ausschlagsbläschen vorhanden seyn mag, mit der Seele des Fötus zu thun? Sein Ausspruch, das Gehirn sey »auch beim Kinde noch sehr unvollkommen«, ist theils unrichtig, theils ebenfalls in der vorliegenden Untersuchung unentscheidend, da das Gehirn der früheren Fötuszeit ja noch viel unvollkommner ist. Der Behauptung, »daß wir in Krankheiten oft alle Gehirnthätigkeit unterdrückt sehen«, wird schwerlich ein gründlicher Patholog beistimmen; und wer möchte nun gar »die Lähmungen« als einen Beleg hiefür gelten lassen? Wenn in seltenen allerdings merkwürdigen Fällen (m. s. schon diese Zeitschr. f. 1823, Heft 1. S. 79) bei Menschen, die noch kurz vor dem Tode deutliche Beweise von psychischer Thätigkeit gegeben, das Gehirn beträchtlich zerstört gefunden ward, so dürfen wir doch bei Beurtheilung dieser Fälle nicht vergessen, daß der Zeitpunkt, wo die Menschen noch jene Beweise gaben, und der, wo die Leichenöffnung gemacht ward, nicht dieselben waren, daß also in und nach dem Sterben das Eine und Andere sich noch verändert haben konnte, so wie, daß es bei jenen Personen mit der geistigen Thätigkeit in diesem Gehirn doch zu Ende gegangen war. Die »Seele als bloße potentia in dem ganzen noch ungeformten Stoffe« — »eine Seele, noch ganz innerlich als Vermögen vom Leibe umhüllt« — läßt sich zwar auch hier und überall heraufrufen, aber sie wird nur dem Gläubigen erscheinen.

4. Wenn mein Gegner, mir entgegen, in Abrede stellt, daß von dem unvollkommen gebildeten Fötus ein allmähliger Uebergang Statt finde zur Mola, so muß ich ihn bitten, darüber unterrichtete Männer zu vernehmen, namentlich Mende in dessen Handbuch der gerichtlichen Medicin Bd. 3, S. 206. Mit Anerkennung dieses Uebergangs brauchen wir

den Sprung der »Verwandlung eines abgestorbenen Fötus in eine Mola«, also vom Tode des Fötus zum Leben der Mola nicht; die Behauptung, daß in dem unvollkommen gebildeten Fötus noch eine Potentia-Seele sey, in der Mola hingegen nicht, wird ein bloßes Machtwort, und wir vermeiden die »stockfinstere Nacht«, in welcher unser Verfasser der Pseudo-Seele des kopflosen Fötus den Bescheid zu geben sich genöthigt sieht: »Sie soll sich offenbaren, und wenn sie dies durch die unvollkommenste Entwickelung des Leibes nicht kann, so kann ich ihr nicht helfen! Der welcher alle Dinge gemacht hat und ohne welchen nichts gemacht ist, wird ihr schon helfen.« Die Berufung auf die Cretinen, »die oft kein Zeichen von einer menschlichen Seele, oft kaum einer thierischen Bewegung verrathen« sollen, rettet die Sache nicht. Kein Cretin gleicht dem Fötus; keiner ist ohne Zeichen von Empfindung, keiner ohne willkührliche Bewegung, denn alle hohlen Athem, sonst lebten sie nicht. Die Fragen: wozu und wohin? lassen wir dahin gestellt; mit einer naturwissenschaftlichen Untersuchung haben sie nichts zu thun.

5. Das Argument: der Mangel bemerkbarer Spuren von den Affekten und Leidenschaften, überhaupt von den beharrlichen oder wechselnden Seelenstimmungen der Schwangeren in der psychischen Entwickelung der von diesen Schwangeren geborenen Kinder deutet auf den Mangel an psychischer Empfänglichkeit im Fötus, wird durch die teleologische Deutung, daß jener Nichteinfluß »eine sehr weise Fügung der Vorsehung« sey, »weil das zarte Leben sonst nur zu oft im Keime ersticken würde«, nicht widerlegt, wie eben so wenig durch das von unserm Gegner ebenfalls angeführte bisweilige Forterben psychischer Krankheiten, welches nach aller Wahrscheinlichkeit auf einem Forterben körperlicher Verhältnisse beruht. Ob Schäfer- Fleischer- und Jagdhunde, deren angeerbte Neigungen unser Verfasser

ebenfalls für seine Fötus-Psychologie geltend zu machen bemüht ist, diese Neigungen in der That schon als Fötusseelen von der Mutter bekommen, darüber wollen wir hier nicht streiten, halten uns aber fürs erste an die gewöhnliche, auf Gründen beruhende Annahme, daß diese und andere Bestimmungen des niederen psychischen Lebens vom Körper ausgehen, also jene Hunde die Eigenthümlichkeit ihrer Triebe von ihrer angeerbten körperlichen Beschaffenheit her haben, ganz nach der gewohnten Art, wie der Löwe Löwen zeugt und das Schaaf Schaafe.

So weit hiervon. Nun von der philosophischen Deduction, wodurch unser Verfasser die Beseeltheit des Fötus zu erweisen sich bemüht. Das Naturleben ist ihm Seelenthätigkeit, ein in der Materie thätiger und wirkender Geist. Ihm ist kein Lebendes ohne Seele; also muß auch der Fötus eine Seele haben.

Das Mangelhafte dieser Beweisführung bricht von selbst ans Licht. In dem Schlusse: In allem Naturleben ist Seele; der Fötus hat Naturleben; also hat er eine (Thier- oder Menschen-) Seele, wird gegen eins der ersten Gesetze der Logik gefehlt, welches fordert, daß die Materie der Conclusion, wenn der Schluß richtig seyn soll, in den Prämissen gegeben sey. Im Vordersatze ist die Rede von der allgemeinen Naturthätigkeit, im Schlußsatze von einer Menschenseele. Will man mit Worten spielen, so kann man auch die Naturthätigkeit, die in Steinen und Pflanzen wirkt, eine Seele nennen; das Bedenken wird sich indeß schwerlich hinwegweisen lassen, daß die Seele eines Menschen, wie wir sie actu kennen, von anderer Art sey, als die des Steins oder der Pflanze, und auch eine bloße potentia-Menschenseele in den Steinen und Pflanzen anzunehmen wird nicht ein jeder geneigt seyn, so lange sich dieselbe noch nicht actu darin offenbart hat. Wir erwarten von unserm Gegner, daß er

erst diese Gleichheit beider Seelen, der Naturseele und der Menschenseele, darthue. So viel »psychologische Sylbenstecherei« ist hier unentbehrlich.

Die Beweisführung wird nicht gefördert, wenn wir auch bloß empfindende und wollende Seelen und Leben des thierischen oder menschlichen Körpers mit einander vermengen. Läßt sich in Knorpeln, Knochen, im abgelößten, noch zuckenden Gliede die Seele nachweisen? Steigt und sinkt etwa Körperleben und Seelenthätigkeit in gleichem Grade? Schließt sich die Seele des Menschen in einer fortgehenden Reihe an die des Thieres, wie Leben des menschlichen Körpers und Leben des thierischen und selbst Leben der Pflanze es thun? Die Aushülfe, daß im körperlichen Leben immer eine Seele potentia dahinter stecke, ist eine Erdichtung, so wie die Behauptung, daß »eine Muskelbewegung durch galvanischen Reiz keine lebendige« sey. Wer willkührlich die Seele füreine gesteigerte Lebenskraft erklärt, der muß Verdauen und Denken, Pflanzenleben und Menschenleben als wesentlich gleich setzen womit denn allerdings auch das bloß in Ernähren und körperlichem Bilden bestehende Leben des Fötus und eine menschlich empfindende und wollende Seele wesentlich gleich werden; aber so etwas will nicht bloß behauptet, es will bewiesen seyn.

Indeß unser Verfasser zeigt im Lauf seines Buchs, daß er selbst in concreto es nicht so strenge gemeint habe. Er gestattet nächst der allgemeinen Naturseele »eine Seele in der höheren Bedeutung, die wir nur den Thieren zuschreiben können«, einen »Geist, für den der Leib Wohnung und Werkzeug ist«, ja endlich sogar »eine wahre Seele, den Geist, der frei denkt und wirkt« und einen »absoluten Unterschied zwischen Pflanzen- und Thierseelen, so wie zwischen Thier- und Menschenseele«. Jene naturphilosophische Deduction kommt hierbei freilich etwas ins Gedränge, indeß mag das, die Wahrheit siegt.

Was endlich noch ein paar andere Gründe anlangt, die unser Gegner bei Gelegenheit für die Beseeltheit des Fötus aufstellt: daß nämlich nirgends in der Erfahrung ein unmittelbarer Uebergang von der Pflanze zum Thiere vorkomme; daß ferner Muskeln und Sinnesnerven des Fötus doch eine Funktion haben müssen, was denn eine Beziehung derselben zu einer Seele voraussetze, und daß drittens der Fötus, da er ein werdender Mensch sey wie das Kind und der Knabe und der Jüngling, auch wie diese beseelt seyn müsse, so bedürfen diese keine ausführliche Erörterung. Dem Verfasser müssen die Beobachtungen unbekannt geblieben seyn, wo bewährte Forscher Pflanzenkörper in thierische Bewegungen übergehen sahen; bei welchem »Uebergange« denn ebenfalls wohl etwas hinzukommen muß, wie es bei der Geburt des Kindes unstreitig so geschieht, so daß der Uebergang hier also keine bloße Metamorphose ist. Die Sinnesnerven und die nach der Geburt dem Willen dienenden Muskeln des Fötus werden wohl die Verrichtung haben, daß sie sich ernähren und in Gestalt und körperlicher Lebensthätigkeit eigenthümlich ausbilden. Haben etwa die Hände und Füße, die Augenlieder, die Lungen vor der Geburt eine andere Funktion als die dieses Ernährens und Sich-Bildens? Daß das Kind und der Knabe und der Jüngling erst »werdende Menschen« seyen, ist eine Behauptung, die bloß auf einem willkührlichen Spiele mit dem Worte Mensch beruht, das nach unserm Verfasser nur ausgewachsenen Leuten zukommen und also der Hälfte des Menschengeschlechts vorenthalten bleiben soll. Da indeß unser Gegner an einer andern Stelle den Fötus als »wirklichen Menschen« aufführt, so wird das Menschengeschlecht durch dieß Hinzukommen der Fötus zu ihm wieder vollzählig. Welche erfreuliche Vermehrung der Seelenzahl für die Statistiker und die Kopfsteuer!

Doch genug. Fürs erste, so scheint es, dürfen wir mit un-

fern Vätern bei der Ueberzeugung bleiben, daß der Mensch sein Seelenleben erst mit der Geburt beginne. Und ohne uns durch die Frage unseres Verfassers irren zu lassen: »Sollte Gott Vater wirklich den Adam als wie ein Töpfer erst aus Erdenkoth mit Händen geformt, und dann erst, wie Pygmalion seine Bildsäule, mit einem Hauche beseelt haben?« — (eine Frage und ein Ausdruck derselben, die in einem Buche, das sich auf den Katechismus beruft, etwas auffallen), halten wir fest an dem unttavestirten Grundtext: »Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß und blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele.«

Selbstbeobachtungen.

Von

Nasse.

Ein Mittel zum Einschlafen und Wiedereinschlafen, dessen schon Jean Paul in seinem, auch den Psychologen höchst anziehenden Aufsatze: die Kunst einzuschlafen, gedenket und das mir schon recht oft gute Dienste gethan hat, ist die aufmerksame Betrachtung der Bilder, die sich nach geschlossenen Augenliedern in verschiedenen Gestalten dem inneren Auge darstellen. Anfangs noch ganz wach geschauet, so daß man noch frei über sie reflectirt, werden sie allmählig immer mehr Traumbildern ähnlich, bis endlich die Seele aus diesem Zustand des bloß passiven Schauens in den angränzenden des Schlafs übergeht, wo dann wahrscheinlich jene Bilderproduction sich in einer und derselben Reihe in die des Traumes fortsetzt.

Das hinter den geschloßenen Augenliedern Gesehene besteht (ich spreche hier bloß aus Selbstbeobachtung) anfangs bloß aus solchen Lichtflecken, wie sie sich, nachdem die Augen eine Zeitlang geschloßen gewesen, auch bei Tage einstellen. Nach und nach bekommen diese Lichtpartheien mehr Gestaltung, es zeigen sich in allmähligen Uebergängen Formen von Wolken, es zeigen sich Thürme, Bäume, Thiere ꝛc. Alles ist anfangs noch bleich und undeutlich; nachher wird es schärfer, deutlicher, und irre ich nicht, so bekommt es auch eine angemessene Färbung.

Wenn diese Bilderzeugung zur Herbeiführung des Schlafes glücklich fortgehen soll, so muß ihr bloß zugesehen, nicht viel über sie reflectirt werden; vor allem darf keine Absicht, sie umbilden zu wollen, sie stören; die Bilder müssen genommen werden, wie sie zum Vorschein kommen. Wird jenes Beschauen auf irgend eine Weise unterbrochen, so reißt auch wieder das sich eben anzettelnde Band zwischen diesen Bildern und dem nahenden Schlaf.

Drei Umstände, die bei diesen Bildererzeugungen vorkommen, scheinen mir einer näheren Erwähnung werth. In der ersten Zeit jenes Schauens läßt sich nicht genau unterscheiden, ob das Gesehene dicht am Auge oder in einiger Entfernung erscheint; meist war es mir, als wenn es auf der innern Platte des Augenliedes gesehen würde. Beim Fortgang der Bildererzeugung tritt es hingegen offenbar mehr nach Aussen; es wird, obgleich noch innerhalb den Gränzen des Wachens erzeugt, auch hierin schon dem Traumbilde ähnlicher.

In der ersten Minute jener Bilderbetrachtung haben ferner die sich darstellenden Gegenstände etwas Starres; einer bleibt wohl mehrere Sekunden lang unverändert stehen. Weiterhin werden sie beweglicher; sie wechseln sowohl die Stellen, als ihr inneres Verhältniß; wenn auch die allgemei-

nen Umrisse des Bildes dieselben bleiben, so wechseln doch wenigstens die feinern Züge. Es erscheint z. B. ein Kopf, der den Schauenden anblickt. Der Kopf hat schon in den ersten Augenblicken einen bestimmten Ausdruck des Gesichts; aber während der Schauende diesen eben näher betrachtet, verwandelt sich derselbe; aus dem freundlich blickenden wird ein grämlicher, aus den jugendlichen Zügen werden die eines Greises, oder umgekehrt. So habe ich kurz vor dem Einschlafen (d. h. in der Zeit kurz vor dem Einschlafen, woraus ein späteres Wachen Erinnerung hat), ganze Gallerieen von Gesichtern vor mir vorüberziehen gesehen, die sich fast in Einem fort aufs mannichfaltigste aus einander entwickelten.

Ich bin darauf aufmerksam gewesen, ob dieselben Bilder sich zu verschiedenen Zeiten wiederhohlen, habe das aber nicht gefunden. Die zuerst erscheinenden Lichtparthieen sind sich zwar jedesmal einander ähnlich; nicht so aber die deutlichen Gestalten, weder der Art noch der Folge nach. Ich habe ferner nie eine deutliche Beziehung zwischen den vor dem Einschlafen erscheinenden Bildern und den denselben Tag oder ein paar Tage zuvor gesehenen Gegenständen bemerken können, obschon ich darauf Acht gegeben.

Der zweite Umstand betrifft den Grad von Herrschaft, den der Schauende über diese Bilderzeugung ausübt. Zu der Zeit, wo die ersten Gestalten auftreten, läßt sich das Spiel leicht unterbrechen, und es geschieht dieß auch oft durch Abwendung der Aufmerksamkeit auf diesen oder jenen Gedanken. Beim weitern Fortgang der Bilderzeugung läßt sich dieselbe zwar ebenfalls hemmen; aber der Gedanke es zu thun, kommt doch selten: sie scheint in der Seele schon mehr Herrschaft gewonnen zu haben.

Lange nicht mehr so gehorsam sind die Bilder in der Zeit des nahen Einschlafens, wie ich dieß vor einiger Zeit auf eine mich sehr befremdende Weise erfuhr. Als ich, an etwas Fie-

der leidend, zum Einschlafen mein gewöhnliches Mittel zu Hülfe nahm, kamen zwar die Bilder und wurden sehr lebhaft, zugleich aber auch sehr widrig; ich wollte sie nun unterbrechen, konnte sie aber nicht, so schnell als ich wollte, los werden. Dieses Streiten des Willens und jener Bilderzeugung mochte wohl mehrere Sekunden gedauert haben, bevor der erstere siegte.

Unstreitig war ich in diesen Augenblicken, wo die Bilder des Willens Meister waren, dem Traume oder auch einem Fieberdelirium nahe. Die Seele fing an, gezwungen zu produciren.

Diese Erfahrung erinnert mich an eine andere, wo ich, an Tenesmus aus Hämorrhoidalursache leidend, im Widerstreit des Krampfes gegen die willkührliche Beherrschung der betreffenden Bewegungsorgane Aehnliches zu beobachten Gelegenheit hatte. Da der Krampf jedesmal sehr schmerzhaft war, so bemühte ich mich, ihn, so bald die erste Empfindung seines Herannahens eintrat, durch die Macht des Willens auf die betreffenden Muskeln abzuhalten. Dies gelang auch, wenn ich aufmerksam genug war, um der drohenden Krampfbewegung gleich bei ihren ersten Vorboten entgegenzuwirken; je später dieß aber geschah, desto schwerer ward es und desto seltener gelang es. Hatte der Krampf schon begonnen, so gelang es nie mehr, der Wille ward besiegt; ja es trat hier zu wiederholtenmalen die auffallende Erscheinung ein, daß der Wille dem Krampfe sogar zu Hülfe kam. Die Seele ward nämlich in der Heftigkeit des Schmerzes fortgerissen, ihren noch einen Augenblick zuvor dagewesenen Vorsatz in dem Maaße ungetreu zu werden, daß sie nun die unwillkührliche Bewegung durch willkührliche Mitwirkung bei derselben, obschon zur Vermehrung des Schmerzes, deutlich wahrnehmbar unterstützte.

Wie also dort, in den Bildern vor dem Einschlafen,

ein Zwang in den Vorstellungen, so war hier einer in den sonst von dem Willen beherrschten Bewegungen. Die Seele ward in ihrer Verrichtung unterwürfig, so bald sie sich bis auf einen gewissen Punkt hingegeben hatte. Sie konnte dann zwar noch widerstehen wollen, mußte aber den Zwang dennoch erleiden, und endlich verlor sie selbst den Willen, zu widerstehen.

Das den Zwang Aufbringende war für die willkührliche Beherrschung der Bewegungen offenbar der kranke Körpertheil; und wir können mit Grund annehmen, daß für die Beherrschung der Vorstellungen die Sache sich eben so verhielt. Die Bilder entwickelten sich aus den gewöhnlichen, jedem geschlossenen Auge bekannten Lichtflecken, die unläugbar körperlichen Ursprungs sind, sie traten an die Stelle derselben. In dem Krampfe ward der Seele nur für die eine Action der Einwirkung auf ein paar Muskeln Zwang auferlegt. Sie wich indeß als Willensthätigkeit in dem Moment dieser Action von der Norm ab, handelte zweckwidrig, handelte verkehrt. (M. vergl. über das Irreseyn in psychisch-niederen Theilen diese Zeitschr. für 1822, Heft 1, S. 41 u. f.). Hätte eine gleiche Störung der Willensthätigkeit sich auf die Sprachwerkzeuge verbreitet, so wäre das Sprechen, halb im Krampfe, halb willkührlich, zum Schreien geworden; die auf solche Weise betroffenen Arme hätten in einem ähnlichen Kampfe zugeschlagen. — Daß die Gesichtsbilder, die nicht weichen wollten, irre Vorstellungen waren, leuchtet von selbst ein.

Was dem Körper hier die Macht gab, war in dem einen Falle Krankheit desselben und Hingebung der Seele; in dem zweiten ursprünglich nur die letzte. Es zeigt sich also auch hier die Wichtigkeit des Willens zur Abhaltung verkehrter psychischer Verrichtungen. Das schon vorhandene Körperleiden bekommt erst seine volle Macht über die Seele, wenn diese nachgibt; oder erst nachdem sie nachgegeben, ent-

wickelt sich der Zustand des Körpers, der ihren Verrichtungen den abnormen Zwang aufdringt. So werden Männer mit großer Kraft der Selbstbeherrschung lange nicht so leicht irre, auch im Fieber nicht, als sich schnell hingebende. Es gibt Frauen, die bei einem leichten Katarrhalfieber gleich deliriren. Kinder fallen in Sopor bei einem Grad von Fieber, bei dem Erwachsene im vollen Wachen bleiben.

Es ist gar nicht selten, daß am Wahnsinn Erkrankende von der objectiven Unrichtigkeit ihrer Wahnvorstellungen wohl unterrichtet sind, und auch, wenn sie sich zusammennehmen, über dieselben Herr werden können. Schreitet das Uebel vor, so trauen sie ihrem Wahn zwar noch selbst nicht, aber sie können sich doch nicht von ihm los machen. Ein paar passende zu ihnen gesprochene Worte kommen ihnen indeß zu Hülfe, und der Wahn weicht auf eine Zeitlang. Manche bleiben auch wohl die ganze Krankheit hindurch auf dieser Stufe stehen. Beim vollen Wahnsinn scheint hingegen die objective Richtigkeit der Wahnvorstellungen nicht mehr bezweifelt zu werden.

Den umgekehrten Weg machen die Genesenden, und Selbstmacht und passende Zusprache des Arztes können hier offenbar die Verscheuchung des Wahns um vieles fördern, wie nicht selten bei dauerndem Schlafe der Traum weicht, wenn wir ernstlich wollen, daß er aufhöre, oder wenn ein Schlafkamerad uns ein einziges Wort zuspricht, z. B. unsern Namen. Erhard's treffendes Wort, »daß es von dem Menschen so ziemlich abhängt, ob er ein Narr werden will oder nicht« (Wagner's Beiträge Bd. 1, S. 137) gilt noch für einen größeren Kreis der psychischen Krankheiten, als für den in seiner Abhandlung gemeinten.

ein Zwang in den Vorstellungen, so war hier einer in den sonst von dem Willen beherrschten Bewegungen. Die Seele ward in ihrer Verrichtung unterwürfig, so bald sie sich bis auf einen gewissen Punkt hingegeben hatte. Sie konnte dann zwar noch widerstehen wollen, mußte aber den Zwang dennoch erleiden, und endlich verlor sie selbst den Willen, zu widerstehen.

Das den Zwang Aufdringende war für die willkührliche Beherrschung der Bewegungen offenbar der kranke Körpertheil; und wir können mit Grund annehmen, daß für die Beherrschung der Vorstellungen die Sache sich eben so verhielt. Die Bilder entwickelten sich aus den gewöhnlichen, jedem geschlossenen Auge bekannten Lichtflecken, die unläugbar körperlichen Ursprungs sind, sie traten an die Stelle derselben.

In dem Krampfe ward der Seele nur für die eine Action der Einwirkung auf ein paar Muskeln Zwang auferlegt. Sie wich indeß als Willensthätigkeit in dem Moment dieser Action von der Norm ab, handelte zweckwidrig, handelte verkehrt. (M. vergl. über das Irreseyn in psychisch-niederen Theilen diese Zeitschr. für 1822, Heft 1, S. 41 u. f.). Hätte eine gleiche Störung der Willensthätigkeit sich auf die Sprachwerkzeuge verbreitet, so wäre das Sprechen, halb im Krampfe, halb willkührlich, zum Schreien geworden; die auf solche Weise betroffenen Arme hätten in einem ähnlichen Kampfe zugeschlagen. — Daß die Gesichtsbilder, die nicht weichen wollten, irre Vorstellungen waren, leuchtet von selbst ein.

Was dem Körper hier die Macht gab, war in dem einen Falle Krankheit desselben und Hingebung der Seele; in dem zweiten ursprünglich nur die letzte. Es zeigt sich also auch hier die Wichtigkeit des Willens zur Abhaltung verkehrter psychischer Verrichtungen. Das schon vorhandene Körperleiden bekommt erst seine volle Macht über die Seele, wenn diese nachgibt; oder erst nachdem sie nachgegeben, ent-

nichts als eine grünliche Flüßigkeit ausgeleert wurde, zwei Tage angehalten, stellten sich auf acht Stunden dauernde Krämpfe und stilles Delirium ein, worauf sie verschied.

In der Bewegung der Gliedmaaßen hatte sie nie ein Hinderniß empfunden. Von der Zeit an, wo sie anfing Handarbeiten zu machen, fand sie, daß sie ohne eine etwas vergrößernde Brille nichts Feines sehen konnte. Sie war immer eine gemüthliche Person; nur weinte sie leicht, besonders wenn ihr etwas nicht gelingen wollte.

Auf Ersuchen des Pfarrers wurde, weil das Kind noch leben konnte, bald nach dem Tode der Unterleib wie beim Kaiserschnitt geöffnet. Das Kind war todt, einen halben Fuß lang und ganz regelmäßig gebauet. Die Eingeweide des Unterleibs waren alle normal.

Am Kopf war äußerlich nichts Besonderes zu bemerken. Nach Abnahme der äußern Bedeckungen zeigte sich ebenfalls nichts Abnormes. Die Schädelknochen waren leicht zu durchschneiden und auffallend dünn; auf der harten Hirnhaut wurde ebenfalls nichts Regelwidriges wahrgenommen. Nach Entfernung derselben fanden sich die Windungen der linken Hemisphäre beinahe ganz verstrichen. Nach einem leisen Einschnitt in die Mitte derselben, floß eine beträchtliche Menge stinkender Eitermasse von grünlicher Farbe aus. Die ganze linke Hirnhälfte war, bis auf eine Schichte von etwas über drei Linien, verzehrt. Der Sehnervenhügel war ganz verzehrt, so daß der Opticus bei einer leisen Zerrung sich von seinem Ursprunge trennte und bis an die Durchkreuzung wie mazerirt aussah; vom gestreiften Körper und Adernetz war nichts mehr zu sehen. Auf der Mitte der Grundfläche der linken Halbkugel fand sich eine livide Stelle von der Größe einer Linse, die mit einer ähnlichen in der harten Hirnhaut auf der Mitte des Felsenbeins in Verbindung stand, unter der ein strohgelbes Eiter war, welches jene Haut größtentheils

vom Felsenbein gelöst hatte. Der Knochentheil war nicht angegriffen. Der Hörnerv zeigte nichts Abnormes. — Die rechte Hirnhälfte war gesund und in ihrer Höhle bloß etwas klares Wasser enthalten; auch am kleinen Gehirn fand sich nichts Regelwidriges.

Aus der Selbstbeobachtung eines am Alp Leidenden.

Ich hatte von meiner Mutter die Anlage zu Nervenkrankheiten geerbt und war in meiner Kindheit von lebhafter Natur. Fast jegliche Nacht wurde ich von schrecklichen Träumen geplagt, und meistentheils von demselben Traumbild. Es kam mir nämlich vor, als ob ich durch einen Luftballon, der allmählig an Ausdehnung zunähme, in die Luft gehoben würde, hierauf aber, wenn ich bis an die Sterne gekommen, der Ballon platze und ich zur Erde stürze, worüber ich dann in unglaublicher Angst ein heftiges Geschrei ausstieß. Die eine um die andere Nacht durchlief ich das väterliche Haus als Nachtwandler. Von den andern Zufällen, wodurch sich die Neigung zu Nervenkrankheiten zu verrathen pflegt, habe ich nie etwas gespürt.

Gegen die Zeit der Pubertät ward ich indeß von den Träumen und dem Nachtwandeln gänzlich befreit, indem diese Zufälle von selbst immer schwächer wurden, nachdem ich eine Beschäftigung gewählt, die Munterkeit und viel Bewegung erforderte. Ungefähr zwanzig Jahr alt, ergab ich mich einer neuen Lebensweise, und gewöhnte mich daran des Nachts zu studiren. Nachdem ich beinah zwei Monate so

gelebt hatte, bekam ich den Alp wieder, der sich zwar häufig, aber im Anfang in einem nicht sehr hohen Grade einstellte.

Der Anfall, der mich, wenn ich in dem ersten Schlafe lag, befiel, fing meistens mit einem schreckhaften Traume an; diesem folgten die gewöhnlichen Symptome des Alps, das Aufwachen aus dem Schlaf gegen das Ende des Anfalls, und jene erstaunenswürdige Lebhaftigkeit der Bilder, die sich schon vor dem Anfall einstellten; auch war derselbe oft, aber doch nicht immer sowohl von einem Zusammendrücken der Brust, als auch von Herzklopfen begleitet. Bald dauerte er kaum eine Minute, und oft noch viel weniger Zeit, bald, aber dieß war sehr selten, zehn Minuten lang.

Da die Anfälle von Tag zu Tag häufiger wurden, und sechs Monate lang und darüber sich immer mehr verstärkten, so flößten sie mir endlich Abscheu gegen das Bett und gegen die nächtliche Ruhe ein. Zu jener Zeit bekam ich oft heftige Anfälle hinter einander, indem, wenn ich durch einen Anfall noch nicht gänzlich aufgeweckt war, mich schon ein neuer befiel, so daß bisweilen eine ganze Stunde hindurch ein Anfall dem andern folgte.

Ich forschte nun mit der größten Geistesanstrengung dem Uebel nach, und zog Bücher über dasselbe zu Rathe. Ich schloß aus denselben, da ich die Abendmahlzeit, an die ich gewohnt war, eine ziemliche Zeitlang unterlassen hatte, auf Fehler der ersten Verdauung, wiewohl sie mir verborgen waren, denn niemals hatte ich an Magenbrennen noch an saurem Aufstoßen, noch an Magendrücken oder andern Symptomen einer gestörten Verdauung gelitten. Ich glaubte nun, daß, wenn ich mich mit leerem Magen schlafen legte, mich der Alp überfalle und nahm daher gegen Abend etwas Speise zu mir. Da ich indeß nach der Mahlzeit zu dem Arbeiten zurückkehrte, so erfuhr ich deshalb keine Erleichterung. Da

ich einzusehen glaubte, daß aus einer Störung des den Speisesaft bereitenden Systems der Alp nicht herrühre, so gab ich der Lage des Körpers im Bette die Schuld, und veränderte diese auf verschiedene Weise, indem ich bald den Kopf hoch legte, bald auf der Seite schlief, ohne daß ich jedoch ein Abnehmen des Anfalls verspürt hätte.

Nun bemerkte ich zuerst, daß, wenn ich den Tag über nur mit Freunden umgegangen war, der Alp mich niemals drückte, und als ich diesem Umstand nachforschte, so fand ich, daß, wenn ich mich mit Freunden z. B. in meiner Stube nach dem Arbeiten heiter unterhalten hatte, der Anfall nicht kam, wenn ich auch nach einen solchen Zusammenkünften noch ein wenig studirt hatte. Bloß eine mehrere Stunden hindurch fortgesetzte Geistesanstrengung konnte ihn hervorrufen; ja je mehr ich dies Studiren verlängerte, desto gewisser schienen in derselben Nacht die Anfälle zu kommen. Aufregung der Einbildungskraft oder Gemüthsbewegung hatten keine Gewalt auf das Erscheinen derselben.

Kaum hatte ich diese Erfahrung gemacht, so wurde ich durch Reisen und verschiedene Geschäfte gezwungen, ein halbes Jahr hindurch das Arbeiten bei Nacht zu unterbrechen. Während dieser ganzen Zeit litt ich an keiner Beschwerde vom Alp. Als ich mich darauf aber wieder den nächtlichen Studien ergab, so war kaum eine Woche vorbei gegangen, als mich derselbe wieder im höchsten Grade befiel. Ich beschloß darauf, zu versuchen, was kaltes Wasser, kurz vor dem Schlafengehen genommen, leiste. Es schien mir einige Linderung zu bringen und eine Zeitlang den Anfall zu vertreiben; aber in Kurzem verlor es alle Kraft. Das nächtliche Studiren wurde nun wieder durch die akademischen Ferien unterbrochen, die Krankheit ließ nach und kein Anfall trat in dieser Zeit ein. Als die Anfälle im Lauf des folgenden Semesters wieder heftiger wurden, so versuchte ich sie durch Diät

zu betreiben, und genoß nach der Arbeit ein kleines Stückchen geräuchertes Fleisch oder etwas Butterbrod mit ein wenig Wein. — Wenn ich nach dieser Mahlzeit noch arbeitete, so überfiel mich der Alp; wenn ich aber während derselben mich einer freundschaftlichen Gesellschaft befand und ohne weiteres Arbeiten zu Bette ging, so hatte ich einen ungestörten Schlaf.

Aus diesem Allen geht deutlich hervor, daß während der ganzen Zeit meiner akademischen Studien kein anderer Grund des Alps vorhanden war, als eine zu lange fortgesetzte Geistesanstrengung; und auch noch jetzt weiß ich voraus, daß jedesmal, wenn ich das nächtliche Studiren auf eine ähnliche Art betreibe, mich der Alp befällt, und schon mehrmals habe ich ihn in einer mir beliebigen Nacht hervorgerufen.

Offenbar ist also eine zu große Aufregung des Sensor. comm. in meinem Falle die Gelegenheitsursache des Alps.

Zur vergleichenden Psychologie.

Von

Nasse.

Wenn es auch an Thieren wenig psychische Erscheinungen gibt, die uns für die psychologischen Forschungen über die Menschennatur wesentlichen Gewinn zu bringen im Stande wären, so gehören doch die Beobachtungen eines an Thieren vorkommenden Irreseyns schwerlich zu den in solcher Hinsicht unbeachtenswerthen. Schon in einem früheren Aufsatze: Ueber das Irreseyn der Thiere (Zeitschr. f. psychische Aerzte, Jahrg. 1820, Heft 1, S. 170 — 224) habe ich darzuthun gesucht,

und Andere nach mir sind der Meinung beigetreten, daß das Irreseyn bei Menschen und Thieren in den wesentlichen Erscheinungen gleich sey und daß wir demnach kein Recht haben, hier und dort eine verschiedene nächste Ursache (einen andern Krankheitszustand) anzunehmen. Die hierauf ruhende Folgerung, daß demnach das Irreseyn auch beim Menschen stets von einer körperlichen Krankheit abhängig seyn müsse, ist den Vertheibigern der entgegengesetzten Lehre, daß nämlich das psychische Erkranken ursprünglich bloß die Seele angehe, freilich nicht ganz bequem gewesen.

Je ähnlicher bei Menschen und Thieren in Fällen von Irreseyn die Symptome, die entfernten Ursachen und die Mittel der Heilung sind, desto begründeter wird der Schluß auf die Gleichheit des Wesens bei beiden. Ich habe jene äußeren Aehnlichkeiten schon in dem eben angeführten Aufsatze für mehrere bei Thieren vorkommende irre Zustände nachgewiesen und bin seit der Zeit bemüht gewesen, für diesen Gegenstand fernere Thatsachen zu sammlen.

Ein im Journal complémentaire du Dictionaire des sciences médicales, Oktoberheft 1823, befindlicher Aufsatz von J. B. C. Robet, Ober-Thierarzte bei den Husaren der franz. Garde, korrespondirendem Mitgliede der königl. Centralgesellschaft für den Ackerbau, macht, nachträglich zu dem Artikel des Dictionaire des sciences médicales, auf die Uebereinstimmung des Irreseyns der Thiere mit dem des Menschen aufmerksam, und erzählt zugleich zwei Fälle, die für unsern Gegenstand erläuternd und also hier des Wiedererzählens wohl werth sind. Ich folge hierbei genau den Worten von Robets Aufsatze.

Erster Fall. Wir hatten, so erzählt Robet, im vierten Regiment der reitenden Jäger, das damals zu Rouen in Garnison lag, ein Pferd von bretagner Race und braunrother Farbe, das sich durch seine stupide Physiognomie und einen gewis-

sen Ausdruck von irrem Wesen im Blick auszeichnete. Dieß Thier, das damals sieben Jahr alt war, trug gewöhnlich den Kopf hoch und den Hals gestreckt, ohne daß doch irgend ein anderes Zeichen auf ein Behaftetseyn dieser Theile mit irgend einem besonderen Nervenübel hingedeutet hätte. Jedesmal wenn dieses Pferd unversehens einen ihm fremden Gegenstand erblickte, oder wenn es plötzlich ein mehr oder weniger lautes Geräusch vernahm, an das es nicht gewohnt war, oder wenn es sah oder hörte, daß ein anderes Pferd geschlagen ward, mochte dies nun in seiner Nähe oder in einiger Entfernung von ihm geschehen, ward es von einer seltsamen Verwirrung und einer Furcht befallen, die bis aufs äußerste stiegen; ja zuweilen traten diese schon ein, wenn man ihm ohne vorausgegangenes freundliches Zusprechen oder Streicheln sein Futter hinschüttete. Diese Verwirrung äußerte sich dadurch, daß es erst plötzlich zurückfuhr, dann sich heftig nach allen Seiten herumwarf und mit aller Anstrengung sich los zu machen suchte, wobei es während der ganzen Zeit am ganzen Körper zitterte. Gelang es ihm nun nicht, sich los zu machen, so folgte jedesmal ein heftiger Ausbruch von Zorn, worin es so wüthend war, daß man nur mit der größten Gefahr sich ihm hätte nähern können. Dieser Wuthanfall ging endlich in einen Zuckungs-Zustand über, der jedesmal die Scene beschloß, aber nicht eher aufhörte, als bis das Thier durch sein Herumwerfen und sein Reißen an der Halfter diese zerrißen hatte oder man dazu gelangt war es loszumachen. Sobald es dann frei geworden und durch nichts mehr gehindert war, sich allen seinen Bewegungen zu überlassen, so ward es von selbst ruhig und allmählig wieder zutraulich; es ließ sich nun streicheln und an seinen Platz zurückführen, wo es wieder an zu freßen fing, ohne daß von dem vorhergegangenen aufgeregten Zustande eine Spur bei ihm zurückblieb, wie es denn überhaupt in den Zwischenzeit

ten jener Anfälle nichts Auffallendes zeigte außer einer fast ununterbrochenen Unruhe und jenem schon erwähnten Ausdruck von Verwirrung und psychischer Stumpfheit, der stets bei ihm vorhanden war.

Das Thier hatte lange einem sehr groben Herrn angehört, von dem es oft auf den Kopf geschlagen war; man erzählte sogar, es sey vor der Zeit dieser Mißhandlungen sehr sanft und ruhig gewesen und erst in Folge derselben in jenen Zustand verfallen, den jedermann für ein wahres Irreseyn (une véritable folie) hielt und den ich zu keiner andern Art von Krankheit zu rechnen weiß.

Da das Thier zum Kavalleriedienst untauglich war, so ward es ausgeschoßen. Bevor dieß geschah, habe ich es mehrere Monate in meinem Krankenstalle beobachtet. Während dieser ganzen Zeit versuchte ich bei ihm die sanfteste schmeichelndste Behandlung und bemühte mich, so viel ich konnte, es zutraulich und ihm gegen solche Veranlaßungen die es hätten in Schreck setzen können, Muth zu machen; allein alles dieß vermochte weder die außerordentliche Furcht, womit es unaufhörlich geplagt war, noch die Häufigkeit und Heftigkeit der Anfälle zu tilgen, ja nicht einmal zu mindern.

Zweiter Fall. Fast zu derselben Zeit, wo ich jenes Pferd beobachtete, litt bei demselben Regiment eine sechsjährige Stute von der Navarrarace und von Pfirsichblüten-Farbe, an einem fast gleichen Uebel und vo derselben Ursache her. Nur waren die Anfälle bei diesem Thiere minder lang, und hörten nur dann auf, wenn es sich losgerissen und hierauf, sich bäumend, hinten überschlagen hatte, was ihm, wenn es nicht mehr angebunden war, bei seiner großen Lebhaftigkeit und Reizbarkeit leicht gelang. Da man sich bei ihm keines starken Halfter bedienen durfte, weil es im Stande gewesen wäre, sich durch die wiederhohlten heftigen Anstrengungen zum Ueberschlagen ums Leben zu bringen, so band man es immer nur leicht an.

Ein Unteroffizier wählte sich diese Stute zum Reiten, und unternahm es, sie zu heilen. Er hatte die Freude, daß ihm dieß durch Geduld, Aufmerksamkeit, Liebkosungen und eine sehr sanfte Behandlung gelang, und zwar so vollkommen, daß das Thier zu Anfang des folgenden Jahrs von seinem Uebel ganz befreit war. Es ward in dem Feldzuge 1815 getödtet. —

Die beiden hier erzählten Fälle haben das mit einander gemein, daß die Anfälle in ihnen auf eine sogenannte rein psychische Veranlassung ausbrach. Das Irreseyn jener Thiere verhielt sich also hierin dem bei Menschen ganz gleich, bei welchen Veranlassungen dieser Art häufig die Anfälle hervorrufen, wie denn auch plötzlich gesteigerte Furcht und Schreck bekanntermaaßen beim Menschen eine gar nicht seltene Veranlassung solcher Art sind.

Jene Fälle stehen übrigens für die Analogie des Irreseyns der Thiere mit dem des Menschen nicht allein da. Psychische Aufregungen hat man sowohl in der Wuth der Hunde als in der Stätigkeit der Pferde, als Veranlassungen des Ausbruchs den Anfällen vorhergehen gesehen, worüber ich in meinem vorher erwähnten Aufsatze bereits die Beobachtungen von Waldinger, Veith und Pilger angeführt habe.

Einen andern beachtenswerthen Beitrag zum Beweis für die Uebereinstimmung des Irreseyns der Thiere mit dem der Menschen bietet der zweite der vorher erzählten Fälle in der Heilung des dort beschriebenen Uebels durch psychische Mittel dar. Geduld, Aufmerksamkeit und freundliche Behandlung sind auch beim Irreseyn des Menschen so oft die Bedingungen der Hülfe. Für die Therapie der psychischen Thierkrankheiten ist jener Fall durch den glücklichen Erfolg der psychischen Behandlung eines zu solchem Grade des Wuthanfalls entwickelten Uebels unter den aus jener Therapie bisher bekannt

gewordenen Fällen wohl einzig. Indeß für die psychische Behandlung des Irreseyns der Thiere überhaupt steht jene Heilung nicht allein da. »Es ist bekannt«, sagt schon Hoffbauer in seinem lehrreichen Aufsatz über vergleichende Psychologie in seinen und Reil's Beiträgen Bd. 2, S. 285, »daß man einem stätigen Pferde seine Unart oft dadurch abgewöhnt, daß man seine Ungeduld ermüdet, wenn man es nöthigt, an einem Orte, an dem es nicht vorbei will, lange müßig, und ohne etwas zu genießen, zu bleiben. Eben so weiß man, daß einem zu muthigen Pferde die Lust durchzugehen leicht vergeht, wenn ein geübter Reiter, der seiner Meister ist, ihm, wenn ihm eine solche Lust anwandelt, erst seine Uebermacht zu empfinden gibt, und dann mehr von ihm erzwingt, als wenn sein Muth es getrieben hätte«. — In diesen und ähnlichen Fällen sind die Heilmittel von gleicher Art wie die, wovon wir bei dem sogenannten psychischen Verfahren im Irreseyn des Menschen Gebrauch machen.

Rodet macht darauf aufmerksam, daß die seltsame Wuth, worin manche, sonst sanfte Thiere jedesmal beim Anblick dieses oder jenes bestimmten Gegenstandes gerathen, wohl zuweilen ein wirklicher fixer Wahnsinn sey. Er vermuthet ferner, daß auch die Gier, womit manche Thierweibchen, die vorher nicht selten gegen ihre Jungen sorgsam und freundlich waren, diesen durch einen seltsamen Wechsel nun feindlich werden, sie verfolgen und wohl selbst zerfleischen und verschlingen, in einem psychischen Erkranken, einer Art Wahnsinn, gegründet sey.

Wenn wir auch diese und ähnliche specielle Vergleichungen, die allerdings erst näher durchgeführt werden müssen, noch auf sich beruhen lassen, so ist doch der oben ausgesprochene Hauptsatz von der wesentlichen Gleichheit des Irreseyns bei Menschen und Thieren durch anderweitige Nachweisungen, wie mein früherer Aufsatz und die Betrachtung der oben

erzählten Fälle sie gegeben, bereits hinreichend begründet. Ist aber das Irreseyn des Menschen dem der Thiere wesentlich gleich, so führt uns das zu der für die Psychologie der Menschennatur bedeutsamen Folgerung: Der Mensch leidet im Irreseyn nur in denjenigen Funktionen der Seele, die er mit den Thieren gemein hat, nicht in denen, die seiner Natur eigenthümlich sind.

Heilungen von Irren.

Erster Fall.

H. sechzig Jahr alt, war früher ein Schiffer, gab aber sein Geschäft auf und ließ sich vor mehr als zwanzig Jahren in einer benachbarten Stadt nieder. Sein allgemeines Befinden war diese Jahre hindurch gut, ausgenommen daß er zuweilen mit Kopfschmerz und Uebelkeit geplagt war. In den letzten zwei bis drei Jahren beschäftigte er sich viel mit Untersuchungen über Maschinenwesen und er nährte große Erwartungen von dem Ergebniß derselben. Seine Hoffnung ward getäuscht und er verfiel aus Furcht vor Armuth, obgleich er sehr wohlhabend war, in Kleinmuth. Dieser hypochondrische Zustand ging in entschiedenes Irreseyn über, und nach Verlauf von einem Vierteljahr war er ein vollkommener Maniacus. Der Zwischenraum von dem Anfang der Krankheit bis zur Entwicklung der vollen Verrücktheit dauerte etwa drei Monate. Unter der verständigen Leitung eines Arztes seines Wohnorts ward das in Fällen der Art gewöhnliche Verfahren bei ihm durchgemacht. Der Arzt gab mir einen kurzen Bericht über die Geschichte dieses Falles und ich erfuhr von

ihm, wie der Unterleib des Kranken so träge war, daß kaum die kräftigsten Abführungsmittel darauf wirkten, wie denn z. B. in der letzten Zeit mehrmals ein Scrupel Kalomel mit eben so viel Jalappawurzel keine merkliche Wirkung hervorbrachte. Man hatte dem Kranken dann reichlich aus dem Arm zur Ader gelassen, und örtliche Blutentziehungen durch Blutigel und Schröpfköpfe bei ihm nicht gespart. Es ward ihm auch Brechweinstein bis zur Ekelerregung gegeben, aber keines der bei ihm vorhandenen Symptome wich dem allen. Jetzt wurde ein Arzt, der sich die Behandlung von Irren zum besonderen Geschäft machte, zu Rathe gezogen und dieser sandte aus seiner Anstalt einen Aufseher für den Kranken. Die Sache bekam jetzt ein finsteres Ansehen und ward im höchsten Grade beunruhigend. In der Absicht, die peristaltische Bewegung des Darmkanals anzuregen, ließ ich ihm nun eine starke Auflösung von gemeinem Küchensalze mit einer Portion Senf in einem Klystir beibringen; aber dieß war ohne Wirkung, und man hielt dafür, der Kranke müsse in Kurzem mit Tode abgehen. Als man mich von Neuem zu Rathe zog, schlug ich in dieser Wahl zwischen Hülfe und Verzweiflung die künstliche Erzeugung eines specifischen Ausschlages auf der Haut vor. Es wurde eine Drachme Brechweinstein mit einer Unze einfacher Wachssalbe gemengt und davon Morgens und Abends eine Portion auf der innern Seite der Arme, vom Ellenbogengelenk an bis an die Handwurzel, eingerieben. Es entstanden künstliche Bläschen, in deren Spitzen man am dritten Tage eine wäßrige Flüssigkeit erblickte, wobei eine merkliche Besserung des Kranken eintrat, die so schnell vorrückte, daß der Uebergang aus der Verrücktheit in die Gesundheit fast unbegreiflich war. Seit der Zeit ist ein Jahr verflossen und es hat sich kein Symptom eines Rückfalls bei dem Manne gezeigt. (Aus Ed. Jenner's letter on the influence of artificial eruptions, S. 4).

Zweiter Fall.

Samuel Harris, sieben und vierzig Jahr alt, ein Seemann und starker Trinker, bekam gegen Ende des Januars plötzlich eine Entzündung am rechten Auge. Das Uebel war aber nicht so heftig, daß er sein Geschäft darum zu unterbrechen brauchte. Drei Wochen nach dem Eintritt der Entzündung befiel ihn täglich zwischen drei und vier Uhr ein Frösteln. Etwa eine halbe Stunde nach dem Frosteintritt bekam er dann einen Schmerz in der rechten Seite des Kopfes, besonders um die Augenhöhle herum, der sich längs dem Schläfenmuskel verbreitete. Diesen Schmerz bekam er jeden Nachmittag zu einer bestimmten Stunde wieder und derselbe wurde zuletzt so heftig, daß er ihm Gesicht und Besinnung nahm. In einem Anfall wurde der Kranke auf seine Frau erzürnt, weil er meinte, sie hätte ihm kein Licht angezündet, obgleich eins vor ihm brannte. Die periodischen Anfälle verbanden sich zuletzt mit Tobsucht. In einem derselben, wo der Schmerz den höchsten Grad erreichte, war der Kranke auf dem Punkte, eines seiner Kinder umzubringen. Er wurde am Arme zur Ader gelassen, es wurden ihm Blutigel gesetzt und Abführungsmittel bis zur drastischen Wirkung gegeben; aber sein Zustand ward nicht besser. Ich empfahl die Anwendung der Brechweinsteinsalbe und man rieb sie dem Kranken auf dem linken Arm ein. Binnen vier und zwanzig Stunden entstanden Knötchen, und sobald sich diese zuspitzten und ein wenig klare Flüssigkeit in ihnen bemerklich war, bekam der Kranke Erleichterung. Der Schmerz nahm fortwährend ab und war nach Verlauf von drei Tagen ganz gewichen. Der Mann ist seit der Zeit fortdauernd wohl geblieben. (Ebenfalls aus Jenner's letter, S. 9).

Dritter Fall.

Eine junge Frau, eine Kranke des Hrn. T. Fewster zu Thornbury, dem ich auch diese Mittheilung verdanke, litt an Manie. Es fand sich beim Nachfragen nicht, daß Hysterie vorausgegangen war. Die Ausbrüche waren heftig. Es wurden Blutigel an den Kopf gesetzt und die Brechweinsteinsalbe an den Wundstellen eingerieben. Sobald als Bläschen erschienen, war sie wohl. Meine Anordnungen zur Fortsetzung der Einreibungen wurden indeß nicht befolgt und sie verfiel bald wieder in entschiedene Manie. Die Salbe ward jetzt mit Eintritt der früheren Hautveränderung wieder angewandt und die Frau genas völlig. (Aus Jenner's Briefe, S. 13).

Vierter Fall.

Elisabeth B., drei und zwanzig Jahr alt, unverheirathet, kam am fünf und zwanzigsten Nov. 1820 zum erstenmale nieder. Sie hatte zuweilen an Hysterie gelitten. Den zweiten Tag nach ihrer Niederkunft wurde sie plötzlich irre und ganz unlenksam; sie weigerte sich hartnäckig, Speise und Trank zu nehmen. Hr. Fry, Wundarzt zu Dursley, behandelte sie. Es wurde ihr längs der inneren Seite des Vorderarms, vom Ellenbogengelenk an bis an die Handwurzel, Brechweinsteinsalbe eingerieben; es dauerte aber fast vierzehn Tage, bevor darauf ein Blasenausschlag zum Vorschein kam: eine Trägheit der Haut, die in Fällen dieser Art nicht ungewöhnlich und mir in meiner Praxis schon mehrmals vorgekommen ist *).

*) Ich setzte einmal einer Dame, die an Hysterie mit von Zeit zu Zeit eintretendem Irreseyn litt, ein Haarseil in die Schläfe; aber selbst nach Verlauf von zehn Tagen war noch keine Entzündung, Geschwulst oder Ergiessung eingetreten.

In dem hier erzählten Falle mochte indeß auch Nachlässigkeit der Wärter in Ansehung der Einreibungen mit im Spiele seyn. Sobald der Ausschlag erschien, war Besserung der Symptome nicht zu verkennen. Die Kranke wurde nun beinahe drei Wochen lang unter dem Einfluß der Salbe erhalten, während welcher Zeit sie sich fortwährend besserte. Zehn Tage nach dem Erscheinen des ersten Ausschlages auf den Armen zeigten sich ähnliche Pusteln auf dem Rücken. Ich sah die Person am sechsten Januar 1821; sie erschien mir vollkommen hergestellt, der Ausschlag war im Vergehen. Während den Einreibungen hatte die Kranke zuweilen ein Abführungsmittel genommen, und sie sollte auch eine Brechweinsteinauflösung in kleinen, Ekel erregenden Gaben nehmen; aber es war so schwierig sie zum Einnehmen zu bringen, daß sie von dieser Arznei wohl so wenig bekam, daß ihre Wiederherstellung hauptsächlich den Einreibungen zugeschrieben werden muß. — Ich bemerke noch, daß diese Person nicht ohne Zartgefühl war, und nachdem sie verführt worden, in der letzten Zeit ihrer Schwangerschaft viel Angst ausgestanden hatte. (Ebendaselbst S. 14).

Fünfter Fall.

Charl. Halloway, zwanzig Jahr alt, litt in den letzten zwei Jahren zuweilen und dann gemeiniglich acht bis zehn Tage lang an großer Niedergeschlagenheit. Auf diese Niedergeschlagenheit folgte fast jedesmal eine unnatürliche psychische Aufregung, jedoch ohne Mangel an Zusammenhang in Reden und Handlungen. Gegen Mitte des Novembers 1820 stellte sich, ohne eine bekannte unmittelbare Veranlassung, plötzlich völlige Verrücktheit ein. Es wurde der ebenfalls von Herrn Fry behandelten Kranken Brechweinsteinsalbe in die inneren Seiten der Vorderarme eingerieben, worauf nach Verlauf

von vier Tagen der gewöhnliche Ausschlag erschien und sie sogleich viel besser ward. Nachdem man jetzt mit den Einreibungen nachlässig geworden, fieng der Ausschlag an zu schwinden, und es erfolgte ein Rückfall des psychischen Uebels; jedoch war dieses diesmal nicht so heftig, als das erstemal. Man nahm wieder seine Zuflucht zu den Einreibungen, und in Verlauf von vier Tagen entwickelte sich ein frischer Haufen Bläschen. Die Kranke wurde darauf allmählig wohl, bekam aber am sechszehnten Februar einen neuen Rückfall. Die Eltern liessen jetzt dem Uebel seinen Gang und dachten bloß daran, die Unglückliche ins Irrenhaus zu bringen. (Ebendaher S. 16).

Sechster Fall.

Hr. N., ein junger Mann, dessen Geschäft Handel und Schiffarth ist, litt an Hypochondrie. Seit einem Jahre klagte er über ein Kopfübel und würde zu seinem Geschäfte unfähig gewesen seyn, hätte er nicht einen Compagnon zur Hülfe gehabt. Er verlor von Zeit zu Zeit den Vernunftgebrauch; die Anfälle dauerten jedoch nicht lange, nur zwölf Stunden bis zwei Tage; er war indeß auch in seinen besten Zeiten selten ganz ohne alles Irreseyn. Sein Gesicht sah blaß aus, die Leibesöffnung war in Unordnung, der Urin hochgefärbt; er litt an Blähungen, hatte Sodbrennen und einen schnellen Puls. Ein ausgezeichneter Arzt aus Bristol hatte ihn behandelt, und allem Anscheine nach ganz passend. Er mußte jetzt Quecksilberpillen und Aloe mit einer Gabe Magnesia und Kreide täglich zweimal nehmen. Zugleich ward ihm die Brechweinsteinsalbe in die Magengrube eingerieben.

Am zehnten Februar 1821. Der Kranke ist in jeder Hinsicht besser. Die Bläschen von der Brechweinsteinsalbe sind zahlreich und vollkommen entwickelt, und die Bildung und Entwickelung derselben scheint mit der Abnahme der Ge-

hirnsymptome gleichen Schritt gehalten zu haben. Der Kranke sagt, er fühle sich beträchtlich besser. Die Arzneien, die er zum Offenhalten des Leibes bisher zu nehmen gewohnt gewesen, wurden indeß fortgebraucht.

Am funfzehnten Febr. Er bleibt von allen früheren schlimmen Symptomen seines Uebels frei. Die Pusteln sind durch wiederhohlte Einreibungen in Eiterung erhalten und die Magnesia und eröffnenden Pillen fortgebraucht worden. Es zeigten sich einige Bläschen unter dem Oberhäutchen in der Handfläche und am Scrotum. Da die letzteren Beschwerde verursachten, so wurden sie mit Zinksalbe verbunden.

Am zwanzigsten Febr. Der Mann ist jetzt so weit besser, daß er zu seiner gewohnten Beschäftigung zurückzukehren wünscht.

Ich bemerke noch, daß ich die Brechweinsteinsalbe in der nachstehend angegebenen Mischung bereiten lasse: Feingepülverten Brechweinstein zwei Drachmen, Wallrathsalbe neun Drachmen, weissen Zucker (um die Salbe vor dem Ranzigwerden zu schützen) eine Drachme, rothes Schwefel-Quecksilber fünf Gran. — Zuweilen sehe ich mich indeß genöthigt, die Salbe stärker machen zu lassen. (Ebendaher S. 18 u. 53).

Siebenter Fall.

Ein Mann, der nachdem er Sorgen gehabt, eine Zeitlang nicht wohl gewesen war, verlor allmählig seine natürliche Ruhe, und als er unzusammenhängend an zu sprechen und sich seltsam an zu benehmen fing, ward ich zu ihm gerufen. Ich fand ihn in großer Bewegung, unfähig still zu sitzen, aus einem Zimmer ins andre gehend und mit Wahnpersonen sich unterhaltend. Unter anderem bildete er sich ein, ein Haufen Leute tanze unter dem Fenster-Gitter, es kröchen Insekten auf seinen Kleidern umher und

andere Thiere spielten auf dem Boden. Obgleich er selbst dies für unmöglich hielt, so wurde er doch immer mehr davon überzeugt, je mehr er hinblickte. Sein Puls hatte sechs und neunzig Schläge, seine Haut war heiß, Gesicht und Augen waren mit Blut unterlaufen, die Pupillen erweitert und die oberen Augenlieder sehr in die Höhe gezogen. Man sagte mir, er habe Arznei zur Leibesöffnung bekommen und in drei Nächten nicht geschlafen. Nachdem ihm ein besonderer Wärter bestellt worden, mußte er alle drei Stunden einen Trank aus Chinaabkochung und Kampfermixtur nehmen. Er wurde reizbarer, hatte eine sehr unruhige Nacht und zeigte am Morgen Neigung zum Ausbruch von Heftigkeit, indem er drohete, er werde aus dem Fenster springen, wenn man ihn nicht zur Thür hinauslasse. Es ward ihm jetzt die Zwangsweste angelegt und er aufs Bette beschränkt. So wurde seinen unwillkührlichen und unlenksamen Aeußerungen Einhalt gethan und er verfiel auf vier Stunden in Schlaf. In dem Augenblick, wo er erwachte, war er sehr schreisüchtig, schlief aber beim Fortgebrauch der Arznei wieder ein, hatte eine sehr gute Nacht und erwachte ruhig und gesammelt, so daß er die Bemerkung machte, er habe seltsame Einbildungen gehabt. Ich rieth im, im Bett zu bleiben, verordnete ihm zwei Gran Kalomel und ließ ihn die Arznei dreimal des Tages fortnehmen. Nachdem er wieder eine gute Nacht gehabt, hatte sein Puls am folgenden Morgen acht und sechzig Schläge, seine Haut war kühl, sein Ansehen natürlich und er sprach und betrug sich so gut, daß meine fernere Behandlung überflüßig ward. Er nahm indeß, nach seinem eignen Wunsche, die Arznei noch ein paar Tage lang fort und ist seit der Zeit wohl geblieben. (Aus F. Willis treatise on mental derangement, S. 163).

Achter Fall.

Ein junger Mann, der in unserer Stadt völlig fremd war, wurde aus einer entfernten Gegend in der gewöhnlichen Form unserer Irrenanstalt überliefert, weil er an acuter Manie litt, in welcher er auch drei Monat hindurch ohne irgend eine Unterbrechung beharrte. Nachdem die acuten Symptome endlich nachgelassen, wurde er als Genesender behandelt. Man wendete Alles an, um ihm zu irgend einer leichten Arbeit, bloß zu seinem Zeitvertreib, Muth zu machen, aber Alles schlug fehl, obgleich die Symptome der Manie sich bei ihm völlig gelegt hatten. Zuletzt zeigte er eine Verstandesschwäche, welche stark zum Blödsinn neigte, und wobei es unmöglich war, ihm das geringste Interesse sowohl für sich selbst, als für irgend etwas, das man zu seiner Wiederherstellung zweckmäßig fand, einzuflößen. Er ward beinahe schon zu den unheilbaren Blödsinnigen gerechnet, als er einstmals dabei betroffen ward, daß er, wie es schien, zu seinem Zeitvertreibe, etwas mit einem Stück roher Farbe auf die Wände seines Zimmers zeichnete. Man fragte ihn, ob er mahlen könne, und als sich fand, daß er von dieser Kunst einige Kenntniß besaß, so versprach man ihm sogleich bessere Farben, wenn er davon Gebrauch machen wolle. Dieß Versprechen erzeugte in seinem Gesicht einen unverkennbaren Ausdruck von Heiterkeit und er äußerte bald Ungeduld nach dem Besitz des ihm Versprochenen. Nachdem er mit dem nöthigen Apparat zum Zeichnen versehen worden, begann er auf einmal die Farben systematisch zu ordnen, und nachdem er seine Vorbereitungen gemacht, bat er einen von den Wärtern ihm zu sitzen. Der Versuch gelang hinreichend, um mich zu überzeugen, daß seine Genesung nicht so fern sey, als ich geglaubt hatte; das Portrait

war ein gut getroffenes Bild der Person, welche ihm gesessen hatte. In wenigen Tagen folgten mehrere Beweise dieser Art, welche hinreichend von seiner Geschicklichkeit zeugten. Der Beifall den er fand, hob ihn in Kurzem; und nachdem er sich noch zwei Monate lang auf diese Weise unter fortgehender Besserung seines Geisteszustandes bei uns beschäftigt hatte, wurde er unter der Obhut einiger Kunstfreunde, die sich seiner annahmen, entlassen. Er setzte die Miniaturmahlerei noch eine Zeitlang in hiesiger Stadt fort, und hat sich dann, wie ich höre, nach London begeben, wo er mit ausgezeichnetem Erfolg seine Kunst ausübt. (Aus Hallaran's practical observations on the causes and cure of insanity, zweite Ausgabe, S. 177).

Ueber religiösen Aberglauben und Mysticismus in der Geschichte der Menschheit.

Eine anthropologische Untersuchung

von

Herrn Professor Grohmann
in Hamburg.

Wie die organischen Mißgebilde den Naturforscher oft am ersten auf die Grundsätze der Natur und auf die Grade und Bestimmungen der Gesundheit aufmerksam machen, so ist es auch mit den Mißgebilden oder Krankheiten der Seele. Sie zeigen als abweichende Formen oft am allermeisten den regelmäßigen Gang, die Gesetze, die der Natur getreue psychische Bildung. Als Antinomieen lehren sie uns am ersten die Gesetze der psychischen und organischen Natur kennen. — Man klagt jetzt über eine auffallende Zeiterscheinung: Mystiker und Rationalisten bekämpfen sich gegenseitig über die richtige Ansicht des religiösen Lebens. Die Seelenlehre wird uns vielleicht am besten kund thun, was es für eine Bewandniß mit dem Mysticismus habe, ob er jenen thörichten Jungfrauen in der Schrift gleich oder nicht gleich sey. Denn eigenthümliche Krankheitsformen der Seele sind nicht blos, wie im Schlafe oder Traume Dinge außer sich zu sehen, sondern auch im Wachen und bei einer scheinbaren Gesundheit des Geistes und des Körpers irre zu seyn und in Bildern des Wahns und einer innern beschaulichen Glaubensform zu le-

den. Aus diesen Erscheinungen der Zeit, die freilich nicht ganz löblicher Art sind, geht also die psychologische Nachfrage hervor: Was ist Mysticismus und was hat es mit demselben für eine Bewandniß? Die Seelenlehre ist die unschuldigste aller Wissenschaften. Sie gleicht der Arzneikunst, die lindernde Mittel der Heilung darbietet, und, wo sie nicht helfen noch rathen kann, doch den Balsam, die allgemeinen Tröstungen des Mitleids darreichet. Ironie und der Spott der Satyre sind wohl die ätzenden Heilmittel für heilbare Kranke. Allein es gibt einen innern unheilbaren Krankheitszustand; vielleicht hilft hier am meisten das besänftigende Mittel der freundschaftlichen und wissenschaftlichen Zurechtweisung, wie in dem hypochondrischen und hysterischen Uebel, wo der Kranke bei einem allgemeinen Schwächezustand des Geistes oder Körpers sich allerlei Einbildungen der Phantasie, der Furcht, einer Exaltation im Meinen und Glauben hingibt.

Lasset uns, um einen möglichen Punkt unserer psychologischen Nachweisung zu finden, die Welt mit einer jener unterirdischen Höhlen vergleichen, wo die Natur mannichfaltige wunderbare Inkrustationen von Gebilden angesetzt hat. Es zeigen sich in derselben Vogel und Quadrupes, schlafende Riesen, Altar und Orgelpfeife, ein ganzer Apparat von weltlichen und kirchlichen Einweihungen. Und, indem wir hier ein solches Beispiel wählen, hoffen wir auch die nicht ungeneigte Aufmerksamkeit der Mystiker zu haben. Denn wir schweben hier in dem Dunkel, die Worte, Wunder und Wunderbar kommen dabei vor, und der kindliche Sinn hat mannichfaltige Anlässe, sich in jenen Gebilden der Einbildungskraft und der bildnerischen Natur zu ergötzen. Wir gehen mit den uns so befreundeten und so nahe stehenden Mystikern in dieser Höhle umher, dichten und träumen. Und welche verschiedene Dichtungen gibt es nun, um aus die-

sem Räthsel von Erscheinungen, von allegorischen, sinnbildlichen Darstellungen, dem Spiele der Unwissenheit und der Charade heraus zu kommen! Die Unwissenheit wird es sich nicht nehmen lassen, daß die Gestalten, wie sie hier einmal sind, auch wirklich da sind, daß der schlafende Riese wirklich schlafe, obschon ihm vielleicht die zwei Augen, an deren Zuschliessen der Schlaf zu erkennen wäre, fehlen, daß hier der Vogel Greif seine weitgespalteten Fittige ausspanne, dort die Orgelpfeife wirklich spiele und in dem Ossianischen Getöne einer Windharfe, die in den Gewässern der Höhle rauschet, sich vernehmen lasse, da oder dort der Priester vor dem Altare kniee und in stummer, gedankenloser Geberde die Weihworte des Sakramentes ablese. Hier wird also bei dieser Unwissenheit und dieser Verstocktheit des äußern Sinns, das Wirkliche wirklich sehen zu wollen, — denn die Gestaltungen sind ja so historisch wahr ausgedrückt, — der Aberglaube sogleich noch weiter, als jener Vogel Greif, sein Gefieder ausspannen, noch weiter als jener schlafende Riese seine Glieder ausstrecken und im gedankenlosen Zustande träumen. Den Abergläubigen denken wir uns hier in der Person des Begleiters oder Aufsehers, der uns zu diesen unterirdischen Wohnungen geleitet. Der Vortheil seines Wahns ist ja, die Heiligkeit seines Schauens, des Aberglaubens zu bewahren. Er ist entweder so unwissend, alles zu glauben, wobei aber ein Aber ist, oder um der reichen Spenden und Almosen willen das Gespenst des Aberglaubens wo möglich beim Leben zu erhalten, und dem babylonischen Drachen vor aller Speise, die seine Eingeweide bersten lassen kann, zu schützen. Wir eilen von dieser Art von Interpretation, die aber keine Interpretation ist, weil sie durch die Unwissenheit zwar rechtgläubig, aber eben durch dieselbe auch abergläubig ist, zu einer andern Dichtung oder Darstellung jenes unterirdischen Gewölbes fort.

ben. Aus diesen Erscheinungen der Zeit, die freilich nicht ganz löblicher Art sind, geht also die psychologische Nachfrage hervor: Was ist Mysticismus und was hat es mit demselben für eine Bewandniß? Die Seelenlehre ist die unschuldigste aller Wissenschaften. Sie gleicht der Arzneikunst, die lindernde Mittel der Heilung darbietet, und, wo sie nicht helfen noch rathen kann, doch den Balsam, die allgemeinen Tröstungen des Mitleids darreichet. Ironie und der Spott der Satyre sind wohl die ätzenden Heilmittel für heilbare Kranke. Allein es gibt einen innern unheilbaren Krankheitszustand; vielleicht hilft hier am meisten das besänftigende Mittel der freundschaftlichen und wissenschaftlichen Zurechtweisung, wie in dem hypochondrischen und hysterischen Uebel, wo der Kranke bei einem allgemeinen Schwächezustand des Geistes oder Körpers sich allerlei Einbildungen der Phantasie, der Furcht, einer Exaltation im Meinen und Glauben hingibt.

Lasset uns, um einen möglichen Punkt unserer psychologischen Nachweisung zu finden, die Welt mit einer jener unterirdischen Höhlen vergleichen, wo die Natur mannichfaltige wunderbare Inkrustationen von Gebilden angesetzt hat. Es zeigen sich in derselben Vogel und Quadrupes, schlafende Riesen, Altar und Orgelpfeife, ein ganzer Apparat von weltlichen und kirchlichen Einweihungen. Und, indem wir hier ein solches Beispiel wählen, hoffen wir auch die nicht ungeneigte Aufmerksamkeit der Mystiker zu haben. Denn wir schweben hier in dem Dunkel, die Worte, Wunder und Wunderbar kommen dabei vor, und der kindliche Sinn hat mannichfaltige Anlässe, sich in jenen Gebilden der Einbildungskraft und der bildnerischen Natur zu ergötzen. Wir gehen mit den uns so befreundeten und so nahe stehenden Mystikern in dieser Höhle umher, dichten und träumen. Und welche verschiedene Dichtungen gibt es nun, um aus die-

zu treiben; wir setzen hinzu und nehmen hinweg; ganz andere Gestaltungen entstehen, als das äußere Auge des Aberglaubens wahrnimmt, oder wir verstehen sie besser zu deuten, weil ein innerer Intuitionssinn uns die ganze geheime Offenbarungswelt aufschließt. Wir werden nun die Adepten der Natur, Geisterseher einer zweiten und höheren Art, nämlich alles mystifizirende Mystiker. Der innere Sinn will gern sein eigenes Spiel der Dichtung und der Unterhaltung haben. Er spinnt seine Fäden an den äußern Gegenständen an. Aber diese sind ihm nur Gelegenheit, nur Mittel. Der Aberglaube reicht ihm den Stoff dar; jener verarbeitet es zu einem Stein der Weisheit. Afterweisheit wird uns das Gebild und Sinnbild des Mysticismus. Rücken an Rücken gekehrt, siehet der Aberglaube die ganze Natur in ihrem schwarzen Gewande, wo er mit den Händen Geister wie Gegenstände greift; der Mysticismus siehet die Natur in ihrem unfreundlichen wolkichten Himmel, wo halber Mondenschein und halber Wolkenschleier die eigenliebigen Gebilde der Phantasie um die entschlafene Welt ziehen und träumen läßt.

Wie sich von diesen Auslegungen der Protestantismus der wahren Naturhistorie unterscheide, ist nicht zu verkennen. Er wandelt mit dem Lichte der Untersuchung und des Verstandes in jenen Höhlen, die wir dem Makrokosmus der unendlichen Natur hier beispielsweise gleich stellen, umher, er läugnet nicht jene äußere Aehnlichkeit der Gestaltungen, nicht jene Möglichkeit des innern symbolisirenden Sinns und der eigenwilligen sonderbaren Dichtung und Deutung; aber er kniet nicht vor dem Altar jenes Inkrustats oder versteinerten Priesters, nicht vor jenem Orgelwerke; der Altar der Natur und der Vernunft ist das Gesetz seiner Forschung. Und so schwindet nun das Wunderbare zum Naturgemäßen herab, das Geheimnißvolle hebt sich hinweg

Eine ganz andere Art der Dichtung läßt nämlich jenes unterirdische Behältniß zu. Es ist das Labyrinth, aus dem uns der Faden der Ariadne, der Fabel, des dichtenden innern Sinns erlöse. Wer mag denn gern alles in dem Zaubergarten der Welt, wo dem innern Sinn oft so heimliche, liebkosende Gestaltungen entgegen kommen, bis auf die nackte Schale der deutlichen Vorstellung sich erklären! Es wohnt in dem Menschen ein innerer Sinn der Anschauung des Sinnbildens und Verähnlichens — der Kindersinn der Fabel *). Dieser umfängt uns nun in jener Wohnung, wo Geister zu wallen scheinen, die innre gebärende Natur sich zu offenbaren scheint — wir sind der äußern Welt entrückt, und der innre anschauliche Sinn fängt an sein wunderbares Spiel

*) Humboldt's Reisen: Beschreibung der Grotte zu Caripe. »Die Eingebornen verbinden mystische Vorstellungen mit dem von Nachtvögeln bewohnten Raum. Sie glauben, die Geister ihrer Vorfahren halten sich im Hintertheil der Grotte auf. Die Menschen, sagen sie, sollen eine heilige Scheu vor Orten tragen, welche weder die Sonne noch der Mond bescheint. Auch nehmen die Zauberer und die Giftmischer ihre nächtlichen Teufelskünste am Eingange der Grotte vor, um den Häuptling der bösen Geister zu beschwören. So gleichen sich einander unter allen Himmelsstrichen die frühesten Dichtungen der Völker, vorzüglich jene, welche die zwei weltregierenden Grundsätze, das Leben nach dem Tode, das Glück der Gerechten und die Bestrafung der Sünder betreffen. Die verschiedensten und rohesten Sprachen enthalten eine Menge Bilder, welche sich einander überall ähnlich sind, weil ihre Quelle in unserm Verstande und in unsern Empfindungen liegt. Die Empfindung gesellt sich allenthalben der Vorstellung vom Tode bei. Die Grotte von Caripe ist der Tartarus der Griechen und die über dem unterirdischen Fluß schwebenden, Klagetöne ausstossenden, Guacharos erinnern an die stygischen Vögel.«

zu treiben; wir setzen hinzu und nehmen hinweg; ganz andere Gestaltungen entstehen, als das äußere Auge des Aberglaubens wahrnimmt, oder wir verstehen sie besser zu deuten, weil ein innerer Intuitionssinn uns die ganze geheime Offenbarungswelt aufschließt. Wir werden nun die Adepten der Natur, Geisterseher einer zweiten und höheren Art, nämlich alles mystifizirende Mystiker. Der innere Sinn will gern sein eigenes Spiel der Dichtung und der Unterhaltung haben. Er spinnt seine Fäden an den äußern Gegenständen an. Aber diese sind ihm nur Gelegenheit, nur Mittel. Der Aberglaube reicht ihm den Stoff dar; jener verarbeitet es zu einem Stein der Weisheit. Afterweisheit wird uns das Gebild und Sinnbild des Mysticismus. Rücken an Rücken gekehrt, siehet der Aberglaube die ganze Natur in ihrem schwarzen Gewande, wo er mit den Händen Geister wie Gegenstände greift; der Mysticismus siehet die Natur in ihrem unfreundlichen wolkichten Himmel, wo halber Mondenschein und halber Wolkenschleier die eigenliebigen Gebilde der Phantasie um die entschlafene Welt ziehen und träumen läßt.

Wie sich von diesen Auslegungen der Protestantismus der wahren Naturhistorie unterscheide, ist nicht zu verkennen. Er wandelt mit dem Lichte der Untersuchung und des Verstandes in jenen Höhlen, die wir dem Makrokosmus der unendlichen Natur hier beispielsweise gleich stellen, umher, er läugnet nicht jene äußere Aehnlichkeit der Gestaltungen, nicht jene Möglichkeit des innern symbolisirenden Sinns und der eigenwilligen sonderbaren Dichtung und Deutung; aber er kniet nicht vor dem Altar jenes Inkrustats oder versteinerten Priesters, nicht vor jenem Orgelwerke; der Altar der Natur und der Vernunft ist das Gesetz seiner Forschung. Und so schwindet nun das Wunderbare zum Naturgemäßen herab, das Geheimnißvolle hebt sich hinweg

durch die richtige Deutung des Zufalls, des Naturspiels. Mystiker, Abergläubige, Naturforscher oder Rationalisten streiten sich nur, wenn der Rationalist sich ja wahrhaft herablassen kann mit der Unmündigkeit einer Ansicht zu streiten, um den schlafenden Riesen.

Aus der alten Zeit ist eine jenem Naturgebilde ähnliche Hieroglyphe auf uns gekommen. Es ist nicht das Gebilde der in Raum und Materie krystallisirenden Natur, sondern das höhere Gebild der Menschheit in der Historie. Wir meinen die Offenbarung. Wie solche Wunderhöhlen überall über der Erde, wo der Kampf der Elemente wüthete und die Erde zu ihrer Ausbildung oder Restauration solcher Gährungen und Revolutionen auf der Oberfläche ihrer Rinde bedurfte, umher zerstreut sind: so ist es auch in der Geschichte der Menschheit mit den Offenbarungen. Ueberall offenbaret es sich, überall wohnt wie in jener Höhle, das Dunkel, der Aberglaube und der Mysticismus um diese Offenbarungen. Gehen wir hier in diese Geschichte der Offenbarungen tiefer ein, wie es sich eben aus der Psychologie, aus anthropologischen Untersuchungen ergibt! Gibt es eine höhere und tiefere Ansicht, so wollen wir sie dem Sinne des Mysticismus und Aberglaubens überlassen. In der Geschichte der Menschheit zeigt sich der Mensch, wie in dem Anfange des Lebens, bei der beginnenden Kultur, als Kind. Die Gesetze seines Seyns oder dessen, was er werden soll, wirken auf eine ihm unbewußte Weise. Er sieht alles außer sich, was doch in ihm ist; die Gesetze seines Seyns und Wirkens und sein ganzes Gedankenspiel werden und sind Offenbarung. Er unterscheidet bald die sinnliche Natur oder was außer ihm in Stein, Blume und Gestirn vorhanden ist von etwas, was instinktmäßig oder durch eine nothwendige Aufgabe seiner Vernunft in ihm waltet. Es ist das über den sichtbaren Horizont hinausreichende, was

ihm in dieser seiner jetzigen kindischen Einfalt als Wesen der Furcht, des Schreckens erscheint. Sein kindlicher oder kindischer Blick reicht noch nicht weit. Und so vermählen sich die Götter des Himmels mit den Gegenständen der sichtbaren Natur, sie schlagen unmittelbar unter den Menschen ihre Wohnungen auf. Oder wie man diese anthropologische Darstellung auch weiter ausführen mag, die erste Geschichte der Menschheit ist überall die der göttlichen Offenbarung. Wie in jener Wunderhöhle umgeben nun Geheimnisse und wunderbare Bildungen das unwissende oder in dunkeln Anschauungen des innern Lebens dichtende Kind. Stein, Baum und Gestirn werden Götter, wie in jenen unterirdischen Gängen die Naturbildungen Gestalten des Lebens, oder sie werden für den innern dichtenden und symbolisirenden Sinn mystische, sinnvolle Andeutungen, Mystifikationen geheimer himmlischer oder unterirdischer Demiurgen.

Ein unbedeutender, aus wenigen Familiengliedern bestehender Stamm wandelt in jener wandernden Zone der frühern Welt unter dem südlichen Himmel des Paradieses, wo jeder freundliche Wohnplatz der Natur auch der einladende Wohnsitz der wandernden Emirschaft war, aus Chaldaea nach dem Lande Kanaan und dann weiter tiefer herab nach Egypten. Erbliche Gewohnheiten und eben durch diese Wanderschaft erblich gewordene Besitze oder Wohnplätze werden nun die vielversprechenden Verheißungen des Himmels. Reiche Nachkommenschaft, reiches Land, wo Milch und Honig fleußt. ist die einzige Bitte, die größte Segnung des Naturmenschen. So findet sich der erste Faden, an welchem sich die Geschichte weiter fortschlingt. Aus jenem Lande der orientalischen Sage und Dichtung hat der wandernde kleine Zug schon mannichfaltige Bilder seiner Unterhaltung mitgebracht, eine orientalische persische Perlenschnur religiöser, mit mannichfachen Bildungen untermischter Fabellehren über die Ent-

stehung der Welt, über die Verbreitung der Vorwelt, über die mannichfaltigen Umstürze oder Revolutionen der Natur, die nicht viel über den kleinen Besitz jener auf einem kleinem Raume sich bewegenden Völker hinausreicht. Und so erklingt in der Fortpflanzung der Geschichte die erste religiöse Fabellehre, der Mythos der Weltentstehung, mit der fast jede geschichtliche Darlegung eines Urvolks anfängt. Der Begriff des einzigen Gottes nimmt Platz oder knüpft sich an die genügsame Natur des kleinen wandernden Hirtenvolkes an. Bedürfnisse haben sich noch nicht erkünstelt oder vervielfältiget. An die Einfachheit des sichtbaren Besitzes und des auf seine Familienglieder chronikenmäßig eingeschlossenen Volkes schließt sich der Begriff von dem einen, obzwar vielleicht nicht einfachen, Gotteswesen an. Und so läutert sich nach und nach milde oder strenge, sinnlicher oder geistiger dieser Begriff zu dem Bilde von Jehova. Der Polytheismus reimt sich mit einem vielbeschäftigten, aus mancherlei Volksstämmen zusammengesetzten und sinnlicher ausgebildeten Leben; der Monotheismus keimt, wie der Ansatz einer kleinen, auf dem weiten Meere verschlagenen Insel, auf dem einfachen Bedürfnisse eines kleinen Familienstamms, der, nachdem er sich losgerissen von dem allgemeinen Gewühle früherer oder gegenwärtiger orientalischer Reiche, seinen Wander- oder Hirtenstab in einsamen Wüsten von Schritt zu Schritt fortsetzt. So gelangte die immer mehr anwachsende Emirschaft, nachdem sie nomadenmäßig ihr Familienleben weiter verbreitet hatte und von den angränzenden Völkern bald mehr oder weniger sinnliche und götzendienstliche Begriffe aufnahm, in das gesegnete und ihm zur Frohnherrschaft, zum größten Fluch des Dienstes werdende Egypten. Der Traum Pharaos und die eben so glückliche als selbstbestimmte Deutung desselben leitete diesen langen Zug der Abrahamschen Nachkommenschaft in das Land Gosen ein. Die sieben fetten und magern Kühe

wurden trefflich benutzt von Joseph, um über ganz Egypten durch den Aufkauf des Getreides in die königliche Schatzkammer die sieben magern Jahre und endlich durch das Losbingen des ganzen egyptischen Bodens ganz Egypten selbst unter das Leibeigenthum des Königs zu bringen. So viel wirkten und wirken Träume in einer Welt, die theils dem Aberglauben, theils dem träumenden Zustande der Kindheit, theils dem Pharaonendienste, der so gern unter unwissenden Völkern seinen Thron aufschlägt, ergeben war. Durch die ganze alttestamentalische Geschichte ziehen sich diese Bildungen und Wirkungen des Traumzustandes hin. Erst sind es Träume der dichtenden kindlichen Welt. Jakob sieht die Engel von dem Himmel ab- und aufsteigen. Bald werden sie die politischen Bildungen des Staats. Stern- und Traumdeuter und Wahrsager fangen ihre Rolle an. Endlich prägen sie sich zu Prophezeiungen, zu heiligen Sagen aus und zu jenen heiligen wundersüchtigen Gesichten, in denen Daniel in den Bildern babylonischer ausschweifender Redekunst nach einer dem Orientalismus gewohnten Zahlenmystik und hieroglyphischen Plastik weissaget. Träume haben das Eigene, daß sie sich bei ihren unbestimmten Gestaltungen so gern dem menschlichen Leben anbequemen und das menschliche Leben sich auch nach ihnen bequemt, besonders wo eine heilige Traumdeutung, ein mysteriöser Sinn um diese halbentschlafene Seite des Lebens fließet. Der Prophet weiß so gut aus den Träumen seine Deutungen und aus den Deutungen die stillern oder lautern Wünsche politischer und religiöser Verbindungen abzuleiten!

Wie das größte und reichste Völkerleben nur aus kleinen, fast unsichtbaren Anfängen entstehet: so auch jenes Leben, das sich von dem Stamme eines aus Chaldaea wandernden Familiengliedes entwickelt und das bald, nach Egypten gerufen, sich allda zu einer größern Ausbreitung,

zu dem Ansatz einer grösseren weltgeschichtlichen Erscheinung entfaltet. Moses führt das fast vierhundert Jahre in dem Hirtenleben auferzogene Volk Gottes aus dem gesegneten Lande unter den vielversprechendsten Verheissungen und Ankündigungen in das gelobte Land Kanaan. Und so theilet sich wieder die mosaische Urkunde nach jenem Familienleben, der Geognosie und der Stammliste des abrahamitischen Familienzweigs, nach dieser häuslich vorbereiteten Einleitung, in das größere Welttheater, wo es in Eroberungen und Ansiedlungen ein irdisches Gottesreich, eine theokratische Gemeinschaft bildet. Die damals bestehende Welt brachte es mit sich, daß nur zweierlei Regierungen gedeihen konnten. Das politische Leben war auf das genaueste mit dem religiösen oder vielmehr mit dem Tempeldienste verschlungen. Entweder konnte sich nur eine asiatische, weitverbreitete weltliche Despotie bilden, welcher der Isisdienst und die geheime Priesterschaft huldigte; oder eine geistliche Theokratie unter den Auspicien von religiösen Ceremonieen und Formen. Midians Priester, der Schwäher Mosis, hatte den schon in den pharaonischen Tempeldienst Eingeweihten bald noch mehr belehrt, wie der abrahamitische Seegen zur Eroberung des versprochenen Landes zu erreichen wäre. Und so ging nach mannichfach vollbrachten Wundern das israelitische Volk durch die Wüste vierzig Jahre lang nach dem ersehnten, so lange erhofften Lande. Wunder begleiteten den langen und gefährlichen Zug. Und was vielleicht wundervoll scheint und doch nicht war, wie ja auch jene Zaran-Wüste ihre Segnungen von mannichfaltigen Mitteln des Brods und des Trankes hat, das erscheint in der Ferne wie weit an dem Horizonte ausgespannte Morgen- oder Abendwolken, in einer desto räthselhaftern und wunderbarern Bildung. Die fernende Zeit ruft Zauber- und Wundergestalten hervor, wie der dem Wanderer sich entziehende

Horizont. Und von jetzt an tritt dann überhaupt diese Geschichte des Alterthums in das feierliche Dunkel von Typen, in welche der zur Bändigung des üppigen, in losgelassenen Zügen wandernden Hirtenvolks in einer Seelenmasse von mehr als sechsmal hundert tausend Menschen zu stiftende Jehovadienst einzuhüllen war. Die Gebote Gottes wurden von Sinai gegeben, die ersten wesentlichen Fundamentalgesetze des politischen Lebens. Die Bundeslade, die Stiftshütte wurde gestiftet mit allem dem feierlichen Ornate des Priesters und der Menge der Vorschriften der vielfach zu errichtenden Versöhnungsopfer. Die Grundidee aller dieser bildlichen Einrichtungen war, das Volk von seinen sinnlichen Begierden zu entwöhnen, es von dem sündlichen Opferdienst zu reinigen, es zu einer reineren und geistigern Ansicht der Gottesverehrung zu erheben. Moses, der erhabene Held, der starke Mann Gottes, wie es nur wenige in der Geschichte gibt und wie nur der Christussinn, die reinste göttliche Liebe weit über ihn stehet, kündigte in den einfachsten Worten und auf die rührendste Weise es an: »Suchet Gott, das Gesetz Gottes ist nicht in der Ferne, es ist euch nahe, es ist in euerm Herzen. Liebt Gott über alles und euere Nebenmenschen wie euch selbst. Seyd heilig, wie euer Vater im Himmel heilig ist.« Dies ist die allgemeine beseeligende Weltreligion. Aber nur wenige konnten sie damals verstehen, selbst jetzt nur die Bessern außerhalb mystischen Dunkels und eigenwilliger Dünkelei begreifen. Die Typen blieben das Gepränge der Religion und immer mehr und mehr wurde es Gewohnheit und unverständige Lust des Aberglaubens. Will man überhaupt in diesen mosaischen Einrichtungen, in der Stiftshütte und Bundeslade, in dem Sühnopfer, in dem zu schlachtenden Osterlamm, in allem diesem die Typen des äußern Gottesdienstes nicht anerkennen, sondern soll es heilige Anstalt, Inhalt und Wesen

zu dem Ansatz einer größeren weltgeschichtlichen Erscheinung entfaltet. Moses führt das fast vierhundert Jahre in dem Hirtenleben auferzogene Volk Gottes aus dem gesegneten Lande unter den vielversprechendsten Verheissungen und Ankündigungen in das gelobte Land Kanaan. Und so theilet sich wieder die mosaische Urkunde nach jenem Familienleben, der Geognosie und der Stammliste des abrahamitischen Familienzweigs, nach dieser häußlich vorbereiteten Einleitung, in das größere Welttheater, wo es in Eroberungen und Ansiedlungen ein irdisches Gottesreich, eine theokratische Gemeinschaft bildet. Die damals bestehende Welt brachte es mit sich, daß nur zweierlei Regierungen gedeihen konnten. Das politische Leben war auf das genaueste mit dem religiösen oder vielmehr mit dem Tempeldienste verschlungen. Entweder konnte sich nur eine asiatische, weitverbreitete weltliche Despotie bilden, welcher der Isisdienst und die geheime Priesterschaft huldigte; oder eine geistliche Theokratie unter den Auspicien von religiösen Ceremonieen und Formen. Midians Priester, der Schwäher Mosis, hatte den schon in den pharaonischen Tempeldienst Eingeweihten bald noch mehr belehrt, wie der abrahamitische Seegen zur Eroberung des versprochenen Landes zu erreichen wäre. Und so ging nach mannichfach vollbrachten Wundern das israelitische Volk durch die Wüste vierzig Jahre lang nach dem ersehnten, so lange erhofften Lande. Wunder begleiteten den langen und gefährlichen Zug. Und was vielleicht wundervoll scheint und doch nicht war, wie ja auch jene Zaran-Wüste ihre Segnungen von mannichfaltigen Mitteln des Brods und des Trankes hat, das erscheint in der Ferne wie weit an dem Horizonte ausgespannte Morgen- oder Abendwolken, in einer desto räthselhaftern und wunderbarern Bildung. Die fernende Zeit ruft Zauber- und Wundergestalten hervor, wie der dem Wanderer sich entziehende

Horizont. Und von jetzt an tritt dann überhaupt diese Geschichte des Alterthums in das feierliche Dunkel von Typen, in welche der zur Bändigung des üppigen, in losgelassenen Zügen wandernden Hirtenvolks in einer Seelenmasse von mehr als sechsmal hundert tausend Menschen zu stiftende Jehovadienst einzuhüllen war. Die Gebote Gottes wurden von Sinai gegeben, die ersten wesentlichen Fundamentalgesetze des politischen Lebens. Die Bundeslade, die Stiftshütte wurde gestiftet mit allem dem feierlichen Ornate des Priesters und der Menge der Vorschriften der vielfach zu errichtenden Versöhnungsopfer. Die Grundidee aller dieser bildlichen Einrichtungen war, das Volk von seinen sinnlichen Begierden zu entwöhnen, es von dem sündlichen Opferdienst zu reinigen, es zu einer reineren und geistigern Ansicht der Gottesverehrung zu erheben. Moses, der erhabene Held, der starke Mann Gottes, wie es nur wenige in der Geschichte gibt und wie nur der Christussinn, die reinste göttliche Liebe weit über ihn stehet, kündigte in den einfachsten Worten und auf die rührendste Weise es an: »Suchet Gott, das Gesetz Gottes ist nicht in der Ferne, es ist euch nahe, es ist in euerm Herzen. Liebt Gott über alles und euere Nebenmenschen wie euch selbst. Seyd heilig, wie euer Vater im Himmel heilig ist.« Dies ist die allgemeine beseeligende Weltreligion. Aber nur wenige konnten sie damals verstehen, selbst jetzt nur die Bessern außerhalb mystischen Dunkels und eigenwilliger Dünkelei begreifen. Die Typen blieben das Gepränge der Religion und immer mehr und mehr wurde es Gewohnheit und unverständige Lust des Aberglaubens. Will man überhaupt in diesen mosaischen Einrichtungen, in der Stiftshütte und Bundeslade, in dem Sühnopfer, in dem zu schlachtenden Osterlamm, in allem diesem die Typen des äußern Gottesdienstes nicht anerkennen, sondern soll es heilige Anstalt, Inhalt und Wesen

der zu heiligenden Gottesverehrung seyn: so hatten freilich die Israeliten Recht, wenn sie mit der Bundeslade bei Kriegen aus- und einzogen und der Aberglaube bald das Glück, bald das Unglück des in den Streit gezogenen, theils so eifrigen theils so entmuthigten israelitischen Volkes war: — und diese hin- und hergetragene und von den Feinden gefangene Bundeslade war dann freilich nicht viel mehr, als der Götze Dagon, dessen thönernen Füßen sie Unglück brachte.

Wozu aber hier wiederholen, was aus der alten Geschichte mehr als zu bekannt ist! — Denn Typen und Bilder sind nur das Grundgemälde aller weitern Geschichte, in welche sich tausend Gräuel fleischlicher Lust und des Götzendienstes einwebten. Ein eroberndes Volk genießt nicht auf die Länge der Zeit seiner Eroberungen, die Nemesis weckt andere oder die geschlagenen Völker, und sie vergelten, was an ihnen vergolten ward. So geht es in dem wechselnden Reiche der weltlichen Erscheinungen. Ein Volk, was schon in seinem Beginn sich zu sehr an den Eigennamen des Auserwählten gewöhnt hatte, schreitet bald fort zu schreienden Misbräuchen seines Vorrechts und fällt in dieselbe Versuchung anderer weltlichen Völker, sich tausendfach zu theilen religiös und politisch in mehrere Arten. So trugen die zwölf Stämme den Keim der endlichen Auflösung selbst in sich, und die Geschichte aller weltlichen Reiche wiederholt sich auch hier. — Die anfänglich reinere und einfachere Gottesverehrung wurde endlich verschlungen von tausendfachen Auswüchsen des Aberglaubens, wo z. B. die heiligen Gebeine der zwölf Propheten noch grünten, die Gebeine in dem Grabe Elisas Menschen vom Tode erweckten und schon Meßopfer und Fegefeuer für die Lagerstätte der von Makkabäus erschlagenen Feinde in dem Tempel zu Jerusalem aufloderten *) Die ersten

*) 2 Makkab. K. 12, V. 43. Ferner 2 König. 13, 21. — Also schon hier Meßopfer, Fegfeuer, heilende Todtengebeine.

heiligen Sänger des Zeitalters David und Salomo, die ersten Lehrer heiliger Weisheit in dem Geiste und Beispiele Nathans verwandelten sich bald, wie es Noth war bei dem einreissenden Gräuel des Aberglaubens, in strafende, drohende Prophetenworte eines von der höchsten religiösen Begeisterung entflammten Elias und Elisa, bis endlich diese Prophetenworte noch bildender und bilderreicher wurden in den auf den Ruinen des Tempels klagenden des Jeremias, des Daniel — bis endlich — endlich diese ganze Prophetenreihe verstummte und verarmte in dem armseligen, sündigen Pharisäerdienste des Gesetzes. Zum großen, belehrenden Beispiel dient dies Hebräervolk in dem Anfang; in der höchsten Blüthe und Endschaft des Staats, wie das religiöse Leben, welches Anfangs begonnen, doch sich zu Ende neigt, wenn politische Größe das Ruder des Staats übernimmt und statt des Reichs Gottes die Menschheit nach den Trümmern und Scheingütern der Welt ringet! Zum belehrenden Beispiel steht dieses Volk da, wie nicht allein Götzendienst und Unglaube, sondern auch Aberglaube und mystische Denkart an dem Wohle des Staats zehret, nur daß Staaten und Reiche durch das erstere mit ihrem Gipfel zur Erde stürzen, durch das letztere wie in einem Erdbeben in sich selbst zusammensinken, daß nun Reue und Buße und frömmelnder Sinn auf ihren Trümmern wurzeln.

Dies Eigene hat diese Geschichte des israëlitischen Volks vor dem ersten Beginn seines Familienlebens bis auf David und bis auf undenkliche Zeiten hinaus, daß in derselben ein Klageton gemischt mit Freude und Triumphgesang herrscht, das eigenthümliche Zeichen der sich bildenden Zeit und Geschichte, wie sie nach Entwicklung ringt und doch derselben noch nicht fähig ist, die Sehnsucht nach der Erlangung des ewig verheissenen Segens und die Bußfertigkeit über uner-

füllte heilige Sagen. Diese Sagen ergoßen sich in heilige Psalmen und die ganze Geschichte Jerusalems ist ein Lied der Zeit über Sünde und Reue. Die prophetischen Worte in dem Segen Abrahams, Isaaks und Jakobs gingen voraus und so kämpfte nun die Zeit, wie in den Ossianischen Schlachtgesängen über den Nebelgestalten gefallener Helden unter dem verklärenden Scheine des Mondes, der bald nach Gottes Verheissungen bessere Tage heraufbringen sollte. Einzig stehet diese Geschichte in den Annalen des Staats- und Völkerlebens da. Es ist die große Aufgabe der menschlichen Vernunft, daß auch sie mit ihrem unendlichen Reiche in den Tagen der Zeitlichkeit sich entwickle. So stehet Zion da als der Wächter, als die erhabene Warte der Vorzeit, die weit über die Heldengröße Roms und Griechenlands, über die gefeierten Monumente menschlicher Größe hinwegsiehet. Das Ewige sollte sich entwickeln, auch die Vernunft mit ihrem unendlichen Horizont, mit ihrem Verlangen nach Ewigkeit und Unsterblichkeit in das geschichtliche Daseyn eingehen und das Völkerleben zu seinem großen Berufe, zum Frieden und Segen, stimmen.

Was erblicken wir nun in dieser Vorhalle, die wir hier nach allgemeinen Umrissen der geschichtlichen Erinnerung in ihrer Mythen- und Typengestalt, in ihrem so klaren und vernehmlichen Inhalte gezeichnet haben, was ist sie gegen jene Trümmer der Berge, in welche die Natur ihre Riesen und Gebilde wie versteinerte Mumien eingegraben hat? Ist sie das Werk unbekannter Erdgeister, mit welchen der Aberglaube zum Zeitvertreibe spielen, der magische Zirkel, in welchem der Aberglaube seine Kreise ziehen kann? Ist sie der beliebige Bilderkreis mystischer Dichtung, daß sich das Fabelwesen vor diese Urne der Unsterblichkeit hinsetzen und mit eigensinnigen Dichtungen und Emblemen einer schlafenden Nacht oder einer träumenden Phantasie sie bereichern oder

vielmehr verunzieren darf? Ist sie, fragen wir, das zeitliche Werk der menschlichen Geschichte oder hauset hier, wie in jener Höhle Fingals, ein unbekannter Genien- und Geisterchor, den wir mit unserm Aberglauben oder mit dem deutelnden Sinne der Frömmelei zu pflegen haben?

Die alttestamentalische Geschichte ist zu Ende. Lange schon trauerte die Verheissung, die noch unerfüllte Sage an ihrem Sarkophage. Aber die Hoffnung des starken und hartnäckigen Herzens wurde nicht aufgegeben. Ein neuer Retter sollte sich dem Stamme Israels entwinden. Und er kam, aber nicht nach der Verheißung des sinnlichen Volks, sondern als der ewige Mittler, der kein Menschenreich, sondern ein Gottesreich stiften wollte. Wir müßten entweder an der ganzen Geschichte verzweifeln oder es konnte und mußte sich aus der kämpfenden und leidenden Vorzeit, aus dem erfahrungsreichen Völkerleben des israelitischen Volks eine solche Verherlichung entfalten, ein Hinaufsehen auf den Ruinen der Zeit und alles Zeitlichen zu dem ewigen Weltenvater, der nichts Unbeständiges, sondern Beständiges und ewig Bestehendes lehren will. Aus der Wurzel Isai sollte eine neue Blume aufstehen, welche ihre Blüthen nicht um die irdische Glorie, sondern nach so reichen und traurigen Erfahrungen um den Preis des Himmels schlinge. Die Zeit wurde erfüllt, das Himmelreich sollte herbeikommen. Blicken wir unbefangen auf die Entwickelung der Geschichte der Menschheit, wie sie sich nach den Anlagen des menschlichen Geistes zeigen müsse, so dürfen wir nicht zweifeln, daß auch in dieser neuen wundervollen Ordnung der Dinge und großen Erscheinungen naturgemäße Ordnung, eine Entfaltung der Geschichte nach dem Gesetze der geistigen Welt war.

Der Triumphgesang des alten israelitischen Volks war verklungen! Aus wenigen Trümmern assyrischer und baby-

lonischer Rückkehr, vermischt mit mannichfaltigem fremdem Eigenthum des nationalen und religiösen Lebens hatte es sich wieder kümmernd und bekümmert zusammengesetzt. Die alten siegreichen Hoffnungen lebten auf oder vielmehr sie gingen niemals unter, besonders unter dem jetzigen Drucke der Zeit, wo der Mensch so leicht, wenn er keine menschliche Hülfe hoffen kann, das Unmögliche und alles Mögliche zum Ziele und Maaßstabe seiner prophetischen Wünsche macht. Die Geschichte mit ihren theils vergessenen theils wieder aufgefrischten Typen schlang sich fort zu der neuen Erwartung. Die Entwicklung des israelitischen Staats hatte sich von seinem Beginn an eine gewisse prophetische Weihe, an Deutungen und Vorherkündigungen der Zeit, an eine bilderreiche Darstellung des Opfer- und Ceremoniendienstes gewohnt. Und so konnte auch die neue verherrlichende Zeit nicht anders eintreten, als unter den alten gefeierten Bildern der Verherrlichung. Der leuchtende Stern, so war ja die Hoffnung Israels, sollte bis ins Unendliche aus Jakob aufgehen. Und so feiert nun auch der Anfang der neuen Geschichte in dem Preisgesange jener morgenländischen Weisen die Zeit mit dem alleserleuchtenden Himmel. Die Zeit tritt gewöhnlich mit ihren größten und wundervollsten Entwicklungen aus dem Dunkel hervor. Das feierliche Leben des Hebräismus hatte es mit eigenthümlichen Zügen jungfräulicher Reinheit und Einweihung umgeben. Der ganze Ideen- und Bilderschmuck — die Typologie des Denkens und Hoffens ging nun auf diese Tage des neuen Testaments über. Und dieses schwebt nun wie über einem großen Wunder von Verheissung und Erfüllung. Die Bilder des sinnlichen Lebens eigneten sich wohl auch das Uebersinnliche und Nichtsinnliche zu bezeichnen. Die Sprache lag noch in ihren bilderreichen Gewande. Und welche andere Sprache haben wir denn auch wohl um die ewigen Hoffnungen

zu messen, als das Scepter; die Krone irdischer Herrlichkeit. Die Sprache entwand sich aber nun ihrer kindlichen Kleidung; der Sinn, der Geist strebte aufwärts. An der alten sinnlichen Zeit entwickelte sich nun die neue — die göttliche Christus-Zeit.

Mit der Fortsetzung dieser geschichtlichen Darstellung halten wir hier ein *). Denn wer sollte das Neue und Grosse, was sich nun offenbarte, nicht kennen! Wer aber auch nicht kennen das Neueste und Größte, was sich darstellte, nämlich die reine unverstellte Offenbarung einer moralischen Vernunft in dem Trachten und Ringen nach dem Reiche Gottes! Auch hier umgeben diese Geschichte viele Einhüllungen von Wundern und Geheimnissen. Die geschichtliche Darstellung läuft fort an den Typen des alten Testaments. Aber Christus sagt ja selbst: »Nicht fleischliche Opfer, sondern Opfer der Gerechtigkeit verlangt der Vater im Himmel.« Reiner, unbefangener, einfacher und beseligender hat sich noch nie die in die Geschichte eingehende Vernunft entwickelt, als in der Lehre und in dem Wesen Christi. Und indem wir eben hier diese neue Geschichte eines großen, in der Zeitlichkeit nie zu vollendenden Vernunft- oder Gottesreichs beginnen, stehen wir auch, nach den Tagen großer Erfüllung, großer Thaten des Heilandes, über diese segensreichen Erscheinungen der Geschichte hinaus, bei dem letzten Ausrufe jenes Richters: »Was ist Wahrheit, was ist Wahn, Aberglaube und Mysticismus?

Die Geschichte des Aberglaubens und Mysticismus ist so alt, als die Welt. Mit ihnen streitet die Vernunft und die Wahrheit. Sie sind die Idole des Wahns, der sich be-

*) M. s. meine »Anthropologie des alten und neuen Testaments« im dritten Hefte dieser Zeitschrift für 1824.

sonders in dem religiösen Leben so gern seine Tempelhäuser von innern und äußern Anschauungen, unter denen das reine Licht der Wahrheit erstickt, aufbauet. Sie wurzeln tief in den sinnlichen Anlagen des menschlichen Geistes. Sie sind die Abweichungen und Verstimmungen des Gemüths von seiner Erhebung und Veredlung zur reinen, richtigen Erkenntniß.

Die Geschichte ist der Abdruck des menschlichen Geistes. Was in ihr ist, ist nur der reflektirte Strahl des menschlichen Vorstellens. Und so ergibt sich eine dreifache Deutung der Historie. Entweder ist sie, daß wir es so ausdrücken, das versteinerte Bild des äußern Geschehens; oder sie ist eine große sinnvolle Mythe, mit welcher der allegorisirende und symbolisirende Sinn des Menschen auf eine mannichfaltige Weise spielen kann; oder es leuchtet endlich aus ihr hervor das reine zum Vernunftleben sich erhebende Ringen der Menschheit. Ist sie das erstere, die thatsächliche objektive Darstellung des Geistigen und Uebersinnlichen, so bauet auf dieser Erscheinung der Aberglaube sein gewaltiges Gebäude auf. Alles soll sich nun einbilden und verkörpern zum äußern Anschauen in dem religiösen Leben zum anschaulichen Priester- und Götzenthum. Eine lange Reihe von Meßopfern, sakramentalischen Gebräuchen zieht sich nun in diesem kirchlichen Gebäude fort. Das Innere, Heilige ist verschwunden, und alles ist ein Aeußeres, wie es in der alttestamentalischen spätern Geschichte war, ein versinnlichendes Judenthum. Die Weihworte des Lebens ruhen nun auf den Meß- und Hebopfern, die Vergebung und Versöhnung auf vergossenem Opferblut oder auf unheiligem von dem Priester gesprochenem Segen und Ablasse. Todte stehen auf, Todtengebeine heilen. Das Fegfeuer muß die Seele läutern und besoldete lange Gebete des Priesters müßen die Pforte zum Himmel öffnen. So schreitet das Judenthum fort in langer

Fortbildung bis zu dem neuen Judenthum, das sich in dem Bezirke einer aus Judenchristen und so fort entstandenen Kirche festgesetzt hat. Das Pharisäerthum der alten jüdischen Gemeinde ist nicht erstorben, es wuchert fort in langen üppigen Reisern in dem Gebäude einer neuen Kirche, die sich auf den Trümmern der alten Zeit ansetzte, und in welcher der fromme, reine Glaube der ersten Christengemeinden bald in dem langen Ornate der Opferpriester und in einem äußern Gesetzthum unterging.

Oder die Geschichte ist die Mythe der Zeit mit bunten Emblemen der Sinnenwelt ausgeschmückt. Es ergreift nun der innere, mythische Sinn diese ins nicht- oder übersinnliche gehende Darstellung einer geistigern Welt, verwandelt diese äußern Andeutungen in innere Bilder des Lebens und des Gemüths. Und so entsteht der brütende, sentimentalisirende, phantastische Mysticismus mit seinen Mummereien von Bilderspiel und sogenannter geistiger Anschauung. Die Geschichte mit ihrer Wahrheit, mit ihren so ernsten und mahnenden Sprüchen verschwindet vor seinem Gesichte. Denn er lebt nur in einer innern Vision und seine Deutung der Welt ist der Symbolismus, die Allegorie einer hyperphysischen Welt. Er selbst verschwindet in sich selbst vor den gestaltlosen Umrissen seines visionären Wesens. Denn er will das Unendliche in seinem unendlich kleinen Ich aufnehmen und so schwindet sein Bewußtseyn vor aller Evanescenz des Bilderwesens in flatternde Gestalten und Funken, die vor den Augen des Kranken herumspielen. Der Mysticismus ist der innere, zum kindischen verähnlichenden Sinn herabgesunkene Krankheitszustand, zu vegetiren in der sinnbildenden und einbildenden Anlage des menschlichen Geistes.

Es sind drei Bildungsstufen der menschlichen Seele und nach diesen bildet sich denn auch das Universum und was dem Menschen zur Betrachtung gegeben ist, selbst mit sei-

nem innern vorstellenden oder denkenden Ich entweder zu einem Drama der äußern Sinnesanschauung, in welcher weiter nichts verstanden wird, als nur was angeschauet wird; oder zu einem Sinnbilde innerer anschaulicher Form, des innern spielenden und einbildenden Sinns; oder endlich, wie es die Natur der Seele mit sich führet, zu einem erkenntnißvollen und ideenreichen Ganzen. Mit der äußern Anschauung und der sinnbildenden Form fängt der menschliche Geist seine Entwicklung an, und da eben dieser Sinn gleichsam das erste Instrument des Bewußtseyns ist, so spielen auch auf dieser Grundlage die mannichfaltigen Formen der Täuschung, wie auch die ersten Auffassungen der innern und äußern Bewegung. Es ist ja aus dem Seelenleben des Kindes bekannt, wie es zuerst alles anschaulich und in äußern Umrissen auffaßt, bald aber zu innerer eigenliebiger Dichtung von anschaulichen Bildern und Versinnbildungen übergehet; eben so bekannt auch, wie es nach diesen Gesetzen des innern und äußern Sinns, nach Verähnlichung, räumlichem und zeitgemäßem Zusammentreffen Hippogryphen, Länder und ganze Gebirge voll Geister und Genien zusammensetzt, die also in das Fabelland der Kindheit gehören. Wundervolle Erscheinungen, geheimnißvolle Zusammensetzungen sind hier dann an der Tagesordnung, und der schmeichelnde thätige Sinn des innern Lebens gefällt sich in diesem Labyrinth von Gestaltungen, das wie ein übendes Schattenspiel aus dem Innern der Seele vor der Seele vorübergeht. Das Fabelland der schönen Kindheit spielt dann hier seine geheimnißvolle mit mannichfaltigen Abwechselungen von Liebe und Furcht, von Abneigung und Zuneigung gemischte Rolle; indem das Kind nach den Schatten greift, fürchtet es sich auch vor der Berührung; bis es tagt und der helle Morgen des Lebens, der begreifende Verstand, die vernehmende Vernunft, ihr Licht ausbreiten, und dem Schattenspiele die Bedeutung der träu-

menden noch halb schlafenden Seele geben. Dieser Sinn ist und bleibt denn auch das ganze Leben hindurch die primitive, sinnende, gestaltende Kraft der Seele, und den tiefsten Denker wie den in die Historie des Menschengeschlechts Eingeweihten neckt sie bisweilen, wie ein versteckter Dämon, zum Vergessen der Vernunft, nüchterner und verständiger Auslegung. Sie neckt ihn mit den eigenthümlichen Schatten und Farbenbildern der Seele, und so entstehet in der halb entschlafenen, von ihrer scheinbaren Selbstmacht trunkenen Psyche das große weite Gebiet der Mystik, des im wachenden Zustande, in dem Erkennen und Denken, phantasieereichen Träumens.

Wie jene Syrenen an dem gefährlichen Meeresstrudel, Scylla und Charybdis, lockt nun auch die verführerische Stimme der innern magischen Anklänge des Herzens, der herzlichen Wünsche und Hoffnungen, jenes innere magische Seyn des Menschen, das er nimmer ganz enthüllen wird, den unerfahrnen Schiffer in die Macht der zauberischen Gesänge. Die innere Intuition schlägt ihre Augen auf, das visionäre Wesen breitet seine Fittige aus, die weichen Fittige, gewebt aus den Fäden der Einbildung und Phantasie, tragen nun die Seele in das bilderreiche, unbegränzte Land des Seyns und in ihm spielen nun am meisten die magischen wundervollen Schatten.

Diese Mythik und Mystik zieht nun desto leichter das Gemüth, wenn es sich nicht durch hellere Begriffe dem Zauberkreise zu entwinden weiß, in dieses Gebiet magischer Begeisterung, eines innern, belebtern und wie es scheint, seelenvollern Bewußtseyns, weil sie so nahe an jenes erhebende Reich der Kunst und Poesie gränzt, mit der mehr als einmal schon in den neuern Zeiten innere und äußere Mystiker die Religion haben vermählen wollen. Mag es seyn, daß die erste Stimmung, der erste Anklang der Religion viel ähnliches mit den Anregungen der Kunst hat: beide sind doch

in ihrem Wesen, in ihrer endlichen oder unendlichen Bestimmung eben so unterschieden, wie Bild und helle, klare Idee, wie Sinnlichkeit und Vernunft, wie sinnliches und übersinnliches Bewußtseyn. Es ist ein falscher Glaubensartikel vieler unserer heutigen Glaubenslehren, die Religion nur aus einem unbekannten Glauben, aus einem dunkeln Etwas vom Bewußtseyn hervorgehen lassen zu wollen, so daß die dunkle Idee der Abhängigkeit des Menschen von Gott auch das Convolut gleichsam einer ganzen daraus herzuleitenden Dogmatik sey. Entweder muß diese philosophirende Kunst sich nie recht um Philosophie und Seelenlehre bekümmert haben, oder sie gefällt sich geflissentlich und ungeflissentlich darin, in dem Pantheismus des Unglaubens oder der alles glaubenden Mystik bis zu einer dialektischen Zerlegung des Alles in Nichts und zur Verkennung eines wissenschaftlichen Denkens auszuschweifen. Solche Seelenlehren oder Expositionen, wo aus der Seele dies oder jenes aufgegeiffen wird, um ins Unendliche zu bejahen und zu verneinen, sind nichts besser, ja viel schlechter als die Mystik selbst, die sich als solche wenigstens offen darlegt, ohne die entscheidende Stimme des ernstern Denkers anzunehmen. Jene mit der Kunst scheinbar verwandte Mystik hat aber noch besonders darum nichts verwandtes mit derselben, weil sie nur die finstere Seite zur Schau trägt und es nie zu einem Entschluß, zu einer Auflösung der in sich verwickelten Formen kommen läßt; während die Kunst gerade dadurch zur Kunst wird, daß sie den unendlichen Knoten der Schuld in die schönste Freiheit auflöst und so aus der sinnlichen Verwicklung selbst, daß wir so sagen, die Vernunft zur Vernunft kommen läßt. Das eigenthümliche Gebiet der Mystik ist nämlich das in der Auflösung Unauflösbare, das in der Versöhnung der einzelnen Theile Widersprechende, die Paradoxie in sich selbst, mit dem Abentheuerlichen zu spielen.

Es gibt eine natürliche Mystik, wie jene, die aus dem wunderbaren Gestaltungen der Höhle uns anspricht. Auch haben wir ja eine ganz natürliche Mystik mitten am Tage in den tausendfältigen Schöpfungen der Welt, in der Nacht an dem Herumschweifen und schimmernden Glanze der Gestirne. Wir haben eine natürliche Mystik in der kleinsten Blume, die keimt und ihren Kelch öffnet, in dem unbedeutendsten Steine, der aus dem Schachte der Erde an das Tageslicht kommt. Diese Mystik ist natürlich und gefahrlos; denn eben sie treibt uns an, die unbekannten Kräfte genauer kennen zu lernen und die Natur in ihren so vielen, ins Unendliche gehenden Werken zu erforschen. Sie ist gefahrlos, weil sie eine nicht zu vermeidende Mystik des Sinnes ist. Die Vernunft oder der Verstand wird hinzutreten und über dieses geheimnißvolle Sinnen unbekannter und unrichtiger Deutung das Licht der Begriffe und der erkenntnißmäßigen Forschung ausbreiten. Selbst auch in der Natur des Sinns und seiner naturgemäßen Entwicklung liegt die sich von selbst ergebende Aufgabe, daß die Anfangs dunkle Gestalt sich entwirre, daß das verworrene Spiel des Zufalls, der Nothwendigkeit, der Zweckwidrigkeit in das schöne heitere Spiel der lichten Form und Auffassung übergehe. Außerdem ist es Mystik, und sollte sie auch auf einem Rembrandischen Bilde oder in irgend einer anderen Darstellung trauriger Schicksalstragödien, in der abentheuerlichen mystischen Romantik des neuern Kunstgebiets, an welchem sich die Jüngerschaft übt, zu finden seyn. Mit jener natürlichen Mystik entschuldigen sich die Mystiker: »es sey ja alles mystisch, alles Glaubensartikel«, und gefallen sich in dieser Entschuldigung desto mehr, um sich in ihrem Dunkel um so mehr zu vertiefen. Aber sie überlegen nicht, daß, was das erste und tiefste Leben des Sinns ist, nicht auch die höhere Bildung und Lösung desselben, noch weniger die Aufgabe oder Befriedigung der Ver-

nunft sey. Und so schwindet die Aehnlichkeit der mystischen-religiösen Glaubensartikel oder des Mysticismus mit den allegorischen und symbolischen Darstellungen der Kunst. Denn die Kunst kann sich nicht anders darstellen als in sinnlicher Natur. Die Religion ist aber der Geist des Unendlichen und Uebersinnlichen, sie soll entsinnlichen und sich in reiner geistiger Auffassung enthüllen. Noch weniger aber eignet sich diese Vergleichung, weil es der Zweck der schönen Kunst ist, zu befreien und zu lösen, das Eigenthümliche aber des Mysticismus ist, das Dunkel noch mehr zu verdunkeln und eine Schicksalstragödie des Glaubens und Meinens zu spielen.

Von dieser natürlichen Mystik des Sinns, die gleichsam das erste zu entziffernde Sylbenräthsel der Seele ist, ist also wesentlich der mit Fleiß und Eigensinn beharrende Mysticismus des verdunkelnden Sinnes unterschieden. Dieser ist ein Krankheitssymptom, eine Verstimmung der geistigen Erkenntnißkraft, nicht erkennen zu wollen, sondern sich bis zu jenem Sinn des ohngefähren Deutelns und Sinnbildens zu erniedrigen, wo statt der Wahrheit die dunkle Form der Sinnestäuschung, die symbolischen Dogmen in ihrer höchsten Erstarrung zum Vorschein kommen. Nicht unähnlich ist dieser Wahn des Mystificirens dem Wahne in den wirklich ausgesprochenen Krankheitsformen der Psyche, wo sie, ihres Selbstbewußtseyns ganz beraubt, in Wahnsinn und Irre der äußern Anschauung übergeht. Fast möchte man in Versuchung kommen, jenen Mysticismus selbst als irre geleitete Seelenkraft mit diesem ausgebildeten Wahn oder Wahnsinn zu vergleichen, da jener als Disposition so leicht in diesen bis zu dem Fanatismus und der Raserei übergehet.

Dieser irre Sinn ist auf das genaueste verwandt mit dem Bewußtseyn, und er ist ja dieses selbst in seiner sinn-

lichen Sphäre. Durch diesen Sinn, der die äussere und innre Empfänglichkeit der Seele für sich und die Aussenwelt ausspricht, thut sich uns zuerst die Aussenwelt und auch das sinnliche Ich kund. Er ist die innerste und tiefste Seelenthätigkeit, die vegetative Sphäre derselben, wodurch die innern Lebensregungen Form und anschaulichen Umriß bekommen und überhaupt der Kreis des Vorstellens möglich wird. Genau verwandt ist daher eben dieser Lebenssinn mit dem Bewußtseyn selbst. Denn auch dieses ist in seinem Erwachen nur sinnlicher Art. Und wo jener Lebenssinn gestört, gehemmt oder überreizt ist, da ist auch Störung des Bewußtseyns und Wahn vorhanden. Die Seele vertieft sich dann in eine untergeordnete Thätigkeit der innersten und niedrigsten Organisation, aus der dunkle Bilder und Anschauungen aufsteigen. Die erste Krankheitsform dieser Art ist der faselnde, verworrene Sinn, wo zwar noch ein gewisser Grad von Unterscheidungsgabe und Selbsterkenntniß übrig bleibt. Dieser Grad geht in die höhere Alienation des Geistes über, wo Verrücktheit, jener Blödsinn, nicht mehr die eignen Gebilde der Seele, des Wahns von den objektiven Erscheinungen unterscheiden zu können, statt findet, bis dieser Irrsinn, zur Bewußtlosigkeit gesteigert und durch leidenschaftliche Triebe gereizt, die größte Ausartung der psychischen Aeußerung, entweder sinnliche, politische oder religiöse Wuth und Fanatismus wird. Denn in diese verschiedene Irrungen der Seele geht ein jeder möglicher Stoff der Lebensthätigkeit ein. Der Wahnsinn des Fanatismus spielt nicht blos mit dem Kreuze und der blutigen Fahne der Kreuzzüge, sondern er wird auch Jesuitismus, der vermessen, gute Werke zu thun, Fürsten und Könige beschleichet und die Schrecknisse der Inquisition ausbreitet; er wird endlich auch Wahnsinn und Fanatismus des gemeinsten Lebens, wo Dämonen und Teufel den Kranken

quälen *). Wollen wir diesen Sinn oder diese innerste Lebensthätigkeit der Seele mit irgend einem andern Bilde des organischen Lebens vergleichen, so ist es hier die bildende, organisirende Kraft selbst, die mannichfaltig abweichen und das Grundübel zu äußeren krankhaften Erscheinungen legen kann. Wie auf dieser Bildungskraft des organischen Lebens andere höhere Kräfte ruhen, die dem Leben eine bestimmtere äußere oder innere Richtung geben: so ist es auch mit jenem Sinne, auf welchem als dem innersten primitiven Seyn des Psychischen die Kraft des Willens, des Gefühls- und Vorstellungsvermögens gepflanzt ist. Eben darum ist und wird auch durch den Mysticismus, durch dieses immer mehr um sich greifende Uebel unserer Zeit, das innerste Leben der Seele in seiner Grundeigenschaft und nothwendigsten Bedingung angegriffen. Eben dadurch unterscheidet sich auch der Mysticismus von jeder andern psychischen Abweichung, z. B. der Schwärmerei, daß diese die Exaltation einer einzelnen Kraft der Seele, jener aber die allgemeinere Krankheitsform des innern geistigen Lebenssinns ist. Es gibt Krankheiten der Seele, die nur in den einzelnen Kräften des Geistes wurzeln, wie die leidenschaftliche Ausartung des Begehrungsvermögens in den mannichfaltigen Gelüsten, Sympathieen und Antipathien; die Ausartung und Excentricität des Gefühlsvermögens in Schwärmereien aller Art (Liebesschwärmerei, moralische, religiöse Schwärmerei) oder Lebensüberdruß und Apathie, die so leicht zum Selbstmord führt; oder auch endlich die Krankheitsform der Intellektualität in der Fadheit, Irre des Verstandes. Jener Mysticismus wurzelt in dem allgemeinen, tiefen Seelenleben, in der ersten und

*) Sonst waren Teufelsbesitzungen an der Mode. Es ist wahrscheinlich, daß sie wiederkommen, da der Teufel wieder gepredigt wird.

ursprünglichen Empfänglichkeit. Er ist die Abschweifung des innern Sinns von der Möglichkeit bestimmter und deutlicher Anschauung, die sich an der Erfahrung, der äußern Sinnenwelt, der Geschichte u. s. w. rektifizire; die Abweichung dieses innern Seyns von der Wirklichkeit bestimmter, klarer Begriffe, indem das Seelenleben hier in der Ohnmacht gränzenloser, faselnder Bildervorstellung versunken ist. Keine Krankheitsform der Seele ist daher auch so leicht mit dem Getriebe geheimer Lust, niederer Sinnlichkeit, Schwelgerei, mit der Leidenschaftlichkeit der körperlichen Natur vergesellschaftet, als eben diese in dunkeln Bildern der Selbstsucht und des religiösen Wahns sich umhertreibende Mystik. Diese obgleich in dem allgemeinern Karakter eine und dieselbe, ist verschieden in den Arten der besondern Richtung und Aeußerung, je nachdem das dunkle mysteriöse Wesen sich entweder mehr vergesellschaftet mit Gefühlszuständen oder mit grübelnden, suchenden Vorstellungen oder mit der Phantasie. Hieraus entsteht dann die sentimentalisirende, mystische Frömmelei, der grübelnde, mystifizirende Sinn: und die Phantasterei in der mystischen Abentheuerlichkeit eines Jakob Böhme oder Swedenborgs: Arten des Mysticismus, die wir in unsern Tagen vollkommen kennen zu lernen Gelegenheit haben! Die sentimentalisirende Frömmelei, die so gern in mancherlei religiösem Spielwerk tempelrednerischer Kunst oder vielmehr Künstelei, in scheinbarer äußerer Site und Bescheidenheit auftritt; der grübelnde in Schriften und historischen transcendenten Auslegungen des biblischen Inhalts; der phantastische, der mit Steinen wirft, um in dem Gewande Davids den Streiter Israels gleich zu scheinen.

In niederer oder höherer Excentricität, in niederer oder größerer Erschlaffung der Seele, bald thätiger, bald in müßiger Spekulation, erscheint diese Glaubensform, je nach-

dem der Sinn, auf dem sie ruhet, krankhaft affizirt ist und mannichfaltige somatische Bestimmungen einwirken, ja auch selbst die höheren Seelenkräfte bald eine niedere, bald eine höhere Spannung haben. Denn merkwürdig ist es, wie so oft dieser Mysticismus, gleich der firirten Krankheitsform des Wahnsinns, entweder nur auf einer Idee oder auf der gesammten innern Beschaffenheit des psychischen Wesens haftend, unbeschadet einer gewissen relativen Gesundheit und Stärke der Seelenkräfte, (obschon doch auch hier, wenn man es genauer untersucht, eine gewisse Zurückgezogenheit oder Stumpfheit der Urtheilskraft, des discernirenden Urtheils herrscht), in vielen Mystikern herrschend ist. Der Mysticismus ist überhaupt eine sich sehr ungleiche Verstimmung der Seele, bald in dem Kreise unbegränzter einbildnerischer Typen zu weilen, bald aus demselben in den gewöhnlichsten Sinnenkreis des Lebens überzugehen und hier alles fröhlich, mehr vielleicht noch als andere vermeinte sinnlichere Menschen, zu genießen oder beides offen und heimlich, wie es Gelegenheit und Noth gibt, eins um das andere gleichsam zu unterschlagen. Eine Sinnen-Hypochondrie des religiösen Lebens, wo wechselweise Furcht und Schauer unter dem Artikel des Glaubens, Sinnlichkeit und hoffärtiges Leben durch die Seele schreiten. Unter mehrern Graden der offenbaren oder verborgenen Affektion tritt dieser innere kränkelnde Sinn auf: bald als Hang zur Schwärmerei, Deutungssucht, allegorisirender und symbolisirender Meinung, bald als ausgebildete mystische Form, wo die Deutelei des Sinns in Dogma und dogmatische Hierarchie übergehet. — Es ist nicht angenehm, sich mit der Aufzählung dieser verschiedenen Krankheits-Symptome des Mysticismus zu beschäftigen; doch darf die Anthropologie ein solches Geschäft nicht von sich weisen, um wo möglich, zur Vermeidung dieser psychischen Aberrationen, warnende Beispiele einer bis-

weilen, wie es scheint, kontagiösen Zeiterscheinung aufzustellen.

Eine andere Eintheilung der verschiedenen Formen des Mysticismus ergibt sich aus der allgemeinen Beziehung des deutelnden Sinns entweder auf die unmittelbar äußere sinnliche Natur oder auf das Gebiet der höheren Erkenntniß oder endlich auf das übersinnliche Reich. Es gehet aus diesen Beziehungen theils der sinnliche, theils der wissenschaftliche, theils der eigentlich sogenannte religiöse Mysticismus hervor, ein Schatzgraben entweder in dem übersinnlichen Gebiete des Glaubens oder ein Geistersehen in dem Gebiete des Wissens oder endlich eine Gespensterseherei in dem Gebiete der Anschauung: Abentheuerlichkeiten der menschlichen psychischen Natur, wie sie theils durch Unbekanntschaft des Menschen mit den Gesetzen der Natureinrichtung, theils durch Ueberspannung der Erkenntnißkraft, theils als verschuldete oder unverschuldete Alienationen der psychischen Gesundheit zum Vorschein kommen. Der Karakter der mystischen Denkart wird sich bestimmter entwickeln aus einer näheren Betrachtung dieser verschiedenen Arten visionärer Einbildungen selbst.

Ein ganzes Heer theils von Aberglauben, theils von mystischen Meinungen, tritt uns hier entgegen bei der Betrachtung des gemeinen Schatzgrabens, Weissagens, Geistersehens, in dem Gebiete der sinnlichen Erscheinungen. Die weisen Frauen mit sammt dem Heereszuge nach berüchtigten Bergen, mit all dem Fastnachtsspiele von Wahrsagen auf Kreuzwegen, aus Karten und Kaffeschaalen, bis auf die alchymistische Sucherei nach dem ewigen Lebenselixire und dem Stein der Weisen erscheint in dieser Rubrik der abergläubigen, mystischen Meinung. Auch hier unterscheidet sich nicht unwesentlich, obschon die Formen hier mehr in einander laufen, Aberglaube und Mysticismus: jener, welcher un-

mittelbar, ohne weiter zu verkünsteln, sich an die Thatsachen der äußern Erscheinung hält und Gespenster siehet, nach verborgenen Schätzen gräbt und Geister beschwört und die Zukunft aus Karten weissagt; der Mystiker, welcher mit einer innern Sinnesform in diesem allen deutelt und mit dem Aberglauben einen innern Intuitionssinn, ein visionäres Wesen der innern Einbildung verbindet. Oft freilich ist der Abergläubige auch Mystiker, wie dieser meistens und fast immer auch der größte Abergläubige ist. Aber nicht immer ist doch der Abergläubige auch Mystiker, es fehlt ihm der innere Sinn der Deutung, oder sein Aberglaube ist, wenn man so sagen kann, gesunderer Art als der deutelnde Sinn. Er hält sich an den festen Sinn des äußern Sehens, an die einmal angenommene Meinung, daß Geister und Gespenster beschworen, und in der Mitte der Johannisnacht auf Kreuzwegen die Dinge der Zukunft enthüllt werden können. So dürfte man daher den Aberglauben für das einfältige Kind der Unwissenheit, roher, ungebildeter Zeitalter halten, wie er es meistens auch ist, da hingegen, bei aller etwanigen Kultur des Zeitalters, der Mysticismus das schwache, verzärtelte Kind eines kranken Sinns, ja wohl am meisten die Frucht von einer solchen Nebenkultur oder Uebenreitzung der körperlichen und geistigen Lebenskraft ist. Der Mysticismus nimmt das in sich auf, was der Aberglaube geboren hat, und macht gleichsam aus dem Aberglauben einen neuen Aberglauben, indem er ihn zu einem stärkern und angreifendern Gifte sublimirt. Wenn daher der religiöse Mysticismus, der nicht selten jetzt unter einigen Protestanten erscheint, diesen Pflegling seines Sinns, den er aus den Händen einer abergläubigen oder allesglaubenden Kirche überkommt, in Betrachtung nimmt, so muß er zu dem beschämenden Geständniß kommen, daß, obgleich der Aberglaube roh und unwissend, doch er als Mystiker noch weit

unwissender ist, weil er das Präparat, das der Aberglaube ihm übergibt, noch weiter präparirt und zu einem skeletarti- gen Gespenste verarbeitet. Beide arbeiten also in einer und derselben Werkstatt, nur mit zwei verschiedenen chemischen Oefen. Das geschmolzene Blei, was der Eine aus dem Ofen ziehet, sublimirt der Andere zu tödtlichen Waffen. Ein solcher Aberglaube und Mysticismus der gemeinen und gemeinsten Art wanderte im langen Zuge mit dem Heere der Israeliten aus Egypten in das gelobte Land und dann immer abwärts bis in die spätesten Zeiten. Unter dem Hirtenvolke pflegt ja der Aberglaube einheimisch zu seyn. Moses verbietet daher mehr als einmal das Traumdeuten, Wahrsagen, Todtenbe- fragen u. s. w. und so wissen wir auch, was er von der Traumdeuterei der Pharaonischen Träume halten mußte. Saul befragte die Hexe zu Endor, und manche reine Dar- stellung zeigt, wie es mit dieser weisen Frau zuging. Die von Samuel gestifteten Prophetenschulen spielten geheime Rollen. Sie spielten oft die Jesuiterei zwischen Thronen und Altären. Elias zündete an der Sonne seine Opfer an, während die Baalspfaffen den ganzen Tag vergebens den Himmel anriefen. Und späterhin wird erzählt, wie man das heilige Feuer als Wasser unter der Erde wieder gefun- den habe. Aarons Stab grünet, das Urim und Tummin sind die Orakel. Die Propheten verrichten viele natürliche Wunder; der Tod in den Töpfen, das bittere Wasser; Elias sendet seinen Prophetenstab, erwärmet den Kranken und macht ihn gesund. Blitz und Donner sind die Stimme der Gottheit. Sie entscheiden Schlachten, im neuen Testamente sind sie die geliebten Stimmen für den Sohn und dieser sagt: »nicht um meinet«, sondern um eurentwillen donnert es.« Die Pharisäer oder Mystiker wollten so manches gern von dem jüngsten Tage — dem Spielworte aller Zeiten — wissen; sie sind wundersüchtig, aber es soll ihnen kein ande-

res Zeichen gegeben werden als das des Propheten Jonas, daß sie Buße thun sollen. Das gemeine Volk glaubte, daß Krankheit und anderes irdisches Uebel eine unmittelbare Folge der Sünde, psychische Wirkung sey. Jesus belehret aber: »diese haben nicht mehr gesündiget wie ihr.« Sterndeuterei war ein beliebter Orientalismus. Der schon frühe aus dem Stamme Isai angekündigte Stern ging überall voraus und leitete die Geschichte wie an einem beständigen Himmelszeichen fort. Jungfräuliches Leben war ein vielleicht seltenes, feierliches Zeichen mancher Vorhersagung, Unfruchtbarkeit ein sehr unwillkommenes Zeichen dem Volke, das sich wie Sand am Meere vermehren wollte. Die Geburt Simsons, des eben nicht sehr belobungswerthen Richters, ging unter solchen feierlichen Zeichen alttestamentalischer Verkündigung vor sich. Auch die alten Propheten speisen eine große Menge Volk mit wenigen Broden und das Volk wird gesättiget. Die Beschneidung, so nothwendig und räthlich sie damals in physischer Rücksicht seyn mochte, wurde das sonderbare Zeichen eines religiösen Kultus, ähnlich oder gleich dem egyptischen Lingamdienste. — So weit diese Proben zur Erläuterung, wie tief und ausgebreitet Aberglaube und Mysticismus auch in den Zeiten der heiligen Offenbarung und der heiligen Geschichte war.

Fragt man, daß wir zu unserer Untersuchung zurückkehren, den Abergläubigen, warum und wie er an alles glaube, so ist seine Antwort wie die der alten Israeliten, die das goldne Kalb verehren wollten, er thue es darum, weil es so sey, weil er Gespenster und Geister sehe, weil er aus Karten die Zukunft vorherwissen könne, oder weil zwei Sonnen am Himmel erschienen, wenn fürchterliche Kriege entstehen u. s. w. Seine Antwort bezieht sich also auf das »Ist«, auf äußere Erfahrung und Anschauung, kurz der Aberglaube stützt sich auf den Aberglauben selbst. Er geht aber auch oft, besonders

in mancher gegenständlichen Beziehung, z. B. was Zahlengeheimnisse betrifft, zum Mysticismus und zur Deutelei über. Und fragen wir diesen, so antwortet er freilich auf eine geheimere, sinnvolle Weise, was z. B. alle diese Zahlen bedeuten sollen, welche besondere Constellationen in ihnen liegen, und so erscheint hier dann ein ganzes pythagoräisches Zahlensystem von wunderbaren Entzifferungen. Er theilt die Gespenster ein in graue, schwarze, weiße; er hat die ganze Geburtsliste dieses Dämonenreichs. Er fühlt sogleich in jedem Hause, in welches er kommt, ob es, wie sein mystischer Ausdruck ist, rein ist. Er ist der Mystiker und Grübler der Sinnenwelt, der in geheimen Dingen und ihren Bedeutungen forscht, sich in närrischen und läppischen Auslegungen seines innern Sinns gefällt. Und das Schi- und Siboleth seiner ganzen Deutung und Rede ist immer: »es ist doch möglich«, das unbekannte Reich des Ersinnbaren. Sein innrer Sinn ist nämlich von dem Kreise kindischer, einfältiger Zusammensetzung oder Verähnlichung befangen. Gehet ein solcher Sinn an die Lösung der heiligen Schriften, so gefällt er sich am meisten in den dunkeln Worten, in den Orientalismen. Zu der moralischen und wahrhaft religiösen Auslegung, zur grammatischen und historischen Forschung, kann und will er sich nicht erheben. Und darin eben bestehet der krankhafte Zustand des Geistes. Er fällt, wie es so leicht geschiehet, wenn vielleicht irgend eine geheime oder vermeinte dunkle Stelle sein Inneres trifft, in Verwirrung und Irrsinn. Und wie viele solcher Mystiker und religiöser Irren sind jetzt in unsern Krankenhäusern! *)

*) Wie viele Beispiele sind mir nicht bekannt, wo z. B. das unseelige Traktatenwesen, Schriften mystischen Inhalts dem Volke in die Hände zu spielen, zu einem solchen Unsinn und Wahnsinn Gelegenheit gab. Un-

Der Aberglaube und Mysticismus, wie er der sinnliche, wissenschaftliche, religiöse ist, läßt aber in jeder dieser drei Beziehungen noch eine andere Eintheilung und Berücksichtigung zu, wie er sich nämlich ganz besonders entweder theoretisch oder praktisch oder ästhetisch modificirt. In allen diesen drei Rücksichten ist der Aberglaube und Mysticismus wieder in den Aeußerungen und Beziehungen verschieden. Denn durch alle drei Sphären des menschlichen Geistes — Sinnensphäre, Verstand und Vernunft — laufen die drei besondern oder allgemeinen Grundkräfte des Vorstellungs-, Begehrungs- und Empfindungsvermögens, nur, wie es sich von selbst versteht, in niedern oder höhern Ausdrücken der jenen Sphären angemessenen Kräfte. Der Aberglaube und Mysticismus hat also in allen jenen Sphären verschiedene Verzweigungen des intellektuellen, sensuellen und moralischen Lebens, oder beide sind entweder theoretischer, ästhetischer und praktischer Art.

So erscheint also auch auf der tiefsten Sphäre des oben genannten sinnlichen Aberglaubens und Mysticismus eine besondere praktische Verzweigung, wodurch wir ihn von dem theoretischen trennen müssen, wie nämlich in demselben die niedern Gelüste und Begehrungen des sinnlichen Lebens auftreten und dieser Aberglaube und Mysticismus daher eine besondere praktische Bedeutung zur Bezeichnung kirchlicher Institute oder auch roher unwissender Zeitalter bekommt. Es entsteht nämlich daraus ein wirklicher Dienst-Aberglaube z. B. in klostermäßigen Zeiten durch Angelobungen von Zucht und Sitte, der aller Moral und Religion entgegen ist und wo eben daher durch die naturwidrige Stimmung des Lebens die Unsittlichkeit, Unzucht u. s. w. in Ausartungen

---

sere censurstrenge Zeit ist ja also doch auch wieder so censurlos in Sachen des Aberglaubens und Mysticismus!

und ausgearteter Befriedigung desto sündlicher hervortritt. Es waltet auch hier das Pharisäerthum alter und neuer Zeit, wie es Christus mit den Worten schildert: »Ihr verzinset Dill und Kümmel, aber das schwerste thut ihr nicht; ihr schwört bei dem Golde des Altars und glaubt, daß der Altar nicht so heilig sey, schwöret bei dem Altar, vergesset aber, daß das Haus des Herrn auch der Tempel ist; ihr lasset Geld und Ablaß auf dem Altar opfern, aber die Sünde des Sohnes gegen den Vater: ich habe nichts, ich muß es dem Altar opfern u. s. w. haltet ihr Scheinheiligen für nichts.« Ist nicht dieses Pharisäerthum des Aberglaubens und Mysticismus, wie es sich fortschlang durch mehrere Zeiten und sich neue Jerusalemsche Tempel erbaute, hinreichend geschildert in jenen Worten? Aber auch hier in dieser praktischen Rücksicht unterscheidet sich Mysticismus und Aberglaube: jener, welcher mehr in dem innern Sinn, dieser, der mehr auf dem äußern Sinne waltet; hier das starre Anbeten des äußern Bildes, die äußere klostermäßige Zucht, dort das Sinnbilden und Mystificiren z. B. einer Sankta Clara, der heiligen Bilder, in innre wollüstige Gestaltungen, eine süßliche wollüstige Schwärmerei mit Körpertrieben. Dieser Mysticismus ist aber verschiedener Art, bald phantastisch, ausschweifend, lärmend, salbungsreich, weinerlich, roh und läppisch, je nachdem es die Natur des Mystikers gibt. Auch unsere Zeiten haben eine große Tinktur dieses alten Pharisäerthums. Wir bekommen Gebete von allerhand Art, wenn der Thürmer von oben herabfällt, wenn er im Fallen ist und wenn er unten liegt, Gebete für Schwangere in allen Zeiten der Noth, vor der Noth, in der Noth, nach der Noth *). Ein solcher Mystiker apostrophirt sich am Ende auf

*) Christus lehrte das herzlichste, beseeligendste Gebet: »Herr dein Wille geschehe«. Er lehrte nicht lange, breite Gebets-

folgende Art: »O seeliges Loos bußfertiger Sünder! so nimm auch mich Schwachen wieder zu Gnaden an —

»Umfange mich mit deinen Liebesarmen
Und laß dich mein und meiner Noth erbarmen!
Nimm auf das Schaaf, das sich von dir verirrt
Und sich so oft noch in die Welt verwirrt.«

Zur Bezeichnung der mystischen Sprache und der verschiedenen Arten des Mysticismus ist es ja wohl nöthig, solche Beispiele anzuführen, die hier um der Sache willen dastehen.

Der ästhetische Aberglaube und Mysticismus, wenn wir hier das Wort ästhetisch brauchen dürfen zur Bezeichnung einer niedern Empfindungssphäre, findet sich in der mystifizirenden Abgeschmaktheit, die roheste Sinnlichkeit, die leidenschaftlichste roheste Sprache mit der Religion und mit dem Ausdrucke einer vermeinten höheren Weihe zu vereinen. Es ist die göttliche Großheit der Lucinde in Ausschmückung körperlicher Geheimnisse zur Bezeichnung höherer Idealität und ästhetischer Romantik; es sind die Apotheosen der Sinnengelüste in ihrer Sättigung und Uebersättigung zum religiösen Mysticismus und zu mystisch-religiösen Ritterfahrten, durch empfindelnde mystische Frauen und Männer.

Untersuchen wir die Ursachen oder entfernteren Veranlassungen, aus welchen dieser Aberglaube und Mysticismus, die zwei das Menschengeschlecht beständig verfolgenden Gespenster, entspringen, so liegen sie meistens in der natürlichen Anlage des Menschen. Und sie sind, besonders was den sinnlich theoretischen Mysticismus und Aberglauben betrifft, erstlich das natürliche Spiel des innern und äußern Sinns, zweitens die Unwissenheit oder Schwäche des Verstandes,

---

formeln. Auch ist ein langes Gebet wider die Natur der religiösen Andacht.

drittens die Leichtigkeit und Neigung des Menschen, das Uebersinnliche unmittelbar mit dem Sinnlichen zu verbinden.

Es entstehet, wie wir oben schon bemerkt haben, aus dem inneren und äußeren Sinnenspiel einer ganz natürlichen Mystik des menschlichen Geistes. Es beruht darauf die erste Anregung und Bethätigung des Vorstellungsvermögens; es enthält die ersten Uebungen des sinnenden und denkenden Geistes. Dieser innere Sinn ist gleichsam die innere Werkstätte der Verwandlung der äußeren Anschauungen zu inneren Anschauungen und dieser zu reineren und allgemeineren Vorstellungen. Der Mensch erwacht aus einer ganz natürlichen Mystik oder Traumwelt zum Verstande. Aber in eben dieser Anlage wuchert nun auch jene verderbliche Mystik, welche ein vorherrschender Hang zu bildlichen und dunkeln Vorstellungen ist, wenn der Sinn entweder durch Schwäche oder durch große Lebhaftigkeit, durch Ueberreitzung oder Kränklichkeit in diejenige Kraftlosigkeit versunken ist, wo er sich aus dem Bilderspiele, aus dem faselnden Wesen, daß wir es so nennen, eines beständig verähnlichenden und versinnbildenden Vorstellens zu einer reineren und lichteren Thätigkeit des Geistes nicht mehr erheben kann. Dieses Sinnenspiel hält sich nun besonders an die kleinen und kleinlichen Verhältnisse des Lebens, es erfreuet sich in der Zusammensetzung mannichfaltiger Kontraste, hängt sich an die mysteriösen Formen der Außenwelt und gehet so oft aus dem scheinbaren Witze, der in dieser Anlage des Geistes auftritt, zu jenem Aberwitz über, welcher so oft der Anfang einer grösseren psychischen Verwirrung, theils in der mystischen Denkart, theils in dem Wahnsinn selbst ist. Der Mysticismus, welcher auf dieser krankhaften oder kränkelnden Anlage der Sinnensphäre beruhet, hat so oft noch einen tiefern Grund in dem Vegetationsgeschäft des Körpers. In allen den Perioden, wo die körperliche oder psychische Bildungskraft

einzelne Krisen bestehet, bricht so leicht ein abergläubiger mystischer Sinn hervor. Dieses Sinnenspiel von allerhand Träumen und Einbildungen ist ja überhaupt das tiefere und sinnliche Vegetationsleben der Seele. Es entstehet daraus, aus der Abweichung dieses Lebens von den gewöhnlichen und naturgemäßen Gränzen, die Irre des Sinns, Wahn und Wahnsinn der Sinnensphäre.

Eine andere Veranlassung dieser mystischen und abergläubigen Sinnesart ist aber unmittelbar die Unmündigkeit oder Untüchtigkeit des Verstandes, Unbekanntschaft des Menschen mit den Erscheinungen und Gesetzen der Natur, wo das Wunder- und Geheimnißvolle verschwindet, wenn wir die Natur in ihrer Wirksamkeit kennen, und die ganze besondere Neigung des Menschen, die eben mit jener angebornen Schwäche des Verstandes gepaart zu seyn scheint, zufälligen Erscheinungen einen besondern Glauben zu schenken, auf sie ein groſses Gewicht zu legen und zwischen ihnen ursächliche Beziehungen aufzusuchen. Eine Mikrologie des Verstandes in dem Mysticismus und Aberglauben. Die Nebensonnen am Himmel sollen Krieg bedeuten; zwei Wolken streiten mit einander wie zwei entgegenstehende Heere; es deutet auf Verfall von Thronen und Staaten. Der Hexentanz in Macbeth kann das Zufällige und Ungereimte nicht besser in einem Topfe zusammen kochen, als es der Hexentanz des Mysticismus und Aberglaubens dort zur Hervorbringung eines schönen Kunstwerkes, hier zur Verunzierung eines der schönsten Kunstwerke, des menschlichen Verstandes, thut. Der Mysticismus und Aberglaube, wie er aus dieser oder jener Quelle entspringt, hat freilich jedesmal seine eigene Physiognomik. Aber wer will alle die Züge der möglichen oder wirklichen Karrikaturen zeichnen! Der Mysticismus und Aberglaube der letzten Art ist gröſstentheils Fadheit, Blödsinn des Verstandes und er unterschei-

det sich durch seine einseitigen, grübelnden Vorstellungen von dem faselnden Mysticismus, der aus dem äußeren oder inneren Sinnenspiel entstehet.

Eine dritte und zwar die nahmhafteste Quelle der abergläubigen und mystischen Denkart ist überhaupt die in dem menschlichen Geiste liegende Beziehung zwischen dem Uebersinnlichen und Sinnlichen, eine Beziehung, die gewöhnlich so vermischt und amalgamirt wird, daß man eins unmittelbar neben oder auch in einander stellt, daß so die Gränzscheidung zwischen beiden hinwegfällt. Die menschliche Vernunft, die überall durch sich selbst die Aufforderung hat, zu den bedingten Erscheinungen das Unbedingte aufzusuchen, unterläßt entweder bei einer nicht gehörigen Untersuchung ihres eigenen Gebiets oder auch bei der Verkennung ihrer weit über das Sinnliche liegenden Beziehung in dem Reiche der sinnlichen Erscheinungen die Mittelursachen aufzusuchen, springt sogleich zu dem Unbeschränkten, zu einer höchsten und letzten Erklärung aller Dinge über. Und so entstehet denn eine Erklärung ohne Erklärung, ein Müssiggang der Vernunft, eine Trägheit, die Reihe der bedingten Erscheinungen und Ursachen weiter zu erforschen und man zieht nun selbst das Unbedingte in das Reich der sinnlichen Erscheinungen und verkleinert es zu unendlich kleinen Gespenstern und Geistern, zu einem unsichtbaren in dem Sichtbaren erscheinenden Dämonenwesen. Die Unwissenheit erhält dadurch den Schein einer tiefern Wissenschaft, die mit Geistern und verborgenen Kräften Umgang habe und es entstehet eben daher selbst in der Art und Weise des gemeinsten Aberglaubens und Mysticismus theils die Abgeschlossenheit seines Wesens, theils die Zudringlichkeit seiner Behauptungen, die Adeptenweihe, mit welcher er auf die sogenannten Ungläubigen oder Uneingeweihten herabzusehen pflegt. Er täuschet sich mit dem Wahne einer ihm besonders mitgetheilten Wissenschaft, eines geheimen Seherblicks,

der ihm durch eine Offenbarung oder Inspiration zu Theil worden. Er weiß diese Gabe der Seherei dadurch zu rechtfertigen, daß es ein eigenes Organ, gleichsam eine höhere Weihe des Himmels sey, die auf astrologischen Zeichen, in Geburts- und Sterbelisten (ein Sonntagskind) beruhe und was der närrischen Deutungen in dieser Narrheit mehr sind. Dieser Gattung des Aberglaubens und Mysticismus liegt also die Trägheit, Beschränktheit, die Sinnlichkeit des Vorstellungsvermögens zum Grunde, theils sich nicht zu dem wahren Begriff des Uebersinnlichen erheben zu können, theils in der Natur der Dinge nach den ursächlichen sinnlichen Erscheinungen nicht weiter forschen zu wollen, sondern das Uebersinnliche mit dem Sinnlichen zu verbinden, um desto leichter alle Erklärungen gleichsam aus dem Schooße der Gottheit unmittelbar abzulesen. Je unbestimmter und weitläufiger nun solche Deutungen sind, in welche man ein ganzes Heer von Dämonen, Geistern, Beschwörungen, Incantationen hinein- und heraustragen kann, desto willkommner sind diese mystischen Kenntnisse, die bei der Armseligkeit des Wissens mit dem größten Reichthum und Tiefsinn prangen und sich zugleich durch ihre Unwissenheit empfehlen. Beschwörungs- und Zauberformeln für alle Arten von Dingen, wobei es, wie man zu sagen pflegt, nicht mit rechten Dingen zugehet, stehen diesem Mysticismus und Aberglauben zu Gebote, wie z. B. Kreuzschlagen zur Geisterstunde oder auch bei andern heiligen Handlungen, die über allen Aberglauben erhaben seyn sollten, ein Exorcismus des Bösen, wie die Zauberer bei den Grönländern die bösen Geister beschwören. Neuere Zeiten haben angefangen, sagt man, diesen Exorcismus wieder ins Gedächtniß zu rufen und ihn mit mannichfaltigen Commentationen über das Kreuz zu empfehlen *).

---

*) Diese Commentationen hier namentlich anzuführen mag, ob

In dem alten Hebräer- oder Pharisäerthum finden sich viele solche mystische Zeichen und Ceremonien. Zu den Opfergebräuchen, welche Moses einsetzen mußte, um das sinnliche Volk zur Aufmerksamkeit zu reitzen, liegen solche Keime, die sich künftighin zu dem größten Aberglauben entwickelten. Das sinnliche Schema des Opferns und Versöhnens gab Gelegenheit zu transcendenten Begriffen eines überirrdischen Versöhnungswerkes. Das Pascha, das Osterlamm — welche spielende Ideen entwickeln sich daraus für den religiösen Mysticismus! So greift das Alterthum mit seiner Symbolik in den geistigen Aberglauben späterer Zeiten ein. Die Mnemonik, welche Moses für das verstockte und hartnäckige Volk errichtete, daß es die Gebote um den Arm tragen sollte, wurde bald zu einer frömmelnden und abergläubigen Anstalt. In dem Unterschiede, welchen die Pharisäer zwischen dem Golde des Altars und dem Altar, zwischen diesem und dem Tempel machten, liegt ein ähnlicher mystischer Unsinn, wie ihn die neuern Mystiker zwischen der Offenbarung und der Lehre (Moral, Religion) machen. Sie verwechseln das Wesentliche mit dem Unwesentlichen und verkörpern das Geistige zu einem sichtbaren, sinnlichen Idole. Mehrere Beispiele dieser Art anzuführen ist hier der Ort nicht, wo nur die anthropologischen Ursachen und Veranlassungen mystischer und abergläubiger Denkart erörtert werden sollen.

Doch wir kommen zu einer andern Beziehung jener abweichenden Meinungen, wie sie nämlich vornehmlich in den Trieben des niedern Begehrungsvermögens, in dunkeln, sinnlichen Anregungen desselben ihren Grund haben. Auch dies ist eine an sich sehr unschuldige und natürliche Quelle, wie nicht weniger aus dem kindlichen und harmlosen Sinnenspiel der

es schon zur Bezeichnung unserer mystischen und abergläubigen Zeit nöthig seyn dürfte, hier gern erlassen bleiben.

Gemüthlichkeit, wie man sie so nennen kann, eine allgemeine und unschuldige Mystik entspringt, mit welcher die belebten und unbelebten Erscheinungen der Natur vor uns vorüberziehen. In einer jeden Anlage des menschlichen Gemüths ist ein Keim eines solchen räthselhaften Spiels der Seele mit sich selbst enthalten. Aber freilich bringt es zugleich auch eben die so natürliche Anlage des Gemüths mit sich, daß sich jeder Keim der verborgenen Anlage zur Klarheit entfalte und das Geheimniß, die Blätterhülle, mit welcher sie vorher umgeben war, weiche. Wenn der Pilger zu einer heiligen Stätte oder wie sonst nach Jerusalem, wallfahrtet, um seinem Herzen ein Opfer zu bringen, oder zu irgend einem andern Orte alterthümlicher Sitte und so daselbst für die Heilung geistiger oder körperlicher Schwäche Hülfe hofft: o so mag dieses dem frommen, zarten Herzen gern verziehen werden. Denn es liegen ja eben in diesen sinnvollen Bewegungen sinnlicher Regungen auch zugleich die Anklänge reinerer Andacht. Und verbindet sich auch so oft mit diesem kindlichen Glauben, mit diesen sinnlichen Anregungen eines religiösen Gemüths, besonders unter dem gemeineren Volke, ein gewisser Aberglaube, daß durch die dargebrachten Opfer, durch die in der heiligen Kapelle niedergelegte kleine Spende die Krankheit, das häusliche Uebel werde abgewendet werden, so mag auch diesem Aberglauben Verzeihung werden, da er, obschon eine Schwäche des menschlichen Herzens, doch zugleich auch ein Ausdruck eines frommen Wunsches, eines volksthümlichen Glaubens ist. Ein solcher praktischer Aberglaube ist von der mannichfaltigsten Art und auch der beste und aufgeklärteste Mensch wird oft in der Noth in denjenigen Ereignissen, wo das bedrängte Gefühl die Oberhand erhält, von demselben beschlichen. Es sind die sinnlichen Rührungen und Anregungen des Herzens. Aber diese Neigung und Rührung des Herzens artet auch so oft in jenen

gleichsam gesetzlichen Aberglauben und Mysticismus aus, wo das Verdienstliche mit dem Unverdienstlichen verwechselt wird und statt der wahren Heiligkeit oder Tugend Frömmelei, statt der Religiosität die Schein- und Werkheiligkeit eines todten und blinden Glaubens genährt wird. Ein Aberglaube, der auch in unsern aufgeklärten Zeiten sich wieder auszubreiten und besonders mit einer mystischen Sinnesart zu vereinigen anfängt. Die Scheinheiligkeit eines gewissen äußern Thuns, das Bekenntniß von gewissen Glaubensmeinungen wird für den Inhalt und das Wesen der Religion gehalten. Und so gestaltet sich daraus jener unheilige Götzendienst des Mysticismus, wie z. B. in jedem Gebete eine gewisse Zwangserhörung liege oder das Gebet von Gott erhört werden müße und werde. Christus lehrt zwar, daß, wo zwei, drei in seinem Namen zu Gott bitten, so werde er es erhören. Allein was liegt in dieser Stelle anders als eine Entgegnung des damals in dem Pharisäerthum, und auch vielleicht noch in dieser oder jener Kirche unserer Zeit, zum besten der Kirchmeßen und um des priesterlichen Ansehens willen aufgestellten Mysticismus, in der Kirche für sich beten zu lassen und der Lehre, daß ein solches priesterliches Gebet, weil der Opferpriester dem Himmel näher stehe, auch eine höhere Kraft der Weihe habe; es ist eine Entgegnung der mystischen, abergläubigen Meinung, daß Opfermale des Tempels mehr leisten als das stille andächtige Gebet des Einzelnen. Daß übrigens nicht jedes Gebet von Gott erhöret werden könne und wie wir überhaupt beten sollen, liegt in der ausdrücklichen Erinnerung des von Christus aufgestellten Gebets: »Nicht mein, sondern dein Wille geschehe«, und in jenem ausdrücklichen Zusatze »in meinem Namen«, d. h. daß das Gebet seiner Natur nach geistiger Art sey und sich auf das Reich Gottes, nicht auf weltliche Dinge erstrecke. Es liegt die größte Scheinheiligkeit und in der mystischen Demuth des Betens die größte

Anmaaßung, daß Gott gewißlich erhören müsse worum man bitte. Welcher Unsinn, welche lächerliche Zumuthung liegt in dieser Denkart *)! Freilich ließen die alten Israeliten, auch wenn sie in einen ungerechten Krieg zogen, die Bundeslade vor sich hergehen und die Priester das Orakel um Rath fragen; aber die Bundeslade wurde auch oft von den Feinden genommen und die Betenden flohen nun verzagten Herzens. Gott müßte in eine eigene Verlegenheit kommen, wenn er die oft so widersprechenden, ja unbilligen Wünsche seiner Sterblichen immer erhören wollte. Die ganze Natur würde zusammenfallen und der Sonnenzeiger wie zur Zeit Ahas, bald vor- bald rückwärts nach allen Schwingungen und Richtungen zu gleicher Zeit gehen müssen. Allen diesen verschiedenen Arten des Aberglaubens liegt Sinnlichkeit, sinnliche Begierde, mag diese auch noch so sehr eine fromme Miene annehmen, zum Grunde. Die Mutter, die ihr geliebtes Kind in der Erinnerung herbeiruft und das Grab des Heimgegangenen mit Rosen bekränzt, mag Recht haben, diese Huldigung zu bringen; aber Seelenopfer zu lesen, lesen zu lassen oder in diese Gebräuche etwas Heimliches und Heiliges hineinzulegen, das ist Aberglaube und Mysticismus. Die Mutter mag an dem Bette ihres kranken Kindes für das Wohl desselben beten und sie mag in der Sehnsucht ihres Herzens überzeugt seyn, daß Gott ihr Gebet erhöre. Aber in der Moral, in der Reinheit der Religion heißt es: »Vater, dein Wille geschehe«. In der Salbung des Priesters, in seinen Sakramenten mag manche herzstärkende und erhebende Kraft liegen, aber die

*) Ich bitte die Leser wegen dieser längeren, vielleicht unnöthigen Explication um Nachsicht. Ist es denn aber nicht nöthig, dem über uns immer mehr einreissenden Mysticismus zu wehren?

Salbung der Freisprechung und Vergebung der Sünde hat er nicht. Zu diesem Mysticismus, hinter dem so oft die sinnliche Begierde, Ehrgeitz, Eitelkeit, Selbstsucht wuchert, gehört auch die Vermischung des Uebersinnlichen mit dem Sinnlichen in der Art und Weise einer Darstellung einer besonderen Heiligkeit. Der Mysticismus nimmt so gern das Grauen und Dunkel, welches auf Trümmern, auf dem morschen Gebäude des Alterthums wohnet, zu seinem Heiligthum; oder er kleidet sich auch so oft, um die Reinheit oder Humanität des Mysticismus zu zeigen, in die weltliche und vielleicht nur zu weltliche Freude. Er ist die Affektation und Ausgelassenheit bald auf diese oder jene Weise, und überhaupt der Mikrolog des äußern bald scheinheiligen bald alles verzeihenden sündigen Wesens. Er geht meistens wie auf den Spitzen der Fußzehen, oft aber auch mit breitem, sehr breitem Fuße. Er will sich entweder durchschleichen oder gerade Bahn brechen. Er ist der huldigende und verketzernde, der gemeine und vornehme. Christus schildert ihn auf das treffendste in jener Rede: »Sie sind Grabhöhlen gleich, auswendig getüngt, inwendig voll Todtenknochen u. s. w.«

Vielleicht dürfte es hier nicht am unrechten Orte seyn, besonders die Ungleichheit der Gesinnung und überhaupt des ganzen Karakters des Mysticismus zu zeichnen, wie er meistens in den pathologischen Bewegungen des abergläubigen und mystischen Lebens auftritt. Das ewige Suchen nach Geheimnissen macht den Mystiker argwöhnisch und zutrauungslos. Je nachdem sein Inneres nach der Wetterfahne des pathologischen Seyns gestimmt ist, ist er mürrisch oder leutselig, verzeihend oder im höchsten Grade Splitter nnd Balken suchend. Unter dem Scheinwort der Verzeihung zuckt er mit den Achseln. Sein häusliches Leben ist empfindelnd, salbungsreich, still wie Todtenacker, lärmend polternd, wie es die bald zurückgezogene bald ausgelassene Natur will. Er

ist der Mönch des innern Lebens, wie es Mönche des äußern Lebens gibt. Beide spielen eine zwangvolle Komödie oder Tragödie, wo der Akteur anders als der Mensch und der Mensch anders als der Akteur ist. Der Mystiker mystifizirt seine ganze Persönlichkeit, wie der äußere Mönch nicht weniger auch ein solches Abzeichen in seiner Kutte trägt. Dieser lieset seine horas nach bestimmten Stunden, jener ändert die Uhr nach der Uhr seines Innern. Selbst aus dieser äußern Aktion und Darstellung des Mysticismus ist sichtbar, mit welcher sinnlichen Denkart überhaupt das ganze psychische Wesen des Mystikers durchdrungen ist und wie es daher keinen gefährlicheren Gast gibt, als diesen Aberglauben und Mysticismus, der den Heuchler des Uebersinnlichen spielt und es in einer komisch-tragischen Karrikatur der Aeußerlichkeit darstellt. Der Glaube, so bald er sich von dem Gemüthe abwendet und zur Schau tritt oder zur Schau treten will, geht in das gemeinste Wesen des Aberglaubens und Mysticismus über. Denn auch hier spielt dann die Maske eine Versinnlichung dessen, was nicht versinnlicht werden kann und darf, und die Maske wird wo nicht mehr, doch, mindestens eine häßliche Harlekinade. Doch genug von dieser irreligiösen Denkart, inwiefern sich dieselbe praktisch in dem Gewande sinnlicher Begehrungen und Gelüste zeigt, wo die äußere Sittlichkeit *) nachgeahmt, aber die innere sünd-

*) Was ist doch anmaaßender, als der Stolz, der mitten in der vermeinten Demuth des Mystikers auftritt! Die Unduldsamkeit, der Soliphismus, der Eigendünkel der mystischen Natur macht gleichgültig gegen alle Pflichten des Dankes, der Bescheidenheit, der Ehrfurcht. Christus hat diesen Stolz, diesen Eigendünkel geschildert in jener Stelle des Pharisäers: »Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute u. s. w.« Der Soliphismus besonders der

liche Natur desto mehr losgelassen wird, wie es in jenen Klostergelübden der Keuschheit und Enthaltsamkeit und in den neuern Erscheinungen des Mysticismus und einer jesuitischen Klosterverbrüderung zu geschehen pflegt. Alle die übrigen Beispiele, die leicht mit namhaften Thatsachen belegt werden könnten, zeigen genugsam die Natur oder das Unwesen dieses praktischen Götzenthums, das in dem Aberglauben und Mysticismus aus der Einverleibung sinnlicher Begehrungen, deren allgemeiner Name Soliphismus ist, hervorgehet. Wir eilen von dieser Karakteristik zu derjenigen Verzweigung und Mitleidenschaft, die aus dem sinnlichen Gefühl entspringt: (Anschauungs-, Willens-, Gefühls-Mysticismus der niedrigsten Sphäre).

In der Geschichte der menschlichen Verirrungen findet sich ein mystischer Wahn oder Wahnsinn, an dem besonders die Gefühlsphäre und die sich darauf beziehenden sinnlichen Anregungen Antheil haben, und wir glauben uns berechtigt, diesen als eine eigenthümliche Anomalie der Gesundheit des Geistes, oder diese Gefühlsphäre in ihrer niedern Beziehung als eine besondere Quelle mystischen Unsinns zu betrachten. Es ist auffallend, wie überhaupt die ersten Gefühlsanregungen des religiösen Lebens von einer ungestalteten oder wohl gar missgestalteten Form sind; sie haben meistens oder fast alle zum Gegenstand ihres Ausdrucks eine zürnende rächende Gottheit, zum Ausdruck ihres Wesens Furcht und Schrecken, eine Selbstpeinigung bis zu den Bildern von ewiger Verdammniß, von Erbsünde und anderem losen bösen Zeuge der Menschheit. Fast alle Religionen haben in ihrer ersten Entwicklung einen fürchterlichen, bange machenden Bilderschmuck von den häßlichsten Gestaltungen und selbst

Kanzelberedsamkeit in jungen mystischen Kandidaten ist der unerträglichste und häßlichste.

der Ausdruck des religiösen Lebens in der Sprache und den Ceremonien hat das Gepräge der widrigsten und abgeschmaktesten Darstellung. In diesen drei Rücksichten stellt sich nämlich das Gefühl dar: erstlich, welche Beziehungen oder Zustände des Gemüths auf sich selbst daraus hervorgehen, zweitens, welche Vorstellungen und sinnliche Embleme sich daraus für die Versinnlichung des höchsten Wesens ergeben und drittens, in welcher Form der religiöse Ritus auftritt. In allen diesen drei Beziehungen läßt nun die abergläubige, mystische Denkart in der niederen Sphäre ihres Ursprungs lehrreiche Betrachtungen zu, wie nämlich der Ausdruck derselben in allen diesen Beziehungen mit den rohen, ungestalteten Anfängen einer sinnlichen Religion übereinstimme. Es liegt schon in der Natur der niederen und unmittelbar sinnlichen Gefühlssphäre, die so nahe an die körperlichen Triebe und Instinkte gränzt, daß sie roh, ungestaltet ist und alle Form der Schicklichkeit und ästhetischen Darstellung verschmähet. Es gibt aber außerdem noch, außer dieser Anlage einer unmöglichen Gränzbestimmung roher sinnlicher Gefühle, eine eigenthümliche Abweichung des Gefühlszustandes. Und dies ist denn der Fall mit dem Aberglauben und Mysticismus, der sich in fürchterlichen bildlichen Darstellungen des Teufels, der Hölle, der Höllenwerkzeuge u. s. w. zu gefallen scheint und ein ganzes Rüstzeug von Feuer und Schwefel, in welchem die Hinabgeworfenen gebraten werden sollen, zurichtet. Meistens schwelgt der mystische Sinn ganz eigentlich in der Garküche dieser perikulösen Scenen, in der Ausmahlung dieser unterirdischen Höllenflammen, bei denen der Verstand nichts zu denken hat, die Einbildungskraft keine Form und keinen Ruhepunkt und wo nur ein dunkles, dumpfes Gefühl von dunkeln Bildern statt findet. Eine solche mystische Symbolik mag freilich in unsern Tagen seltener seyn als in der Vorzeit, aus

der übrigens diese Bilder stammen. Aber mit wenig Umänderung haben die Bilder nur gewechselt; der mystische Sinn hat dafür andere Gegenstände zu seiner Malerei und alchimistischen Sprache ergriffen. Die Schweiß- und Blutstropfen, die von dem Kreuze Christi rinnen, mit denen nun die Frömmelei auf eine mannichfaltige Weise spielt, um die Sünde und Verworfenheit des Menschengeschlechts zu zeigen. Er fügt ja wohl auch noch die Höllenfahrt Christi bei, wie die höllischen Geister zusammengefahren und in den tiefsten Pfuhl gesunken sind. Er unterläßt nicht, selbst von allen anderen Seiten die Farben seiner Beredsamkeit zu erschöpfen in Rücksicht der Schilderung der Versündigungen der Menschheit, der unendlichen Verdammniß, die sie dadurch verdient habe und was des abgeschmakten mystischen Zeugs mehr ist. Dies ist also die eine karakteristische Seite des Mysticismus in Hinsicht des kranken Gefühls und des Herumgreifens in schwarzen Schatten, formlose Bilder zu wählen und die Religion besonders auf diesen Teufelsschmuck von Hörnern und Bocksfüßen zu gründen. In unserer Zeit kommt der Teufel wieder an die Tagesordnung. Es ist ihm die Ehre wiederfahren, in Rücksicht seines Daseyns selbst aus dem erbärmlichen Begriffe, welchen der Mensch von ihm hat, konstruirt worden zu seyn *), welches selbst noch keinem Theologen und Philosophen in Rücksicht des Daseyns Gottes hat gelingen wollen. Ja man hat sich in neuerer Zeit noch mehr versucht, dieses Daseyn des Teufels zu sublimiren und ihm ein unpersönliches Daseyn eingeräumt, wodurch er nun fast mit Gott in eine Rangordnung kommt **). So hat

---

*) Der Teufel hatte neuerdings seinen Ursprung in der Idealphilosophie. Eine Dogmatik konstruirt nach Schellingischen Principien!

**) So weit geht die krankhafte Phantasie, den Teufel selbst

denn die Idealphilosophie des untersten und niedrigsten Gefühls der Sinnlichkeit, welches in dem Menschen ist, auch in den neuesten Zeiten das Welttheater nicht verlassen, es mit allerhand Bocksfiguren und Teufelsscenen auszuschmücken. In allen diesen Rücksichten konnten wir daher nicht umhin, dem Mysticismus auch von dieser Seite nicht seines Teufelsbanns, sondern der Teufelsgeburten und anderer häßlichen und formlosen Bilder zu zeichnen. Ist es doch, als wenn auch im gesunden Zustande der Geist des Menschen wie in Krankheiten bisweilen von bösen Phantasieen geneckt würde. Der eifrige Scribent eilt dann, diese Entdeckungen der Welt als einen neuen Fund der wahren Religion, zu der man ja zurückgehen möge, mitzutheilen. In der Bibel steht aber kein einziges Wort von dem Daseyn des Teufels. Die Juden brachten ihn aus ihrer babylonischen Gefangenschaft mit. Ein babylonisches, chaldäisches Bild, wie es auch schon den Hiob in Uz in Chaldäa plagte, das Bild einer ausschweifenden, orientalischen Einbildungskraft, wie überhaupt hier alles grotesk und Riesenbild war. Christus braucht das Wort Teufel in der damals üblichen Sprache: die Kranken sind vom Teufel besessen; der Besessene sagt, es sey eine Legion Teufel in ihm; der Teufel ist wie der Blitz herunter gefahren. Simon Petrus, der eben noch von Christus war der Fels genannt worden, auf welchen der Herr sein Gebäude bauen wolle und der die Macht sollte haben, zu binden und zu lösen, wird kurz darauf bei einem unrechten Benehmen, Teufel genannt: »der Teufel ist in dich gefahren«. Aus dieser Stelle dürfte ein Beweis entlehnt werden können, daß

---

in seinem sublimen Wesen — als Rauch oder Dampf nicht verschwinden lassen zu wollen. Die Nennung der namhaftesten Schriftsteller solcher Behauptungen erlasse man mir.

also auch die Nachfolger des Petrus auf dem Stuhle zu Rom nicht immer möchten teufelsfrei gewesen seyn *).

Aber noch eine andere eigenthümliche und verwerfliche Seite hat dieser niedere Gefühlsmysticismus in der Erdichtung und Andichtung ganz ungewöhnlicher Gemüths- und Seelenzustände, die von Verdammniß, der ewigen Erbsünde und was des Zeugs mehr ist, zeugen sollen. Es werden hier Gefühlszustände erdichtet und erpreßt, die durchaus krankhafter Natur sind. Der Mysticismus unterscheidet sich auch in diesem Stücke wesentlich von den verderblichen Folgen des Aberglaubens: nämlich darin, daß dieser mehr die Seite oder Art der Empfindung, die sich auf einen gegenständlichen Genuß beziehet, den unmittelbar körperlichen sündlichen Antheil ins Auge faßt; da hingegen jener die Seite und Art der Gefühle wählt, welche das Subjekt oder das Empfindungsvermögen zur gegenständlichen Beziehung haben. Der Aberglaube stumpft seine Gefühle ab, er reizt sie an dem Gegenstand; der Mystiker ist der Selbstsüchtige, der das Gebäude des Empfindens in seinen Hirngespinsten aufbauet und Vorstellungen erzeugt, wodurch das sinnliche Selbstgefühl oder Bewußtseyn immer wie auf die Folter gespannt wird. So erzeugen sich aus solchen mystischen Hirngespinsten die Gefühle der peinigenden Reue, der unaustilg-

*) Die ganze Litteratur der Hebräer wird überhaupt nach der babylonischen Rückkehr fabelhaft und mystisch. Welche verworrene Bilder, die aus den umgestalteten Thierbilderdienst der Babylonier entlehnt sind! Die prophetische Sprache geht nun so oft ins Ungeheure und Abentheuerliche. Ein Bilderspiel, welches auch in der Offenbarung Johannis ist, der sich in seinem Pathmos nur in der dunkeln Prophetensprache und in babylonischen Zahlen über den Zeitgeist und den politischen Horizont aussprechen durfte.

baren Schuld, daß der Mensch die Schlange der Sünde in sich trage, daß er ein verwerfliches und verworfenes Werkzeug der Schöpfung sey und alles weitere, was sich aus der beliebten Hauptidee des Mysticismus von dem Sündenfall und dem Abfall des ersten Menschen aus dem seligen Zustande der Engel ergibt. Der Mystiker greift das Paradiesmäßige, was in der Schilderung des ersten Menschenlebens ist, entweder ganz sinnlich oder vollkommen vergeistigend auf; er denkt nicht an Fabel und sinnbildliche Darstellung; alles ist ihm leibhaftig und wahrhaftig. Hier hat er genug Gelegenheit, sich in dem Labyrinthe des Paradieses zu ergehen und mit dem Apfel und der Schlange sein Spiel zu treiben. Er gleicht dann der Kinderamme, die sich mit den Kindern an den hingeworfenen Aepfeln, auch wohl tauben Nüßen, erlustigt. Die Schrecknisse des Knechts Ruprecht sind hier nicht unwillkommen, denn, wie das Kind, fürchtet auch der Mystiker sich gern. Es ist das eigenthümliche dieser Sinnennatur, sich immer gern gereizt und gespannt zu fühlen. Schwache Naturen wählen lieber das Schreckhafte als das Besänftigende.

Jene Selbstbüßungen, Schreckniße des mystifizirenden gröbern Gefühls sind nun die Pein der nie genug thuenden Gerechtigkeit, die Plage der ewigen Sündenverschuldung, die Folter der Selbstpeinigung, daß alles an dem Menschen, so sind die eigenthümlichsten Ausdrücke des Mysticismus, Koth und Unrath sey. Welche Verdammniß dadurch der Mystiker über das ganze Menschengeschlecht ausspricht, ja mit welchem Hohn er die Schöpfung betrachtet und die Allmacht und Weisheit des Schöpfers selbst weit unter einen jeden menschlichen Künstler, der doch wohl sein gutes Werk auch gut zu erhalten weiß, herabsetzt, denkt er nicht. Denn sonst wäre er ja nicht Mystiker, Selbstpeiniger in peinlichen selbsterdichteten Gefühlen. Es ist nicht möglich, daß

also auch die Nachfolger des Petrus auf dem Stuhle zu Rom nicht immer möchten teufelsfrei gewesen seyn *).

Aber noch eine andere eigenthümliche und verwerfliche Seite hat dieser niedere Gefühlsmysticismus in der Erdichtung und Andichtung ganz ungewöhnlicher Gemüths- und Seelenzustände, die von Verdammniß, der ewigen Erbsünde und was des Zeugs mehr ist, zeugen sollen. Es werden hier Gefühlszustände erdichtet und erpreßt, die durchaus krankhafter Natur sind. Der Mysticismus unterscheidet sich auch in diesem Stücke wesentlich von den verderblichen Folgen des Aberglaubens: nämlich darin, daß dieser mehr die Seite oder Art der Empfindung, die sich auf einen gegenständlichen Genuß beziehet, den unmittelbar körperlichen sündlichen Antheil ins Auge faßt; da hingegen jener die Seite und Art der Gefühle wählt, welche das Subjekt oder das Empfindungsvermögen zur gegenständlichen Beziehung haben. Der Aberglaube stumpft seine Gefühle ab, er reizt sie an dem Gegenstand; der Mystiker ist der Selbstsüchtige, der das Gebäude des Empfindens in seinen Hirngespinsten aufbauet und Vorstellungen erzeugt, wodurch das sinnliche Selbstgefühl oder Bewußtseyn immer wie auf die Folter gespannt wird. So erzeugen sich aus solchen mystischen Hirngespinsten die Gefühle der peinigenden Reue, der unaustilg-

*) Die ganze Litteratur der Hebräer wird überhaupt nach der babylonischen Rückkehr fabelhaft und mystisch. Welche verworrene Bilder, die aus den umgestalteten Thierbilderdienst der Babylonier entlehnt sind! Die prophetische Sprache geht nun so oft ins Ungeheure und Abentheuerliche. Ein Bilderspiel, welches auch in der Offenbarung Johannis ist, der sich in seinem Pathmos nur in der dunkeln Prophetensprache und in babylonischen Zahlen über den Zeitgeist und den politischen Horizont aussprechen durfte.

sie sich durch Ideen dieser Art, die sie ausbreiten, an der Menschheit versündigen, wie sie durch diese krankhaft überspannten und überdies noch durch Hirngespinnste erlogenen Gefühlszustände so oft jenen Wahn erzeugen, der nun nicht mehr anders, als durch die Kunst des Arztes, wenn hier noch Hülfe möglich, heilbar ist. Denn kein Wahn ist von festerer und fast unheilbarer Natur, als der religiöse, besonders wenn er in den innersten Trieben und Gefühlen des Lebens wurzelt. Wir fragen den Seelenarzt, welcher Wahnsinn in seinem Krankenhause heutigen Tages wohl häufiger sey, als der religiöse, schwärmerische? Wir fragen ihn, wie, durch welche gelegentliche Ursachen diese Irre des Geistes erzeugt werde? Sie beruht auf mystischen Ideen des Zeitgeistes, und wenn dies nicht, so ist es ein selbsterzeugter mystischer Wahnsinn. Wir fragen ferner den philosophischen Seelenarzt, denn ohne richtige Philosophie ist kein wahrer Seelenarzt möglich, hat denn der Wahnsinn dieser vom Teufel Besessenen, wie es auch heut zu Tage bald eine solche Rubrik wieder gibt, dieser religiösen Irren nicht in dem ganzen Ideengange, in der Art und Weise ihres Bildervorraths, ihres Sinnens und Denkens viel Aehnliches mit dem Mysticismus, der denn doch auch krankhafter, hypochondrischer Natur ist? Ich wenigstens habe leider Gelegenheit genug gehabt, zu beobachten, wie aus solchen mystischen Vorstellungen nicht allein der stille, in sich brütende Wahnsinn entstand, welcher in dem Irrenhause keine mögliche Heilung findet, sondern auch der Wahnsinn, welcher zum Verbrechen, zu blutigen Vergehungen und also natürlich nach einem ehemaligen Strafcodex zur letzten Heilung auf das Hochgericht führt. Lassen wir einige Zeit den Mysticismus recht seine Netze auswerfen, seine nächtlichen Fittige ausbreiten und wir werden sehen, wohin es kommt. Die Vorsteher der Irrenhäuser werden nicht genug zu sorgen haben, die

Kriminalisten nicht genug haarscharf zu erkennen, was freie oder unfreie That des Verbrechers ist. Denn am Ende bleibt doch immer das Hochgericht das letzte und sicherste Endurtheil. Aber auch für den Augenblick zugegeben, daß der Mysticismus nicht so arger und krankhafter Natur sey, daß er vielmehr als die philosophische Denkart: »man müsse sich vor Sünde hüten, um nicht in Krankheit zu fallen« vor dem größten Uebel der psychischen Alienation bewahre; das Kleinere wird man doch nicht läugnen können, wie durch den Mysticismus oft so viel häusliches Unheil gestiftet wird, wie die Seele durch erschlaffende kränkliche Vorstellungen erkranke und wie in unsern Zeiten so viele kränkliche mystische Naturen in sentimentalen Frauen und frömmelnden Priestern umherwandeln. Und so kommen wir hier zu der Nachfrage, ob diese mystische Erscheinung nicht mehrentheils selbst eine durch äußere Anreize veranlaßte Krankheitsform des Seelen- oder Körperlebens zum Grunde habe? Was die Mystiker vom Durchbruch der Gnadenerzeugungen erzählen, scheint dem Durchbruch einer Krankheit und des Wahnsinns so ähnlich. Wir haben so oft gefunden, daß ein Krankheitszustand sowohl die Krisis des Lebens als auch des Mysticismus war, daß nervenschwache, reizbare Personen so leicht zum Mysticismus übergingen, daß Personen beiderlei Geschlechts, wo verborgene Neigungen zu starke Wurzeln geschlagen hatten oder auch diese Neigungen zum Ueberdruß und bis zur Kränklichkeit des Körpers gesättigt worden waren, einen vorzüglichen Hang zu dem frömmelnden, mystischen Sinne hatten. Hat nicht das Vegetationsgeschäft des Körpers besonders in seiner Beziehung auf Geschlecht und Fortpflanzung ungemein viel Einfluß auf die Stimmung der Nerven, des Sinns, des Gefühlvermögens? Haben wir nicht so oft beobachtet, wie erreichte Lebenslust in lebensbegierigen Jünglingen und Jungfrauen das Ende des Mysticismus war, während sie vorher

kränkelten und die Liebeskrankheit einen Ersatz in einem höheren Reize des Gefühls, in dem höhern und mystischen Liebesverständniß suchte. Geheime Lüste, Körperanlage, Fülle und Mangel der Gesundheit, gereizter, nervenschwacher Sinn haben so viel Einfluß auf Erzeugung und Stimmung religiöser Ideen, inwiefern sie klar oder dunkel, vernünftig oder excentrisch, sinnlich oder rein, deutelnd und visionär oder wahrhaftig fromm sind. Der Seelenarzt hüte sich, nicht selbst in den mystischen Wahn zu fallen, daß jede oder doch die meisten Krankheiten von der Seele und deren Fehlerhaftigkeit erzeugt werden. Er wird mehr als einmal die Beobachtung an sich selbst machen können, wie die Seele oft so unschuldig sey an der Sünde, an der Sünde z. B. des Mysticismus, und so oft der Körper die Schuld auch dieser erkrankten Seele trage.

Der Mysticismus der Art und Weise, wie wir ihn bisher betrachtet haben, hat nach unserer Ueberzeugung meistentheils seine Ursache entweder in somatischen Bedingungen oder in krankhaften Zuständen und Krisen des Körpers, oder auch in besondern Affektionen der Seelenkraft, in Beschränktheit des Sinns, des Verstandes. Denn wir wollen gar nicht läugnen, daß es höhere Ansichten und ursächliche Bestimmungen der mystischen Denkart geben könne, zu deren Betrachtung wir aber weiter unten kommen. Der Mysticismus dieser Art wurzelt in einer beschränkten oder krankhaften Anlage der Seele, in einer niederen Seelenkraft, die sich von den Bedingnissen der Sinnlichkeit und der inneren Täuschung durch Sinnenreiz und Bilderspiel nicht losmachen kann. Es ist der kranke phantasirende Mensch im geschwächten oder auch zu reizbaren Zustande des innern Anschauungsvermögens oder des innern Sinns. Es ist mit dieser Art des Mysticismus, die eben dadurch von der Schwärmerei und anderen Erscheinungen einer excentrischen Seelen-

kraft verschieden ist, am allerwenigsten vielleicht thätige Einbildungskraft oder Phantasie verbunden; vielmehr sind diese hier nur im untergeordneten Grade thätig und die Spiele der Mystik sind nur kranke Triebe oder Umtriebe eines nicht geordneten, umherirrenden, nach Bildung suchenden, aber einer Licht und bestimmter Form nicht fähigen Sinneskraft. Der Grund und Boden dieses Mysticismus ist das dunkle Vorstellen, der dunkle sinnliche Trieb, das dunkle Gefühlsbrüten in sinnlichen Anregungen.

Wir kommen nämlich hier auf ein anderes karakteristisches Zeichen, wodurch sich im allgemeinen der Mysticismus, besonders aber namentlich dieser mystische Sensualismus, zu erkennen gibt. Es ist die Formlosigkeit, das unbestimmte Ringen seiner Darstellung selbst. Er läßt sich, so möchte man sagen, mehr fühlen, als daß er sich in Worten auszusprechen vermag. Es ist in seinem Innern mehr, als was er in Worten verkündiget. Daher der Bilderreichthum, den er sucht, die unförmliche und ungleiche Darstellung, bald das Pathos, bald die Gemeinheit seiner Rede. Er gefällt sich in ungewohnten Ausdrücken; Rohheit und Künstelei bilden den eigenthümlichen Kontrast der mystischen Darstellung. Daher auch die Sucht, die alten Formen des Hebräismus zu gebrauchen und sich mit der Bildersprache des alten Testaments zu umgeben. Der religiöse Mystiker geht stets in dem Ornate des alten Hohenpriesters einher. Und so wenig wir auch den Gebrauch einer solchen, theils von dem Alterthum, theils von der Religiosität, in welcher sich das Christenthum bildete, geheiligten Kanzel- und Religionssprache misbilligen, so ist doch ein wichtiger Unterschied zwischen der Sucht, der Affektation und dem natürlichen Gebrauche. Der Mystiker gefällt sich durchaus in diesen verhüllenden Wolken des Alterthums, wie der Alchimist seine eigene Sprache hat, die Tiefe seines Ge-

heimnisses halb kund zu thun und halb zu verstecken. Und hier möchten wir denn die Bemerkung machen, daß es eine eigene Sprache des Sinns, wie eine andere der Einbildungskraft und des Verstandes gibt, der Einbildungskraft, welche, so reich und üppig sie auch seyn mag, doch immer Bestimmtheit und Conformität des Bildes beobachtet, und wenn sich auch die Sprache aus dem tiefsten Gemüthe hervordrängt, dennoch dieser Andeutung und diesem innern Gemüthsleben wohlbestimmten Ausdruck und deutliche Darstellung zu geben weiß. Wir haben namhafte Schriftsteller Deutschlands, in welchen sich eine solche Tiefe des Geistes schon durch die Sprache angibt. Diese hat dann einen eigenen Flug und Eile der Gedanken, oder sie fördert aus der Tiefe des Gemüths die tiefste Karakteristik des Gemüthslebens herauf. Die Sprache des Verstandes ist Deutlichkeit, Klarheit der Begriffe; das Bildliche und Dichterische verschwindet hier und kümmert oft allzusehr an einer trocknen, unbelebten Darstellung. Auch diese Darstellung kann bei aller Entfernung vom Bilderschmuck, bei aller Trockenheit und begriffsmäßigen Zergliederung ihre Tiefe und ihren Reichthum haben. Dieser findet sich in den Ideen, in den eigenen Modifikationen der Begriffe und der Angabe dieser Begriffe durch bald neue, bald altgewählte Worte. Aber bei aller Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit der Sprache, die hier obwalten mag, ist doch auch hier Einheit, Kraft und Bestimmtheit des Ausdrucks. Anders ist es aber mit der Sprache des innern Sinns, die ganz eigenthümlich dem Mystiker anheimfällt: sie ist deutend und deutelnd, Bilder suchend und nicht findend, Bilder zusammenstellend, die nicht zu einander gehören, ein grotesker, mit sich selbst ringender Ausdruck, woraus sich eben das Kennzeichen ergibt, daß hier theils die gehörige Begriffsbestimmung durch den Verstand, theils auch die Macht der Einbildungskraft, den

Bildern Umriß und Haltung zu geben, fehlet. *) Es ist der unterste Grad der Sprachbildung, wie sie durch den Sinn hervorgehet, wo gleichsam die Vokale und Consonanten im ungleichen Zusammenklang erscheinen, und das Sprach- und Denkvermögen sich nur erst in seiner Versinnlichung und Rede übet. Ein solcher Sprachgebrauch kommt oft bei dem gemeinen, ungebildeten Manne zum Vorschein, bei Kindern, deren innerer Sinn rege und thätig ist, bei derjenigen Verfassung des innern Sinns, der dunkel in sich lebt und der noch nicht zur bestimmten äußern Anschauung, zur genauen Auffassung der äußern Welterfahrung oder für das reifere Denken erwacht ist.

Es findet sich auch in der Empfänglichkeit und Thätigkeit dieses innern Sinns, wie nämlich die äußern Anschauungen empfangen, wie diese in innere Bilder verwandelt werden, und wie aus der Seele selbst in solchen Anschauungen die innern Lebensbilder entstehen, kurz in der innern Bildungsgeschichte des Aperceptionsvermögens die größte Verschiedenheit und oft eine theils natürliche, theils habituelle Form, die zu krankhaften Erscheinungen Veranlassung gibt. Man spricht ja schon in dem gemeinen Leben von einem klaren und dunkeln, bestimmten und unbestimmten Sinne, wie dieser nämlich die äußern Gegenstände aufnimmt und sich selbst in der Rede und Darstellung kund thut. In dieser Verschiedenheit gibt es eine solche, wir möchten sagen, organische Anlage, wo das Gebild nie rein zu Tage kommt, sondern die Bildung unstet

*) »Mit wenig deutlichen Ideen von Gott und den göttlichen Vollkommenheiten setzt sich der Schwärmer hin, überläßt sich ganz seinen Empfindungen, nimmt die Lebhaftigkeit derselben für Deutlichkeit der Begriffe, wagt es, sie in Worte zu kleiden und wird — ein Böhme, Pordage.« Lessings Analekten.

ist: ein dunkler unbestimmter Sinn. Und eben bei einer solchen psychischen Eigenheit des Aperceptionsvermögens ist es so leicht, mystische, mystifizirende Vorstellungen zu haben. Der Sinn rektifizirt sich dann weder an der äußern Anschauung, noch hat er Kraft, durch innere Thätigkeit sich zu der Einbildungskraft zu erheben, noch durch Begriffsbestimmung seinen Vorstellungen Haltung und Einheit zu geben, sondern er brütet und schwärmt in sich, und so kommt das unstatthafte Gebild zum Vorschein, wie in der organischen Natur, wenn die Lebenskraft von ihrer bestimmten Thätigkeit abgewichen ist, sich die Bildung in mehreren zerstreuten partiellen Punkten und niederen Lebensgebilden ansetzt. Zugleich ist bei dieser fehlerhaften Eigenheit des Apereeptionsvermögens zu bemerken, wie sich die Phantasie und Einbildungskraft wesentlich von einander unterscheiden: die Phantasie als bildende Kraft des innern Vorstellungsvermögens; die Einbildungskraft, welche der Vorstellung äußere Anschaulichkeit und Darstellung gibt. Die Phantasie, welche das Aeußere in das Innre, die Einbildungskraft, welche das Innre in das Aeußere einbildet. Der Schwärmer im allgemeinen ist der phantastische Mensch, er schwelgt in innerer Anschauung; so auch besonders der Mystiker, in welchem der innere Sinn theils leidend, theils durch eine gewisse Thätigkeit der Phantasie rege ist. Er hat mit seinen eigenen, namen- und ausdruckslosen Einbildungen zu thun. Er ist psychisch das Kind, in welchem das innere Anschauungsvermögen auf der niedern Stufe der Bildung stehen geblieben ist.

Was ist denn überhaupt dieser Sinn, dieses innere Aperceptionsvermögen im Verhältniß zu den obern Kräften der Seele, im Verhältniß zur Außenwelt und hinwiederum zu sich selbst? Es mag erlaubt seyn, hier, so viel es äußere Thatsachen erläutern, dieses Verhältniß aufzuklären und überhaupt die Beziehungen, die sich daraus auf den Ur-

sprung des Mysticismus ergeben, abzuleiten. Die äußere Welt wird empfangen von dem Anschauungsvermögen. Es schauet die sich darstellenden Gegenstände an, bildet diese nach der Natur der Gegenstände und nach seiner eigenen Natur in die ihnen zukommenden Umrisse und Anschauungen. Und so entdeckt sich hier der erste große Naturprozeß der Seele, ihre Thätigkeit und Empfänglichkeit des äußeren Anschauungsvermögens, welches sich der Sinnenwelt öffnet und durch welches sie in das innere Leben der Seele eingehet. Wer mag diesen Naturprozeß weiter enthüllen, als daß er da ist! Weiter läßt sich nichts über ihn aussagen, eben so wenig als über den ersten Trieb des Saamenkorns, Säfte aus der Erde zu ziehen, sich in Blätter zu theilen und das vegetative Leben der Erde in einer höheren Sphäre als Leben der Pflanze darzustellen. Die einzelnen thatsächlichen Bestimmungen lassen sich nachweisen, aber in das Innere, wo dieses große Verwandlungswerk vor sich geht, vermag kein Sterblicher einzubringen. Bei aller Größe und Schärfe, zu welcher es die chemische oder mechanische oder naturphilosophische Untersuchung bringen kann, bleibt immer noch eine unendliche Kluft zwischen dem zu Verwandelnden und der Verwandlung! Wir stehen hier an einer Brücke, über welche wir nicht hinüber können. So kann sich denn auch hier schon die Untersuchung zu sehr vertiefen und in eine nutzlose mystische Forschung übergehen, welches chemische oder geheime Band sich um die innern Naturprozeße alles Seyns, alles Verwandelns und Strebens schlinge. Mancherlei Hypothesen kommen hier zum Vorschein, und keine Hypothese wird dem Scheine einer Mystifikation entgehen können. Es ist hier entweder das lose Spiel mit Begriffen oder ein Räthsel mit Worten, durch welche nichts erklärt ist. So ist es denn auch mit der Psychologie, und leider hat diese auch in der neuern Zeit den Anstrich des Mysticismus erhalten. Während die einen in derselben bei ei-

ner Begriffsspaltung und erklärenden Nomenklatur der verschiedenen Bezeichnungen der Seelenkräfte verweilen (wie Salat in seiner höheren Psychologie), gehen andere in das Transcendente der Naturforschung über, aus den innersten Geheimnissen die Natur der Seelenkräfte erklären zu wollen, und fallen entweder in gewagte Hypothesen oder in Träume, in symbolische nichtssagende Darstellungen, wo sie das Licht mehr verhüllen als daß sie den Schleier vor dem Bilde der Isis heben. Andere suchen die Psychologie durch eine spekulative metaphysische Untersuchung zu erläutern. Aber auch diese drehen sich in dem Kreise der Begriffe umher und lassen sich überhaupt noch durch die Natur dieser Begriffe verleiten, bald das unterste zu oberst zu kehren, bald die Spitze der Pyramide als Fußgestell auf die Erde zu stellen. Dies leisten denn alle die Deduktionen und spekulativen Konstruktionen, daß sie, indem sie das Tiefere von dem Höhern ableiten wollen, den Geist selbst zum Urheber der Sünde und alles Misfalls machen. Mag auch eine entgegengesetzte Untersuchung der Psychologie, die von der sinnlichen Natur ausgehet und den Faden derselben bis zu dem Punkte, wo das Leben als geistige Kraft sich eröffnet, verfolgt und in der Stufenleiter der Natur aufwärts steiget, in der Erklärung und Erläuterung nicht genügend seyn, so ist doch dies das Loos aller Untersuchungen, die über das Oberste und Unterste nicht hinaus können. Aber diese Art der Untersuchung hat noch dies für sich, daß es durch den Gang der Natur selbst, wie er sich in der Erfahrung darlegt, bestimmt und gerechtfertigt wird.

Das äußere Anschauungsvermögen hat also die Gegenstände aufgenommen, es überliefert dieselben in ihren bildlichen äußern Umrissen dem innern Sinne, wie wir ihn nennen, wo nun diese Anschauungen des äußern Sinns in innere Anschauungen oder Lebensbilder übergehen und sich mit den

Regungen und Bewegungen des psychischen Lebens auf eine mannichfaltige Weise verweben und verzweigen. Die unmittelbare Korrespondenz der Seele mit der äußern Natur ist die sinnliche. Das organische Leben hat sich in der Stufenleiter der Wesen bis zum Menschen hinauf, zu der Stufe der Darstellung veredelt, daß aus dem sinnlichen Allgemeingefühl besondere sinnliche und scharf bestimmte Beziehungen in den Sinnorganen auftreten, wodurch die äußere Sinnenwelt in einzelnen bestimmten Anschauungen empfangen wird. Das organische Leben hat sich in dieser Stufenleiter zum Menschen herauf, eben was dieses äußere Anschauungsvermögen betrifft, in dem Grade veredelt und von dem äußern materiellen Stoffe befreiet, daß die äußeren Anschauungen, welche an dem Objekte haften, in innere freiere Regungen, in jene weniger sinnlichen Bilder und in innere Anschauungen übergehen, und daß sich das Leben des Instinkts hier schon zu einem freieren und inneren Seelenleben eröffnet. In dieser innern Sphäre des Sinns setzen sich dann die Bilder des äußern Lebens mannichfaltig um, und es entstehet eine eigene Zu- und Ansprache zwischen dem Aeußern und Innern, aber durch die Töne, die hier anklingen, durch die Farben, die sich hier abbilden, durch die theils so offne, theils so verborgene Berührung der Sinnenwelt. Und auf diesem Gebiete spielen dann nun die so verschiedenen Akkorde und Mißklänge des innern sinnlichen Lebens, mit welchem die Psyche ihre Laufbahn und ihre irdische Entwicklung beginnt. Denn in der Entwicklung oder in dem Umfange der Seelenkräfte ist eine höhere Aufgabe da, daß sich der Sinn oder das Anschauungsvermögen zum Verstande und dieser zur Vernunft entwickle. Was die äußere Anschauung also von der äußern Sinnenwelt aufgenommen und der innere Sinn in innere Anschauung verwandelt hat, erscheint nun als reinere, allgemeinere Vorstellung. Die Seele hat den

äußern Stoff zu einem reinern Wesen umgestaltet. Die äußere Welt erscheint nun in der Vorstellungswelt, die äußern Gegenstände erscheinen in der innern großen Sphäre der Vorstellungen, welche, so sinnlich und gegenständlich sie auch seyn mögen, doch in und an sich von einem geistigern Wesen, als die äußern vorgestellten Gegenstände, sind. Diese Vorstellungen reihen sich nun in ihrem Wesen an die Natur der Begriffe, des Denkens an. Sie gehen durch die Thätigkeit der intellektuellen Kraft über in abstrakte allgemeine Beziehungen oder sie werden Begriffe. Wie auch hier wieder, in diesem Umkreise des psychischen Lebens, diese Begriffsbildung vor sich gehe oder wie die Natur es angelegt habe, daß aus und über dem Kreis des Vorstellens Begriffe hervorgehen, diese Erklärung hat sich die Natur vorbehalten. Auch hier bleibt der Philosophie oder Seelenkunde nur die Exposition von Thatsachen und einzelnen thatsächlichen Bestimmungen übrig. Aus diesem Umriße ergibt sich aber, daß es der Beruf und die eigenthümliche Aufgabe der Seele ist, sich von der sinnbildlichen Vorstellung zur reineren Darstellung, von jener innern Sinnesrührung oder dem Sinnenspiel zu den Begriffen des Denkens, zu einer hellern, umfassendern und bestimmtern Geistesthätigkeit zu erheben *).

Wenn wir hier Allbekanntes auseinandersetzen und dasjenige angeben, was man vielleicht selbst zu einer weniger gründlichen Philosophie rechnet, so mag man es entschuldi-

*) Die ganze Natur erscheint als ein Fortschreiten zu einer immer klarern und reinern Darstellung. Ein Kreis umkreiset den andern, veredelt, vergeistiget ihn. Und die reinste Darstellung des Geistes hienieden ist ja wohl die Entbindung von allem Sinnlichen und Sinnbildlichen, so wie sie in dem Reiche Gottes, in dem Reiche der Tugend und der allgemeinen Vernunftreligion erscheint.

gen in der Schlußfolge, die sich auf die Natur des äußern und innern Sinns und des Vorstellungsvermögens beziehet. Unserer Ueberzeugung nach ruhet nämlich ganz eigenthümlich auf der Sphäre dieses Sinns die mystische Denk- oder vielmehr Sinnesart. Es beruhet auf der Art und Weise dieses Sinns oft die ganze psychische Richtung, die Krankheit und Gesundheit des Seelenlebens. Der psychische Arzt, der das Seelenleben in seinen Beziehungen und Ausbreitungen, oft in einer Verstimmung, die selbst an das Wunderbare gränzt, zu beobachten Gelegenheit hat, wird nicht in Abrede seyn, welches Heer von krankhaften psychischen Erscheinungen gerade in dieser Vegetationssphäre, in diesen tiefern Lebenssinn der Seele wurzele und wie oft selbst der ausgemachteste Wahnsinn, die entschiedenste Irre und Verrücktheit des Verstandes aus dieser Dumpfheit, Vagheit, aus der abweichenden plastischen Kraft des Sinnenwesens entspringe. Hier in diesem Sinne ist auch die Wurzel, die am nächsten an das somatische Leben gränzt, die aus den äußern Sinnorganen, wie diese aus der Beschaffenheit des Körpergebildes Nahrung, Bestimmung und Eigenschaft zieht. Wir möchten diesen Sinn vergleichen mit dem in der Erde keimenden Saamen, mit der ersten Grundlage dieses treibenden und in die Höhe steigenden Pflanzengebilds. Ist die Wurzel nicht gut so taugt der ganze Stamm nichts; findet die Wurzel keinen angemessenen Nahrungsboden, so verkümmert sie, schlägt in üppige Triebe und Blätter aus. Die höheren Bestimmungen des Lebens werden so oft und meistens in ihrer Gesundheit oder Abweichung erzeugt von der tiefern untergeordneten Sphäre des körperlichen oder psychischen Seyns. Sind in dem Körper die tiefern Gebilde der Produktionskraft krank oder gewisse Krisen vorhanden, so kann die Seele sich dieses Einflusses nicht erwehren. Der momentane und permanente Wahnsinn, die Irre der Seele haftet so oft auf dem kran-

haften Zustände dieses innern und tiefern Lebensbodens. Die Einflüsse der Außenwelt, des körperlichen Seyns auf diese Bestimmungen und Aeußerungen der Seele vermögen oft weit mehr als man glaubt. Man sucht die ursächlichen Momente der Seelenkrankheit in der Seele selbst; sie liegen aber entfernt, in einem tiefern Boden. Man sucht die Freiheit und Unfreiheit der Seele nach reinen moralischen Momenten zu bestimmen; oft stirbt aber der Verbrecher unverschuldet auf dem Hochgerichte. Die Seele hat in sich selbst, wie auch das Körperleben, ihre Krisen, ihre dunklern und hellern Zustände, ihre mannichfaltigen Grade des bewußtlosen Zustandes, wo die tiefern Organe der Sinne, die inneren Abweichungen derselben, das irrende, dunkle Vorstellungswesen einwirken, und der Mensch, trotz seiner Freiheit, ein unverschuldeter Raub seines ihm beigesellten Körpers, jener auf keine Weise unter seiner Selbstmacht stehenden Einwirkungen wird. Jeder Mensch, wenn er sich selbst beobachtet, wird öfters solche Zustände der fremden Bestimmung, einer fremden Macht, die ihn verführet, erfahren. Er fällt in ihre Stricke, ehe er es ahndet. Aus der innern und tiefern Sinnenlust keimen Gedanken, Wünsche, Leidenschaften, die zu den größten Verbrechen führen können. Man wende nicht den so oft gebrauchten Sinnspruch der moralischen Freiheit ein, der, wenn er allgemein und absolut angewendet wird, selbst zu einem Richterspruch der höchsten Ungerechtigkeit und einer Psychologie wird, die, so moralisch sie auch seyn mag, dennoch mit der menschlichen Natur und ihren so zusammengesetzten, verwickelten Kräften nicht übereinstimmt. Selbst diese moralische Freiheit, die wir auf keine Weise läugnen, faßt mit jenen somatischen Bedingungen und Einflüssen und auch in sich selbst die Möglichkeit von tausendfältigen Graden einer unverschuldeten Abweichung in sich.

Wie abwechselnd das äußere und innere Farbenspiel der Seele sey, welches aus der Sinnensphäre heraufschwebt, erhellt aus der leichtesten Beobachtung! Und untersuchen wir, worauf denn alle diese so verschiedenen Erscheinungen beruhen, so erklärt es sich auch durch die Natur, durch die Bestimmung des Sinns selbst. Er ist ja das Medium, durch welches sich das Aeußere in das Innere einbildet, die innere Anschauung zur Vorstellung erhoben wird. Wie die äußeren Gestaltungen sich oft in sich selbst fortweben, ohne zu einem bestimmten Ende zu kommen oder sich in einer deutlichen Form umzubilden, so ist auch oft in dem innern Sinne eine solche Anlage, in dem Geschäfte des Anschauens und Vorstellens zu verweilen, ohne es zu Ende zu bringen oder ohne es zu einer deutlichen Vorstellung, einem klaren Begriff kommen zu lassen: eine eigene Verstimmung oder Beschaffenheit des innern Sinns, worauf so oft die dunkeln Vorstellungen des Aberglaubens, aber noch mehr die phantastischen Bilder des Mysticismus beruhen; eine Schwäche oder Schwachheit der Seelenkraft, sich nicht zu deutlichen Begriffen, zu bestimmten Anschauungen zu erheben; eine psychische Krankheitsanlage, die so oft von der Schwäche des Temperaments, von pathologischen, somatischen Einflüssen bedingt wird. Dieser Mysticismus erscheint so oft als Anfang oder Entwicklungsperiode selbst des vollkommnen Wahnsinns.

Aeußere Lebensbestimmungen haben ebenfalls, wie bekannt, großen Einfluß auf Erzeugung mystischer Vorstellungen. Es ist aus der Geschichte, selbst der größten Männer, bekannt, wie so oft Mysticismus und helle deutliche Denkart in ihrem Leben wechselten oder ihr Leben sich gleichsam in solche zwei große Perioden theilte, wo das helle Gestirn in der dunklen Nacht des Einbildens unterging; die großen Lebensbilder von Hoffnung, Ehrgeitz und wie alle diese Anregungen des Lebens heißen, sind meistens die Lagerstäte zufälli-

ger, abentheuerlicher Vorstellungen. Der Unglückliche, wenn er nicht eine höhere Kraft des Geistes besitzt, kann leicht in dieses Siechthum der Ideen fallen, die das herbeieilende oft so wenig geahndete Unglück wunder welchen verborgenen Kräften oder bösen Geistern, die mit dem Schicksal des Menschen spielen, Schuld geben. Der von Leiden Gedrückte kann leicht in dem Grade geschwächt werden, um nur sinnend, wie man sagt, umherzugehen und in dem sinnenden Geiste auf Vorstellungen zu kommen, die den Mysticismus begünstigen. Alle Einwirkungen, die entweder den Geist oder den Körper schwächen, können auch Veranlassungen des mystischen Sinns seyn, besonders wenn sie dasjenige treffen, was dem Gefühls- und Begehrungsvermögen, der Neigung der Sinnensphäre am meisten werth ist. Alle diese Einwirkungen rauben so leicht dem innern Sinne die Freiheit der Thätigkeit, er versinkt in Schwermuth. Und meistens ist dieses auch der Karakter des Mystikers. Obschon seiner Aussage nach noch so glücklich and über die Erde erhaben durch seine überschwenglichen Ideen und Glaubensbilder, ist er doch der Trübsinnige, der beständig über das menschliche Elend klaget. Er gefällt sich, wie der Kranke, in seinen Einbildungen. Und hier hätten wir denn auch die Erklärung, warum in gewissen Zeitaltern, in gewissen Ständen der Mysticismus so leicht Eingang findet. Wo, in welchem Theile des Volks hat er denn seinen vorzüglichsten Sitz? Unter den vornehmern Ständen, in der reichern Sphäre des Lebens, in dem Stande des Müssiggangs, wo Luxus und allerhand schwelgerische Triebe des Lebens herschen. Der arbeitsame Theil des Volks erstarkt durch die gütige, wohlthätige Natur; der reichere erschlafft durch die Erfindung und den Genuß des luxuriösen Lebens. Der erstere mag wohl abergläubig seyn; aber die Grille und Laune des Mysticismus kann weniger in ihm haften. Er ist viel

zu lebensgesund und lebensstark, als daß der Wahn, der den innern Sinn trifft, in ihm besonders herrschen könnte. Der Mysticismus gedeihet, wo das Leben in der Schwelgerei körperlich und geistig viel abzubitten hat. Dann brennt auf dem innern Altare die dunkle Flamme der eitlen Bußfertigkeit und Reue. In welchen Zeiten ist der Mysticismus herrschender gewesen, als eben in der Zeit der Schwelgerei, der Sittenlosigkeit, der überfeinerten Kultur? Kein günstiges Resultat ergibt sich hieraus für unser Zeitalter, das dem Mysticismus, der aus luxuriösen Städten und Ständen zu uns kam, so bereitwillig sich hingab. Woher stammen die Traktatengesellschaften, die Verbrüderungen des Mysticismus? Kommen sie nicht aus dem Lande, wo das Glück manche Sühne zu stiften und das Horn des Heils zu ergreifen hat?

Aus allem diesen läßt sich zugleich abnehmen, was von dem beliebten mystischen Predigertone, der heutzutage auf den Kanzeln sich hören läßt, zu halten ist, und welchen Gewinn auch diejenigen Ritualien und Ceremonieen bringen, die jetzt wieder in so viel Salbung, in so viele mysteriöse Formen eingekleidet werden! Dieser mystische Kanzelton ist theils terroristisch, theils sentimentalisirend, theils klagend und wimmernd. Der erstere wirkt zum Glück nicht viel; er streift ab durch sich selbst; denn jeder Schrecken macht sich bald unnütz und am Ende lächerlich. Der klagende mystische Ton macht sich selbst bald widrig; beständiges Weinen ohne Ursache bringt endlich auch zum Lachen. Aber der sentimentalisirende mystische, der in den geheimnißvollen Dingen des weltlichen und geistigen Lebens wie auf einem Jahrmarkte kramt und die kleinlichen, weichern Gefühle ergreift, die Rede durch Künstelei u. s. w. ausschmückt, der ist es, über den ich die ihm ergebenen Prediger auf ihr Gewissen fragen möchte, wie sie eine solche Sal-

bung, eine solche Verweichlichung und Geschmacklosigkeit vor einer gesunden Psychologie verantworten können! Sie mögen gute Theologen seyn, aber gute Moralisten und Heilkundige sind sie nicht. Sie verdrehen den Sinn zum Unsinn, machen den Glauben zum Aberglauben und legen den Grund zu unheilbaren Uebeln der Vernunft und des Herzens. Sie predigen den Menschen aus dem Verstand zum Mysticismus. Wären nicht mehrere Fälle bekannt, wie nachtheilig, gesundheitswidrig ein solches schleichendes Gift des mystischen Predigertons auf Seele und Körper einwirkte, so würde es außer den Gränzen der anthropologischen Untersuchung gelegen haben, von einem solchen Ungethüm des religiösen Lehr- und Betvortrags hier zu sprechen; aber die Prediger sollen ja Seelsorger seyn und so mögen sie auch selbst das Beßte der Seele, mentem sanam in corpore sano, besorgen. *)

Doch wir verlassen diese Bemerkungen, die sich leicht noch weiter ausdehnen ließen, welchen Unfug nämlich der mystische Sinn in dem gemeinen Leben treibt, wie er so oft die Frömmigkeit in Frömmelei, den Glauben in Aberglauben, den Verstand in Vernünftelei, die wahre Religion in äußere Scheinheiligkeit verkehret. Wir kehren zu der all-

*) Lessing, an den sich unsere neuern Mystiker wenden mögen, sagt über diese sentimentalen Empfindungen des Christen: »Es gibt eine Art von Schwärmern, die die Religion ungemein zu ehren glauben, wenn sie die Geheimnisse derselben zu Gegenständen des schönen Denkens machen. Gelingt es ihnen nun hiermit, so werden sie sich in ihre verschönerten Geheimnisse verlieben, ein süßer Enthusiasmus wird sich ihrer bemeistern und der erhitzte Kopf wird in allem Ernste anfangen zu glauben, daß dieser Enthusiasmus das wahre Gefühl der Religion sey«. Die Kotzebue's auf der Kanzel sind noch widriger als das thränenreiche Stück »Menschenhaß und Reue« auf dem Theater.

gemeinen Ansicht des Mysticismus zurück, wie er sich in seinen anthropologischen Bestimmungen darlegt. Mysticismus und Aberglaube stehen in einem umgekehrten Verhältnisse, wie innerer und äußerer Sinn. Der Aberglaube ist die verkehrte Sinnesart, das Uebersinnliche oder Geistige unmittelbar in dem Sinnlichen oder in den äußern anschaulichen Gegenständen wahrnehmen zu wollen, also die verkehrte Richtung des Gemüths in seiner übersinnlichen Beziehung. Der Mysticismus ist die verkehrte Richtung, das Uebersinnliche in einem innern bildlichen Anschauungswesen sehen zu wollen; er zieht den Aberglauben in sich hinein und deutet und deutelt nun in seinem eigenen Bilderspiele von verborgenen überirdischen Kräften und Einflüssen. Auch er vermischt das Sinnliche mit dem Uebersinnlichen, nur mit dem Unterschiede, daß er in der inneren Anschauung wuchert, während der Aberglaube auf der äußeren fußt. Der Mysticismus ist eine noch verkehrtere Sinnesart, als der Aberglaube. Dieser ist größtentheils das Kind der Unwissenheit, der Beschränktheit des Verstandes u. s. w. Der Mysticismus aber ist meistens ein Erzeugniß innerer mysteriöser Gesinnung, eine Folge unrichtig gebildeter, abnormaler innerer Anschauung. Aberglaube und Mysticismus sind in Hinsicht dieses Sensualismus entweder ästhetischer, theoretischer oder praktischer Art, je nachdem in ihnen entweder mehr das Empfindungsvermögen oder die sinnliche Vorstellung oder das sinnliche Begehrungsvermögen wuchert. Es entstehen daraus verschiedene Arten ihrer Erscheinung, so wie auch aus dem Antheil, den mehr oder weniger an diesen Ausgeburten des äußern und innern Sinns entweder die Phantasie oder das Gefühl oder die Reflexion nimmt. Der Mysticismus besonders ist daher entweder der phantastische, sentimentale oder grübelnde. In diesem ganzen Wesen des Mysticismus und Aberglaubens liegt Verstandes-Verrückung und

Abentheuerlichkeit. Denn die Gesetze der Natur und des Verstandes werden verkehrt. Nach Aehnlichkeit, nach den leisesten Spuren derselben wird zusammengesetzt, und so läuft der Aberwitz hin entweder an der excentrischen Verbindung des übersinnlichen Reichs mit unmittelbaren sinnlichen, auch den kleinsten sinnlichen Erscheinungen, deren Causalität in der Sinnenwelt leicht aufzufinden wäre; er überspringt die Reihe des Causalgesetzes von Raum und Zeit, von der Gleichartigkeit zwischen Ursache und Wirkung. Er ist die excentrische Erscheinung, die sich in Ungereimtheit und Paradoxie gefällt und sein ganzes Wesen beruhet überhaupt auf einem Wahne, der mit dem krankhaften Gemüthe, mit dem Wahnsinn die größte Aehnlichkeit hat. Sein brütendes Nest ist die Schwäche, die Reizbarkeit des inneren Sinns, der die Kraft und Stärke verloren hat, sich an äußeren Anschauungen zu orientiren, seine Bilder in deutliche Begriffe umzusetzen, der selbst nicht einmal die Freiheit der Einbildungskraft hat, seinen Bildern Form und zweckmäßige Anschauung zu geben, sondern in formlosen Ausdrücken von innerer Bildersucht und in Phantomen einer umherschweifenden Seelenkraft umherirrt.

So haben wir hier den Mysticismus nach seinem tiefern und untersten Standpunkt betrachtet. Es ergeben sich aber aus ihm, wie sich verlauten läßt, höhere Ansprüche. In der menschlichen Seele ist nicht blos die Möglichkeit da, daß sich die Kraft der Sinne, des Anschauungsvermögens verwirre, sondern auch der Verstand, die Vernunft sind vielleicht solchen Verirrungen und Alienationen ausgesetzt und darauf gründet sich eben die Eintheilung, die wir in Hinsicht der Hauptzweige des Aberglaubens und Mysticismus versucht haben, daß beide entweder sensueller oder intellektueller oder endlich rationeller Natur sind: Aberglaube und Mysticismus des Sinnenwesens, des Ver-

standes und endlich der Vernunft. Es liegt in der Natur der Sache, daß nach den dreifachen Kräften der Seele und zugleich der diesen Kräften gegebenen dreifachen objektiven Welt ein solcher dreifacher Aberglaube und Mysticismus sich bilde: der Mysticismus und Aberglaube des Intuitionsvermögens und die Mystifikation der sinnlichen Natur, der Mysticismus des intellektuellen Lebens in der Mystifikation des Erkenntnißvermögens und der durch den Verstand zu erkennenden Gegenstände, und endlich der Mysticismus der Religion in der Mystifikation des Uebersinnlichen und Unsichtbaren selbst. Daß eine solche dreifache Rubrik von Mystikern und Abergläubigen wirklich vorhanden ist, lehrt die Erfahrung.

So haben wir es also nun mit einer scheinbar höheren und andern Darstellung des Aberglaubens und Mysticismus zu thun. Er ist der intellektuelle, er beginnt mit einem Begriffsspiel von mannichfaltigen Formen, in welchem der Natur des Mysticismus gemäß immer noch das Dunkle, Unwillkührliche und das Sinnbildende herrschend ist. Der sensuelle Mystiker begnügt sich mit seiner einfachen Darlegung. Er ist Mystiker, weil er es ist, er weiß selbst nicht, wie und daß er von dem Wahn umfangen ist. Der wissenschaftliche sucht sich aber mit Konstruktionen, Beweisarten seiner richtigen und allein seligmachenden Denkart zu umstricken. Es fangen also hier metaphysische, naturphilosophische, mystische Spekulationen an, in deren Kreise oder Gewebe wir eingehen müßen. Es ist der Mysticismus der Verirrung des Verstandes, wie der obige eine Verrücktheit des Sinnes war, nur daß auch dort, wie hier, die Versinnbildung des Uebersinnlichen in sinnliche Thatsachen und Bilder die Hauptrolle spielt. Diese Versinnbildung modifizirt sich nämlich in eine gröbere und feinere Art nach der verschiedenen Sublimation des Geistes, je nachdem dieser in Anschauungen oder in Be-

griffen oder in Ideen arbeitet und der Mysticismus also entweder der der Anschauung oder der der Begriffe oder der der Ideen ist. So findet sich in demselben eine verschiedene Rangordnung, und obschon diese höhere Art des Mysticismus von Begriffen und Ideen weniger gefährlich scheint für das gemeine Leben, welches sich nicht gern in Spekulationen einläßt und unmittelbar seinem inneren oder äußeren Sinne trauet, so bringt er doch um desto mehr Nachtheil, je mehr er die gemeine Sinnesart der Mystik in Schutz nimmt, sie zur mystischen Begriffsstellung umsetzt, also recht systematisch die falsche abergläubige Denkart einpfropft. Es ist der Mysticismus der räsonnirenden Kunst, des spekulirenden Verstandes, der transcendenten Moral: Ausgeburten des menschlichen Geistes, die sich jetzt in ihrem Aberwitz, in ihren versinnbildenden Argumentationen darstellen sollen!

Wenn der mystische Sinn in Beziehung auf die äußere Reihe der unmittelbar sinnlichen oder sichtbaren Erscheinungen sein Gebiet von verborgenen unsichtbaren Kräften ausbreitet und dieses Reich nach seiner vermeinten tiefern Einsicht erklären und unmittelbar verstehen will, so verbreitet er als ein Gespinst, welches sich an jeden Gegenstand hängt, seine mystischen Fäden auch besonders über diejenigen Erscheinungen, die sich als menschliche Begebenheiten in der Geschichte dahinbewegen und die wichtigen Angelegenheiten der Erziehung des Menschengeschlechts sind. Dem Mysticismus beliebt, besonders an diejenigen Erscheinungen sein Netz anzuspinnen, wo der Deutungen, der Möglichkeiten mehr sind und das Alterthum, die Ferne des Horizonts die genauen Umrisse der Gegenstände verbirgt. Er spinnt sein Netz so gern an diejenigen Erscheinungen, die selbst nähere Erkundigungen eines Geister- oder geistigen Reichs sind oder zu seyn scheinen. Und so ist jener Gegenstand, der Offen-

barung heißt, — eine Mittelwelt gleichsam zwischen Jenseits und Diesseits — ihm die erfreulichste und willkommenste Erscheinung für seine Deutungen und mystischen Meinungen. Er verbreitet sich daher über diese Erscheinungen nach seiner Natur, je nachdem er mehr Empfindungs- oder Begriffswesen ist oder auch mit seinen Deutungen das Reich des Willens zu heben oder zu erleuchten sucht, entweder als Mystik der Poesie oder als Mystik der Philosophie und Naturhistorie oder als Mystik des Glaubens. Und in diesen drei Rücksichten hängt er sich an die Offenbarung, entweder, in wiefern sie eine Welt von Typen, sinnlichen Einkleidungen, Wundern und geheimnißvollen Darstellungen ist; oder je nachdem sie ein geschichtliches Ganzes von mannichfaltigen Entwicklungen einer höheren Erscheinungswelt liefert; oder endlich in sofern sie ein Gegenstand einer höheren, einer göttlich geoffenbarten Moral ist. So wird die Offenbarung als Typus einer wundervollen Welt, zweitens als Geschichtswelt, drittens als Glaube oder Moral ein eigenthümlicher Gegenstand mystischen Unsinns, in welchem nächtliche Vögel, wie in einem von den Bewohnern verlassenen königlichen Gebäude, hausen.

Daß das Wunder- und Geheimnißvolle der Zeit, in welcher die Offenbarung des alten und neuen Bundes gegeben ist, die mythen- und typenvolle Welt, in welcher das Alterthum erscheint, der große orientalische Bilderschmuck, in welchem die Geschichte sich darstellt, die Verwandlung des Lichtschmucks in eine himmlische Glorie, wo der reinste Strahl des Himmels zur Erde herniedersteigt, daß dieses Typische und Mythische den romantischen, poetischen Sinn anspreche, wer wollte dieses läugnen! Und wer wollte in Abrede seyn, daß die Kunst der Dichtung in den großartigen Gegenständen, die hier vorüberziehen und gleichsam die Grundlage der ganzen zu bildenden Menschheit sind, die größte Nah-

rung und Pflege finde! Und so mag es der Kunst erlaubt seyn, auf diesem Gebiete sich mit ihrer klaren Dichtung auszubreiten, Embleme zu suchen und zu finden, in welchen die Wunder des alten und neuen Testaments verherrlicht und wo möglich sinnlich dargestellt werden. Aber eine andere Sache ist es mit derjenigen Romantik, die in der Mystik ist, mit derjenigen Dichtung, die sich die Mystik erlaubt, wo nämlich die hohen, himmlischen Erscheinungen der Wahrheit nicht in Bilder umgekleidet, sondern als solche Bilder gleichsam ausgeprägt und in Eisen und Erz gegossen werden. Die Philosophie hat sich längst mit der Frage erschöpft, was Wunder und Geheimniß sey. Wunder und Geheimnisse würden wohl in einer Welt vorkommen können, die nicht von Gott kommt und wo der unvollkommne Künstler, der vielleicht etwas vergessen oder etwas besser gelernt hat, nach und nach zu bessern und zu ändern findet, wo er also immer supplirend und nachhelfend in die Ordnung der Dinge eingreifen muß. Aber in der höchsten Ordnung der Dinge sind ja Wunder nicht nöthig; vielmehr ist hier die natürlichste Ordnung die wundervollste, weil sie den vollkommensten Verstand und die höchste Weisheit voraussetzt. Für sterbliche Menschen mag freilich das wundervoll scheinen, was nicht sogleich erklärt ist oder auch was die bis jetzt bekannte Reihe der natürlichen Ursachen zu übersteigen scheint. Aber eben deswegen sollte die Bescheidenheit des Menschen darin bestehen, dies nicht wundervoll zu nennen, und unmittelbar auf das höchste Wesen, als habe dieses auf eine ungewöhnliche Weise eingreifen müßen, zu beziehen, weil dadurch selbst erstlich diese Annahme Vermessenheit, zweitens aber eine solche Erklärung dem Begriffe der höchsten Ordnung, eines allweise und allmächtig ordnenden Princips, nicht angemessen ist. Was nun aber freilich auch die Philosophie über solche Wunder und Geheimnisse denken mag, sie sollen und mögen, dies wollen wir für ei-

nen Augenblick gelten lassen, möglich seyn: was wird dadurch gewonnen für die Erkenntniß, für die Einsicht, was gewonnen für Klarheit und Licht in der Explicirung menschlicher und göttlicher Geheimnisse! Eben aber darum, weil dieses Alles so in die Breite und Weite läuft, hängt sich die Romantik der Paradoxieen an diese Begriffe und stiftet ein deutelndes Reich, in welchem sich die Kunst, die Auslegung, die Theologie, als Mystik ansetzt.

In der ältern Geschichte, die aus den asiatischen Reichen, aus dem Morgenlande kommt, — dies ist besonders zur Unterscheidung der neuen und ältern Welt zu merken, — tritt alles unter Bildern und Symbolen auf. Die Welt hat sich noch nicht gereinigt zu Begriffen. Denn dies ist der Gang ihrer Ausbildung, daß erst der mythenvolle Sinn, dann der Verstand herrsche und endlich die helle, reine Erkenntniß aus dem Blüthenreiche des anfänglich so symbolischen Denkens hervorgehe. So liegt die Geschichte, wie sie sich entwickelt, selbst in dem menschlichen Geiste bestimmt. Anders konnte sie in ihrem Wiegenkleide, besonders in dem bunten Gewande des Morgenlandes, nicht auftreten als gleichsam in der Dichtung eines Paradieses, in der Mythe von Schlange und Apfel und der daraus sich weiter fortpflanzenden Ahnenreihe eines im Bilderthum lebenden religiösen Lebens. Was wir in dieser alten Schrift von Dichtungen lesen, ist überhaupt vielleicht entnommen aus Bildern der plastischen Kunst, wo alsdann der Aesculap und die Schlange und die Cherubim als Dichtung ganz anders erscheinen, als in jener bildlichen äußeren Gestaltung. Denn die Bilder der Plastik sind, wenn sie übergetragen werden auf die redenden Künste, oft mystisch unverständlicher Art. Und welchen Fingerzeig haben wir, um zu urtheilen, wie die Bilder des alten Testaments aus frühern, persischen, altegyptischen, chaldäischen Monumenten entstanden sind?

Aber alles dies berücksichtiget die Mystik nicht, sie setzt sich auf ihr Flügelpferd und sprengt über alle Gesetze des Denkens, über alle Bemühungen richtiger Auslegung hinweg, und die Geisterseherei in allen jenen Gesichten des Morgenlandes ist ihr der willkommenste Gegenstand einer übersinnlichen Verehrung. So entsteht, wie überhaupt die neuern Institute sich nur nach älterem Tempeldienst fortsetzen, der Koloß von Gebäude, wo das Altbildliche, das Dichterische, das Rednerische nun Prosa, Anschauung und Ausdruck des wirklichen Lebens wird, als hätte die neuere Welt alle Macht verloren, den Sinn in dem Sinn, den Geist in der Fabel und Dichtung zu finden, eben so als wenn das Kind oder der gemeine Mann die ihm erzählte Fabel für Wahrheit, für wirklich geschehene Begebenheit nimmt. Mit schwelgerischem, üppigem Sinn kramt nun die Prosa in diesem Bilderkrame und vergißt über dem Bilde die Sache, über dem Aberglauben die wahre Deutung. Und so entsteht aus den Ruinen des Alterthums die neue Ruine eines sich fortsetzenden Hebräerthums in dem ganzen Zuschnitt religiöser Form und kirchlichen Wesens. Der Priester muß mit Oel gesalbt werden; da gibt es sieben oder acht Sakramente; die alten Glöckchen an dem Ornate des Hohenpriesters erklingen in neuen Tönen, daß das Volk bei der Weihe der heiligen Hostie niederfalle; — der ganze alte Aberglaube wird fortgesetzt und so entsteht neben diesem Aberglauben auch die Mystik, diese an sich unbedeutenden Handlungen und Zeichen für Wundersymbole einer geheimen Heiligung zu halten. Ein solcher Aberglaube und Mysticismus ist besonders jetzt wieder in einigen Litteratoren der römischen Kirche herrschend, wo man bei Gefahr des Einsturzes und in dem Wunsche kirchlicher altgläubiger Ausbreitung durch die mystische Philosophie Säulen untersetzt, die aber zu morsch sind, um das Baufällige zu stützen.

Diese Stützen sind nämlich die allbeliebten Stichworte: Poesie, Philosophie und Religion seyen eins. Es soll damit angedeutet werden, daß, wenn man nur recht zu deuten verstehe und sich nicht gerade um die Wahrheit bemühe, man das Eine in das Andere verwandeln und so selbst bei dem Papste das Bessere und Beßte denken könne. Das ist eben die Idealphilosophie des Mysticismus, daß sie mit dem Scheine spielt und den Schein für Wahrheit umsetzt. Sie hat die doppelte Bemühung, einmal die Idee oder Nothwendigkeit von einer allgemein seligmachenden sinnlichen Religion zu konstruiren und dann die Nothwendigkeit und Wirklichkeit dieser Realisirung als in der katholischen Curie bestehend zu beweisen. Sie hat religiös das Princip aufgenommen, um welches es sich seit so langer Zeit in der philosophischen Welt handelte und welches endlich in eine Spitzsäule zulief, die man vor Nebel nicht mehr erkennen konnte, das Reale und Ideale als eins zu konstruiren. Die mystisirenden Schüler der Schellingischen Philosophie haben dies ihnen zusagende Princip aufgenommen und so konstruiren sie nun links und rechts nach der Real- und Idealphilosophie und suchen eben dadurch ihrer Kirche als dem Sitze des Aberglaubens und Mysticismus den Namen der allgemein seligmachenden zu sichern. Bis zu welchem Aberglauben und Mysticismus solche Konstruktionen des Realen und Idealen getrieben werden, erhellt besonders aus mehreren Recensionen katholischer Schriftsteller über den Rationalismus. Und dies ist daher auch der Punkt, weshalb jener Kirche der hie und da unter den Protestanten sich zeigende Mysticismus so willkommen ist. Indem jene anfangen wie die protestantischen Mystiker, zu philosophiren, hoffen sie auch diese auf ihre Seite zu ziehen; wenn diese es nur lernen möchten, das Ideale sogleich auch als das Reale zu setzen oder mit ihrem Mysticismus den realen, grobsinn-

lichen Aberglauben zu verbinden. Denn eben hier thut sich der Unterschied von neuem hervor, der zwischen Mystikern und Abergläubigen selbst in der höchsten Steigerung dieser Unart des Denkens und des religiösen Lebens statt findet, daß die einen den Aberglauben in einer Idealphilosophie oder in einem Scheine von höherem Glauben sublimiren, die andern aber, nicht zufrieden mit einer solchen mystischen subjektiven Glaubenstheorie, auch alles objektiv sehen und den Papst wirklich in dem äußern Papste haben wollen. So gehen Aberglaube und Mysticismus Hand in Hand, trennen und verbinden sich. Den Mystiker könnte man den innern Abergläubigen und den Abergläubigen den äußerlichen Mystiker nennen. Es ist nicht zu läugnen, daß dieser Mysticismus auf diesem Punkte der Steigerung, wo er nicht blos Sinnen-Mysticismus ist, sondern eine Afterphilosophie zur Hand nimmt, um sich konstruktionsmäßig zu erweisen, nahe verwandt mit jenem Aberglauben ist, wo die Hexen und Gespenster in Natura gefunden werden, und daß, wenn er konsequent seyn oder die ideale Seite seiner Philosophie nur ein wenig mehr verfolgen und zugleich zur realen Seite des Sensualismus hinneigen will, auch sogleich zu jenem Aberglauben des Religiosismus übergehen muß; denn ist einmal von dem Mystiker irgend ein Symbol als nothwendig für den Glauben konstruirt oder hat er angefangen den Glauben zu mystifiziren und zu versinnlichen, so fehlt nichts, daß er das gröbste Material wähle, welches seinem mystischen Glauben die sinnlichste und sichtbarste Haltung gebe *).

*) Man kann mit Recht sagen, der protestantische Mystiker bleibe auf halbem Wege in seinem Unsinn stehen, während der katholische ihn vollendet und zum höchsten hinauftreibt. Dort innerliches Papstthum, hier äußeres Papstthum zugleich.

Es ist wunderbar, da hier doch einmal von Wundern die Rede ist, wie Männer von Geist und Einsicht sich herablassen können, auf eine solche Weise zu philosophiren, wo aller Verstand und die Vernunft verkannt wird. Dies ist fast ein noch grösseres Wunder, als die Wunder selbst, welche die Mystiker und Abergläubigen behaupten. Sie scheinen das Mirakulöse, nur in keiner gefälligen Gestaltung, an ihrer eigenen Person erweisen zu wollen! Es ist kaum glaublich, wie weit in unsern Tagen ein solcher Mysticismus gegangen ist, um selbst die scandalöse Geschichte der Päpste zu apotheosiren, und auch von dem schlechtesten aller Päpste zu sagen, daß er doch nicht schlecht gewesen, weil der Papst ein infallibles Wesen sey. Werden wir versucht, eine Erklärung von einer solchen Abweichung von allem gesunden Menschenverstande zu suchen, so finden wir sie allein in der anthropologischen Beschaffenheit der auf diese Art Philosophirenden oder der Mystiker selbst. Und ist es erlaubt, hier ein bekanntes Bild zum Gegenstand der Karakteristik zu nehmen: Ein dichterischer Frömmling küßt das Heiligenbild in seiner »Postille von Gebeten auf sieben Tage in der Woche«. Er hat dieses Buch geschrieben nach dem »neun und zwanzigsten Februar«, in welchem nicht weniger fatalistischer Aberglaube und Mysticismus ist, als in jenen unverständlichen Gebeten. Der Papst ist nach ihm das höchste Ideal auf Erden. Er sucht die Hereinkommenden und Hinweggehenden zu Proselyten zu machen. Nur zwei wahre Religionen gibt es nach ihm: die jüdische und katholische. — Und welches äußere und innere Leben ist in diesem Manne? Wie kommt es, daß überreizte Phantasie, übergroße genossene Lebenslust so leicht Schwachheit des innern Sinns in dem Grade hervorbringt, um Mystiker in dieser Ausschweifung zu werden? Doch nicht allein äußere Bedingnisse und Einwirkungen bringen eine solche Stumpfheit, man möchte sagen, Blödsinnigkeit des innern Seyns hervor, sondern

auch alle andern Arten von Ueberspannungen. Und eine solche Ueberspannung liegt auch in einer erzwungenen Philosophie, in einer Philosophie, die durch Hülfe der Einbildungskraft erzeugt wird. Und hier möchten wir denn auf das Grundübel unsers Zeitalters kommen, welches am meisten jenen Mysticismus erzeugt hat. Es ist der Sinn in den weltlichen Ansprüchen, in dem Ehrgeiz, der Ruhmsucht, der Eitelkeit in den politischen Umtrieben. Denn es ist kein unruhigerer Geist auf der Welt als der Mystiker; er sucht wie schon manche alte Propheten beweisen, Königsstühle zu stürzen, Krieg und Frieden zu entscheiden, er trägt das Schwerdt der Kirche und des Feldes und setzt sich über alle Könige hinweg, denn er salbt sie mit dem heiligen Oele und wirft über sie Bannsprüche.

Richten wir einen Blick auf unsere Litteratur, wie es bis zu diesem Grade der mystischen Steigerung gekommen ist, so finden sich mannichfaltige Anfänge derselben in der ästhetischen Litteratur; sie ging über zur philosophischen, und wie immer die Theologie zuletzt Theil nimmt an der Philosophie, zur theologischen. Die Götter an dem Empyreum unsers dichterischen Horizonts waren nicht zu erreichen, denn diese Kraft von oben wird auch nur von oben gegeben. Man suchte zu ersetzen, sich anzuspannen, und so kamen die Aftergeburten von Poesie oder Unpoesie, die verzärtelten Sonnette, die Rubriken dramatischer Scenen, wo die heilige Poesie auf das Theater gebracht wurde, Moses im brennenden Busch, wie es Feuer und Schwefel regnet, zum Vorschein. Die Philosophie hatte gesucht, neue Systeme zu erbauen; eins nach dem andern entstand. Das Kantische Ufer hatte dem stürmischen Wogendrang nicht gewehrt. Eine neue Sündfluth brach herein und die Arche, von allerhand Thieren belastet, schwamm auf den Wassern. Das Oelblatt brachte den Frieden nicht zurück. Die Arche senkte sich endlich wie-

der zur Erde am Fuße Ararat. Die Schellingische Philosophie hatte alle Philosophie bis zu einem Nichts, zu einem Selbstvergessen verflüchtiget. In diesem Selbstvergessen fuhr man fort und so erzeugte sich der Mysticismus, der in dem Glauben suchte, was das Wissen nicht gewähren konnte. Die ephesischen Goldarbeiter suchten das Bildchen ihrer Diana zu erhalten und so griffen Theologen die mystische christliche Philosophie auf, und nachdenkend wurden sie nun auch mystische Philosophen und Theologen, beides in ihrer Person, was außer diesem Benehmen nur sehr wenig der Fall ist. Früh schon hatte man angefangen, Schellingisch zu dogmatisiren, die ganze Symbolik der christlichen Schule oder Dogmatik nach allen transcendenten Formen zu beweisen; so ging denn der Zuschnitt fort und er gewann Breite und Länge durch magnetische und naturhistorische Erscheinungen, die den Blick des Sterblichen aus den Gränzen des Diesseits weit in unabsehbare Fernen zu tragen und zu leiten schienen. Der Mysticismus hatte sich aus einem Gebiete der Litteratur in das andere fortgepflanzt und die Theologie erlahmte und verarmte auch an diesem mystischen Wuste. Historiker, Aerzte, Chemiker, Philosophen und Theologen nahmen Theil daran und bewiesen die Dreieinigkeit nach den augenscheinlichsten Principien der Naturanalogie und der Symbolik; bewiesen, wie die ganze Geschichte der Menschheit von einem Urevangelium ausgegangen sey, wie allen jetzigen Offenbarungen eine ältere Uroffenbarung zum Grunde liege. Diese Uroffenbarung suchten sie nicht in dem menschlichen Geiste auf, sondern in der äußeren Geschichte. Gott der Unsichtbare mußte einmal sichtbar und leiblich auf der Erde gewandelt haben. Was man nur irgend an Deutungsgabe und mystifizirendem Sinne besitzt, wird künstlich angewendet, die wundervollsten Begebenheiten ganz wie ausgemachte Thatsachen zu expliciren. Die Allegorie wird so zur Allegorie;

die Fabel zu einer noch größeren Fabel vom Thierreiche; Bileams Esel und die Schlange spricht. So vernehmen wir alles Ernstes eine solche Explikation von dem Abfall der Menschheit und der Erbsünde in folgender Apostrophe: »Es fehlte also der Freiheit des Menschen am Motiv zum Abfalle, wenn es ihm nicht von außen kam. Aus der Natur konnte es ihm nicht kommen, denn sie ist der Ausdruck, die Offenbarung der Wahrheit. Auch leitet die Schrift den Abfall nicht aus der Natur ab. Nicht der Apfel lockte den Menschen, sondern die Schlange; und nicht die Schlange, indem sie aß, sondern indem sie sprach und versprach u. s. w.« — Es ist nicht möglich hier weiter abzuschreiben; auch ist ja das Spiel mit solchen Explikationen bekannt genug. Jedoch kommt man in Versuchung zu fragen, ob dies ein Arzt, ein denkender Arzt könne geschrieben haben.

Doch wir kommen nach diesen Erscheinungen unserer Litteratur, die wir nur in einem flüchtigen Abrisse vor unsrem Blick haben vorübergehen lassen, um den Grad der Aufklärung unsers Zeitalters zu bezeichnen und das Geständniß beizufügen, daß wir in diesem Mysticismus das größte Uebel unserer Zeit erblicken, zu dem Hauptgegenstand zurück, zu bestimmen, worauf eigentlich die Mystik und die mystische Denkart beruhe. Auch hier ist offenbar, daß in dem Grunde der Seele eine Kraft, ein Vermögen seyn müße, welches leidentlich und thätig sich so gern dieser Verdunklung, diesem Spiele mit Worten und Bildern hingibt. Und ist dies nicht eben jener innere Sinn, den wir auch hier mit dem Namen Bewußtseyn bezeichnen? Zur Gesundheit, zu jener Ruhe der Seele, durch welche alle Werke wohl gedeihen, gehört ein gewisses Gleichgewicht zwischen dem denkenden Wesen und der Außenwelt, eine ruhige Auffassung und Bestimmtheit der Seele zu sich selbst und eine reinere Erhebung der Gemüthskräfte zu dem, was oben ist, zu dem Vater des übri-

sinnlichen Reichs. Sind diese Gemüthskräfte gestört, ist jenes Gleichgewicht aufgehoben und jenes ruhige, besonnene Selbstbewußtseyn durch Leidenschaft und Dienste, die man der Welt geleistet, gebrochen, so kommen dann zur nothgedrungenen Beruhigung der Seele jene außer allen Gränzen der richtigen Urtheilskraft liegenden Tröstungen, jene Ueberspannungen, die nach dem Unmöglichen und nach leeren Möglichkeiten greifen, um der Seele ein Feld ihrer Thätigkeit zu bereiten. Die Seele befindet sich dann in jenen Fieberphantasieen, wo die Gestaltungen in unruhigen Formen und Massen vorüberziehen und alle über das Maaß der Wirklichkeit hinausschreiten; alle sind nur wie vom Zufall oder dem Ohngefähr eingegeben. Die Kunst oder Poesie, so sehr sie sich auch ihrer eigenthümlichen Begeisterung erfreuen mag und einer Thätigkeit, die nicht auf ein bestimmtes Maaß von Anschauung und Begriff gebracht werden kann, darf doch nicht über dasjenige Maaß hinwegschreiten, wo jede Auffassung und Idee aufhört und wo nur ein Wirrwar, ein Kontrast oder eine Zusammensetzung von Bildern ohne Einheit und Zusammenhang statt findet. Die religiöse Poesie insbesondere, so sehr sie auch von den Fittigen der Andacht und des Glaubens getragen wird und hier nur ein inneres Gefühl der Richter seyn mag, muß doch auch jener Versöhnungslehre getreu bleiben, wo diese nicht etwa bloß ein äußerer, sondern ein innerer, nicht ein am äußern mechanischen Werke haftender, sondern ein innerlicher, durch die streitenden Kräfte selbst herbeigeführter, nothwendiger Friede ist. Was können wir uns bei aller jener Versinnbildung der Kunst denken, wo der Hebel der zu stiftenden Versöhnung entweder ein Schicksal, eine äußere Nothwendigkeit oder ein sinnliches Machtwerk von Religionsgebräuchen und deutelnden Bildern ist, die das Misgeschick der Entzweiung in sich selbst tragen? Auch die Religion und die religiöse Poesie kann sich nicht anders aussprechen als in

und durch die Sprache; sie, die in das Uebersinnliche führet, kann dasselbe nicht anders zeigen, als durch analoge Bilder der Sinnenwelt. Und hier ist die Natur nicht so arm, wie sie scheint, um wenigstens auf eine negative Weise ein Bild des Uebersinnlichen und Unsichtbaren zu seyn. Das Raumlose, Ewige, Allgegenwärtige — jener Ausruf Elias: »Und siehe, der Herr ging vorüber, und ein grosser, starker Wind, der die Berge zerriß und die Felsen zerbrach, war vor dem Herrn her: der Herr war aber nicht im Winde. Nach dem Winde kam ein Erdbeben; aber der Herr war nicht im Erdbeben. Und nach dem Erdbeben kam ein Feuer; aber der Herr war nicht im Feuer. Und nach dem Feuer kam ein still sanftes Sausen u. s. w.« sind ein Beweis davon. Hingegen die beschränkten Bilder der Historie, die willkührlichen Bilder, die willkührlichen Ritualien zu Emblemen und wohl gar diese Embleme zum Wesen der Sache zu machen: die sind der Götzendienst der Kunst, der nicht mit ihrer Verherrlichung und noch weniger mit der Heiligkeit der Religion übereinstimmt. Die dichterische Ekstase über religiöse Bilder mag noch so schön seyn, wie wir sie z. B. in Schiller lesen; wird sie aber übergetragen, nicht als Poesie des Gemüths sondern als das Wesen, als der eigenthümliche Inhalt zur Religion, so ist jenes abergläubige Meinen und das mystische Dunkel geheiligt. Dann löset sich alle Religion in Sinnenschein und Erschütterung äußerer Organe auf. Aber auch eine solche Poesie mag, wenn denn einmal Religion, Poesie und Philosophie eins seyn sollen, in dem Heiligthum der Religion Platz haben, um das menschliche Gemüth, insofern es einer sinnlichen Rührung bedarf, zu stimmen und durch diese Anklänge zu einer reinern, klarern Auffassung zu erheben: was ist dann aber an derjenigen Darstellung, wo diese Poesie unmittelbar in dem sinnlichsten Symbole versinnlicht, von ihrer Poesie her-

abgezogen und blos zu einem Denkmal irdischer Gefühle herabgewürdiget wird? Der Aberglaube nimmt dann unmittelbar Platz mitten in der Kirche, der Mysticismus breitet seine Flügel aus, und in dieser Verfinsterung dienen dann die Gemüther dem Herrn! Aber auch selbst dieses mag der Zeit, die in der Einrichtung der Religionsformen so viel zu sprechen hat, als ein nothwendiges Hülfsmittel, wie sich die Kirche als Institut gründet und wie Zeichen zur Bezeichnung höherer Gedanken nothwendig sind, als ein Erlaubnißschein gleichsam hingegeben werden: was ist dann aber endlich die Religion, wenn es in der Philosophie und Theologie, mag es nun diese oder jene seyn, dahin kommt, entweder durch Konstruktion der Begriffe oder auch durch eine Ueberspannung eines nur zu sinnlichen Sinns alle diese Ritualien für die wesentlichen und allein seligmachenden Artikel des Glaubens auszugeben? Der Mysticismus in seiner höchsten Abentheuerlichkeit nimmt den Platz in einem solchen Kirchenthum und die alten Gebrechen der Zeit, wo man über die innere Natur Gottes, seines Sohnes und des heiligen Geistes, über Dreinigkeit u. s. w. sann und stritt, erneuern sich in einem neuen Scholasticismus, in einem neuen, theils grübelnden, theils sentimentalisirenden Unsinn. Die Religion der ersten Hebräer war Naturreligion, die grossen Bilder der Natur waren die Embleme der göttlichen Verehrung. Die Stiftshütte, die Bundeslade war das wandernde Lokal, das die Gemeinde zur göttlichen Verehrung versammelte. Moses suchte sein Volk vor allem statarischen Gottesdienst, der so leicht in Götzendienst und Aberglauben übergehet, zu bewahren. Denn der Tempel des Herrn ist das Sternengezelt, die große allgemeine Natur, der Geist des Menschen; nicht der in Ringmauern eingeschlossene Tempelbau oder der aus gehauenen Steinen aufgerichtete Altar. Diese Religion, die in mannichfaltiger Abwechselung jener [illegible]

Land Canaan streitenden Zeiten bald in sinnlichen Götzendienst, bald wieder zu dem alten Jehovadienst zurückging, erhielt die schönste Blüthe in dem Salomonischen Zeitalter in der Tempelweihe, die dieser König bei der Einweihung des so künstlich und reich ausgestatteten Gebäudes hielt. Der weise Nathan hatte vielleicht, wie auch einige andere Propheten, deren Licht damals leuchtete, geurtheilt, daß ein solcher Tempelbau, wo die Gottheit in Ringmauern eingeschlossen wäre, der Erhabenheit der Religion, dem Begriffe des höchsten Wesens, auch dem Mosaismus, dessen Geist in der großen Lehre bestand: »Gott kann nicht gesehen werden, macht euch kein Bildniß von ihm«, weniger förderlich sey (2. Sam. K. 7. V. 5.), Nathan sahe, wie bald die freie Gottesverehrung der Israeliten durch ein solches Jehovagebäude in abergläubigen und statarischen Gottesdienst übergehen könne. Der Tempel wurde indeß gebauet, der Salomonische Geist, die Vernunft, die in seiner Rede erscholl, verhauchte bald, das Kleinmeisterthum von Satzungen und Gebräuchen fing an, und so sank die Religion zum Mysticismus, bis Christus dieselbe von dieser Sünde reinigte, worauf dann nach seinem Hingang die von ihm gestiftete Religion wieder immer und immer mit den Gebrechen der menschlichen Natur, sich nicht zum Geist und der Wahrheit erheben zu können, rang und theils in Aberglauben theils in Mysticismus ausartete. So sind die Perioden der Religion gezeichnet, wie diese immer im Schwanken liegt, und von der Natur-Religion bald aufwärts zur Vernunft-Religion übergeht, bis diese in Pharisäismus oder Mysticismus verfällt und eine neue Reformation, ein erneutes Christenthum beginnen muß, um das Menschengeschlecht nicht in die Idolatrie seines Scheinglaubens und Meinens versinken zu lassen. In jener Periode, wo die Religion zum Pharisäerthum übergeht, oder auch mitten in demselben, wenn sein Ansehen schwankt oder sich zu einer größeren Festigkeit

begründen will, erscheint dann am meisten jene Exzentrizität der abergläubigen und mystischen Denkart, die sich als Proselytenmacherei und Fanatismus gebehrdet und zugleich jene theils so offne, theils geheime Verbindung des Jesuitismus, die bestehende Kirche als die allgemeinseligmachende zu konstruiren. So war es bei jener Rückkehr der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft. Der Tempel sollte wieder erbauet, Jerusalem wieder hergerichtet, die alten religiösen Gebräuche sollten wieder eingesetzt werden. Und aus einer solchen eifrigen Sorgfalt, wo entweder das alte Gebäude schwankt oder das neue auf der alten Ruine gestützt werden soll, entsteht dann leicht die übergroße Sorge, die Leidenschaft, auf alle mögliche Weise die alte Kirche auszubreiten und die vielleicht abgefallenen Zweige mit der alterthümlichen, ja nur zu sehr gealterten Kirche wieder zu verbinden. Es entstehet daraus, wie in jenen Zeiten Israels, das eifrige und eifernde Prophetenthum, welches im Sturm einherschreitet und durch Bilder der Einbildungskraft zu erringen sucht, was mit und für die gesunde Vernunft nicht möglich und thunlich ist. Sind solche Zeiten auch in der neuesten Geschichte gegenwärtig gewesen, wo vielleicht ein politischer Sturm die Kreuzesfahne auf einem alten Thurm zu erschüttern drohte, wo manches Nebengebäude und vielleicht die Spitzsäule selbst von der mittlern Tribune herabfiel, so wäre leicht aus den alten Zeiten auch die neue zu erklären und es wiederholte sich auch hier Israel nach der babylonischen Gefangenführung. Mögen wir doch überhaupt nie denken, daß die Erscheinungen unserer Zeit besonders um rühmliche Zeichen einer höheren und reineren Religiositätsstufe sind! Die wahre Religiosität bildet sich in dem Strahle des Friedens, in der Sonne des Gleichmuths, durch offene, verbrennende Mittel. Ueberall, wo Umtriebe des religiösen Lebens im Geheimen und Dunkeln schleichen, da kann man

sichert seyn, daß da mehr Aberglaube und Mysticismus, als reine Religion im Werke ist. Christus lehrte offen und frei; sein Werk war ruhiges, friedliches, menschenfreundliches Nachdenken, nicht Fanatismus, nicht Leidenschaft, nicht Behauptung von äußern und sinnlichen Formen.

Die Philosophie in ihrem jüngeren Alter gebehrdet sich gewöhnlich als eine jene Philosophieen, die leicht jedes ältere System, wie die Tochter die Mutter, übersiehet. Das jugendliche, unreife Leben führt theils eine so entscheidende Stimme, theils entwickelt es sich so leicht im Wahn, daß auf keine Art das jugendliche Ansehn jenes Philosophirers, das in einer sonst nicht gern philosophirenden Kirche sich jetzt zeigt, mit seinem Klugthun eines bessern Wissens und Belehrens, die besser Gelehrten Wunder nehmen kann. Es ist allbekannt, wie der Mysticismus und auch der Aberglaube nicht gern die Philosophie zur Freundin und Begleiterin hat. Diese redet zu viel ein und hegt manche Zweifel, welche der Mysticismus und Aberglaube nicht sehen will und kann. Wie viel mehr war ein solches Philosophiren über Dogma, Lehrsätze und Glaubensformeln, von einer solchen Kirche entfernt, die es sich gerade zum Ansehen und Ruhm anrechnet, daß in ihr so viel (blinder) Glaube ist. So war die katholische Kirche bis auf die neuere Zeit gestaltet. Allein die Noth, die fortschreitende Zeit, die neuen Stützen, welche einem alten Gebäude angelegt werden mußten und einiges lebhaftere Streben jugendlicher Köpfe, die aufgeregt waren durch eine neuerdings herrschende mystische Poesie, machten es sich nun zum angelegentlichen Geschäfte, zu philosophiren. Und wie es überhaupt mit jeder freien Kunst und Wissenschaft ist, die zum Geschäfte gemacht und als Lohnarbeit für fremde Zwecke getrieben wird: sie artete aus in die geilen Zweige des Mysticismus, wie dieser fast ohne Ausnahme in der regierenden Controversion der katholischen Philosophie jetzt herr-

schend ist. Poetisirender, philosophirender Sinn treibt hier einen Galimathias von idealer und realer Konstruktion, theils um der römischen Curie ein poetisch-philosophisches Ansehen zu geben, theils um zu zeigen, wie eine gegenüberstehende Kirche die unrichtige und ungläubige sey. Er findet in dem gegenüberstehenden Mysticismus einiger Protestanten das Heil seiner eigenen Kirche, um jene zu gewinnen und zu ihrer Kirche hinüberzuführen oder überhaupt den Mangel, an welchem der Protestantismus leide, ins klare Licht zu stellen. Es würde vergebene und überflüssige Mühe seyn, hier Philosophie gegen Unphilosophie verschwenden zu wollen; denn die Namen Mysticismus und Aberglaube bezeichnen hinreichend in Thatsachen und Erfolgen das Abentheuerliche einer Exposition, die noch schlimmer ist, als die Thatsache selbst, welche begründet werden soll. Die ganze Recensir-Anstalt und Philosophie solcher Orden gleichet der alten, rabbinischen Cabala, aus tausenden eins und aus eins tausend zu machen oder aus Buchstaben, einzelnen Sylben und Worten der Bibel falsche Deutungen abzuleiten, wie z. B. daß Jehova im Anfange der Offenbarung sich wirklich geoffenbaret habe, weil er hier in der Bibel in der ersten Person spricht: »Ich Jehova«, da in der Folge nur in der dritten Person von ihm gesprochen werde, wo Moses selbst nicht einmal mehr sein Antlitz gesehen habe u. s. w.

Dieser Mysticismus hat es also, wie es sich aus seinem Wesen ergibt, besonders mit derjenigen Seite der geschichtlichen Offenbarung zu thun, wo sie als Typologie, als eine Reihe von Wundern und Geheimnissen erscheint. Er unterscheidet sich auch hier, selbst in dieser Form, von dem Aberglauben, der mehr unmittelbar blinder Art, während jener zugleich blendend ist, indem er durch Phantasterei sich theils als die höchste Verklärung der menschlichen Erkenntniß, theils als das reinste Ideal des religiösen Glaubens zu erweisen

strebt. Je höher er in seinen Argumentationen aufsteigt oder sich in seinen vermeinten Erweisen ausbreitet, desto lächerlicher wird er in seinen Streifzügen. Ueberspanntes Gefühlsvermögen, exaltirte Phantasie, nervenschwacher Sinn sind die hauptsächlichsten Anregungen dieses Mysticismus, um sich in Gebilden zu verlieren, die weder mit der Reinheit der Kunst, noch der Religion, noch mit der Wahrheit irgend einer Erkenntniß übereinkommen. Das Gefühlsvermögen zehret so an seinem innern Leben, und es wird aufgerieben durch Einbildungen, welche die Seele demjenigen Zustande nahe bringen, wo der Wahnsinn entweder in seiner vollen Macht ausbricht oder das Leben in Apathie und mönchischer Abgeschiedenheit in sich selbst erstirbt. Wie nachtheilig es für die Gesundheit des Gemüthslebens ist, sich den Reizungen einer subjektiven Einbildung, der Lust und dem Kitzel innerer phantastischer Mystik hinzugeben, bedarf keiner Erinnerung. Zu häufige und große Reizungen des Körpers oder der Seele erschöpfen endlich alle Lebenskraft, besonders wenn sie phantastischer Art sind, wie die Phantome des ästhetischen religiösen Mysticismus.

Eine ganz andere Art der mystischen und abergläubigen Denkart kommt aber hier noch der obigen Eintheilung entgegen. Es ist der ganz eigentlich philosophirende oder wissenschaftliche, der die Offenbarung als eine übersinnliche Geschichte, als eine Reihe von Thatsachen, die ihren Grund in einer übernatürlichen und unmittelbar göttlichen Kausalität haben, zu erhärten bemüht ist. Die Offenbarung zeigt sich erstlich als eine sinnliche Darstellung von Bildern, Symbolen, Emblemen; zweitens als eine geschichtliche Evolution; drittens als Lehre oder Inhalt. In allen diesen drei Rücksichten findet hier der Mysticismus ein weites, breites Feld. Wir haben also jetzt zu untersuchen, wie sich der wissenschaftliche Mysticismus gestaltet, auf welcher

Gemüthsanlage er beruhet und welcher Gründe er sich in seinen Behauptungen bedient. Es wird daraus unmittelbar erhellen, wie er sich von der mystischen Phantasterei unterscheidet und wie diese und jener zwei Nebenzweige des Katholicismus und eines grübelnden, unphilosophischen Protestantismus sind. Denn dieser und jener unterscheiden sich immer in dem wesentlichen Karakter, daß der protestantische Mystiker nur Idealist oder innerlicher Sinnenträumer ist, während jener, Idealist und Realist zugleich, das Sinnenträumen mit der Wirklichkeit der äußern Anschauung, mit der äußern Idololatrie verbindet.

Wenn die Offenbarung, ohne daß man sie auf die Zeit beziehet, wo ihr Bilderreichthum und die Ungewöhnlichkeit ihrer Darstellung einen ganz natürlichen Boden hatte, in der That den äußern und innern Sinn mit demjenigen Gefühle reizt, welches ein dichterisches Gemälde, die phantasiereiche Darstellung der Vorzeit zu erregen im Stande ist: so ist es nicht minder so mit ihrer Geschichte, die nicht, wie die gewöhnliche, an dem Faden irdischer Ursachen hinläuft, sondern von einer höhern Welt zu zeugen scheint, von der diese Erscheinungen stammen, wie es auch so mit dem Worte und dem uns überall hier entgegenkommenden Ausdrucke des Glaubens der Fall ist. Dieser Glaube scheint mit der Erkenntniß, mit der natürlichen Einsicht zu streiten, jene geschichtliche Entwicklung mit der gewöhnlichen Weltgeschichte, jener Blüthenschmuck mit der gewöhnlichen Erscheinung der irdischen Welt. Ueberall himmlischer Abglanz, himmlische Beziehung, himmlische Abkunft. Alles dies reizt also die Phantasie, den Verstand, den Willen, um hier die Geschichte, die so sonderbare und einzige Begebenheit zu deuten. Und so ist nun die Offenbarung als geschichtlicher Gegenstand eine Quelle von mannichfaltigem Mysticismus.

Aus Begriffen entwindet sich also hier der mystische

Sinn, welchen dieselben als die Wahrzeichen seiner Interpretation wählt, um die Offenbarung als eine höhere und zwar übernatürlich geoffenbarte Thatsache darzustellen. Erstlich ist es der Begriff der Möglichkeit, zweitens der mystifizirende Begriff der Geschichte, drittens die Mystifikation der ganzen sinnlichen Natur, inwiefern sie manches übernatürliche Geheimniß aufklären oder annehmbar machen soll. Es findet sich hier ein mannichfaltiges Gewebe von Schlüssen und Beweisen, die alle in Nichts zurückfallen, da das Gewebe aus Fäden bestehet, die nirgends Halt und Verbindung haben. Wie es einen Mysticismus gibt, der in der Sinnenwelt an Geister und Gespenster glaubt, einen Mysticismus, der die naturgemäßen Gränzen der Anschauung überschreitet und sich dann weiter bis zum verkehrten praktischen Sinn ausbreitet: so gibt es auch einen solchen Begriffs-Mysticismus, daß wir ihn so nennen, oder eine Extravaganz der Denkkraft bis zu dem Aberglauben und den Gränzen der Unmöglichkeit. Die bestimmten Regeln und Gesetze, an welche sich überhaupt die Gesundheit der Seele bindet, sind erstlich, was das Reich der Anschauung betrifft, daß dieses auch wirklich in dem Reiche der äußeren Erscheinungen nachgewiesen werden müsse. Hierauf gründet sich das Berufen oder die Zeugenführung aus der Erfahrung. Ein zweites Gesetz aber ist das, wodurch die inneren und äußeren Anschauungen regulirt werden, das Gesetz des Denkens, daß die Anschauung in ein begriffsmäßiges Denken müsse umgesetzt und durch Einsicht und Erkenntniß geprüft werden. Anomalieen, die von diesem Gesetze abweichen, führen zum Aberglauben und Mysticismus: der Abergläubige und Mystiker, die ihre Anschauung, ihren Gespensterglauben, ihre Geisterseherei weder durch bestätigte Erfahrung noch auch durch verstandesgemäße Begriffe nachweisen können! Nicht anders ist es aber auch mit derjenigen Gesundheit der Seele, die sich auf den Verstand beziehet. Auch hier

findet sich nämlich eine doppelte Gesetzgebung für richtige Verstandeserkenntniß, daß diese erstlich der wissenschaftlichen Erkenntniß, der Verstandeseinheit gemäß sey, zweitens aber auch, daß sie, wo eine solche Kritik und Prüfung nicht vorhanden ist, mit der über den Verstand liegenden Vernunft übereinstimme. Ist das eine oder das andere nicht vorhanden, so ist auch hier wieder Gefahr des Aberglaubens und Mysticismus oder einer Extravaganz des menschlichen Denkens zu abergläubigen und mystischen Meinungen. Die Extravaganz des innern und äußern Sinns ist leicht möglich nach der Natur dieser Anlagen selbst, wo die niedere Körpersphäre in so unmittelbarer Berührung mit der geistigen stehet und auch der Sinn überhaupt in sich ein weniger konstruirbares Gesetz der Richtigkeit und Gebundenheit hat. Ein solches Gesetz ist nun zwar in dem Reiche des Denkens, der Begriffe vorhanden; aber hier ist wieder eine andere Möglichkeit der Extravaganz, daß die Begriffe, je höher sie liegen, desto weniger durch die Erfahrung gemessen werden können, daß also auch hier eben dadurch fast um so leichter ein luftleerer Raum von erkenntnißlosen Begriffen, von erkenntnißlosen Möglichkeiten sich einfindet. Ein solches Reich würde natürlich, nebst mancher andern Bezeichnung einer nicht richtigen Verstandes-Einsicht, auch der Mysticismus und Aberglaube des Verstandes seyn. Es läßt sich nämlich sehr vieles denken! So wuchert in dem menschlichen Denkvermögen erstlich die extravagante denkart selbst, die Denkfähigkeit gleichsam in sich selbst spielen und mit sich beschäftigen zu lassen, woraus der Wahn und Wahnsinn in allerlei Spielen und scheinbar begriffsmäßigen Erkenntnissen entstehet. Eine von aller Objektivität abgezogene und in sich selbst brütende Denkart *). Zweitens ein Spiel oder Kampf

*) Eine sonderbare anthropologische Erscheinung ist es, wie so oft der menschliche Geist mit einmal, gleichsam im Sprunge

des Verstandes mit dem Unmöglichen, das Unmögliche möglich zu machen, ein bis zur Verrücktheit gehender Misbrauch des Denkens. Drittens eine Denkart in dem Möglichen oder das große, weite Reich der Möglichkeit zum besondern Spielraum wissenschaftlicher Auffassung zu machen. Ueberall erscheint hier eine Phantasterei des Verstandes. Denn was nur in sich selbst brütende Denkthätigkeit, oder eine vergebliche Bemühung mit Problemen, deren Auflösung geradezu eine contradictio in adjecto ist, oder eine leere Annahme von zwar möglichen aber doch weiter nicht erweisbaren oder erkennbaren Dingen ist: das ist ja überall das Zeichen des Wahns oder Wahngläubigen. In der Geschichte sowohl des gemeinen Lebens als auch der Gelehrsamkeit finden sich von allen diesen Ausartungen der menschlichen Seelenkraft Beispiele genug. Der blödsinnige oder zum Kindersinn herabgefallene Verstand beschäftigt sich mit allerlei Spielen und Phantomen seiner selbst. Alle Objektivirung ist ihm genommen. Die Lebenskraft bewegt sich in ihren eigenen Gebilden. Oder das Denkvermögen ist unglücklicherweise auf Ideen und Begriffe, deren Möglichkeit und Wirklichkeit gar nicht konstruirbar ist, gerathen, wie dies z. B. der Fall ist mit der Quadratur des Cirkels, mit dem sogenannten perpetuum mobile u. s. w., an welchen Dingen und Erfindungen schon manche Geistesirre sich müde gearbeitet

---

zum Mysticismus übergeht. Sind psychische oder körperliche Krankheitsanlagen, innere Verstimmungen der Seele u. s. w. davon die Ursache? Kann nicht die große und übergroße Anstrengung des Geistes in Aufsammeln von Kenntnissen, in der Begründung derselben u. s. w. endlich zu einem solchen leeren Formalismus des Begriffsspiels, zu einer solchen müssigen und eigenliebigen Bethätigung der Seele durch Glaubensartikel und allerhand Möglichkeiten übergehen? Mehrere Beispiele scheinen es zu bestätigen.

haben. Das Denkvermögen ist in einer solchen Aberration so fixirt auf diese Erfindung, daß es sich nicht von dem einen Punkte abwenden oder davon überzeugen kann, daß die Ausführung einer solchen Paradoxie unmöglich, oder, wenn auch möglich, doch nur wie das wenige Gold des Alchimisten aus einem Klumpen Gold, das er erst verschmelzen müße, in der Wirklichkeit herzustellen sey. Wer sieht nicht, daß hier eine Verirrung, eine Monstrosität des Denkens in Nachsuchung unmöglicher Dinge vorhanden sey! Und doch findet sich die Anlage zu einer solchen Lebensalienation unmittelbar in der Tiefe und der Aufgabe des menschlichen Verstandes, gern alles ergrübeln und erforschen zu wollen. Freilich liegt der Fehlgriff oder die Alienation in der Richtung auf einen jener unmöglichen Gegenstände, z. B. den Mond vom Himmel zu holen oder lebendig wie Henoch gen Himmel zu fahren. Eine der gefährlichsten Klippen aber, an welcher der Verstand so leicht scheitert, ist der Begriff der Möglichkeit. Sie nähert sich der Wirklichkeit, sie ist in einem hinreichenden Abstande von dem Unmöglichen. So beliebt es nun dem Verstande, welcher so gern etwas Neues, Wundergroßes, Unbekanntes denkt, in diesem Reiche nachzugraben, manches zu suchen und zu versuchen, um die irdische sichtbare Welt bis zu der unsichtbaren zu erweitern.

Hier bietet nun besonders das Uebersinnliche Gelegenheit dar zu einer solchen Transcendenz der Begriffe und zu einer leeren Wissenschaft von allerhand Behauptungen, die zwar Möglichkeit enthalten, noch nichts zur Erkenntniß helfen, ja wo vielleicht aber noch bei einer fortgesetzten Untersuchung der an sich mögliche Begriff doch an einer höheren Gesetzgebung, nämlich an der Erkenntniß der Vernunft scheitert. Das Seelenleben hat nämlich nicht weniger, wie das körperliche, das Eigenthümliche, daß die höhere Kraft leicht zu der niedern herabgezogen werden kann, daß also auch die

Selbsterkenntniß der Abweichung nicht möglich, wenigstens sehr erschwert ist. Dem Mystiker und Abergläubigen ist es doch nicht weniger schwer, seinen Irrsinn zu erkennen, wie ein jeder anderer vom Irrthum Befangener nur erst bei einer fortgesetzen Untersuchung auf den Weg der Wahrheit kommen oder das Wahre finden kann. Die Transcendenz, zu welcher der Begriff des Uebersinnlichen so leicht Veranlassung gibt, ist erst die Leichtigkeit, mit allen möglichen Begriffen des Uebersinnlichen zu spielen und dasselbe mit manichfaltigen Ideen in Hinsicht seiner Verbindung mit dem Sinnlichen zu besetzen; zweitens aber bei einem so leichten und verfänglichen Fehlgriff der menschlichen Natur dasselbe selbst zu versinnlichen und ihn ohne daß man es ahndet, mit einem körperlichen und sinnlichen Scheine zu umgeben. Eben hierauf beruht nun die eigenthümliche Natur desjenigen Mysticismus und Aberglaubens, den wir den intellecktuellen nennen.

Es ist aus der Geschichte der Offenbarungstheorie oder überhaupt schon aus der allgemeinen Denkart, einen übersinnlichen Gegenstand dennoch sinnlich gegeben zu denken, bekannt, auf welche mannichfaltige Weise man das Mögliche, an welchem der Begriff der Offenbarung hängt, darzulegen versucht hat. Wir wollen hier nicht in eine philosophische Prüfung dieses Begriffs eingehen, um darzuthun, wie wenig er eigentlich bei allem seinem scheinbar großen Inhalt enthält; denn alles, was man aus ihm herausnimmt, ist doch nur Gedankending, was möglich oder auch vielleicht bei anderweitigem Nachsehen nicht möglich ist. Wir haben es hier nur mit einer anthropologischen Nachfrage zu thun, welchen mannichfaltigen Aberglauben die Geschichte des Menschengeschlechts mit diesem Begriffe und seinem Gegenstande getrieben hat, und so bemerken wir zuerst, daß, was nach der menschlichen Denkart, zu ihrem so engen und beschränkten Umkreise möglich ist, doch vielleicht oder gewiß nicht möglich ist nach dem

unbeschränkten Umfange des göttlichen Wesens. Der Begriff der Möglichkeit, welchen sich der Mensch macht, kann und darf auf keine Weise, wenn nicht Aberglauben in der weitesten Ausdehnung entstehen soll, auch auf Gott angewendet werden; vielmehr ändert sich hier der Begriff, daß, was nach menschlicher Denkart möglich ist, nach der Allmacht, nach dem unendlichen Begriffe des höchsten Wesens gewiß unmöglich ist. Der Mensch denkt z. B., daß der Mond herabfallen könnte, bei Gott sey ja alles möglich. So würden also die Furcht und der Aberglaube nach dem Begriffe der Möglichkeit, wenn dieser nicht irgend anders woher rektifiziret würde, privilegirt werden. So würde der Mensch mit Recht sich Möglichkeiten denken können, daß Gott z. B., wirklich und sichtbar den Menschen erscheinen könne und auch wirklich den früheren Menschen erschienen sey. Kurz jeder Aberglaube ist dann geheiligt und unwiderlegbar. Nun geschieht es ja aber doch nach einem gewöhnlichen Anthropomorphism, daß die Offenbarung eben darum, weil sie möglich ist, auch für wirklich gehalten wird, ohne eben hierbei zu bemerken, daß dieser Begriff der von dem Menschen gedachten Möglichkeit gerade für Gott und nach dem Wesen desselben in die Unmöglichkeit sich umschlagen müße, denn Gott hat ganz andere und höhere Möglichkeiten als der Mensch. Und die höchste Möglichkeit bei Gott ist, daß er keine Wunder thut, sondern alles auf die einfachste und natürlichste Weise geschehen läßt. Eben diese einfache und natürliche Art ist die größte und die allerwundervollste Offenbarung. So verkehrt sich eben durch den Begriff der menschlichen Möglichkeit die göttliche oder die, wie wir Gott denken, zu einer kleinen und kleinlichen Absicht, die nun unserer beschränkten Verstandes-Einsicht dient und zu mancherlei Gedanken des Aberglaubens Veranlassung gibt. Denn läßt man das Allgemeine stehen oder gelten, so gilt dann auch das Einzelne und so verzweigt sich der Aberglaube bis

in die sinnlichsten und entferntesten Arten. Dann kann sich Gott einem Menschen einverleiben; dann kann er auch auf dem Wasser umhergehen; dann kann sich die göttliche Einheit in einer Dreiheit auflösen; dann kann Körper Geist und Geist Körper seyn. Kurz dann fällt unmittelbar, wie wir es auch denken mögen, Gott und Körperwelt in Eins zusammen, und wenn wir auch diesen allgemeinen Aberglauben zu entfernen suchen, so wuchert er dann vielleicht desto kräftiger in dem einen oder andern Stücke, wo wir gerade aus dieser oder jener Absicht annehmen, daß hier die von uns gedachte Möglichkeit gelte und gelten müße. Der menschliche Verstand läßt sich dann nicht allein in eine leere Vernünftelei ein über alles Mögliche und Unmögliche, sondern es wird ihm auch zur zweiten Natur, diese Vernünftelei für einen baaren Besitz zu halten, sich über die klare Einsicht der Vernunft hinauszusetzen, und noch mehr, er befindet sich in diesem Wahne auf dem leichtesten Wege, die Vernunft und ihre Ideen selbst zur Versinnlichung und sinnlichen Darstellung herabzuziehen. Denn das Denken der Möglichkeit ist ja selbst schon ein niederer Kreis des psychischen Lebens, indem hier immer noch die theoretischen Begriffe nach sinnlichen Schematen, nach dem Irgendwo und Wann Eingang haben. Der gemeine Verstand läßt sich dann nicht bereden, daß diese Möglichkeit weit über dem Reiche der Möglichkeit hinausliege, sondern er will sie vor sich sehen, und so entstehet der Aberglaube und das mystische Grübeln über Zukunft und Vergangenheit, über Seelen, die nach ihrem Abscheiden von der Erde ihren Angehörigen wieder erscheinen, und wie mit heiligen Dingen, in denen eine besondere, übersinnliche Kraft liege, auch übernatürliche Dinge bewirkt werden können. Kurz der übersinnliche Begriff wird dann durchaus verkehrt und mit der Sinnlichkeit amalgamirt, und so entstehet aus der pu-

ren Möglichkeit ein Dogma, ein Glaubensartikel, an dem niemand zweifeln dürfe. An diesem Begriffe der Möglichkeit haftet denn nun auch meistentheils der Glaube oder Aberglaube an Wunder, an geheime und geheimnißvolle Kräfte der Natur. »Was ist nicht alles möglich!« heißt es. Oft bedient man sich auch höherer poetischer Formeln, um das Uebersinnliche zu einem Stützpunkt zu machen, um über alle Schwierigkeiten und Einreden, die gemacht werden, hinwegzukommen. Denn sind wir einmal in diesem Gebiete, wo die Erkenntniß aufhört: so ist es dann nicht schwer, ohne Furcht irgend eine Widerlegung über mancherlei mancherlei zu schwärmen und ohne Nutz und Frommen zu erdichten. Hierin besteht dann das eigenthümliche Verstandes-Grübeln· die Mystik des Verstandes, ohne weitere Nachfrage an die Vernunft sich einem bloßen Möglichkeitsspiele zu überlassen und mit dem Begriffe des Uebersinnlichen ein leeres und formelles Spiel zu treiben, wo allerhand Figuren — wie Kinder und Abergläubige sie am Weihnachtsabend aus Blei gießen — hervorkommen. Wir wollen hier weiter keine Anwendung machen auf Geheimnisse, die in den Sagen des Alterthums oder auch durch mystische Auslegung ein frömmelndes Ansehen bekommen haben. Alle Religionen sind in ihrer Kindheit voll dieses Aberglaubens und dieser mystischen Meinungen. Denn auch auf diesem Gebiete der Verstandesthätigkeit gibt es Mystiker und Abergläubige: jene, welche eine übersinnliche Empfängniß aus der Macht des heiligen Geistes abzuleiten wissen, diese, welche sich blind an das Dogma halten und ohne viel zu kritisiren, alles für möglich halten, weil der Begriff der Möglichkeit den weitesten und leichtesten Spielraum hat. Auch hier findet sich, wie der Mysticismus und Aberglaube durch alle Arten hindurch seiner Natur getreu bleibt. Denn es mag nun ein verwegenes und sinnbildliches Spiel mit äußerer und innerer An-

schauung, oder mit Bildern der Phantasie oder endlich ein Einbilden leerer Gedankenformen in das Kleid der Wirklichkeit und Sinnlichkeit seyn: immer finden wir hier das Hauptthema des abergläubigen und mystischen Sinns, sich zu gefallen in irren, entweder äußerlich oder innerlich sinnbildlichen Meinungen.

Der Hauptfehler, der in der unrichtigen, alles übersteigenden Anwendung des denkbaren Möglichen auf das Gebiet übersinnlicher Lehren und vermeinter Geheimnisse liegt, ist, daß dieser Begriff nicht rektifizirt wird durch den Gebrauch der Vernunft, was diese unter dem Uebersinnlichen versteht. Das ist überhaupt der Irrthum und, daß wir es so nennen, eine besonders herrschende Krankheitsform, der menschlichen Seele, sich in ihren verschiedenen Funktionen nicht zu unterscheiden, wo die höheren Seelenkräfte dann in niedern Vegetationen und Gebilden wuchern und die Reinheit, die Freiheit der höheren Blüthe nicht zum Vorschein kommen kann. Das Uebersinnliche der Vernunft was ist es anders, als das rein Geistige, das in den Ideen, die über das sinnliche Leben hinausliegen, enthalten ist und das sich in der von allem Aberglauben und dem Sinnlichen gereinigten Religion, in der Tugend und der moralischen reinen Selbstbestimmung des Willens ausspricht. Alle Illustrationen und Nachweisungen, die in unsern heutigen philosophischen mystischen Schriften aufgeführt werden zum Erweise, jenes denkbare Mögliche von übersinnlichen Geheimnissen an die Natur anzuschließen, sie durch die wirklichen Naturgeheimnisse, die vorhanden sind, zu bestätigen, verrathen eben dadurch ihre mystische Abart, daß mit diesen Naturexempeln ein Misbrauch getrieben wird, um ein übersinnliches Geheimniß klarer und verständlicher zu machen oder gleichsam vor den Augenschein zu bringen. Denn was ist denn diese suchende und gesuchte Verähnlichung mehr, als

jene in dem Blei, wo die kleine verwachsene Figur den wirklichen Ritter oder den Geliebten, welchen der um Orakel Fragenden entgegenkommen werde, anzeigen soll! Wenn nämlich auch hier auf Erden schon z. B. eine scheinbar geheimnißvolle Vereinigung von Leib und Seele in dem Menschen statt findet und von Wundern, die die Seele über den Körper übet, so ist dies doch keine hinreichende Analogie, um die Möglichkeits- oder Wahrscheinlichkeitslehre über noch höhere Geheimnisse zu rechtfertigen. Vielmehr liegt hier die kühne mystische Anmaaßung, ein sinnliches vermischtes Verhältniß auf das Uebersinnliche und auf das, was seinem Karakter nach ein einfaches geistiges Wesen ist, auf Gott in seiner Wirksamkeit anzuwenden. Begriffe oder Denken nach Möglichkeit mögen hier freilich immer dem Menschen verstattet und vergönnt bleiben, denn auch hier gibt es, wie in dem Sinnenspiel, eine sehr natürliche und unschuldsvolle Mystik. Aber diese Mystik muß sich nicht zum Verstande oder zum Dogma eines gebietenden Glaubens oder wohl gar einer konstruirenden Philosophie machen wollen. Dann geräth die Philosophie in die Schlingen der allergefährlichsten Mystik, weil hier gerade die größte Abentheuerlichkeit in dem Kontraste zwischen dem Uebersinnlichen und Sinnlichen auftritt. Eine Mystik, die für eine Afterphilosophie wie nicht weniger für eine Afterkunst ungemein einschmeichelnd ist. Die behülfliche oder unbehülfliche Romantik in der Zusammenstellung unverträglicher, einander widerstehender Theile oder Kontraste gefällt sich in dem Scheine einer höheren Kunst, einer höheren Romantik als dem eigenthümlichen der heiligen Poesie oder der Weihe des Glaubens.

Ein anderer Theil oder Stützpunkt des in dem menschlichen Geiste wuchernden intellektuellen Aberglaubens und Mysticismus ist das große, weite Feld der geschichtlichen Entwicklungen, inwiefern sie erstlich an sich eine so geheim-

nißvolle Verbindung in Hinsicht der Erziehung des Menschengeschlechts zeigen, zweitens aber auch in ihren Erscheinungen eine niedere und höhere Historie anzukündigen scheinen. Es ist nicht zu läugnen, daß eine solche aufsteigende Progression in den geschichtlichen Thatsachen nach der Wirksamkeit des menschlichen Geistes in seinen Aeußerungen oder Handlungen da ist. Denn die gemeine Historie, wie sie sich gleichsam als Sinnengewalt des äußern Menschen auf der Stufe der rohen Kultur ankündiget, ist doch eine andere, als die Historie der Kultur oder des geistigen Menschen und hier wieder nach seiner verschiedenen niederen oder höheren Beziehung der Intellektualität und der Vernunft Der menschliche Geist, der überall gern Schätze gräbt, um das Erz für die übersinnliche Welt an den Tag zu bringen, ergreift also diese Fäden, um eine nähere Verbindung zwischen dem Uebersinnlichen und Sinnlichen zu stiften. Und hier kommt dann die Offenbarung, jener Theil der Weltgeschichte, der unmittelbar seine Abkunft von dem Himmel preißt, als die vollkommenste Annahme seinem Glauben entgegen. Was soll die Geschichte der Menschheit hindern, daß ihr höchster Kulminationspunkt eine schon zum Uebersinnlichen übergehende Vergeistigung sey; ein Kulminationspunkt, der selbst mit seiner sinnlichen Spitze über den irdischen Gesichtskreis in die übersinnliche Welt hinaufrage und unmittelbar die ideelle und reelle Verherrlichung der zum Ueberirdischen aufsteigenden Menschheit sey! Das übersinnliche Reich der Dinge greift also hier als übersinnliche Causalität in die sinnliche Causalität ein und es entspringt so ein Reich von zwiefachen Erscheinungen, eine doppelt gestaltete Historie von unmittelbar göttlichen Erscheinungen, die sich in irdischer Gestalt offenbaren. Gehen wir in der Naturhistorie aufwärts und finden wir, wie auch hier eine so aufsteigende Ordnung der Erscheinungen ist, so zwar,

daß ein höheres sich mit dem niederen verbindet, auf welchem es gleichsam wie die Pflanze auf dem Erdboden, oder wie das Animale auf dem Pflanzlichen oder gleich dem Geistigen auf dem Leiblichen gepflanzt stehet, so ergibt sich hier scheinbar aus der Naturhistorie ein Erweis mehr für die Wahrscheinlichkeit, daß auch die Historie so fortgehe und der Gedanke gewinnt an Deutlichkeit, Gewißheit und Sanktion, daß in der Offenbarung eine solche historische Fortschreitung der geschichtlichen Welt zu einer höheren und übersinnlichen in der Welthistorie sich offenbarende Thatsache vorhanden sey.

Diese Ansicht hat in der That viel Verführerisches und in gewissen Augenblicken, wo man ohne genauere Beachtung einer wissenschaftlichen Untersuchung der heiligen Urkunde sich von einem gewissen Gefühle überraschen läßt, den Glauben mit der Erkenntniß zu versöhnen oder den Streit der sinnlichen und übersinnlichen Welt zu schlichten, freuet man sich, jene Ansicht gewonnen zu haben, daß ein Jenseits selbst schon in dieses Dunkel der sinnlichen Erscheinungen hereinscheine, und die Offenbarung die höhere, unmittelbar geschichtliche Verklärung der Geschichte der Menschheit zu einem höhern religiösen Ideenkreis sey, wo das Schauen sich mit dem Glauben verbinde oder vielmehr der Glaube nun weit über das Schauen hinausliege. Es vereinigt sich mit dieser Ansicht dann ferner auch eine Philosophie, die ohne viel Beschwerde die mancherlei Zweifel, die gegen eine solche Glaubensansicht entstehen könnten, zu hintertreiben weiß, ja wo es selbst einen höhern Geist des philosophischen Lebens zu gewinnen scheint, daß man sich jener Glaubensphilosophie hingebe, nicht, wie man sagt, auf eine blinde, sondern auf eine wirklich sehende und aus dem innersten Bewußtseyn der Seele hervorgehobene Denkweise. Eine solche Philosophie sucht nämlich aus den verschiedenen Beziehungen des menschlichen Bewußtseyns zur Außenwelt einen Be-

weis abzuleiten, wie man doch auch der Außenwelt, daß sie sey und da sey, mit einem gewissen Glauben oder Vertrauen entgegenkommen müsse; und dieses sey ja doch nichts anders, als was auch in dem Glauben an Offenbarung liege, wo ein gleiches oder ähnliches Verhältniß zwischen dem Subjektiven und Objektiven statt finde, wie dort, ja wohl noch ein anderes oder erhabneres Verhältniß, welches sich aus der göttlichen Offenbarung zu der menschlichen Vernunft ergebe, wo also eine höhere Anforderung von der Offenbarung an den unbedingten Glauben der Vernunft gemacht werde.

Ich gestehe, daß ich in allen diesen Darlegungen, die heutzutage mit so viel Ernst über den frommen Glauben gegeben werden, mehr gutmüthiges, als scharfes, mehr von der Sinnlichkeit befangenes als reines und unbefangenes Denken finde. Leicht kann sich das Nachdenken, auch selbst der tief- und scharfdenkendste Mensch von einer Wärme des Lebens und des Gefühls, von einer gewissen liebevollen Befreundung mit allem, was menschlich heißt, hinreißen lassen, um das Sinnliche und Menschliche bis zu dem höchsten Gipfel der Spekulation und bis zu dem Himmel selbst hinaufzunehmen, welchen Mahomed dichtete, um den Gläubigen die Freuden desselben empfinden zu lassen. Ich gestehe, daß es ungemein leicht ist bei einer gewissen Philosophie, die, wie z. B. die Jakobische, von einem solchen Anschauungsglauben ausgehet, in den Irthum zu fallen, der nun zum Mysticismus und zur Frömmelei hinführt, eine Stufenleiter sich zu bauen, auf der, wie im Traume Jakobs, Engel auf und absteigen. Denn zu verkennen ist doch nicht, daß bei einem solchen Räsonnement die Vernunft durchaus nicht allein in ihren Ansprüchen, sondern auch in ihrem innersten Wesen verkannt und der menschliche Geist in seiner höchsten Offenbarung, selbst der Naturordnung zuwider, nicht allein der sinnlichen Natur gleich, sondern selbst unter diese gestellt

wird. Der Irthum nämlich, welcher in jener Philosophie liegt, ist, an der objektiven Leiter der geschichtlichen Erscheinungen bis zur Offenbarung aufzusteigen und also diese in ihrem eigenthümlichen Wesen als eine übersinnlich-geschichtliche Thatsache aufzufassen, da dabei der denkende oder der menschliche Geist in seiner eigenen Offenbarung als Vernunft durchaus vergessen wird. Das ist ja nämlich nicht zu läugnen, daß bei einer gründlichen Philosophie das Uebersinnliche, nur insofern es sich in der Vernunft offenbaret, als das wahre Uebersinnliche anzunehmen ist. Ein anderes ist ja überall nicht vorhanden. Und der Begriff der Gottheit, wie ihn die Vernunft auffaßt, bezieht sich ja auf ein durchaus übersinnliches oder nichtsinnliches Wesen. So schließt sich also die sinnliche Naturordnung da, wo die Vernunft als das Reich des Uebersinnlichen anfängt. Und es ist nun ein verwegener Sprung oder eine Versinnlichung der Vernunft, zu ihren Ideen das sinnliche Kleid der Außen- und Erscheinungswelt hinüber zu ziehen und so eine Offenbarung als eine übersinnliche und sinnliche zugleich zu denken. Es entstehet aus einem solchen gewagten Unternehmen, das Sinnliche mit dem Uebersinnlichen zu amalgamiren und den Geist der Vernunft oder des Uebersinnlichen nicht als ein Reich des Geistes, sondern als ein Geisterreich voll Wunder und übernatürlichen Einwirkungen vorhanden seyn zu lassen, der Aberglaube und der Mysticismus, welcher schon den ältesten Völkern gewöhnlich war, Jehova immer nur im Bilde, in einer inneren und äußeren Anschauung, kurz als Erscheinung sehen zu wollen. Mag dieser Bilderdienst noch so sehr verfeinert, bis zu einem höhern Begriffe sinnlich sublimirt werden: immer bleibt der Aberglaube und Mysticismus, nur versteckt und verborgen, da er dort offenbar als Idololatrie oder sinnlicher Jehovadienst hervortritt. Denn auch der Gedanke kann seinen Bilderdienst und seine Idololatrie haben, wenn

er sich nicht in den Vernunftideen von dem sinnlichen Stoffe und von seinem Schematismus der Versinnlichung entkleidet.

Der religiöse Aberglaube und Mysticismus, der sich aus einem solchen Gedankengange entwickelt, die menschliche Geschichte bis zum Uebersinnlichen zu metaschematisiren, beruhet nämlich auf der irrgläubigen Ansicht, die Geschichte für den Inhalt oder für den wesentlichen Punkt der Beachtung zu nehmen. Nicht das, was geoffenbart ist, sondern die Art und Weise der Offenbarung, nicht der hohe Inhalt der Lehre, sondern der Offenbarende in seiner Persönlichkeit wird der Punkt des Glaubens und des Aufmerkens. Und dies ist eben der falsche Glaube oder der Aberglaube, der bis in einen grübelnden Mysticismus übergeht, vor aller Sinnlichkeit und Personifizirung den eigenthümlichen Inhalt der Offenbarung als Hauptzweck nicht anerkennen zu wollen. Er nimmt sich die Geschichte zum Gegenstande der Verehrung, nicht bedenkend, daß dieses Geschichtliche gerade der sinnliche Theil der Offenbarung und nur die übersinnliche geoffenbarte Lehre der Offenbarung ist. Dieser Glaube, so religiös er sich daher auch zu gestalten sucht, weilet doch nur in der Sphäre der sinnlichen, sichtbaren Erkenntniß. Der Glaube ist hier das Glaubenswerk eines Idols, das von der Vernunft und auch selbst in dieser Beziehung nicht von der Offenbarung anerkannt werden kann. Dieser Mysticismus und Aberglaube gleicht also jener mystischen und abergläubigen Denkart, welche die Typologie, das große Bilderbuch, den Orientalismus zum Gegenstand ihrer Glaubensart nimmt. Beide hängen an dem Unwesentlichen und Sinnlichen. Und eben diese Vermischung des Sinnlichen mit dem Uebersinnlichen ist das Wesen theils des mystischen theils des abergläubigen Gemüths.

Auf gleichem Wege der Verirrung wandelt aber auch die naturphilosophische Beziehung oder Betrachtung

des übersinnlichen geoffenbarten Reichs nach Analogieen der in der Natur vorkommenden Erscheinungen. In dieser Beziehung tritt besonders jener Illuminaten- und Rosenkreuzer-Orden auf, welcher makro- und mikrokosmisch alles in einen Tiegel wirft und daraus die Erklärungen sinnlicher und übersinnlicher Geheimnisse hervorziehet. Gleich diesem alten mystischen Orden gehen nun allerdings auch diejenigen zu Werke, welche die Geschichte des menschlichen Geistes überall ausdehnend, auch überall das Gleiche und Wiederholende finden und so z. B. aus dieser oder jener dreifachen Erscheinung von naturgemäßer Fortbildung oder von den drei in dem menschlichen Geiste sich findenden Kräften einen erleuchtenden Beweis herholen für die Wahrheit und Richtigkeit höherer Geheimnisse, der Dreieinigkeit z. B., welche in dem höchsten Wesen als Vater, Sohn und heiliger Geist statt finde. Es ist nicht genug zu verwundern, welches Spiel mit solchen naturphilosophischen Vergleichungen in unsern Zeiten getrieben wird, um eine geheimnißvolle Offenbarungswelt in ihrem Polytheismus und ihrer sinnlichen Darstellungen als glaubwürdig zu erweisen! Ueberall beurkundet sich hier der Mangel einer gründlichen Philosophie und Selbstkenntniß in solchen Männern, die alles Ernstes wie die Kinder in Gleichnissen und Fabeln denken. Man erläßt uns wohl Beispiele dieser Art des Bilderspiels aus unsern neuesten, besonders theologisch-mystischen Schriften beizubringen. Es entstehet aus dieser Art einer allgemeinen Naturbetrachtung ein Symbolisiren und überhaupt ein Symbolismus des menschlichen Geistes, wo er in der größten Unkenntniß seiner selbst lebet, in diesen über die ganze Natur ausgebreiteten Aehnlichkeiten und Analogieen große Geheimniße oder vielmehr Aufklärungen zu finden glaubt, um darnach auch das Uebersinnliche zu erklären und zu bewahrheiten, in der Art, daß er bei der Unkenntniß seiner selbst oder vielmehr des menschlichen Geistes nun

alles einem höhern Einflusse, die ganze Geschichte der Menschheit einem Urevangelium und — früher Gott weiß zu welcher Zeit geschehenen unmittelbaren Verkündigungen höherer Mächte zuschreibt. So grübelt auch dieser Mysticismus in den Analogieen und Aehnlichkeiten besonders der Geschichte des Alterthums. Der Name, die Sprache in einer allegorisch-symbolisirenden Art wird nun das Interpretationsgesetz, welches mit einem Schlage alle diese onomastischen Aehnlichkeiten und Homogenitäten aus dem Urakte der Offenbarung entstehen läßt. Ein solcher Gang der Untersuchung mag in der That manches z. B. in der Verwandtschaft der Namen und Sprachen zu Tage fördern. Aber das Princip, nach welchem und auf welches geschlossen wird, ist unrichtig, nämlich diese Unähnlichkeiten auf einen äußern Punkt der Einheit zu centralisiren; denn dieser Punkt liegt ja vielmehr in der Geschichte des menschlichen Geistes, der sich überall gleich bleibt und überall dieselben Phänomene seiner Kultur, seiner göttlichen und menschlichen Verwandtschaft zeigt. So sind solche Symboliker und Offenbarungsseher in der That die offenbarsten Mystiker. Sie deuten aus Aehnlichkeiten, was sich aus diesen gar nicht ergibt. Sie versinnbilden, was klar und deutlich erkannt werden sollte, und ziehen aus Sinnbildern wunder welche Erkenntnisse, die doch nur räthselhaft, ja Phantasterei sind, weil und wie es die Sinnbilder, die zufällig zum Grunde gelegten Symbole selbst sind. Der mystischen und abergläubigen Verirrungen der Denkkraft gibt es nach den Gegenständen, welche der Verstand zum Gegenstand seines Symbolismus nimmt, so viele, daß wir sie unmöglich nach allen diesen Beziehungen angeben können. Sie kommen aber alle darin überein, daß der Verstand vor aller Symbolik nicht zum Klaren kommt und eben dadurch in mystisch-allegorische, transcendente Deutung fällt.

Dies wären einige Darstellungen des Aberglaubens und Mysticismus der intellektuellen Sphäre und besonders wie diese aus einem theils müssigen theils grübelnden Verstande, theils auch, wie hier besonders anzumerken ist, aus einer Ueberspannung und einem eben daher entstehenden Ueberdruße der Erkenntniß entspringen, wo sich dann der Mensch so leicht der gefälligen Meinung, dem leichtern Glauben, dem schmeichelnden Spiele der Einbildungskraft hingibt. Es ist eine Verzichtleistung des Verstandes auf alle weitere Untersuchung, aus Transcendenz und Ueberdruß desselben, nicht weiter in seinen so mühsamen und angestrengten Untersuchungen gekommen zu seyn; eine Verzichtleistung, die so leicht selbst bei den eifrigsten und scharfsinnigsten Forschern gerade aus der Anstrengung ihrer Bemühung und aus den zu großen Ansprüchen an Wahrheit entspringt. Eben daher wäre wohl auch zu erklären, wie man nach einer Zeit, wo die Denkkraft auf die höchsten Probleme der Spekulation gerichtet war und wo sie sich vielleicht müde gearbeitet hat oder wo man auch der weitern Spekulation überdrüßig ist, sich lieber in die Arme eines frommen Glaubens, in den einschläfernden Schooß eigenliebigen Vertrauens und Phantasirens wirft. Indeß leben wir hoffentlich in einem Zeitalter, welches nicht lange in dieser Apathie, in diesem Zustande eines einschläfernden Wesens, eines gläubigen Wiegenliedes beharren kann. Denn die Schwingen des Verstandes heben sich bald wieder, die Vernunft fordert ihr Anrecht. Und aus dem Schwanken zwischen Aberglauben und Unglauben, zwischen Mysticismus und müssigen Annahmen entwickelt sich endlich doch der Fortgang zu einer reineren Wissenschaft oder Erkenntniß.

Indem wir in einer gewissen Vollständigkeit die Ursachen und Quellen der eben genannten Verirrungen des menschlichen Geistes aufzuzählen bemühet sind, kommen wir denn

endlich zu derjenigen Sphäre der abergläubigen, mystischen Denkart, welche das weit über sich gesteigerte moralische Willensvermögen oder auch die Ergebung desselben unter ein höheres Wort zur Quelle hat. Auch hier, wie dort, entwickelt sich eine eigene Art des Aberglaubens und Mysticismus, welche zwar oft Hand in Hand gehen, aber doch geschieden sind in sich selbst, dem Principe und dem Resultate nach, indem der Mysticismus mehr der vorwaltende innere Sinn der falschen Deutung ist, der Aberglaube aber mehr auf dem vorwaltenden äußern Sinn oder auf der unbedingten Annahme der äußern Thatsache beruhet. Denn so, daß uns dieses hier noch nachzuholen frei stehen mag, unterscheidet sich z. B. die sogenannte orthodoxe religiöse Denkart sowohl von der mystischen als auch der abergläubigen darin, daß der Abergläubige unbedingt die äußere Erscheinung oder Thatsache zum Gegenstande seines Glaubens und Handelns macht; daß der Mystiker hingegen diese Thatsache in seinen innern Sinn aufnimmt und so nach einer innern symbolisirenden und allegorisirenden Deutung zu einem gewissen Transsubstantiationswesen einer vermeinten höheren Ansicht oder Frömmigkeit umpräget; der Orthodoxe endlich — wie wir diese Bedeutung und Rechtfertigung zu finden glauben — sich dadurch von dem Mystiker unterscheidet, daß er nicht deutet und deutelt, sondern die Thatsache in ihrer einfachen Objektivität, möge diese nun so oder anders seyn, stehen läßt. Er folgt dem Buchstaben der Erzählung. Auf der anderen Seite unterscheidet er sich aber auch von dem Abergläubigen dadurch, daß er die Thatsache nicht zum einzigen Momente seines Willens oder seiner Religion wählt, sondern dabei zugleich die Moral, die geoffenbarte Religion als geoffenbarte Lehre wo nicht als das erste, doch als ein zugleich wesentliches Stück der Glaubenslehre anerkennt. Inwiefern aber eine solche Theilung und Vereinigung richtig und zuläßig ist, muß einer anderweitigen

Erörterung, die nicht anthropologisch ist, sondern in das Gebiet der Philosophie und Religion gehört, überlassen bleiben. Hier wollten wir nur genauere Gränzen ziehen, um nicht den frommen Sinn der sogenannten rechtgläubigen Denkart mit der übertriebenen und falschen Frömmelei des Mystikers und Abergläubigen zu verwechseln.

Endlich gelangen wir dann zu derjenigen Art des Aberglaubens und Mysticismus, der unmittelbar in dem Willen selbst wuchert und das Willensvermögen zur höchsten Triebfeder seiner Entstehung und Ausbreitung hat. Die oben betrachteten hatten ihren Ursprung in einem bis zur innern und äußern Vision gesteigerten Gefühlsvermögen (der sentimentalisirende, phantastische Mysticismus), so wie in einer Transcendenz des Verstandes und Versinnlichung des Uebersinnlichen (der grübelnde scholastische Mysticismus). Hier erhält nun die mystische Denkart einen ganz neuen Hebel ihrer Thätigkeit, es soll nämlich seyn ein unmittelbar höherer Sinn der Frömmigkeit. Und so könnten wir ihn nennen die Frömmelei des Wahnglaubens, des bis zur Transcendenz und Entsagung seiner selbst gesteigerten evaneszirenden Willensvermögens.

Die menschliche Seele ist auch in ihren höheren Richtungen und Kräften nicht weniger solchen mannichfaltigen Verirrungen unterworfen, wie auf den tiefern Standpunkten ihrer Thätigkeit. Wie sich der Sinn in so mannichfaltigen Spielen des Wahns und der Einbildung, der Verstand in mannichfaltigen Grübeleien und Phantasmen des Vorstellens verirren kann: so auch das Willensvermögen in seiner höheren Beziehung auf eine übersinnliche Welt und in Hinsicht des Princips des Handelns. Auch hier wuchern mitten in dieser höheren Seelenkraft mehrere Abweichungen von dem rechtmäßigen Zustande der Gesundheit. Und der verderblichste Aberglaube und Mysticismus dieser Art ist der Wahnglaube, die Pietisterei in der Resignation auf alle Erkennt-

niß und durch die Kraft des Willens zu erringende Tugend. Das Willensvermögen ist hier zu derjenigen Erschlaffung seiner Entschliessungen und seiner Selbstbestimmung herabgesunken, daß der Mensch alles einem unbedingten Glauben, wie der Türke dem Fatum, Preis gibt; er dehnt sich in seiner Mannichfaltigkeit innerer Kraft zu demjenigen Genuße eines gewissen Selbstgefühls aus, daß er sich entweder unmittelbar in den Willen und das Wesen einer göttlichen Inspiration und Offenbarung versenket, oder auch daß er durch diese Inspiration selbst sich zu erfüllen und so zu einem geweihtern Wesen auszudehnen suchet. Der Wahnglaube spielt hier nun voll Egoismus und verstellter Demuth mit den mannichfaltigen Formen seines Eigendünkels und die Phantasmen des Glaubens sind die Luftbilder, die das einbilderische, frömmelnde Selbstbewußtseyn erzeugt. Der Glaube macht sich hier selbst zum Götzen und verehrt sich selbst, indem er Gott zu dienen wähnt. Eine Krankheit und Verirrung des Gemüths, die sich erzeuget durch ein offenbares oder geheimes Bewußtseyn des inneren Mangels an Kraft, wo dann die leicht beweglichen Bilder eines passiven Glaubens das Gemüth ergötzen und zu jener seeligen Beruhigung und Versöhnung bringen, die nur, wie Christus sagt, durch Licht und Wahrheit errungen werden soll. Der verderblichste und ohnmächtigste Wahnglaube, der, wie jene Säulenheiligen, immer in die von Nebel umflossene Luft siehet und trügerischen Eigendünkels spricht wie jener Pharisäer: »bin ich nicht besser als andere Leute!«

Das scheint das ewige Loos in der Geschichte der Menschheit zu seyn, daß auch das religiöse Leben immer sich zwischen diesen beiden Abweichungen des Aberglaubens und Mysticismus bilde und daß auch die christliche Religion, die beseeligendste, höchste und reinste, immer und immer mit dem Verhängnisse zu kämpfen habe, um erst

spät als die reinste und vollkommenste Vernunftreligion anerkannt zu werden, wo es heißt: »Weder hier noch da, weder auf diesem noch auf jenem Berge, sondern überall auf und über der ganzen Erde ist Gottes Offenbarung.«

Anthropologische Fragmente.

Von

Herrn Professor Dr. Joh. Mich. Leupoldt.

Erste Lieferung.

1.

Ueber Grund und Gesetz der Erscheinung, daß sich Familieneigenthümlichkeiten in allen Reichen der Natur, besonders aber beim Menschen nur mit Unterbrechungen forterben.

Es ist allgemein bekannt, daß das Forterben gewisser Familieneigenthümlichkeiten häufig dergestalt geschieht, daß letztere von einem gewissen Familiengliede an in der nächsten Generation oder in einigen nächsten Generationen wenig oder fast gar nicht bemerkbar sind, in einer späteren aber um so bestimmter ausgeprägt wieder erscheinen.

Dies gilt der Erfahrung zufolge nicht blos von rela-

tiv normalen Eigenthümlichkeiten, wie von besonderen Gesichtszügen, körperlichem Habitus überhaupt, von besonderen Zügen der Gemüthsart, vorstechenden Fähigkeiten u. s. w.; sondern auch von relativ abnormen Eigenthümlichkeiten, wie von Anlagen zu gewissen Körper- oder Seelenkrankheiten, von bestimmten Bildungsfehlern u. s. w.

Was namentlich das Forterben gewisser stärker ausgeprägter Familienphysiognomieen betrifft, so darf man nur größere Sammlungen von Familienbildnissen, die in ununterbrochener Reihe chronologisch geordnet sind, fleißig betrachten, um sich augenscheinlich zu überzeugen, daß fast in der Regel nur der Zeit nach ferner von einander stehende Familienglieder sich rücksichtlich starker Ausprägung der Gesichtszüge am nächsten kommen, der Enkel oder Urenkel also einem der Großeltern oder Urgroßeltern ähnlicher ist, als die dazwischen liegenden Kinder den Eltern.

Um dem Grunde und dem Gesetze dieser Erscheinung auf die Spur zu kommen, möchte man auf folgende Weise zu Werk gehen müßen:

Alles Besondere ist minder selbstständig, als sein Allgemeines. Jenes findet in diesem nicht blos die fortwährende gleichmäßige Quelle des zureichenden Grundes seines Daseyns und Lebens; sondern jenes muß sich auch Behufs seines Fortbestehens von Zeit zu Zeit in dieses fast ganz eintauchen und versenken, um sich aus ihm zu erneuern und von neuem zu kräftigen.

Dabei ist zugleich zu bemerken, daß man anstatt Allgemeines auch setzen könne: Indifferenteres, und anstatt Besonderes auch: Differentes.

Belege zu dieser Behauptung liefern unter Anderem auch folgende Erscheinungen im Kleinen und Großen.

Jedes höher organisirte Individuum vermag nur eine gewisse Zeitlang seiner Besonderheit mächtig zu bleiben, wie

z. B. der Mensch, das Thier im wachen Zustande. Diesem folgt von Zeit zu Zeit der Zustand des Schlafes, während dessen der Mensch und das Thier sich nicht blos insofern weniger selbstständig besonder behaupten können, als sie sich selbst der Willkühr über ihr Leben verlustig zeigen, und dafür dem allgemeinen Leben hingegeben, von diesem getragen und bestimmt werden, oder als sie auf eine minder mannichfaltige (differente) Weise thätig sind, indem anstatt der verschiedenen äußeren Sinne nur der Gemeinsinn noch einigermaaßen lebhaft fortwirkt, der größte Theil der Muskelbewegungen sistirt ist, und beim Menschen eine gewisse Mannichfaltigkeit geistiger Operationen sich höchstens zur Indifferenz eines gewissen phantastisch-gemüthlichen Ahnens (im Traume) reducirt zeigt u. s. w.; sondern sofern selbst die der Willkühr nicht zugänglichen, mehr nur dem vegetativen Leben dienenden organischen Gebilde sowohl in ihrer Thätigkeit minder different sich gegenseitig spannen und erregen, als auch selbst ihrem bloßen Seyn nach gemeinschaftlich mehr zur Verweichung, zur Verflüssigung und somit zu einer gewissen Homogenität hinneigen; so wie denn im Schlafe unzweifelhaft das Flüssige (also das Allgemeinere, Indifferentere) über das Feste in der thierischen Organisation relativ, im Vergleich zum Wachen, überwiegt.

Und nicht blos im Ausruhen der einzelnen Lebensthätigkeiten, wie man sich dasselbe häufig vorstellt, sondern in diesem Eintauchen des Besonderen in das Allgemeinere, ist das Erquickende des Schlafes hauptsächlich begründet.

Ganz ähnlich zeigt sich dergleichen im Großen. Der kleingläubigere Mensch klagt häufig über die Erscheinung in der Geschichte, daß nach oft langen Perioden der glänzendsten Wirksamkeit in Wissenschaften, Künsten, Politik u. s. w., der Aufklärung überhaupt, wieder Zeiträume der Unwissenheit, des Aberglaubens, des Mysticismus u. s. f. eintreten. Sel-

ten wird aber solchen Zeiträumen der letzten Art der gehörige Antheil an dem über eine Weile wieder folgenden, wenn auch an anderer Oertlichkeit auftretenden erneuerten Aufschwung der Bildung angerechnet; selten wird gehörig beachtet, daß Zeiträume der letzteren Art sich besonders karakterisiren durch ein, freilich mystisch, zum Theil abergläubig u. dgl. erscheinendes, tiefes Versenken in die allgemeinsten Mysterien, insbesondere daß sie sich dadurch auszeichnen, daß in ihnen alles vorzugsweise auf den mittelsten Mittelpunkt der Religiosität bezogen wird. Und stets erhebt sich die Geschichte über eine Weile mit erneuertem Glauben, Muth und Hoffnung zu einem neuem Tagwerk.

So zieht sich wiederum im Kleinen der einzelne Mensch aus dem vielseitigen Kampfe eines geräuschvollen, bunten Lebens von Zeit zu Zeit in die einfache Stille zurück, um sich im Gebete selbst wieder zu sammeln und sich von Neuem in die höchste Einheit einzutauchen, damit ihm neue Kraft zum weiteren Kampfe werde.

Nach solchen Analogieen, die bis ins Unendliche vervielfältigt werden könnten, ist denn auch die Besonderheit der einzelnen Familieneigenthümlichkeiten nicht fähig, sich von Generation zu Generation gleichmäßig zu erhalten und aus sich selbst zu erneuern. Auch sie taucht sich von Zeit zu Zeit ein in eine indifferentere Allgemeinheit; und die Nachkommenschaft solcher Zwischenzeiten hat mehr nur das Gepräge des Allgemeinmenschlichen, und das Besondere an ihr ist dann mehr nur die weitere Besonderheit der Race, des Volks u. s. w. Erst wenn das Geschlecht in solcher Zeit wieder aus dem Allgemeinen erfrischt ist, ist es auch wieder mehr im Stande, seine besondersten Eigenthümlichkeiten fortzupflanzen, bis es sich selbst dem Altern und Verlöschen, d. h. dem gänzlichen Wiederuntergehen in das Allgemeine, mehr und mehr nähert.

Dies ist sicherlich der allgemeine Grund der oben bemerkten Erscheinung. Daß dies aber nicht blos von relativ normalen Lebenseigenschaften gilt, sondern auch von gewissen tiefgewurzelten und stark ausgeprägten Abnormitäten, erklärt sich leicht aus dem Erfahrungssatze, daß Abnormitäten durch eine gewisse Dauer und Intensität bis auf einen gewissen Grad sich gleiches Recht anmaaßen mit normalen Lebenseigenthümlichkeiten, auf welchem auch das Sprüchwort gegründet ist: consuetudo fit altera natura.

Deshalb verfehlt alles Besondere stets seines Zweckes, wenn es sich, ohne jeweilige Hingabe seiner selbst an ein Allgemeineres, am sichersten in möglichst strenger Abgeschlossenheit und Beschränkung auf sich selbst in seiner Eigenthümlichkeit zu erhalten wähnt. So sah man nicht blos einzelne, namentlich vornehme und vornehmste Familien, sondern selbst ganze kleinere Völkerstämme, auf das erbärmlichste entarten durch fortgesetzte Heirathen in einem engeren Verwandtschaftskreise; so entarteten einzelne Wissenschaften aufs äußerste durch fortgesetzte engherzige Entfremdung von der Philosophie, als allgemeiner Wissenschaft, von Religion u. s. w. Und daraus dürfte auch die Erscheinung erst hauptsächlich erklärlich seyn, daß ausgezeichnet originelle Väter so häufig wenig bedeutende Söhne haben, so daß zum Sprüchworte geworden ist: heroum filii noxae. In solchen ausgezeichneten Vätern erschöpft sich nämlich die Besonderheit des Geschlechts so, daß sie erst wieder einer Zeit der Sammlung, der Erneuerung bedarf, ehe sie von Neuem an einem späteren Individuum wieder erscheinen kann.

Welches nun aber das Gesetz für jene so begründete Erscheinung sey, nach welchem Zwischenraume je eine Familieneigenthümlichkeit in der einen Generation wieder mehr, in der andern weniger hervortrete: — dies hängt wohl von zu vielen Einzelnheiten und insbesondere beim Menschen zu sehr

von der eigenen Freiheit (Willkühr) über sein Leben ab, als daß es specieller ausgedrückt und bestimmt werden könnte.

Aehnliches kommt selbst in der Pflanzenwelt vor, z. B. in Bezug auf, selbst unter sonst sehr ähnlichen Umständen, wechselndes Gefüllt- oder Einfachsein (wechselnde Färbung) der Blumen, desselben Gewächses u. dgl. Hier möchte indeß leichter ein gewisses Gesetz zu finden seyn, weil das Pflanzenleben mehr von Naturnothwendigkeit abhängt.

Ja selbst im Mineralreiche soll Aehnliches insofern vorkommen, als in einer gewissen Reihe von Krystallen desselben Minerals ferner stehende Krystalle rücksichtlich der Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit der Gestalt einander genauer entsprechen, als näher stehende.

2.

Ueber das Menschheitsleben im Mittelalter.

Das sogenannte Mittelalter ist eine große Nacht der Geschichte. Der erste Tag war unter den Morgenträumen der alten Mythologie aufgegangen. Im abendlichen Rauschtaumel der letzteren Zeit der römischen Weltherrschaft begann die Nacht anzubrechen unter allgemeinen Abendphantasieen in der Gestalt der neuplatonischen Philosophie, des allgemeinen Gebrauchs der poetischen Sprache, in Zauberei- und Wunderglauben, magischen Heilungen, Entzückungen ꝛc.

Das Jahr Eintausend der christlichen Zeitrechnung war die Mitternachtsstunde dieser Geschichtsnacht. Für jene Zeit fürchtete man, seiner besonderen Selbstheit im höchsten Grade verlustig, das Aeußerste, den Weltuntergang; statt dessen

nicht blos bald ein neuer Tag anbrach, sondern sogar eine neue Welt durch dessen Sonne sichtbar wurde.

Die sogenannte Völkerwanderung stellt ein Flüssigerwerden der Menschenmasse dar; ähnlich wie die leibliche Masse des schlafenden Individuums lockerer und flüssiger wird, als sie im Wachen zu seyn pflegt, weshalb die Se- und Excretionen, kritische und nichtkritische, bei Nachtzeit leichter und reichlicher von Statten gehn. Dies geschah auf eine kritische Weise auch in dieser großen Nacht des Mittelalters durch den Aussatz, durch die Pockenkrankheit u. dgl.; ja endlich wurde nicht mehr blos von den Individuen auf solche und ähnliche Weise etwas kritisch ausgeschieden, sondern ein großer Theil der Individuen selber vom großen Menschheitskörper der ganzen alten Welt, nämlich durch jene große Pest, den sogenannten schwarzen Tod.

Wie aus dem gemeinsamen Grunde in den Nachmitternachts- und Morgenstunden die Geschlechtsfunktion sich in der Regel am stärksten regt, so brach auch noch gegen das Ende des Mittelalters in Europa ganz allgemein ein ziemlich zügelloser Geschlechtsaufruhr los, der, von Nebenumständen bestimmt, zu solcher Unnatur verleitete, daß wir in der Lustseuche noch heute der bösen Frucht davon theilhaftig sind.

Die Kreuzzüge sind ein gemeinsames Nachtwandeln, veranlaßt durch eine, mit dem Grauen des Morgens, dunkel sich regende Erinnerung an den rechten Christus, dessen hohe Lehre sich dem vorher noch schlaftrunkneren Ohre zu wunderlichen Träumen gestaltet hatte.

Die arabische Kultur während des Mittelalters erscheint als ein schweifendes Meteor am nächtlichen Himmel, das über alles unter ihm Schlafendliegende einen unsicheren, magischen Schimmer ausgoß, und das verblich, als die neue Sonne wieder aufging.

Mit phantastischen Morgenträumen des Aberglaubens,

Hexenspuks u. dgl. erwachten die Menschen wieder, bis sie dann, ernüchternd, mit Riesenkraft und frischem heiterem Muthe das neue vereinzelte Tagwerk rüstig begannen.

Auch die Natur feierte diese Nacht mit durch mancherlei ungewöhnliche Erscheinungen in all' ihren Reichen. Vor allem aber war das Element des Aethers, im Bunde mit der träumenden Phantasie der Menschen, in mancherlei wunderlichem Spuk geschäftig. —

Geht jetzt der zweite Tag zu Ende? Oder halten wir nur ein kleines Mittagsschläfchen? — Etwas der Art ist im Werke. Ich wollte doch lieber das letztere; doch wie die höchste Sonne will!

3.

Andeutungen eines der allgemeinsten Lebensgesetze.

Alles in der Lebensgeschichte des Einzelnen, wie des Ganzen, geht von einem Zustande aus, in welchem die verschiedensten Elemente, zu einer gewissen Indifferenz ausgeglichen, enthalten sind. Dies ist überall ein wegen seiner Ganzheit von späteren Zeiten bewunderter und oft überschätzter Zustand. Dahin gehören die Sagen von den Paradiesen, den goldenen Zeitaltern, von dem Zustande des Menschengeschlechts vor dem sogenannten Sündenfalle u. s. w.

Darauf kommen die Zeiten der Einseitigkeit, in denen hie und da ein Element um das andere sich entwickelt und bis aufs Extrem ausgebildet wird. So entstehen, wie aus einem Urstamme der Menschheit die einzelnen Racen, Völker u. s. w., so in einzelnen Wissenschaften, etwa der Philosophie, Theologie, Medicin u. s. w., die sich selber vorher erst

aus gänzlicher Verschmelzung im Priesterberuf scheiden, die einzelnen Systeme, Schulen, Sekten u. s. f.

Aber es kommt auch wiederum eine Zeit, wo sich eine solche Mannichfaltigkeit von einseitigen Elementen zu einem neuen Ganzen zusammenfließt. In Bezug auf Menschenracen und Völker haben wir diesen Prozeß zum Theil schon namentlich in Amerika erlebt.

4.

Vermuthungen in Betreff des Gefäßsystems.

Wie sich einerseits die Physiologie von der Anatomie soll und muß leiten lassen, so gibt es andererseits auch Fälle, wo die Anatomie wohl thun würde, sich von physiologischen Ansichten leiten zu lassen.

Dies letztere dürfte insbesondere da zu rathen seyn, wo es sich um so subtile anatomische Untersuchungen handelt, daß nicht nur die gewöhnlichen anatomischen Werkzeuge nicht mehr ausreichen, sondern selbst das Mikroskop seine Dienste versagt. Anstatt in solchen Fällen Folgerungen einer tieferen Physiologie einigen Raum zu gestatten, nimmt man leider! immer noch all' zu häufig allein zu trügerischen, vieldeutigen, oft rohen Experimenten seine Zuflucht; und thut dies insbesondere auf die mechanischste Weise in Betreff der Erforschung gewisser Parthieen des Gefäßsystems.

Berühren wir kurz einige solche Punkte!

1) Es ist noch kein rechtes Mittleres festgestellt zwischen den alternativen Behauptungen: die Arterienenden beugen sich in Venenanfänge um und haben zwischen sich die indifferenten Capillargefäße — und: alle Arterienendchen gehen rein in der übrigen thierischen Substanz unter, wogegen



alle Venenanfänge sich ganz neu aus derselben hervorbilden. Gleichwohl haben beide Theile anatomische Beobachtungen und Gründe für sich.

Was dürfte nun aber von folgender physiologischer Vermittelung zu halten seyn? Beides scheint überall theilweise zugleich Statt zu finden, allein in gewissen Theilen das eine, in anderen das andere das Vorherrschende zu seyn. Theile nämlich, welche der Willkühr unbedingter unterthan sind, bedürfen einer Vorrichtung, vermöge deren stets so viel Arterienblut zugeführt wird, daß beim willkührlich häufigsten und angestrengtesten Gebrauch solcher Theile auch die größte Masse des Ersatzstoffes (Arterienblutes) zum quantitativ höchsten Grade der Ernährung vorhanden sey. Allein werden nun diese Theile willkührlich wenig gebraucht, so ist ein Theil des für sie bestimmten Arterienblutes überflüssig. Um nun diesen Ueberschuß wieder in die allgemeine Blutmasse zurückzuführen, würden häufige und bedeutende Umbeugungen der Arterien in Venen nöthig seyn. Dergleichen würden sich also hauptsächlich in den Extremitäten finden.

Wo hingegen die Willkühr fast keinen Zugang hat, da würde auch ein quantitativ ziemlich gleichmäßiger Verbrauch des Arterienblutes statt finden, ein Ueberschuß nicht zurückzuführen seyn, und somit könnte da ein fast durchgehendes gänzliches Aufhören der Arterienenden in die organische Masse genügen. Sehr einfache Experimente, von denen ein andermal die Rede seyn soll, sprechen dafür.

2) Casp. Bartholin, Borrich, Ant. Nuck, Cowper, und mehrere Andere sprechen aus Beobachtungen von dem Daseyn des unmittelbaren Uebergangs von Arterienzweigen in Lymphgefäße oder von lymphatischen Arterien. Andere läugnen das Daseyn von dergleichen und lassen alle Lymphgefäße nur einen Anhang des Venensystems seyn, oder wenn sie auch den Ursprung von Lymphgefäßen aus Arterien

zugestehen, lassen sie jene wenigstens nur eine venöse Funktion haben.

Wie nun aber, wenn doch das ganze Lymphgefäßsystem eben so polar in zwei entgegengesetzte Richtungen getheilt wäre, wie das ganze Blutgefäßsystem in arterielles und venöses? Was dafür sprechen könne? Hierauf als Gegenfrage und Antwort: Weiß man denn unumstößlich gewiß, daß bei keiner Art der weißblutigen, also nur mit einem Lymphgefäßsystem begabten, Thiere, das Gefäßsystem zwei polar entgegengesetzte Richtungen habe, in deren einer der Nahrungssaft zu den Theilen hin-, in deren anderen die verlebte und neugewonnene organische Masse zurückgeführt wird? Oder darf man nur dem Menschen und den vollkommneren Thierorganisationen sogenannte aushauchende Gefäße, die ja offenbar arterielle Tendenz haben, zuschreiben?

Wenn nun aber von beiden das Gegentheil zu statuiren wäre, so knüpfe man noch folgendes an:

a. Höhere, edlere Organismen enthalten, neben ihrem eigenthümlich Karakteristischen, alles Hauptsächliche der niedrigeren, unedleren dem Wesentlichsten nach auf eigenthümliche Weise in sich wiederholt. Dies bedarf für den ächt erfahrnen Physiologen keines weiteren Beleges.

b. Das Arterienblut ist ebensowenig in jedem besonderen Aste oder Zweige qualitativ dasselbe, als das Venenblut. Vielmehr geht dem äußerlichen Trennen der Arterienäste rc. aus dem gemeinsamen Stamme innerlich parallel eine Veränderung des flüssigen Inhalts.

Von beiden Erscheinungen zugleich ist der Grund eine bald sich erhebende dynamische Wechselwirkung zwischen den auch ihrer Mischung nach verschiedenen, Ersatz heischenden Gebilden und der Gesammtmasse des diesen Ersatz gewährenden Arterienbluts. Eine Hauptverschiedenheit dabei dürfte der Umstand veranlassen, ob ein organisches Gebilde vor-

herrschend aus Fleisch- oder gar Nervensubstanz besteht, oder vorherrschend aus Schleim- und Gallertsubstanz, wie namentlich die Schleimhäute, die serösen Häute und die ähnlichen zellgewebigen Gebilde.

Wie nun, wenn nur Gebilde von ersteren Bestandtheilen und jedes nur insofern, als es jene ersteren Bestandtheile hat, vorzugsweise rothes Arterienblut bekämen, letztere aber und jedes Gebilde, sofern es zum Theil aus Zellgewebe und ähnlichem besteht, vorzugsweise weißes, das denn auch in entsprechenden weißlichen, lymphatischen Gefäßen enthalten wäre, die aber eben deßhalb nicht nur von Arterienzweigen selbst abgingen, sondern auch sammt ihrem Inhalte wirklich den allgemeinen arteriellen Karakter hätten? Demnach gäbe es eben so gut arterielle Lymphgefäße oder lymphatische Arterien, als venöse Lymphgefäße oder lymphatische Venen; und hierin bestünde ein analoger Gegensatz einer weißlichen Saft führenden weißlichen Gefäßregion für das niedere vegetative Leben in den höheren Thieren, wie es einen Gegensatz rothen Saft (Blut) führender röthlicher Gefäße für das höhere animalische Leben derselben gibt im Arterien- und Venensystem im engeren Sinne.

Man denke dabei an ein sehr einfaches, sehr zu Tage liegendes pathologisches Phänomen, an die Entzündung der Sclerotica des Auges. Dies ist ein fast ganz zellgewebiges Gebilde. In der möglichst gesunden Sclerotica ist kaum ein und das andere mit rothem Safte gefüllte oder getränkte Gefäßfäserchen zu gewahren. Im entzündeten Zustande zeigt sie ein höchst dichtes Gewebe angeschwollener, roth gefüllter Gefäßchen. Daß diese, sammt ihrem Inhalte, durch den Entzündungszustand erst erzeugt oder auch nur vergrößert seyen, ist wohl schwerlich so wahrscheinlich, als daß, nachdem die Sclerotica im entzündeten Zustande einen mehr irritablen Karakter erhalten hat, sie deßhalb auch mehr rothes

Arterienblut zu ihrer gesteigerten Fortwucherung an sich zieht, indeß sie sich in ihrem natürlichen Zustand, als vorzugsweises zellgewebiges Gebilde, größtentheils mit weißem Arterienblute in weißlichen Gefäßchen begnügt. Im innigen Einklang mit dem enthaltenen Safte wird nun auch das vorher weißliche lymphatisch-seröse Gefäß den Gefäßzweiglein, die gewöhnlich rothes Arterienblut führen, ähnlicher, und ein Aehnliches findet in einem solchen Theile wohl auch statt in Bezug auf venöse Lymphgefäße und Venen.

Für diesmal begnügen wir uns mit diesen Andeutungen. Bei nächster Gelegenheit wollen wir aber versuchen, die von J. Fr. Meckel für die entgegengesetzte Ansicht angeführten Sätze zu Gunsten der vorstehenden zu beleuchten.

3) Die freien Endungen der arteriellen Gefäße, und die freien Anfänge der venösen Gefäße, so wie der Chylusgefäße, der eigenthümlichen Zuführungsgefäße besonderer Se- und Excretionsflüssigkeiten zu Blasen, sind höchst wahrscheinlich in der Regel nicht hohle Kanälchen, sondern solide Fäserchen, getränkt oder oft wohl mehr nur durchhaucht von zarter, oft nur noch elastischer (gasartiger, dunstartiger) Flüssigkeit.

4) Höchst wahrscheinlich wird nämlich besonders das eigentliche arterielle Blut in seinem Fortgange vom Herzen nach der Peripherie, gleichen Schrittes damit, daß die Summe der Durchmesser mehrerer Aeste und Zweige mehr beträgt, als der Durchmesser des Stamms und dem Herzen näherer Aeste — immer ausgedehnter, geht immer mehr vom tropfbar flüßigen zum elastisch flüßigen Zustande über. Das Umgekehrte, d. h. ein Abnehmen der Gefäßhöhlung von den Zweigen und Aesten nach den Stämmen näher nach dem Herzen und ein damit parallel gehender Uebergang des enthaltenen Saftes vom dunstförmigen Zustande zum eigentlich tropfbarflüßigen findet bei den Venen rc. Statt — versteht sich bei Lebzeiten.

Demnach scheinen in der eigentlichen Metamorphose sowohl die einzubildenden als die zurückzusendenden Säfte mehr als Dünste in Betracht zu kommen.

Ueber die verschiedenen Lebenseigenthümlichkeiten eines organisch Dunst- und Gasartigen einerseits und eines organisch Tropfbarflüssigen andererseits bei einer anderen Gelegenheit mehr!

5) Das Herz scheint heutzutage allzu einseitig als Gefäß betrachtet zu werden, dessen Thätigkeit fast nur eine mechanische seyn soll.

Das geschah nicht immer; man gestand früher dem Herzen eine bedeutungsvollere lebendigere Wirksamkeit zu; und wenn auch die Vorstellung von der Bereitung eines Lebensfeuers im Herzen u. s. w. vielfacher Berichtigung bedarf, so lag derselben doch eine schöne Ahnung zum Grunde.

Daß das Herz zum Theil als Gefäß und zwar als Blase zu betrachten ist, kann allerdings nicht bezweifelt werden; wohl aber muß bezweifelt werden, daß es in Bezug auf das Blut nur theils ein Sammelplatz, theils ein Pumpwerk sey.

Schon andere Blasen, die in vieler Hinsicht keinen so hohen Rang einzunehmen scheinen, als das Herz, dienen nicht blos als Sammel- und Durchgangsplatz, sondern dienen zugleich zur Umbildung ihres Inhalts. Wenn man dies auch weniger glauben wollte von der Gallenblase, von den Saamenbläschen u. s. w., indem man, jedoch sicherlich nicht ganz mit Recht, die Flüssigkeiten in diesen nur durch Aufsaugung eines Wässrigen sich koncentriren läßt: so leitet doch der Uterus auf ganz andere Gedanken, wenn wir betrachten, welche ungeheure Umbildung dieser zur Zeit der Schwangerschaft den Saamenflüssigkeiten gewährt.

Was dann die Propulsivkraft der Muskularität des Herzens betrifft, so ist sie theils schwerlich so gewaltig, als sie beim höchst schmerzlichen Experimente erscheint, braucht auch

so groß nicht zu seyn, um das Arterienblut fortzutreiben, da dasselbe ohne allen Zweifel theils von selbst seiner Bestimmung lebendig zustrebt, theils von den ersatzbedürftigen Theilen angezogen wird. Unstreitig ist bei der Rückbewegung des Venenblutes das lebendige Abgestoßenwerden desselben von den übrigen organischen Gebilden und sein eigenes lebendiges Hinstreben nach den Respirationstheilen, durch die Klappenthätigkeit unterstützt, weit beträchtlicher als das Fortwirken der Triebkraft des Herzens durch die Arterien hindurch, zumal wenn wir annehmen müßen, daß ein großer Theil der Venenanfänge frei beginnt. Uebrigens ist die Ausstoßungsthätigkeit beim Uterus ebenfalls erst der letzte, nicht der wichtigste Akt in Bezug auf die Frucht.

Daß das Herz nicht bloß Gefäß und Werkzeug, sondern auch Organ ist (Vergl. meine Physiol. §. 138 — 143), beweist auch der Umstand, daß es ein eigenes Gränzgebilde, den Herzbeutel, hat. Nur Theile, die als Organe im engeren, bestimmteren Sinne des Worts zu betrachten sind, und die als solche eine biochemisch umändernde Funktion haben, sind mit einem eigenen häutigen Gränzgebilde begabt, und wieder nur die wichtigeren mit einem frei umgebenden, wie die Brustfellsäcke und eben der Herzbeutel. Andere, wie Leber, Nieren u. s. w. sind mit ihrem Gränzgebilde an der Oberfläche verwachsen.

Geschichte eines periodisch Tobsüchtigen,

mitgetheilt von einem Arzte.

J. G. M., der jüngste Sohn sowohl physisch als psychisch gesunder Eltern, zeigte schon in seinen frühesten Lebens-

jahren, neben ausgezeichneten Talenten, einen Hang zu Sonderbarkeiten und Paradoxieen, welche seinen Lehrern und Eltern weniger Besorgnisse einer krankhaften Geistesrichtung erregten, als sie vielmehr darin einen gewissen Grad von Genialität des Knaben zu finden glaubten. Der Kleine war nicht sehr gesellig. Spielte er einmal mit andern Kindern, so hatten die Spiele, die er angab, immer einen barocken, den übrigen Theilnehmern missfallenden Karakter; in der Regel vermieden ihn auch die Kinder seines Alters, und er hielt sich deshalb mehr an Erwachsene oder zog sich in der Regel in die Einsamkeit zurück und lernte da, zur Freude seiner Eltern und Erzieher, die ihm aufgegebenen Lectionen, so wie Zeichnen, Mahlen u. dgl. mit Eifer und Leichtigkeit.

Sein Karakter war weich, gutmüthig, ja etwas furchtsam; in seinem Blicke las man ein Gemisch von tiefer Reflexion und Satyre, und ein leiser Anstrich von Tücke verrieth sich sowohl in Gesprächen, als in einzelnen Handlungen. Wegen der vorzüglichen Fähigkeiten, die er zeigte, bestimmte man ihn den Studien, welchen er auch mit Lust und Eifer oblag.

Obgleich er die Sprachstudien eben nicht vernachlässigte, so zeichnete er sich doch am vortheilhaftesten in den mathematischen Lehrstunden aus; späterhin trieb er mit großer Vorliebe für Physik und Chemie, stellte Versuche an u. s. w.

Die Philosophie gab ihm bei seinem Hange zu dialektischen Zweikämpfen häufig Gelegenheit seinen Witz und Scharfsinn glänzen zu lassen und sie beschäftigte ihn längere Zeit ausschließlich.

Zufällig oder absichtlich bekam er eines Tages einen heftigen Steinwurf auf den Kopf; er stürzte zu Boden, raffte sich aber schnell wieder auf und taumelte, im Kopfe etwas betäubt, nach Hause. Die Wunde von dem Steinwurfe heilte und vernarbte bald, und trübte nicht im geringsten die Gesundheit des Studiosen.

Mit der Mannbarkeit erwachte in ihm die Neigung zum andern Geschlechte; er versuchte es, sich demselben zu nähern; angeborne Schüchternheit ließ es aber bei ihm nie zu einer deutlichen Erklärung gegen den Gegenstand seiner Neigung kommen. Den Rückhalt, in welchen das Mädchen seiner Wünsche sich verschanzte, hielt er für Kälte oder Abneigung und suchte nun hypochondrisch in seiner Persönlichkeit die vermeintlichen Ursachen, die ihn von dem Mädchen entfernt hielten. Er glaubte die Entdeckung gemacht zu haben, daß er einen üblen Geruch aus der Nase verbreite, und in der Verzweiflung über dies Misgeschick, das er durch die Hülfe der Kunst vergeblich zu beseitigen sich bemühte, überließ er sich dem Laster der Selbstbefleckung, wodurch er auf der einen Seite seiner Sinnlichkeit fröhnte, auf der andern selbsträcherisch die Gesundheit seines Körpers, der ihn durch seine vermeintlich fehlerhafte Organisation von dem höchsten geträumten Genusse, wie er glaubte, zurückweise, zu untergraben beabsichtigte und durch ein Mittel der Lust, als freiwilliges Opfer, fallen wollte.

Neben diesen Angriffen auf sein körperliches Wohl, trieb er die sonderbarsten Beschäftigungen, suchte durch alchymistische Verbindungen nach einer pulvis vitam protrahens, (einer sogenannten Universal-Tinktur), heckte die Idee eines perpetui mobilis aus, bildete sich eigene kosmologische und physiologische Ansichten, lebte indeß im Uebrigen, den verheimlichten Fehler der Onanie abgerechnet, sehr moralisch, und noch bemerkte Niemand, daß seine Handlungsweise den Karakter des Unzweckmäßigen und Unvernünftigen an sich trug; man sah jene Erscheinungen vielmehr als einzelne Luftschlösser, als eigentliche Luftblasen seines, in steter genialer Fermentation befangenen Gehirns, nicht ohne Beifall und geheime Billigung an.

Jetzt trat zum erstenmale ein Anfall von Tobsucht ein;

welcher nach kurzer Dauer vorüberging und keine weiteren Besorgnisse hinterließ, da der Kranke nach einer einjährigen Frist völlig wohl und sogar vorsichtiger in Red- und Handlungsweise geworden war.

Auf der Hochschule, welche er nach zurückgelegten vorbereitenden Studien besuchte, brach sein zweiter Krankheitsanfall aus: unter beständigem Singen, Lärmen und Toben zertrümmerte er Alles, was er in seine Macht bekommen konnte.

Die ärztliche Behandlung, die nur symptomatisch und empirisch sein konnte, bewirkte nach einigen Wochen Nachlaß der Zufälle; der Patient fühlte sich sehr geschwächt und enthielt sich längere Zeit von den Studien, um sich zu erholen. Es hatte ihn in dem Tobsuchtsanfalle unter beständigen Verwünschungen seiner Eltern und Geschwister die Idee beunruhiget, er sey ein untergeschobenes Kind, und er werde deshalb allenthalben bevortheilet. Seit diesem Anfalle war wohl wieder ein halbes Jahr verflossen; eine geheime Scheu und falsche Schaam entfremdeten ihn den geselligen Zirkeln, die er früher gern besucht hatte; es verletzte ihn, wenn Jemand freundlich und zutraulich mit ihm sprach. Er kannte genau den Zustand, in welchem er sich während seiner Geisteszerrüttung befunden hatte; und er sagte darüber im vertraulichen Gespräche zu einem seiner Jugendfreunde, er habe die Unzweckmäßigkeit, das Alberne und Unschickliche seiner Reden und Handlungen eingesehen, aber niemals so viel Kraft besessen sich zu überwinden, dieselben zu unterlassen oder die Schimpfworte zurückzuhalten. Es sey ihm dabei gewesen wie einem Berauschten, der seiner Sinne noch so weit mächtig sey, daß er wisse, er gehe zickzack, demohngeachtet aber seinem Gange keine gerade Richtung geben könne.

Es war ihm nichts empfindlicher, als wenn dann, wo er unter Bekannten einmal absichtlich, wegen seines Stecken-

pferdes, der dialektischen Kampflust, eine schreiende Paradoxie vorbrachte, sich Niemand die Mühe nahm, mit ihm in einen Wortstreit einzugehen; er glaubte nun, wenn ihm unbedingt in Allem Recht gegeben wurde, man präsumire bei ihm eine abermalige Verrücktheit oder bemitleide ihn wegen seines geistigen Zustandes; und beides war ihm so empfindlich, daß er sich alsbald schweigsam zurückzog und auf längere Zeit verschlossen und verstimmt die Einsamkeit suchte.

Dies unruhige Wogen seines Geistes spiegelte sich in seinem unsteten, großen blauen Auge und ließ den besorgten Beobachter stets neue Stürme ahnen. Nach mehreren Monaten schien sich die innere Brandung gelegt zu haben; seine frühere Heiterkeit kehrte wieder und er schien desto fröhlicher, jemehr ihn seine Umgebung vergessen ließ, daß er einst im Irrsinne das Vertrauen der Uebrigen, rücksichtlich der vernünftigen Beurtheilung seiner Denk- und Handlungsweise, verloren habe.

Er ging jetzt abermals auf die Universität. Kaum hatte er sich aber dort angesiedelt, als er von Neuem anfing die auffallendsten Dinge zu treiben.

Die Begriffe über thierischen Magnetismus, Magie u. dgl. mehr verwirrten sich bei ihm so sehr, daß er die sonderbarsten Mittel ergriff, um sich vor Einflüssen der Art zu verwahren.

Ein langer Brief, den er in jener Periode an einen Freund schrieb, enthält unter anderem in Bezug auf diese Gegenstände Folgendes:

»Guter ꝛc. Deinen Gruß an F. kann ich nicht ausrichten; ich bin mit ihm zerfallen. Mir sind die Augen auf eine furchtbare Weise aufgegangen. Ich treibe mich schon mehrere Tage mit dem Zweifel umher, ob ich es Dir schreiben soll. Es ist kein Kleines, an allen seinen früheren Begrif-

sen irre zu werden. Streife Vorurtheile ab, die da sagen, es gebe keine geistigen Kräfte der Wesen. Berechne nicht Alles nach den gewöhnlichen Begriffen, an die Du Dich nur gewöhnt hast, ohne sie zu verstehen; streife das Sinnliche von Dir ab, das Vergängliche. Ich vertraute dem F., umfaßte ihn als Freund, wollte ihm wohl, und habe in ihm endlich meinen ärgsten Feind erkannt. Es gibt teuflische, höllische Kunststücke, Naturkräfte, die F. kennt und benutzt. Für's Erste will ich Dir das Geheimniß des Bauchredens erklären. F. ist ein Bauchredner, seine wahre Stimme hörtest Du nie.« (Der Freund, an welchen dieser Brief gerichtet ist, glaubte anfangs, diese Stelle sey eine Allegorie, der Briefsteller wolle darin den falschen Freund F. zeichnen, der anders rede als er denke; aus dem Verfolg ward ihm aber klar, daß dies fixe Idee des Geisteskranken war.) — »Diese Kunst besteht darin, daß man die Zähne fest verschließt und nun redet; probire es. Doch bitte ich Dich um's Himmels willen, nicht mit Menschen so zu reden. Es scheint mir ein Hauptmittel, wodurch F. so furchtbar auf uns gewirkt hat. Je näher Du Deine Zunge an den Gaumen bringst, um so mehr scheint die Stimme aus der Ferne zu kommen. So redete F. einem gleichsam in den Kopf, und mich machte er dadurch öfters so unsinnig, daß ich ihm nicht mehr antworten konnte, obschon ich wußte, daß ich recht hatte. Dabei reißt er die Augen so weit auf, daß die Augenbraunen beinahe daumenbreit über der Stelle zu stehen kommen, wo sie stehen müßten. Durch diesen Blick, den F. absichtlich gerade ins Auge richtet, durch den Ton, den man gleichsam in seinem Kopfe hört, wird man, ohne es eigentlich zu bemerken, so verwirrt gemacht, daß man kaum weiß, was man thut, und aller Ueberlegung beraubt ist.«

»F. nahm mich, wie er mich vor mehreren Jahren

kennen gelernt, und verrechnete sich an mir; daß ich diesmal nicht untergelegen habe, danke ich lediglich meiner Gewohnheit, in Worten und völlig gemachten Sätzen zu denken, denn meine Phantasie war auch jetzt wieder fürchterlich angegriffen. F. macht einem, wie es der Bauer bei uns nennt, den Nachlauf zu seinem Körper. Man muß immer an ihn denken — und denkt man nicht an ihn, so ergreift einen das entsetzlichste Misbehagen und eine fürchterliche Unruhe. Mich ergriff öfters eine Unruhe, daß ich meinen Kopf wider die Wände hätte rennen oder auf und davon laufen mögen, und legte sich die Unruhe, so kam das Bild des F. so lebhaft in mir zum Vorschein; es neigte seinen Kopf vorwärts, schaute mir ins Auge, und lachte dabei so wiederholt, so selbstständig, daß ich es im größten Grimme zu meinem Kopfe hätte hinauswerfen mögen, um nur ruhen zu können. Studirte ich etwas, so fiel ich in einen Zustand von Verzückung; ich las, und wußte nicht was ich gelesen hatte.«

»Ich träumte so albernes und verworrenes Zeug, daß mir für meine Phantasie bange wurde. Ich war meiner Rede nicht mächtig, schwazte albernes Zeug, hatte besonders immer eine fürchterliche Angst, bezog unwillkührlich Alles, was ich sah, auf mich, kurz als hätte ich gar keine Selbstständigkeit mehr. Vor den Augen sprüheten mir zu meinem größten Unbehagen schwarze und weiße Funken umher. Ich wußte oft gar nicht, wie mir war, ich stand und träumte. Ich fühlte mich in dem nämlichen Zustande, der vor meiner Verrücktheit vorherging. Hierzu eine sonderbare Ahndung. Als ich mein Zimmer gemiethet, stand der Wirth oben und sagte, das Zimmer habe schon ein Herr gemiethet, der nun geschrieben, daß er auf eine andere Universität gehen müsse. Einer aus L. — F.? fragte ich. Ich glaube, antwortete er. Ich las nun den Brief von F., er würde, so schreibt er, nach E. gehen und kündige also die Miethe auf. Jetzt kommt der auch wie-

der nicht, wieder eine Freude zunichte: denn ich war größtentheils wegen F. nach M. gekommen. Als ich wieder auf meinem Zimmer allein war, ergriff mich ganz unwillkührlich die lebhafteste Erinnerung an meine vorige Krankheit, und dabei drängte sich mir der Gedanke auf, ich würde hier mit F. zusammen seyn, studirend wider Willen und im völligen Misbehagen. So kam's; und der Brief war eine Lüge. F. wohnte bei einem Ankömmling aus der Gegend von H., dessen fremden Namen mir des Morgens eine Frau nannte, die dabei auf ein Haus zeigte, nicht weit auf der Straßenseite gegenüber; dort sollte ich hinkommen.«

»Da fand ich F. und war froh. Kurz darauf fühlte ich Beschwerden im Halse, Misbehagen; dies wuchs bis zu dem Grade, den ich vorher bezeichnet habe. Späterhin konnte ich den Kopf nicht länger aufrecht halten, sondern fühlte gleichsam einen Druck hinten auf ihn; trotz aller Anstrengung ging ich bucklich; auf dem Nasenknochen fühlte ich ein abscheuliches Drücken oder vielmehr Zusammenziehn. Albernheit kam nach. Ich bemerkte mehrmal mancherlei Sonderbares an F.; während wir spazieren gingen, hielt er mir den Rücken des Daumens der linken Hand auf einen Rückenwirbel zwischen den Schultern. Als ich es durch Zufall gewahrte, nahm er die Hand schnell weg, und da er es auf eine Art that, wie einer, der auf Etwas ertappt ist, so befremdete mich dies. Da, wohin er die Hand hielt, war gerade der Fleck, wo ich eine Art Lähmung im Rücken verspürte.«

»F. antwortet nie, wenn man ihn ruft: Ja! sondern immer ruft er den Namen desjenigen, der ihn ruft. Aus Erzählungen, in früher Kindheit gehört, bildete sich bei mir die Gewohnheit nicht, Ja! auf einen Ruf zu antworten. Ich gestand mir selbst, daß ich abergläubisch sey, vertheidigte aber meinen Aberglauben. Niemand war eifriger,

ihn zu bestreiten als F. und ich bemerkte doch denselben Aberglauben an ihm. Von Grundsätzen, die ich mir durch fortgesetztes Denken angeeignet, behauptete F. immer das Gegentheil. Mich befremdete, daß er stets meine Persönlichkeit mit ins Spiel zog; so sehr ichs mir verbat, so sehr ich protestirte, immer erinnerte er mich an alte Geschichten.

»Wenn ich von meiner Gewißheit der ewigen Wahrheit sprach, daß durch sie Alles geschehe, daß wir nicht nöthig hätten, etwas zu fürchten, daß wir die Gewißheit des Todes vor uns ruhig anschauen könnten, so lobte er dagegen den Ton, der in den heutigen Gesellschaften herrscht, wo jeder Gedanke an den Tod die Freude stört, pries das Leben und sagte, wie sehr er den Tod fürchte. Da geschah es denn manchmal, daß ich eine Vision hatte, plötzlich auffuhr und fragte: Hast Du den Nebel nicht über's Feld schweben gesehen? Da konnte F. dann im höchsten Grade ärgerlich werden. Wenn ich sagte, ich wisse es, daß mich meine Sinne täuschten, und könne nichts dafür, so war er wieder zufrieden. Und wenn ich sagte, der Mensch dürfe nicht leidenschaftlich seyn, und ich ihm die Frage: könntest Du Deinen Vater, ohne zu weinen, gestorben sehn? — bejahete und zwar wieder mich auf die ewige Wahrheit berufend, durch die Alles geschieht, so sagte er mir, daß ich kein Freund seyn könne, daß mich Niemand lieben werde, wenn ich diese Grundsätze befolgte. Und als ich nicht irre wurde in der Behauptung, wir hätten nichts zu hoffen, nichts zu fürchten; durch die ewige Wahrheit geschehe Alles . . . und er meine Schlüsse nicht läugnen konnte und doch auch nicht anerkennen wollte, so zog er zuletzt vor, mich allein gehen zu lassen.«

»Einst machten wir zusammen eine Reise. Mir fiel auf, daß F. immer vor mir her ging, und sich alle Mühe gab, mich nie vor sich zu lassen. Mir fiel es auf, aber ich dachte noch nichts ganz Bestimmtes dabei. Als wir in einem Wirths-

hause übernachteten, blieb F. unter allerlei Vorwänden stundenlang länger auf, als ich. Den andern Morgen war mein Magen ganz verdorben u. s. w. Die Reise ging gar nicht nach meinem Sinne von statten. Mich schien F. gar nicht zu achten, als ob ich Alles nach seinem Willen thun müßte, ohngeachtet ich mich gegen ihn mehrmal erklärte. In einem andern Nachtquartier lagen wir auf einer Streu zusammen, mit andern Studenten. Das ungewohnte Lager und mein am vorigen Tag so sehr geschwächter Magen schienen mir Schuld, daß ich kaum schlummerte. Ich lag auf der rechten Seite, F. hinter mir; auf einmal fühlte ich eine abscheulich empfindliche Berührung auf der Stelle, wo das Herz liegt, so daß ich mit dem ganzen Körper auffuhr, mich herumdrehte und zu dem F. sagte, er möge mich doch ruhig lassen. — Hm! Hm! antwortete er, wie einer der in Etwas gestört worden: ich kann nichts dafür. Ich legte mich wieder wie vorhin. Etwa einige Zeit nachher, wo ich wieder fest eingeschlafen war, berührte er mich auf die nämliche, der Seele gleichsam so empfindliche Weise. Ich fuhr noch ärger auf, als das erstemal, verbot mir das stärker als zuvor. Nun blieb er ruhig. Die zweimal mißglückte Art von Magnetisiren machte mich mißtrauisch. Ich beobachtete ihn nun schärfer als zuvor; dennoch liebte ich ihn unwillkührlich. Ich konnte nicht mit ihm reden. Er sprach kaum einige Worte, so war ich geschlagen. Ich beobachtete ihn beständig, und gab mir alle Mühe ihn zu beurtheilen. Eines Tages war mir besonders albern zu Muthe. Ich erinnerte mich in meiner Krankheit Erleichterung erhalten zu haben, wenn ich beständig mit den Augen blinzte. Beständig stand das Bild von F. vor meinen innern Augen, als ob ich träumte, und von nichts, als von ihm. Als ich noch so eine Weile geblinzt hatte, war mirs, als erwachte ich aus einem tiefen Schlafe. Zufällig las ich noch einmal, was F. früherhin kurze Zeit

nach seiner Ankunft auf ein Blatt geschrieben hatte: Höre einmal den Unsinn, den ich geschrieben habe, sagte er damals. Ich hörte es an, und es schien mir damals auch Unsinn, jetzt las ich es wieder und es fiel mir auf, daß, aus einem Gesichtspunkte betrachtet, das Geschriebene einen recht guten Sinn hätte. Es enthielt ungefähr: »Alles ist Eins, mit einander verwandt, folget einander etc. und die Unterschrift: M. den 14. Juni 1820, Ferd..« Mir war's geradezu immer, als sollte ich dem F. folgen; und diese Schrift dachte ich, wäre kein Zufall; denn es drückt gerade aus, was ich thue, und hat, von dieser Seite betrachtet, völligen Sinn. Warum auch gerade den Tag nach meinem Geburtstage und diesen um ein Jahr zurückgestellt? Ich war in der Sinnbilderwissenschaft nicht sehr bewandert, aber ich hatte doch manches davon gehört und gelesen. Gleich damals schien mir diese Schrift ein Sinnbild zu seyn: Du wirst thun was darin steht, ohne mich zu erkennen, so wie du es anhörtest, ohne es zu verstehen. Kurz darauf fand ich auf meinem Schreibtische einen Groschen, der nicht zu meinem Gelde gehörte, denn ich wußte, wieviel ich hatte; auch lag das Geld, welches ich Abends aus meiner Tasche auf den Tisch gelegt hatte, auf der andern Seite; dabei lag ein sonderbar gebrochenes Papier, wie man wohl einen rechten Winkel aus Papier macht. Man hat den albernen Trieb, so ein Papier zu entfalten. Ich fing an und plötzlich fiel mir die sonderbare Zusammenstellung auf. Ich erinnerte mich eines Geschichtchens. Ein Mann kränkelte beständig; sein Arzt konnte ihn nicht kuriren, fragte ihn daher einst, ob er sich nicht erinnere, irgend etwas gefunden und aufgehoben zu haben? Ein Ey, antwortete er, und einen Groschen einmal bei einem Zaun. Darauf kurirte ihn sein Arzt. Das sonderbar zusammengelegte Papier konnte ein Ey vorstellen. Ich ließ es unentfaltet; faltete es im Gegentheil noch mehr zusammen, und

umband es mit einem Faden, und als ich des Mittags nicht studieren konnte, weil F's. Bild beständig in meiner Einbildung schwebte, so war ich so ärgerlich, daß ich anfing, den des Morgens gefundenen Groschen zu hämmern, bis kein Gepräge mehr daran war; dann brach ich ihn entzwei, machte den Faden von dem Papiere und bog die Silberstücke als Klemmen darum. An diesem Tage ward dem F. nicht wohl, er litt an rheumatischen Zuckungen in den Gliedern; er hatte eine Art Fieber und sprach kläglich: ich werde bald sterben. Ich warf die zusammengehämmerten Geschichten weg, besuchte F. und sein Leiden war vorbei. Ich fing nun an über die Wirkung der Sinnbilder nachzudenken. Mir war schon manchmal aufgefallen, daß F. immer Papiere auf sonderbare Weise zusammenbrach. Mir fiel nun auf, daß F. wenn er redete, immer von oben herab mit ausgestrecktem Zeigefinger und geschlossenen andern Fingern nach dem Herzen zielte, und diesen Fleck, so oft er konnte, mit jenem Finger bestieß. Wenn er glaubte, ich bemerke ihn nicht, so knüpfte er einen sonderbaren Knoten in die Rolleau-Schnur. Was sollte das heißen? — Es hat doch alles seinen zureichenden Grund. Ich hatte früher von derlei Mitteln manches gelesen, wie man durch Knotenknüpfen auf Andere wirken könne. Erinnere Dich nur an das Warzenvertreiben! Nun stellte ich den F. auch einmal auf die Probe. Ich schrieb auf ein Blatt Papier ähnlichen Unsinn, wie er früher gethan hatte, brach es zusammen, schob es als Brief in sich zurück und schrieb auf die Außenseite:

»Dich hemmt nicht Schloß, nicht Riegel,
Geh ein.
Den Brief bedeckt kein Siegel,
Sieh ein!
Und hast Du es gelesen,
So laß mich auch genesen.«

F. wollte es öffnen; ich konnte mich nicht enthalten eine

Bewegung zu machen und er öffnete es nicht. Ich bat ihn es zu öffnen, er dürfe es lesen. Bewahre der Himmel, daß er es öffnete, obschon ich ihm zuredete; er sagte: wer weiß was Du darauf hast. Seine Furcht, das Blatt zu öffnen und zu lesen, überzeugte mich wieder mehr. Seit wann fängt all' mein Leiden an? Seit meiner Bekanntschaft mit F. Zuerst fühlte ich vor etwas mehr als vier Jahren ein Wallen des Bluts, so glaubte ich, auf der Seite des Herzens; meine Augen wurden schlechter; auf dem rechten stellten sich schwarze Punkte ein; ich ging ganz bucklich, verlor an meinem Gedächtniß und anderen Geistesfähigkeiten, hatte Drücken im Hals, Krachen im rechten Ohr, manchmal Jucken in der rechten Hand, Drücken auf dem Nasenknochen, Brennen des linken Backens, während der rechte blaß war, Wallung in der Brust, hörte ein ähnliches Knacken, wie das einer Uhr, ohne daß eine da war, besonders des Nachts. Die rechte Seite meines Bauchs wurde dick, so daß ich glaubte, ich hätte einen Bruch. An meinem rechten Oberschenkel zogen sich die Muskeln immer zusammen, und ich konnte nie gehörig auf dem rechten Beine stehen. Zu gleicher Zeit hatte ich so viele Saamenergießungen. Dies alles machte mich so melancholisch, daß ich zuletzt verrückt ward. Ich hatte lange vorausgesehen, daß, wenn dies alles so fortdaure, ich zuletzt närrisch werden würde; denn ich fühlte seit langer Zeit die gezwungene Lage, in der sich sowohl mein Geist, als mein Körper befand. Ich theile Dir jetzt eine Erinnerung mit, die mir aus dem höchsten Punkte meiner Krankheit geblieben ist. Ich war mit F. zusammen. Im Bewußtseyn, daß er Schuld an Allem sey, was ich litt, fragte ich, warum er das an mir gethan habe, da ich ihm doch stets wohl gewollt hätte. F. lachte, schien meine fürchterliche Quaal für nichts anzusehen, und gab mir zur Antwort, seine Mutter habe ihm das so angethan, und er müsse es nun allen so machen. Nach meiner

Genesung blieb mir diese Aeußerung immer auffallend. Ich war ja vorher im höchsten Grade in den F., ich kann sagen, verliebt. Seit dieser Zeit hatte ich nicht mehr die starke Neigung zu ihm wie zuvor. Doch das Gewöhnliche hält uns gefangen und zieht uns fort. Ich mochte mit dem F. nicht nach M. gehen; nun kam ich her, um zu ihm zu kommen und erkannte ihn, u. s. w.«

»Noch will ich Dir einige Thatsachen erzählen. Kurz vor dem völligen Bruch kam F. zu mir; als er hereintrat, zog er sein Schnupftuch heraus und mit diesem eine ganze Menge Brodkrumen, die sich durch die ganze Stube verbreiteten. Diesen Abend machte er mich fürchterlich dumm. Als er fort war, kehrte ich die Brodkrumen zusammen. Als ich sie fast auf einem Haufen hatte, kam F. hastig noch einmal die Treppe herauf; ich erkannte seinen Gang, stellte einen Stuhl über den Haufen und das Licht auf den Tisch, so daß der Fußboden meist dunkel war. Er trat herein mit großer Unruhe, fragte: Hast Du etwas gemerkt? — Ich fragte: Was? — Ich habe Dir das Geldstück nicht gegeben, wofür Du mir (zur Auswechslung) das Geld gegeben hast. Ich wußte in der That nichts davon, so betäubt war ich gewesen. Er fragte mich angelegentlich: Hast Du denn nichts gemerkt? — Nein! — Darauf ging er wieder; u. s. w.«

So verworrenes Zeug nun auch in diesem Schreiben, das noch weit länger in der Art fortgesetzt ist, erscheint, so entnimmt man doch daraus, daß des Kranken selbstbereitete Qual in einer fixen Idee eines feindseeligen Einwirkens von einem Dritten auf ihn begründet war und daß er diese Ansichten, zwar undeutlich, aber doch zunächst aus magischen oder magnetischen Einflüßen herzuleiten sich bemühte.

Die eigenen Bekenntnisse über seinen Krankheitszustand können nur als höchst interessant betrachtet werden, um so mehr, da er in dem Augenblicke des Briefschreibens selbst,

nicht unzweideutige Belege von Geisteszerrüttung gibt. Kurz nach der Zeit dieses Briefes trat wieder ein heftiger Anfall von Tobsucht ein; wochenlang brachte der Unglückliche unter Schreien, Singen, Versemachen, Schimpfen, Lärmen u. s. w. schlaflos zu. In diesen und in den folgenden Anfällen riß er sich die Kleider vom Leibe, zertrümmerte die Fenster und andere Gegenstände, verunreinigte sich mit den eigenen Exkrementen und war gegen sanfte, wohlgemeinte Vorstellungen eben so unempfindlich, als gegen Zwang und Züchtigung.

Er spie viel und denen, die ihn besuchten, oft in das Gesicht; nur einzelne seiner früheren Bekannten ließ er unmißhandelt und sprach mit ihnen auf Augenblicke ruhig; andere empfing er mit Spott, Stolz und Verachtung und deckte schonungslos einem jedem seine Schwächen auf und schalt ihn einen größeren Narren als er selbst sey, den der Unsinn, die Unwissenheit Anderer hier gefesselt und gefangen hielten.

Alle Funktionen seines Körpers gingen in diesem Anfalle regelmäßig von Statten; wenn Niemand bei ihm war, und er, ohne daß er es bemerkte, beobachtet wurde, so sah man, daß er sich alle Mühe gab, Onanie zu treiben; um dieses zu verhüten, hatte man ihm einen Gürtel um den Leib legen lassen, und die Hände im Handgelenke daran angeschnallt. Wenn er nicht im Zwangstuhle saß, so legte er sich in seinem Bette auf den Bauch, und suchte durch Frictionen auf der Unterlage des Bettes, den Reiz zur Saamenergießung hervorzubringen.

Nach diesem heftigen Anfalle von Raserei trat wieder eine Monate dauernde Remission bei ihm ein; in dieser Zeit war es, wo er einem seiner Freunde vertraute, daß er die Absicht gehabt hätte, sich durch Onanie zu erschöpfen und zu tödten.

Alle bisher in Gebrauch gezogenen Mittel, Aderlässe,

Abführungen und andere schwächende Arzneien, Nervina und sonstige empirisch als wirksam erprobte Mittel blieben bei ihm fruchtlos, so wie es unentschieden blieb, ob der oben erwähnte Steinwurf oder die Onanie Gelegenheitsursachen des Ausbruchs seiner Geisteszerrüttung waren.

Auch muß noch bemerkt werden, daß ein Verwandter des Kranken sich ebenfalls in einem Anfalle von Gemüthskrankheit das Leben genommen hat. Auffallend war in den Krankheitsanfällen, daß mit dem Wachsen des Mondes das Irreseyn zunahm und beim Vollmonde jedesmal die Acme erreichte, bei der Abnahme des Mondes die tobsüchtigen Anfälle aber wieder mehr nachließen.

Nach der letzten Periode kehrten die Anfälle häufiger wieder; die Hoffnung zur Beseitigung der Krankheit sowohl als zur symptomatischen Dämpfung der Anfälle schwand immer mehr und man sah sich genöthiget, den Unglücklichen in einer für Irre zweckdienlich eingerichteten Versorgungsanstalt unterzubringen.

Beobachtungen und Bemerkungen über das Delirium tremens;

aus amerikanischen Zeitschriften mitgetheilt

von

Herrn Dr. G. von dem Busch

zu Bremen.

(Fortsetzung).

6.

Beobachtungen und Bemerkungen über das Delirium tremens oder das Delirium der

Säufer, nebst Fällen. Von Dr. Stephan Brown, vormaligem Wundarzte des Hospitals zu New-York.

(American medical Recorder. Vol. 5. p. 193 — 215.)

Menschen, die im hohen Grade dem Genusse geistiger Getränke ergeben sind, werden bisweilen von einem Delirium befallen, welches in Verbindung mit einer Reihe anderer krankhafter Erscheinungen von Armstrong den Namen des Gehirnfiebers von Trunkenheit erhielt. Sutton nannte die Krankheit von einem häufig vorkommenden eigenthümlichen Symptome Delirium tremens. Andere gaben ihr die Namen Mania a temulentia, Mania a potu, Febris temulenta, u. s. w.

Die ernsthafte Natur und das häufige Vorkommen des Uebels, und eine bis auf jene Zeit fehlende systematische Abhandlung desselben, machen es zu einem Gegenstande von hohem Interesse. Sein Karakter kann leicht verkannt werden, und man kann es mit andern Krankheiten, namentlich mit der Phrenitis und Manie verwechseln und leicht eine Behandlungsart einschlagen, die zu üblen Folgen Anlaß geben kann. Bisweilen läuft dies Uebel tödtlich ab, und manchmal mag dieser Ausgang durch eine fehlerhafte Behandlung herbeigeführt worden seyn. Das Wesen dieser besonderen und interessanten Krankheit ist vielleicht noch nicht durchaus richtig aufgefaßt worden, wie dies aus der Verschiedenheit der von den praktischen Aerzten vorgeschlagenen und befolgten Heilarten hervorgeht. Während einer Reihe von fünf Jahren, wo ich in dem Hospitale zu New-York angestellt war, hatte ich Gelegenheit, eine große Zahl von Fällen dieser Art zu beobachten. Da meine Aufmerksamkeit

immer auf diese Fälle besonders gerichtet war, so erlaube ich es mir hier eine kurze Beschreibung der Symptome, wie ich sie beobachtete, und eine genaue Erzählung einiger Fälle zu liefern, die zum Zweck haben, zu zeigen, daß das Opium, wenn es reichlich und mit Umsicht angewendet wird, ein höchst sicheres und wirksames Mittel zur Heilung dieser Krankheit sey.

Die Symptome, welche in dem ersten Zeitraume vorkommen, sind Unverdaulichkeit, Druck in der Herzgrube, Uebelkeit, zuweilen Aufstoßen und Erbrechen; der Stuhlgang erfolgt oft gehörig, oft ist der Leib verstopft; bisweilen ist Schmerz oder Eingenommenheit des Kopfs vorhanden. Die Zunge ist belegt, gemeiniglich aber feucht; der Puls ist verschieden, gemeiniglich häufiger als gewöhnlich; die Haut ist in einigen Fällen trocken und heiß, gemeiniglich aber feucht und von natürlicher Wärme. Gemeiniglich ist ein Zittern der Hände, und bisweilen auch der Zunge oder des Halses vorhanden. Der Blick ist immer wild und flüchtig *), und hat einen ängstlichen Ausdruck. Das Gemüth ist beunruhigt, besonders bei Nacht. Der Kranke kann nicht schlafen, fühlt kein Verlangen sich niederzulegen, und oft kann man ihn nur mit der größten Mühe dahin bringen, daß er zu Bette geht. Hat er sich endlich zu Bett gelegt, so ist er unruhig und wird, wenn er nicht mit Gewalt daran verhindert wird, bald wieder aufstehen, seine Kleider anziehen, im Zimmer umhergehen, und eine große Aengstlichkeit entweder in Hinsicht auf seine täglichen Beschäftigungen oder auf seine persönliche Sicherheit blicken lassen. Wird er dahin gebracht, sich wieder niederzulegen, so wird er bald wieder aufstehen, und so wird er

*) Dieses Wilde und Flüchtige im Blicke habe ich nie vor dem Ausbruche des Deliriums bemerkt, wohl aber wenn dasselbe ausgebrochen war. v. d. Busch.

vielleicht im Laufe einer einzigen Nacht mehr als zwanzigmal wechselsweise das Bett suchen und wieder verlaßen *).

So wie die Krankheit vorschreitet wird das Delirium Nacht und Tag andauernd; es tritt eine anhaltende Schlaflosigkeit ein, und der Ausdruck der Gesichtszüge korrespondirt mit den vorherrschenden Ideen und Eindrücken des Gemüths. So glaubt der Kranke in einigen Fällen ein häßliches und gefährliches Thier im Zimmer zu erblicken; er sieht bald Ratten und Mäuse oder Schlangen, die, wie er glaubt, seiner Person oder seinen Sachen Schaden zufügen wollen. Bisweilen ist es ein gefürchteter Gegenstand, den er zu erblicken glaubt, wie z. B. der Teufel, von dem er meint, daß derselbe gekommen sey, ihn zu holen, wodurch er dann in große Furcht geräth, welche sich durch heftiges Zittern des ganzen Körpers, durch den Ausdruck von Furcht und Schreck im Gesichte und ein ängliches Geschrei nach Hülfe ausdrückt **). Manchmal hört er ein eigenes Geräusch im Zimmer oder in der Ferne, und bisweilen singt oder betet er abwechselnd, oder recitirt Stellen aus Schriften.

---

*) Diese allgemeine Unruhe, dieses ängstliche Umherwandern, besonders aber die Schlaflosigkeit vor dem Ausbruche des wirklichen Deliriums sind höchst karakterisch, und ist meines Dafürhaltens bisher zu wenig Werth auf diese so wichtigen Symptome gelegt worden.

v. d. Busch.

**) Diese krankhaften Spiele der Phantasie und der Sinnes-Anschauungen werden zuweilen schon im ersten Zeitraume der Krankheit beobachtet, wenn ein kurzer unruhiger oder gar kein Schlaf vorhanden ist. Sie gewinnen aber in dem Grad an Stärke, als die Schlaflosigkeit überhand nimmt und scheinen im genauen Verhältnisse mit dieser zu stehen. v. d. Busch.

Kranke dieser Art haben immer ein großes Verlangen thätig zu seyn, oder ihr Gemüth ist gänzlich von Furcht oder Angst irgend einer Art eingenommen. Sie sind leicht zu behandeln, wenn man sanft mit ihnen umgeht, und zeigen selten Bösartigkeit oder Heimtücke. Sie ertragen es nicht, wenn man sie einzuschließen sucht, und bemühen sich dann, sich der Aufsicht ihrer Wärter zu entziehen. Selten klagen sie über körperliche Schmerzen. Wenn ihre Freunde zu ihnen kommen, so kennen sie dieselben; manchmal, in der Höhe des Deliriums, sind ihnen indeß die nächsten Verwandten und Freunde nicht bekannt. Wenn der Kranke still liegt, so zupft er beständig an den Betttüchern und macht verschiedentliche Bewegungen mit den Händen; häufig hascht er nach irgend etwas, was ihm in der Luft umher zu fliegen scheint. Auf der Höhe der Krankheit schläft er gar nicht; das Zittern der Hände ist bedeutend vermehrt; der Schweiß *) bricht bei der geringsten Anstrengung aus; der Puls wird sehr schnell, die Schwäche nimmt überhand, und wenn der Kranke nicht durch einen sanften Schlaf erquickt und gestärkt wird, so erscheinen bald die Symptome, welche einen tödtlichen Ausgang andeuten: die Ausleerungen gehen unwillkührlich ab; die Haut wird kalt und klebrig, und ist oft mit profusen Schweißen übergossen, der Puls ist sehr schnell und schwach, das Gesicht trägt das Gepräge der Uebersinnlichkeit. Diesen Symptomen folgen entweder bald Convulsionen, die in Kurzem dem Leben des Kranken ein Ende machen, oder aber es tritt eine Uebersinnlichkeit mit Coma oder Apoplexie verbunden ein und führt bald zum Tode.

---

*) Dieser reichliche, oft allgemein, oft aber nur an einigen Theilen, namentlich am Kopfe oder an der Brust, ausbrechende Schweiß ist höchst karakteristisch, und ich habe ihn bei allen Kranken beobachtet. v. d. Busch.

Die nachstehend erzählten Fälle zeigten viele der angeführten Symptome, außer denen, welche gegen das Ende der Krankheit beobachtet werden.

1. Im März 1817 ward ich zu Herrn R., einem Manne von etwa vierzig Jahren, gerufen. Als ich in das Zimmer kam, redete er mich so höflich wie gewöhnlich an. Ich befragte ihn um einige Tagesneuigkeiten, und er bemühte sich mir darauf zu antworten, schien aber sehr aufgeregt zu seyn. Seine Augen hatten etwas Wildes; er blieb im Zimmer stehen, und wollte sich trotz des Zuredens nicht niedersetzen. Bald darauf zeigte er nach einem Punkte im Zimmer hin, und fragte seinen Sohn ganz ernsthaft: »Siehst du sie? Siehst du sie? Da sind sie schon wieder!« Als ich ihn fragte, was er denn bemerke, antwortete er: Mäuse, die gekommen wären seine Bücher aufzufressen, auch schon die besten darunter benagt und zerstört hätten, und durch die er bereits einen Schaden von hundert Dollars erlitten habe. Diese Idee schien seinen Geist beständig zu beunruhigen, obgleich durchaus nichts der Art vorgefallen war. Seine Frau versicherte mir, daß er bereits vier Tage auf diese Art zugebracht und daß er in dieser Zeit keinen Schlaf gehabt habe, auch nicht im Bette gehalten werden konnte. Bei Nacht, sagte sie, betrüge er sich so, daß man angst werden müsse, und daß sie die Nachbarn herbeigerufen habe, um ihn zu bändigen.

Ich wußte, daß dieser Mann seit zwei Jahren dem Genuße geistiger Getränke sehr ergeben war, und die Frau gestand, daß er etwa seit zwei Monaten mehr als früherhin getrunken hätte, und daß kaum ein Tag verstrichen sey, an welchem er nicht berauscht gewesen. Wenige Tage vor dem Ausbruche des gegenwärtigen Uebels habe er plötzlich *)

*) In vielen Fällen finden wir, daß ein plötzliches Enthal-

gleichsam durch einen innern Drang getrieben alles Getränk bei Seite gesetzt, da dasselbe, wie er sagte, seinem Körper nicht zuträglich geworden, und erklärt, er wolle von nun an nichts weiter trinken als Cyder oder Bier. Er schien fieberfrei zu seyn, und sein Puls war hinsichtlich der Frequenz und der Vollheit beinahe natürlich. Sein Leib war durch eine Gabe Kalomel und Jalappa geöffnet. An dem Tage, an welchem ich ihn zuerst sah, ließ ich ihm vierzehn Unzen Blut, legte ihm ein Blasenpflaster zwischen die Schultern, und da er in den letzten vier Tagen durchaus nicht geschlafen hatte, und der Anwendung des Opiums auch nichts entgegen zu stehen schien, so verordnete ich das Laudanum mit der Weisung, daß ihm davon am Abend ein Theelöffel voll gegeben werden und wenn hiernach innerhab einer Stunde kein Schlaf erfolgt, man noch einen halben Theelöffel voll geben, und wenn es nöthig wäre, diese Gabe stundenweise wiederholen sollte. Diese meine Verordnung ward genau befolgt; der Kranke nahm zwei Drachmen eines frisch bereiteten Laudanums, ehe die gehoffte Wirkung eintrat. Als ich ihn am folgenden Tage besuchte, fand ich ihn sanft schlafend. Er erwachte kurz nach meiner Ankunft, klagte, daß ihm das Blasenpflaster viele Schmerzen mache und bat, daß man es verbinden möchte. Sein Blick war nicht so wild, als den Tag zuvor, und er sprach vernünftiger. Nachdem das Pflaster verbunden war, fing er wieder an zu schlafen und schlief beinah bis zum folgenden Morgen, an welchem er vernünftig erwachte. Er klagte bloß über Mattigkeit und Schmerz an

ten aller geistigen Getränke dem Ausbruch des Uebels vorherging, und ich glaube, daß gerade dieses plötzliche Entziehen eines gewohnten Reizes hier als die erregende Ursache des Deliriums zu betrachten sey.

v. d. Busch.

der Stelle, wo das Pflaster gelegen hatte. Allein auch diese Beschwerden wurden bald beseitigt, und da er nun eine mässigere Lebensart beobachtete, so genoß er von dieser Zeit an eine sehr gute Gesundheit.

2. L. S., ein öffentliches Mädchen, fünf und zwanzig Jahr alt, das dem Genusse geistiger Getränke im hohen Grade ergeben war, ward im September 1817 am Delirium tremens leidend in das New-York-Hospital aufgenommen. Die Kranke hatte schon seit drei Tagen an dem Uebel gelitten; der Schlaf fehlte ihr gänzlich; sie zeigte ein falsches Urtheil über die gewöhnlichsten Gegenstände, und sprach unzusammenhängend; ihr Blick war wild, die Augen waren geröthet, die Haut war kalt und klebrig, der Puls schwach, sie zitterte heftig. Man gab ihr das Laudanum in solchen Gaben, daß Schlaf dadurch entstand, welcher meist sechs und dreissig Stunden lang anhielt. Hernach ward sie vernünftig, und verließ nach einigen Tagen die Anstalt.

3. H. G., ein Mann von acht und vierzig Jahren ward im Dezember 1817 in das Hospital gebracht. Man hatte ihn spät in der Nacht auf der Straße in dem Zustande der höchsten Berauschung gefunden, und er war von den Nachtwächtern in die Wache gebracht worden. Am folgenden Tage ward er noch Bridewell gebracht. Da seine Hände aber erfroren waren, so ward er einen oder zwei Tage später auf Befehl des Kommissionärs in das Hospital gelegt. Seine Hände zitterten, seine Augen blickten wild umher, er brachte die Nächte schlaflos zu, stieg aus dem Bette und wieder hinein, lief im Saale umher, sprach unzusammenhängend sang und stöhrte auf alle Art die übrigen Kranken. Er hatte kein Fieber, seine Zunge war feucht, die Haut kalt. Bei Tage war er vernünftiger, verlangte häufig nach Brandtwein, und sagte, daß er diesen lange gewohnt sey und oft in einem Tage zwei bis drei Quart davon getrunken habe. Ich

ließ ihm daher eine geringe Menge desselben reichen, und gab ihm am Abend zwei Drachmen Laudanum.

Als ich ihn am nächsten Morgen besuchte, fand ich, daß er nicht geschlafen hatte; er war die Nacht über schlimmer gewesen, und als man sich über seine Aufführung und die Störungen, die er im Saale gemacht hatte, beschwerte, läugnete er die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen ab, und schien sich des Vergangenen nicht bewußt zu seyn. Der Brandtwein war an diesem Tage in geringer Menge fortgegeben worden und am Abend bekam er drei Drachmen Laudanum. Diese wirkten indessen nicht besser, als die erste Gabe, denn er war ungestümer, als die Nacht zuvor. Am Morgen schlummerte er etwas ein.

Am dritten Abend stieg ich bis zu vier Drachmen Laudanum, wonach ein kurzer Schlaf erfolgte. Am vierten ließ ich den Tag über den Brandtwein ganz aussetzen, und gab gegen Abend nochmals vier Drachmen Laudanum. Am folgenden Morgen fand ich, daß er durchaus nicht geschlafen hatte, und unruhiger gewesen war als je. Nun entschloß ich mich noch größere Gaben anzuwenden, und ließ ihm am Abend des fünften Tages sechs Drachmen Laudanum auf einmal geben, und als diese keinen Schlaf bewirkten, nach Verlauf einer Stunde noch zwei Drachmen nachnehmen. Diese Quantität bewirkte endlich Schlaf, welcher die Nacht über, so wie den größten Theil des folgenden Tages und der folgenden Nacht anhielt. Hiernächst war er vernünftig, und genas bald gänzlich; doch blieben seine Hände in Folge des erlittenen Frostes noch wund.

4. Antonio F., zwischen dreissig und fünf und dreissig Jahre alt, ward im August 1818 in das Armenhaus aufgenommen. Einen Theil des verflossenen Winters hindurch hatte er daselbst schon seine Zuflucht gehabt, und war im Frühjahre entlassen worden. Als ihn der Oberaufseher der Anstalt un-

tersuchte, erkannte ihn derselbe nicht wieder, und hielt ihn seinem äußeren Ansehen nach für wahnsinnig. Man rief mich herbei. Ich erkannte ihn sogleich wieder, fand aber, daß sein Gesicht sich wesentlich verändert hatte; seine Augen hatten aber etwas Wildes und funkelten; er sprach hastig und flüchtig, war hastig in allen seinen Bewegungen und hatte ein heftiges Zittern der Hände. Einige Fragen beantwortete er genau, sprach aber mitunter ungereimtes Zeug.

Es ward ihm ein warmes Bad gegeben, es wurden ihm reine Kleider angezogen und er ward in einen Saal gebracht, in welchem sich keine Kranken befanden. Am Nachmittag ward ich aufgefordert, diesen Mann zu sehen, der rasen sollte. Als ich in den Saal trat, fand ich ihn auf den Knieen liegen, in einer betenden Stellung. So wie er mich ansichtig wurde, fing er an aufzuschreien, zitterte heftig und hatte einen höchst ängstlichen Ton der Stimme. Sein Gesicht drückte die größte Furcht und Angst aus, und er bat mich, daß ich doch für ihn beten möchte, da, wie er sagte, der Teufel gekommen sey um ihn zu holen, und er ihn sehe, wobei er auf einen Punkt im Saale zeigte, woselbst derselbe seyn sollte. Er bat nicht bloß mich, sondern jeden, der ihm nahe kam, für ihn zu beten. Sein ganzer Körper war in einer stark zitternden Bewegung begriffen.

Ich glaubte ihn von dem Ungrunde seiner Idee überzeugen zu können, weshalb ich einen Prügel ergriff, und so that, als wenn ich den Teufel damit verjagen wollte, wobei ich gegen seine satanische Majestät mit vieler Gewalt verfuhr. Er gestand, daß der Teufel die Flucht ergriffen habe, daß derselbe aber in eine Flasche geschlüpft sey, die in einer entfernten Ecke des Zimmers stand. Diese ward nun weggetragen. Der Kranke sah mit zitternder Angst nach dem Fleck hin, gleich als wenn er fürchte, der Teufel werde wiederkommen. Ich

ließ ihm eine Bibel geben, die er hastig ergriff; er fragte, ob es eine katholische Bibel sey (er war Katholik), und als man dieses versicherte, gab er sich zufrieden. Ich sagte ihm, ich wolle ihm einige Tropfen geben, die ihn gegen den Teufel schützen würden. Er war darüber erfreut, und ich gab ihm nun eine Drachme Laudanum, welche Gabe vier Stunden nachher wiederholt werden sollte. Diese Portion erregte aber keinen Schlaf. Er war wegen des Teufels mehr beruhigt worden, hatte aber nach Aussage des Wärters die ganze Nacht geraset. Er schien ruhiger zu seyn, doch dauerte das Delirium fort. Am folgenden Abend ließ ich dieselbe Quantität Laudanum nehmen. Er schlief hiernach die Nacht und den folgenden Tag, und erwachte vollkommen vernünftig. Man gab ihm nun eine mäßige Menge seines gewohnten Getränkes, bis seine Kräfte wieder hergestellt waren.

5. M. B., ein Vierziger, war seit vielen Jahren dem Genusse geistiger Getränke ergeben gewesen. Im August 1821 ward er vom Delirium tremens befallen und ich wurde zu ihm gerufen. Seine Haut war trocken und heiß, sein Puls voll und häufiger als gewöhnlich, die Zunge weiß belegt, er hatte Schmerzen im Kopfe, ein Zittern der Hände, des Nackens und der Zunge, einen wilden Blick und Delirium. Dieses letztere hatte am Tage zuvor seinen Anfang genommen. Der Kranke war ein robuster Mann, und da ein beträchtlicher Grad von Fieber mit starkem Pulse vorhanden war, so ließ ich die Ader öffnen, und entzog ihm zwanzig Unzen Blut; es ward ihm ein Blasenpflaster zwischen die Schultern gelegt und am Nachmittag ein Purgiersalz gegeben.

Am folgenden Tage war die Haut nicht mehr so warm, der Puls war weicher geworden, aber das Delirium währte fort. Er hatte die Nacht hindurch nicht geschlafen. Ich würde ihm nochmals zur Ader gelassen haben, ward aber

durch die Freunde des Kranken davon abgehalten. Ich ließ deshalb Blasenpflaster an die Waden legen und gab den Brechweinstein in Ekel erregenden Dosen.

Am dritten Tage. Die Haut war feucht, der Puls weicher, das Delirium währte fort, das Zittern war vermehrt, es war kein Schlaf erfolgt. Ich ließ ein Abführungsmittel aus Kalomel und Jalappa reichen, und hiernächst das Laudanum alle Stunde zu einem Theelöffel voll, bis Schlaf erfolgen würde, geben.

Am vierten Tage. Die Haut war feucht, der Puls nicht so stark, das Delirium hatte sich vermehrt, und es war kein Schlaf erfolgt. Das Laudanum war bis zu drei Drachmen gegeben worden. Die Angehörigen, welche glaubten, daß er nach demselben schlimmer geworden sey, gaben ihm nichts mehr davon. Es mußte beständig jemand bei ihm bleiben, da das Delirium heftiger als zuvor geworden war und er keinen Menschen mehr erkannte. In diesem Delirium verblieb er bis zum siebenten Tage von meinem ersten Besuch an gerechnet; in den letzten drei Tagen hatte er aus großer Aengstlichkeit der Seinigen mit Ausnahme eines Purgiermittels wenig oder gar keine Arznei genommen. Das Delirium hatte den höchsten Grad erreicht; das Zittern war vermehrt; der Puls war schwach, die Haut kühl und klebrig; er hatte in den letzten sieben Tagen keine halbe Stunde geschlafen. Die Geduld seiner Angehörigen ging auf die Neige, und man erlaubte mir nun nach eigenem Gutdünken zu verfahren. Ich verordnete nun:

R. Gum. Opii
Pulv. Rad. Ipec.
Natr. carb. aa gr. XXXVj.
Misce. f. pulv. Div. in XII part. aeq.

Von diesen Pulvern verordnete ich ihm stündlich eins zu geben, bis er in Schlaf fallen würde.

Meine Verordnung ward bis zum Verbrauche von zehn Pulvern genau befolgt. Dann aber ward die Frau des Kranken, die ihn wartete, des beständigen Wachens müde, und sie entschloß sich, wie sie sagte, ihn zu tödten oder zu heilen, weshalb sie ihm die beiden letzten Pulver auf einmal reichte. Er brach etwas von denselben gleich wieder aus; dann fing er an zu schlafen, und schlief beinah vier und zwanzig Stunden lang. Das Delirium hörte hiernach gänzlich auf, und das Zittern verminderte sich. Er gebrauchte von diesem Augenblicke an keine Arznei weiter, fing nach einigen Tagen seine Arbeiten wieder an, und hat sich seitdem vollkommen wohl befunden.

Die nachfolgenden Fälle sind mir von meinem Freunde Dr. J. J. Howe mitgetheilt worden, welcher, da er ebenfalls drei bis vier Jahre beim Hospitale angestellt war, zum öftern die Krankheit zu sehen Gelegenheit hatte.

6. Catharina Casield, eine Frau aus den mittlern Jahren, ward am acht und zwanzigsten November 1817 in das Hospital zu Bellevue aufgenommen. Sie litt an einer großen Schwäche, die in Folge ihres unmäßigen Trinkens entstanden war. Sie sagte, sie sey einen Monat lang trunken gewesen; am Tage zeigten sich bei ihr keine Spuren des Wahnsinns, aber die Nacht über raste sie beständig. Es ward ihr am Abend eine kleine Menge der Serpentariatinktur mit einer Drachme Laudanum gegeben. Dieses Verfahren wurde zwei bis drei Tage lang ohne merkliche Veränderung der Symptome fortgesetzt. Sie hatte keinen Schlaf. Ihr ward nun am Nachmittag und Abend in getheilten Dosen eine halbe Unze Laudanum gegeben, wonach sie die Nacht über ruhig schlief und am Morgen besser zu seyn schien.

Das Verfahren gegen die Nacht eine reichliche Gabe Opium in Fällen dieser Art zu geben, ist seit einiger Zeit mit sehr gutem Erfolge in der Anstalt gebräuchlich gewesen. Die

Kranken verfielen nie wieder in das Delirium, sobald sie nur eine Nacht durch das Opium ruhigen Schlaf bekamen.

Am fünften Dezember. Die Kranke schlief die Nacht über, ohne vorher Opium genommen zu haben.

Am sechsten Dezember. Die letzte Nacht schlief die Kranke wiederum ruhig; sie schien beinah genesen zu seyn, und das Delirium war nicht wieder gekommen.

7. Hugbes, etwa vierzig Jahr alt, ward im Mai 1818, an einem hohen Grade der Manie der Säufer leidend, in die Anstalt aufgenommen. Seine Zunge war schmutzig belegt; der Athem war stinkend; er zitterte heftig; der Appetit fehlte, und Schlaf war nicht vorhanden. Er hatte ein höchst wildes Delirium. Seit drei bis vier Tagen war wenig für ihn gethan worden, und sein Zustand hatte sich sehr verschlimmert. Es ward ihm am Abend eine halbe Unze Opiumtinktur gegeben, wonach kein Schlaf erfolgte; am folgenden Tage war er so unruhig wie zuvor. Am Abend ward die Opiumtinktur in größerer Menge, bis zu fünf oder sechs Drachmen, gereicht. Die Nacht darauf schlief der Kranke ruhig und erwachte am Morgen vollkommen vernünftig. Es ward nun blos ein Infusum der Serpentaria gegeben. Der Mann ward zwar wieder hergestellt, blieb aber lange Zeit hindurch noch sehr schwach.

8. M. R., acht und zwanzig Jahre alt, ein geborner Irländer, ward am siebzehnten November 1818 in die Anstalt gebracht. Er litt an einem bedeutend hohen Grade eines in Folge des Saufens entstandenen Deliriums. Er murmelte beständig in sich hinein, sprach aber kein Wort deutlich aus. Er zitterte beständig, und hatte die willkührlichen Muskeln nicht in seiner Herrschaft. Er pflückte an den Betttüchern und an andern Gegenständen, die um ihn herum lagen. Seine Zunge war trocken und braun, und er konnte dieselbe nicht zwischen den Zähnen hindurch bringen.

Sein Puls war schnell, klein und schwach. Er konnte einiges ihm in den Mund geflößtes Getränk verschlucken, war aber nicht im Stande feste Dinge hinab zu bringen. Ihm wurden ein Gran Kalomel mit zehn Gran Kampher alle zwei Stunden gegeben, und zum Getränk erhielt er einen starken Aufguß der Serpentaria.

In den ersten beiden Nächten nach seiner Aufnahme schlief er gar nicht; er war die Nächte über höchst ungestüm, wollte beständig aus dem Bette, war aber nicht vermögend zu stehen.

Am dritten Tage des Abends. Nachdem die genannten Mittel ohne eine Verminderung zu bewirken bis dahin fortgebraucht worden, wurde ihm auf einmal eine halbe Unze Opiumtinktur gegeben. Nach Verlauf von anderthalb Stunden fing er an zu schlafen.

Am vierten des Morgens. Er schlief die ganze Nacht über ruhig und erwachte spät am Morgen. Er war ruhiger und seine Besinnung schien etwas wiedergekehrt zu seyn. Er klagte über Schwindel und Kopfschmerz. Sein Mund war feucht geworden und das Zittern hatte ihn beinahe verlassen.

Es wurde ihm eine halbe Unze Chinatinktur alle drei Stunden gegeben, und die übrigen Mittel wurden fortgesetzt. Den Tag über blieb er vernünftig und nahm etwas Nahrung zu sich.

Am fünften. Die Gesichtszüge waren mehr geregelt und der Blick der Augen war klarer. Er schlief ohne eine Gabe Opium, und versicherte guten Appetit zu haben. Er klagte über einen geringen Kopfschmerz und über Schmerz in den Muskeln. Er zitterte nicht, war bei Sinnen, und sein Puls schlug natürlich. Er erzählte, daß er sich kurz vor seiner Krankheit in der Lustigkeit betrunken habe. Sein Mund fing an von dem Kalomel angegriffen zu werden.

Die Pulver wurden ausgesetzt, und mit dem Aufguß und der Tinktur ward fortgefahren.

Am sechsten. Das Befinden war wie den Tag zuvor. Die Mittel wurden fortgebraucht und ihm dabei alle zwei Stunden noch sechs Gran Ammonium carbonicum gereicht.

Am siebenten. Die Besserung hielt an; der Puls war voll und weich; der Kranke klagte über Schmerzen in den Händen und Füßen, und sagte, daß man ihm vor seiner Aufnahme in das Hospital tüchtig zur Ader gelassen habe, seiner Meinung nach bis zu zwei Quartier.

Die verordneten Mittel wurden fortgebraucht.

Am achten Dez. als am ein und zwanzigsten Tage. Der Kranke ist nun so weit genesen, daß er im Zimmer umher gehen kann; sein Appetit ist gut. Seine Beine blieben mehrere Tage, im Verhältniß zu seiner übrigen Genesung, höchst schwach, so daß er kaum gehen oder stehen konnte.

Ich erlaube mir jetzt nach Erzählung dieser Fälle einige Bemerkungen über die Heilmittel, welche von den Aerzten zur Behandlung des Delirium tremens angewandt wurden, so wie einige über die Pathologie desselben.

Blutausleerungen.

Die Blutausleerungen werden von Vielen in dieser Krankheit angepriesen. Einige Aerzte sind der Meinung, daß in vielen Fällen des Delirium tremens reichliche Aderlässe eben so nothwendig sind, als in Fällen der Phrenitis, und wenden dieselben ohne Unterschied in jeglichem Zeitraume der Krankheit und bei jedweder Beschaffenheit des Körpers an. Zweifelsohne wurden sie zu dieser Behandlung durch die Annahme geführt, daß das Hirn der Sitz des Uebels sey, und daß die nächste Ursache desselben entweder in einer Entzündung der Häute dieses Organs oder in venösen Congestionen in den Gefäßen des Hirns und seiner Häute bestehe. Der maniakalische Zustand des Kranken rührt nach ihnen von

einer Störung dieser Art her, und Blutausleerungen sind ihrer Meinung nach die besten und sichersten Mittel zur Heilung und Beseitigung dieser Störungen. Ich zweifle nicht, daß manche unglückliche Kranke durch den zu reichlichen und unüberlegten Gebrauch der Blutausleerungen zum Grabe wanderten, die durch eine vernünftigere Behandlung gerettet seyn würden.

Unter denen, die sich öffentlich über die beste Behandlungsart dieser Krankheit aussprachen, ist Professor Potter zu Baltimore *) der größte Wortredner der Blutausleerungen. Er sagt nämlich: »Bei jungen Subjekten und solchen, die, wenn auch schon im höheren Alter, die Krankheit erst vor kurzer Zeit bekommen hatten, haben wir oft siebzig bis achtzig Unzen Blut gelassen, und stiegen oft bis auf hundert Unzen innerhalb drei bis vier Tagen. Obgleich in dem Zustande von Schwäche, der dem Misbrauche der geistigen Getränke folgt, gewöhnlich nur kleine Aderlässe gemacht werden dürfen, so hat diese Regel doch auch ihre Ausnahme. Der drohende Karakter der Symptome im ersten Zeitraume, die entweder in der Form lange andauernder Convulsionen, welche in Apoplexie überzugehen drohen, oder als ein wildes und wüthendes Delirium auftreten, hat es oft nöthig gemacht, daß wir zwanzig bis dreissig Unzen Blut entzogen, ehe wir die Vene verbanden. Ich gestehe, daß dies selten nöthig war und selten zweckmäßig seyn wird; indessen habe ich nie nöthig gehabt dieses Verfahren zu bereuen. Ich habe allgemeine Aderlässe in allen Quantitäten bis zu vierzig Unzen, und durch Schröpfköpfe und Blutigel örtliche, bis zu einer

*) S. Armstrong's Illustrations on Typhus fever, with Notes critical and explanatory; by Nathaniel Potter, M. D.

Unze bewerkstelligt und gute Folgen davon gesehen. In einigen bedenklichen Fällen übertrafen die örtlichen Blutausleerungen meine Erwartungen, nachdem allgemeine Aderlässe nicht mehr angezeigt waren.« Ferner bemerkt er, daß es Lagen gebe, in welchen Blutausleerungen nicht weiter angewandt werden dürften.

Dr. Armstrong behandelte zwei und vierzig Fälle dieser Krankheit, von denen sieben tödtlich abliefen. Bei alten und entnervten Säufern fand er Blutausleerungen, selbst im Anfange, höchst schädlich. Auf der andern Seite sagt er, daß er bei Menschen, deren Constitution durch anhaltendes Saufen nicht zerrüttet worden, kleine frühzeitig angewandte Blutausleerungen, besonders wenn denselben Abführungen nachfolgten, sehr nützlich gefunden habe. Er sagt ferner, daß er jedoch die volle Ueberzeugung habe, daß es nicht viele Fälle gebe, in welchen Blutausleerungen wirklich nöthig sind, und daß es nur wenige gebe, in welchen man die Anwendung der Purgiermittel im Anfange der Krankheit verabsäumen darf.

Meine Erfahrung stimmt hinsichtlich der Blutausleerungen in dieser Krankheit ganz mit den Erfahrungen von Armstrong überein. Die Fälle nämlich, in welchen sie durchaus nothwendig sind, gehören zu den seltnern. Will man sie anwenden, so darf dies nur im Anfange und bei Menschen geschehen, deren Körper noch nicht durch das lange Saufen zerrüttet ist. Selbst in denen Fällen, in welchen zum Anfange Convulsionen eintreten, werden Brechmittel immer eine schnellere und bessere Wirkung hervorbringen, als große Blutausleerungen. Bei robusten Subjekten habe ich selbst am dritten oder vierten Tage des Deliriums noch Blut gelassen, und dann, nachdem ich Magen und Darmkanal gehörig gereinigt hatte, das Opium in solchen Gaben gereicht, daß Schlaf erfolgte.

Purgiermittel.

In Hinsicht der Anwendung der Purgiermittel bemerkt Potter, daß, obschon gehörige Leibesöffnung in jedweder Fieberform sehr nützlich ist, doch wiederholte Beobachtungen lehren, daß im Delirium tremens die Abführungsmittel nicht zu denen gehören, welche eine Radikalkur bewirken können, und daß sie nur schwache Unterstützungsmittel abgeben, ausser in denen Fällen, welche mit irgend einer fehlerhaften Secretion complizirt sind. Wir sehen, daß dieses oft der Fall ist, da mit Ausnahme des Hirns, die Leber sowohl primär als secundär am meisten leidet.

Bei starken Subjecten, die nur gelegentliche Säufer waren, gab Armstrong in den ersten zwei bis drei Tagen des Krankseyns reichliche Abführungen, nicht aber bei alten geschwächten Trinkern. Bei letztern kann man seiner Meinung nach das Opium gleich frühe geben, nicht aber bei erstern, bei denen man den Unterleib erst reinigen muß. Auch bei alten Säufern pflegte er vor der Anwendung des Opiums nie Purgiermittel zu geben; bei gelegentlichen Säufern ließ er die Purgiermittel nicht allein im Anfange gebrauchen, sondern setzte dieselben auch im Laufe des Uebels fort. Diese seine letzte Bemerkung stimmt aber nicht mit einer andern Stelle seiner Abhandlung überein, wo es heißt: »Bei gelegentlichen sowohl als alten Säufern muß sich der Gebrauch der Purgiermittel bloß auf die erste Periode der Krankheit beschränken, weil diese Mittel in den spätern Zeiträumen, in welchen Kalomel und Opium besser passen, sehr nachtheilig werden können. Kalomel und Opium mindern den aufgeregten Zustand und bringen die Circulation ins Gleichgewicht.«

Im ersten Zeitraume der Krankheit ist bei starken robusten Subjekten der Gebrauch der Purgiermittel, bis zu einem gewissen Grade gegeben, nützlich. Die Erfahrung hat mich aber gelehrt, daß die Meinung von Potter in Hin-

sicht der Nützlichkeit der Purgiermittel gegründet seyn, und daß man dieselben nicht für Mittel halten müsse, welche eine radikale Heilung bewirken können. Selbst in den Fällen, in welchen Potter ihren Gebrauch besonders zuläßt, würden Brechmittel ohne Zweifel wirksamer seyn, da sie eine gesundere Thätigkeit der Leber vorzüglich befördern. Bei alten Säufern und in den spätern Zeiträumen der Krankheit sollte man, wenn man Purgiermittel überhaupt reichen will, immer die gelindesten wählen z. B. Rhabarber, Magnesia, Rizinusöl u. s. w. Ist eine große Schwäche, ein kleiner schwacher Puls und eine kalte klebrige Haut im letzten Zeitraum vorhanden, so würden Klistiere zweckmäßiger seyn. Ich glaube nicht, daß Purgiermittel in allen, geschweige in der Mehrzahl der Fälle, nöthig sind, wenn ihnen auch nicht andere Ausleerungen, wie Aderlässe oder Brechmittel voraus gingen. Eine genaue Untersuchung wird in diesen Fällen die Beschaffenheit des Unterleibes des Kranken näher ausmitteln. In einigen von den vorher erwähnten Fällen gieng dem Gebrauche des Opiums weder die Anwendung von Purgiermitteln noch die anderer Ausleerungen voraus, und doch ward die Heilung schnell und vollständig bewirkt.

Lauwarme Begießungen.

Diese wurden von Dr. Armstrong in der Behandlung dieser Krankheit angewandt. Er gebrauchte dieselben, sobald der Darmkanal gehörig gereinigt war. In zwei bis drei Gallonen *) warmem Wasser ward Salz aufgelöst, und diese Auflösung dann über den ganzen Körper ausgegossen, welcher gleich abgetrocknet und tüchtig mit Flanell gerieben wurde. Dann ward der Kranke zu Bett gebracht, und es wurden ihm vierzig bis funfzig Tropfen Tinctura Opii mit ein wenig war-

*) Eine Gallon hält vier Maaß.

mem Wein gegeben, und dies alle zwei bis drei Stunden wiederholt, bis er in Schlaf verfiel. »Dieses Verfahren«, sagt Armstrong, »wird bisweilen den Kranken ohne anderweitige Mittel herstellen; da es aber in der Mehrzahl der Fälle die Symptome bloß mindert, so ist es gewöhnlich nöthig, daß man große Gaben von Kalomel und Opium nachfolgen läßt, die dann in Verbindung mit den lauwarmen Begießungen selten die Heilung verfehlen werden.«

Kalte Begießungen.

Die kalten Begießungen wurden von Armstrong in verschiedenen Fällen mit dem besten Erfolge gebraucht. Er ward auf dieselben zuerst von dem Dr. Ramsey zu New-Castle an der Tyne aufmerksam gemacht, der dieselben häufig in den ersten Zeiträumen der Krankheit, wenn die Oberfläche der Haut mit Schweiß bedeckt war, gebrauchte. Auch wurden dieselben zu Zeiten von dem Dr. Gregson zu Sunderland in Anwendung gezogen.

Der erste Kranke, bei dem Armstrong die kalten Begießungen anwandte, war ein starker junger Mann, der kurz vorher stark getrunken hatte und seit einigen Tagen erst erkrankt war. Drei Gallonnen kaltes Salzwasser wurden demselben mit Gewalt über den nackten Körper gegossen, als er gerade in der heftigsten Transpiration war. Vor der Begießung war derselben äußerst wüthend gewesen, war aber nach ihr leicht zu behandeln, ging zu Bett und hatte einen kurzen ruhigen Schlaf. Die Symptome kamen am folgenden Tage wieder, und die kalten Begießungen wurden nochmals mit demselben Erfolge wiederholt. Von dieser Zeit an gieng die Genesung rasch vor sich, und es wurden weiter keine Mittel gebraucht, als zu Zeiten eine Gabe Opium und Abführungen und etwas Wein und leichtnährende Kost. Der zweite Fall, in welchem A. die kalten Begießungen an-

wandte, betraf ebenfalls einen jungen Mann, und sie waren auch hier sehr heilsam.

Armstrong gebrauchte die kalten Begießungen nur bei robusten Subjecten, und gab immer vor und gleich nach denselben warmen Wein mit Wasser, und dabei ließ er die Haut gehörig abtrocknen und reiben, um die Lebenskräfte zu unterstützen und eine gehörige Reaction herbeizuführen.

Brechmittel.

Mehrere Praktiker bezeugen den Nutzen der Brechmittel in unserer Krankheit. Der erste Band des Medical Recorder enthält eine Abhandlung vom Dr. Joseph Klapp *), Arzt am Armenhospitale zu Philadelphia, in welcher derselbe seine Meinung über diese besondere Krankheit mittheilt. Zur Unterstützung dieser Meinung hat Dr. K. einige Thatsachen aus einem von ihm im siebenten Bande des Eclectic Repertory beschriebenen Falle einer Mania a potu, so wie Thatsachen aus anderen ähnlichen Fällen entlehnt. Die Abhandlung, auf die er sich bezieht, kenne ich nicht; allein aus dem zu schließen, was er daselbst mittheilt, und nach den Bemerkungen einiger anderer mit Klapp's Methode bekannt gewordener Aerzte, beruht der Haupttheil seiner Behandlung auf dem Gebrauch der Brechmittel. Ich verweise die Leser ferner auf die in dem Medical Recorder enthaltenen Aufsätze **) von Eberle, Naucrede, Drake und Flagler, die alle sich auf Klapp's Heilverfahren beziehen.

Obgleich ich mich bei Behandlung des Delirium tremens

---

*) Diese Abhandlung ist von mir bereits im ersten Hefte der Zeitschrift für die Anthropologie vom Jahre 1824, Heft 1, Seite 203 — 224 mitgetheilt worden. v. d. Busch.

**) Auch diese Aufsätze sind von mir in der Zeitschrift für die Anthropologie, a. a. O. mitgetheilt worden.

v. d. Busch.

nie allein auf die Brechmittel verlassen habe, so muß ich doch bekennen, daß ich in einigen Fällen viel Gutes davon sah, wenn ich ein Brechmittel dem Opium voraus schickte. Ohne Zweifel ist dieses Verfahren oft sehr richtig, da der Kranke oft zu Anfange des Uebels an einer Ueberladung des Magens und an Druck in der Magengrube leidet, wodurch Würgen und Erbrechen entsteht. Ein Brechmittel entfernt die schadhaften Anhäufungen aus dem Magen und erregt die Leber zu der Absonderung gesunder Galle. Auf diese Art wird eine Quelle der Reizung des Magens und des Nervensystems, das jetzt in Folge der Krankheit und ihrer entfernten Ursachen bedeutend aufgeregt ist, entfernt.

Obschon in manchen Fällen die gewöhnlichen Gaben des Brechmittels Erbrechen zu erregen im Stande sind, so ist doch in manchen wiederum der Magen so torpide und träge, daß große Gaben dazu gehören, ehe das Erbrechen erregt wird. Ich sah einst einen Fall dieser Art, in welchem dreissig Gran Brechweinstein in getheilten Gaben in kurzer Zeit gegeben wurden. Es ward kein Erbrechen dadurch erregt, sondern diese Gaben wirkten kräftig auf den Stuhlgang. Nach wenigen Tagen starb der Mann; er war von großer robuster Gestalt, und befand sich, als man ihm das Brechmittel reichte, in dem Zustande eines ausgebildeten Delirium tremens. Man konnte nichts von seiner früheren Geschichte erfahren. Er schien im höchsten Grade furchtsam zu seyn, und sein Gemüth war beständig von gespenstischen Vorstellungen gequält. Kam jemand in seine Nähe, so empfing er ihn mit der Anrede: »Teufel, du eingefleischter Teufel«; war die sich nähernde Person weiblichen Geschlechts, so rief er ihr zu: »Du Mutter des Satans«, und bat dringend, daß sie sich von ihm abwenden mögte. Oft fiel er in betender Stellung auf die Kniee, und schien beten zu wollen. Seine Arznei verweigerte er zu nehmen, und anfänglich mußte man

ihm dieselbe mit Gewalt in den Mund gießen und ihn zwingen, sie zu verschlucken. Als man ihm die zweite Gabe in einer Theetasse reichte und dabei sagte, daß wenn er diese nicht gutwillig nehmen wolle, man ihm dieselbe wie die erste eingießen würde, so machte er nach langen Weigerungen und hartnäckigem Schweigen ein Zeichen, daß man ihm dieselbe auf die Erde setzen solle. Als man dies that, stand er auf, fiel vor der Tasse nieder und betete mit aufgehobenen Händen, daß, »wenn er dieses Gift durchaus verschlucken müße, dasselbe ihm doch nicht schädlich werden möge. Dann nahm er die Arzney zu sich, legte sich nieder, und schien einige Zeit hindurch ungewöhnlich still zu seyn. Nach dem Beten sang er oft oder sprach in Versen. Seine Augen und sein Gesicht drückten die größte Angst aus, die ich je gesehen habe. Er hatte sich in der letzten Zeit dem Soff ergeben, und war vielleicht durch heftige Gemüthsbewegungen dazu getrieben worden.

Dr. Klapp gab einem Kranken zwanzig Gran Brechweinstein, ehe Erbrechen eintrat, und zwei Tage darauf, als das Brechen wiederholt werden sollte, waren sechszehn Gran nöthig, ehe die gewünschte Wirkung erfolgte. Der Kranke genas bald nachher.

Opium.

Die wohl bekannten Eigenschaften dieses höchst wichtigen und nützlichen Heilmittels, eine ungeregelte Thätigkeit zu mindern und Schlaf herbeizuführen, haben zu der Anwendung desselben in dieser hartnäckigen und gefährlichen Krankheit geführt. Da man in manchen Fällen eine vollkommen glückliche Wirkung von diesem Mittel sah, so wurde dasselbe von vielen Aerzten allein oder in Verbindung mit anderen Mitteln gegeben. Obschon das Opium in vielen Fällen die krankhafte Thätigkeit mäßigte, einen ruhigen Schlaf herbeiführte, und die Gesundheit des Kranken wieder herstellte; so half es in manchen Fällen doch nichts und hatte, besonders

wenn es unrichtig angewandt wurde, üble Wirkungen, weshalb denn manche Aerzte es in der Mehrzahl der Fälle nicht bloß für ein Mittel von zweifelhafter Wirksamkeit, sondern für ein solches, welches üble Folgen herbeiführen könne, hielten. Eine sehr beachtenswerthe Frage ist indeß, ob der Miskredit, in den es in der Meinung einiger Aerzte kam, und das geringe Vertrauen, welches andere auf dasselbe setzten, nicht oft oder wenigstens in der Regel davon herrühren mag, daß man es in zu geringen Gaben reichte. Diese Meinung scheint von vielen Fällen unterstützt zu werden, in welchen man das Opium allein gebrauchte, und zwar in verschiedenen Zeiträumen des Uebels, und die besten und heilsamsten Wirkungen von demselben sah. In einigen Fällen war es nöthig weit größere Gaben zu reichen, als in anderen, um die gewünschte Wirkung hervorzubringen. Dieses rührte von der Verschiedenheit der Constitution und den Gewohnheiten der einzelnen Individuen her. Es werden bei einem alten Säufer größere Gaben dieses Mittels erfordert, wenn die Wirkung desselben eintreten soll, als bei Menschen, die weniger an den Genuß von Reitzmitteln gewöhnt sind, und solche, die durchaus mäßig leben und die wenig oder höchst selten geistige Getränke genießen, werden von noch kleineren Gaben die Wirkung verspüren, als jene. Die Wirkung des Opiums hängt auch vorzüglich von den Idiosynkrasieen der einzelnen Individuen ab, und es wird die Größe der einzelnen Gaben durch diese bedingt. Gewöhnlich bringt eine kleine Gabe dieses Mittels einen unruhigen Schlaf und andere unangenehme Folgen hervor, während eine größere den Schmerz mindert und einen tiefen und festen Schlaf herbeiführt. Bei einigen Menschen bringen kleine Gaben einen ruhigen Schlaf hervor und wirken schmerzstillend; größere Gaben erregen indessen bei ihnen Schwindel und Delirium, welche Wirkungen bei anderen Subjekten wie-

derum nur durch noch größere Gaben erfolgen würden. Einige Individuen scheinen durchaus keine Wirkung von dem Gebrauche des Opiums zu spüren, in welcher Form und Gabe dasselbe auch gereicht wird; doch sind Fälle dieser Art gewiß sehr selten.

In dem Delirium der Säufer sollte man, ehe man zur Anwendung des Opiums schreitet, nicht bloß sorgfältig die vorhandenen Erscheinungen und den Zustand des Kranken untersuchen, sondern auch dessen frühere Gewohnheiten berücksichtigen. In einem der von mir erzählten Fälle ward eine Unze der Opiumtinctur in der Zwischenzeit von einer Stunde in zwei getheilten Gaben gereicht. Eine solche Gabe würden die Aerzte sich gewiß scheuen zu geben, wenn ihnen nicht ein Beispiel bekannt wäre, in welchen man sie anwandte, besonders wenn schon so große Gaben, wie man sie an den zwei vorhergehenden Abenden nehmen ließ, nutzlos gewesen waren. Bedenkt man aber die früheren Gewohnheiten dieses Mannes, der lange Zeit hindurch den Trunk unmäßig liebte und noch kurze Zeit vor seiner Aufnahme zu Bridewell häufig an einem Tage zwei bis drei Quart Rum zu sich nahm, so darf man sich nicht wundern, wenn der Magen und das Nervensystem, die so lange an der Einwirkung eines so kräftigen Reizmittels gewohnt gewesen, eine verhältnißmäßig größere Gabe Opium zur Hervorbringung der Wirkungen erheischen welche wir von kleineren Gaben bei Menschen entstehen sehen, die nicht an dergleichen Reize gewöhnt sind. Darf man sich wundern, daß eine so bedeutend große Gabe mit eben der Sicherheit bei einem Menschen von solchen Gewohnheiten gegeben werden kann, als man eine halbe Drachme bei einem mäßig lebenden Menschen giebt? Jene Gabe hatte die Wirkung, einen ruhigen gesunden Schlaf hervorzubringen, das Zittern zu beseitigen, den Puls voller, weicher und langsamer zu machen, und die Kette von krankhafter Thätigkeit zu brechen,

welche das Wesen der Krankheit ausmachte. Die Genesung dieses Kranken ging schnell vor sich, und nachdem er noch vier Monate lang in dem Hospitale geblieben, genoß er stets eine gute Gesundheit. Das große und vorzüglichste Requisit zur Behandlung das Delirium tremens ist, daß man sucht, Schlaf zu verschaffen. Wenn man einen ruhigen und gesunden Schlaf von zwölf bis vier und zwanzig Stunden zu Stande bringen kann, so wird der Kranke von diesem Augenblicke an genesen, und selten wird sich späterhin noch eine Spur des Deliriums zeigen. Wenn das Opium diese Wirkung hervorbrachte, so war es meiner Erfahrung nach selten nöthig, dasselbe späterhin noch anzuwenden.

Dr. Armstrong redet der Anwendung des Opiums in dieser Krankheit das Wort, und giebt es gewöhnlich in Verbindung mit Kalomel. Nachdem er den Kranken den Umständen nach durch Blutausleerungen, reichliches Purgieren, oder laue Begießungen zu dem Gebrauche des Opiums vorbereitet hat, giebt er vierzig bis funfzig Tropfen Opiumtinctur in etwas gewärmtem Wein, und läßt diese Gabe alle zwei bis drei Stunden wiederholen, wenn in der Zwischenzeit kein Schlaf erfolgt ist. Dieses Verfahren gelang oft; ohne anderweitige Mittel; allein A. bemerkt, daß, da in der Mehrzahl der Fälle dasselbe nur die Symptome milderte, es gewöhnlich nöthig sey Kalomel und Opium zusammen anzuwenden, welche in Verbindung mit lauen Begießungen selten ohne die gewünschte Wirkung seyn werden. Nach ihm sind zwei bis drei Gran Kalomel mit anderthalb Gran Opium, alle sechs bis acht Stunden gegeben, hinreichend am ersten Tage der Anwendung, und später ist es gewöhnlich gerathen, die Menge des Opiums zu verringern, das Kalomel aber so lange fortzusetzen, bis es auf das Zahnfleisch einzuwirken anfängt.

Ich kann Armstrong's Partheilichkeit für die Anwen-

dung des Kalomels in dieser Krankheit nicht billigen. Zu glauben ist, daß, wenn er mit der Anwendung des Opiums etwas dreister gewesen wäre, er vielleicht in allen den Fällen, in welchen er Kalomel gab, glücklich gewesen seyn würde, und wahrscheinlich wäre die Heilung schneller, und ohne Zweifel mit größerem Vortheil für die Constitution in der Regel vollendet werden. Zum Quecksilber greift man oft viel zu leicht und ohne gehörige Ueberlegung in Krankheiten, die durch ein weit milderes Mittel gehoben seyn würden. Nicht selten bringt dasselbe, bei eigenthümlicher Anlage der Kranken, unheilbare Uebel hervor, und keiner Körperconstitution ist die Wirkung desselben schädlicher und bei keiner bringt es leichter üble Folgen hervor, als bei der, welche an den Genuß geistiger und gegohrner Getränke gewöhnt war *). Da Dr. Armstrong während der Behandlung des Delirium tremens drei bis viermal täglich die lauen Begießungen zu gebrauchen pflegte, wonach, wie er fand, der Kranke immer ruhiger wurde, der Puls an Völle und Ruhe zunahm und oftmals Schlaf erfolgte, so zweifle ich nicht, daß in der Mehrzahl seiner Fälle durch dieses Verfahren, in Verbindung mit dem Opium, die so sehr günstigen Wirkungen, welche er in einem solchen Grade dem Kalomel zuschreibt, herbeigeführt wurden. Ohne Zweifel werden geringere Gaben Opium nöthig seyn, wenn man gleichzeitig die lauen Begießungen anwendet, als ohne dieselben. Er gab das Kalo-

*) Ich glaube, daß das, was der Verfasser hier gegen das Quecksilber sagt, sehr übertrieben ist. Die höchst nachtheiligen Folgen, welche dasselbe nach ihm bei alten Trinkern hervorbringen soll, sind mir unbekannt. Giebt man es doch mit großem Nutzen in Leberverhärtungen, die in Folge des starken Trinkens entstanden, und ist es wohl in Fällen solcher Art das beste und vielleicht einzigste Mittel, von dem man noch etwas hoffen darf! v. d. Busch.

mel in der Absicht, das Gleichgewicht in der Circulation herzustellen. Was stellte aber das Gleichgewicht in der Circulation in den von mir erzählten glücklich geheilten Fällen wieder her, in welchen kein Kalomel, außer in Verbindung mit der Jalappe, als Purgiermittel, gereicht ward? Das Opium bewies sich in denselben, nachdem den Umständen nach Ausleerungen vorangegangen waren, immer höchst heilsam. Die tödtlich ablaufenden Fälle waren solche, welche im letzten Zeitraume der Krankheit in das Hospital kamen, und schwerlich würden diese Kranken durch irgend eine andere Heilart gerettet worden seyn. Dr. Armstrong giebt hinsichtlich der Anwendung des Opiums folgende Regeln: »So wirksam das Opium, vernünftig angewandt, auch seyn mag, so habe ich genug gesehen und gehört, um völlig überzeugt zu seyn, daß es ein höchst gefährliches Unternehmen sey, dasselbe in zu großen und zu oft wiederholten Gaben zu reichen, indem dadurch leicht Apoplexie, Coma oder Convulsionen hervorgebracht werden können.« Dieser berühmte Schriftsteller hat zwei und vierzig Fälle des Gehirnfiebers aus Trunkenheit behandelt, von denen sieben tödtlich abliefen. Ob irgend einer der tödtlich ablaufenden Fälle auf Rechnung zu großer Gaben des Opiums gebracht werden konnte, wird nicht von ihm bemerkt. Daß man dieses Mittel in solchen Gaben reichen kann, daß dadurch Apoplexie, Coma oder Convulsionen entstehen, wird keiner läugnen; eben so wenig, als daß die in Rede stehende Krankheit häufig, besonders im letzten Zeitraume, von ähnlichen Erscheinungen begleitet wird. Wären Herrn A. einige Thatsachen in Bezug auf diesen Punkt bekannt geworden, so würde es höchst nöthig gewesen seyn, daß er dieselben mittheilte. Die Regeln, welche er giebt, gewähren in der Art, wie er sie stellt, wenig Belehrung. Da man unmöglich vorher bestimmen kann, welche Gabe des Opiums im Stande seyn wird Schlaf zu erregen, so ist es rathsam, dasselbe in kleinen Gaben und in solchen Zwischenräumen zu reichen, daß die frühere Gabe mit der späteren noch zusammen wirken kann. Ich habe gewöhnlich die Tinctur gebraucht, da die Wirkung derselben schneller, gewöhnlich in Zeit von einer Stunde vor sich geht. Wendet man das Opium in Substanz an, so kann dasselbe lange Zeit im Magen bleiben, ehe man die Wirkung desselben spürt. Vielleicht liegt hierin auch ein Grund, weshalb einige Aerzte so wenig der Wirkung des Opiums vertrauen. Es ist gewiß nicht unnütz, hier auf eine Abhandlung über die guten

Wirkungen des Opiums im Delirium tremens aufmerksam zu machen, die von Dr. Walter Channing in dem New England Journal, Band 8, bekannt gemacht wurde. Derselbe erzählt sieben Fälle, welche er selbst behandelte, von denen vier tödtlich abliefen. Es scheint aber, daß das Opium nur im siebenten Falle in größern Gaben gereicht wurde. Der Kranke dieses Falls war fünf und dreissig Jahre alt, groß und von starkem und gesundem Ansehen. Zuerst ward derselbe, nachdem er sich den Magen mit schwer verdaulichen Speisen überladen, von Convulsionen befallen, weshalb ausleerende Mittel mit Erfolg gebraucht wurden. Nach zwei Tagen ward Herr Channing wieder zu ihm gerufen und fand ihn, der zwei Nächte hindurch nicht geschlafen hatte, an einem völlig ausgebildeten Delirium tremens leidend. Nach Sutton's Vorschrift ward ihm Kalomel und Opium gereicht. Am zweiten Tage hatte er nicht geschlafen, weshalb ihm gegen Abend fünf Gran Opium, und zwei Stunden später nochmals eben so viel Gran gereicht wurden. Diese Gabe brachte keinen Schlaf hervor, und am folgenden Morgen war der Kranke offenbar schlimmer. Es wurden nun sechs Gran, und nach zwei Stunden nochmals sechs Gran gereicht. Hiernach entstand Ruhe und Schlaf. Um diese Zeit fing das Zahnfleisch in Folge des Kalomels an zu leiden; indessen bemerkt Herr Channing, daß, obschon er nicht zweifele, daß das Kalomel in diesem Falle nützlich gewesen sey, er doch glaube daß die Heilung durch das Opium bewirkt worden sey, besonders durch die beiden letzten Gaben von zwölf Granen in zwei Stunden. Er bemerkt ferner: »Ich muß noch hinzufügen, daß nach demjenigen zu urtheilen, was ich in anderen tödtlich abgelaufenen Fällen beobachtete, ich die volle Ueberzeugung erlangt habe, daß dieser Mann gestorben seyn würde, wenn kein Schlaf erfolgt wäre.« Er schließt die Abhandlung damit, daß er sagt, ihm habe ein achtbarer Arzt versichert, daß er in den vielen Fällen des Delirium tremens, die er zu behandeln gehabt habe, allein das Opium gebraucht, und mit fast immer glücklichem Erfolge.

Pathologie.

Das Wesen dieser besonderen Krankheit ist noch nicht gehörig klar geworden. Leichenöffnungen haben wenig Licht über den Gegenstand verbreitet. Dr. Armstrong hat nur in zwei Fällen eine Leichenöffnung angestellt. Er fand gelinde Congestionen im Gehirn und in der Leber; die übrigen Eingeschaften schienen aber natürlich beschaffen zu seyn. In den

wenigen Leichenöffnungen, welche ich angestellt habe, wurden ähnliche Erscheinungen bemerkt, verbunden mit einigen anderen organischen Verletzungen, namentlich der Leber, welche wahrscheinlich in Folge des langen Trinkens entstanden waren und nicht in Verbindung mit der nächsten Ursache des Uebels zu stehen schienen.

Bei der pathologischen Untersuchung über diese sonderbare Krankheit ist es, glaube ich, erst nothwendig zu untersuchen, ob irgend eine besondere organische oder örtliche Verletzung dieselbe ausschließlich oder in irgend einem Grade zu erzeugen vermag, oder zu ihrem Vorhandenseyn nothwendig ist? Ferner, in wie weit, wenn dieses der Fall ist, das örtliche Leiden mit irgend einem besonderen Zustande des Systems im Allgemeinen in Verbindung steht. A priori kann man annehmen, daß wenn irgend eine organische Verletzung im Allgemeinen oder theilweise mit der Ursache dieser Krankheit in Verbindung steht, eine solche krankhafte Störung in allen Fällen derselben vorkommen muß. Die vorzüglichste entfernte Ursache ist immer eine und dieselbe, und einige der charakteristischen Symptome sind gemeiniglich, wenn auch nicht immer, vorhanden. Das Zittern kommt ziemlich allgemein vor; Delirium und Schlaflosigkeit sind höchst charakteristische Symptome des Uebels und fehlen niemals. Convulsionen, die manchmal vorkommen, können von zufälligen Ursachen entstehen, die eben keine genaue Verbindung mit den nächsten Ursachen haben, und thun dies auch ohne Zweifel. Ich rede hier nämlich von den Convulsionen, welche im Anfange der Krankheit oder im Verlaufe derselben, und nicht von denen, die zu Ende derselben vorkommen. Letztere in Verbindung mit Coma und Apoplexie, die wir gemeiniglich im letzten Zeitraume beobachten, können das Resultat von organischen Störungen seyn, die in Folge der Krankheit entstanden. Welches der Hauptorgane des Körpers ist denn das leidende? Das Hirn, die Leber, die Lungen, der Magen oder der Darmkanal? Ist es ein Theil derselben oder sind sie es alle, welche krankhaft ergriffen sind und die in Frage stehende Krankheit erzeugen? Worin besteht diese Störung? In den beiden von Dr. Armstrong untersuchten Leichen fanden sich leichte Congestionen im Gehirn und in der Leber, während die übrigen Eingeweide gesund waren. Diese Congestionen waren venöser Art, und schienen die natürliche Folge, und nicht die Ursache der Krankheit gewesen zu seyn. Die große Nervenreizung im Laufe

der Krankheit; die schnelle und schwache Circulation in den späteren Zeiträumen und besonders bei der Annäherung des Todes, dienen dazu, venöse Congestionen in den Eingeweiden zu erzeugen, und das Vorhandenseyn derselben im Gehirn erklärt im hohen Grade das Entstehen von Coma und Apoplexie, die so häufig im letzten Zeitraume vorkommen. Wenn diese gleich im Anfange Statt fänden, so würde die natürliche Folge davon wahrscheinlich ein Extravasat oder eine Ergießung seyn. Das Gegentheil sehen wir aber beim Delirium tremens. Der Kranke hat durchaus keine Ruhe und keine Neigung zum Schlaf. Obgleich der Gang seiner Ideen oft verwirrt ist, so ist sein Geist doch aufgeregter, als im gesunden Zustande. Armstrong sagt, daß es scheine, als wenn das Uebel mit theilweisen Congestionen zum Hirn und zu der Leber begleitet sey, von denen es, verbunden mit einer Reizung des Nervensystems, vieles von seinen Eigenthümlichkeiten habe. Das große Gewicht, welches Armstrong auf die Anwendung des Quecksilbers legt, scheint von der Annahme jener venösen Congestion herzurühren, und es soll dies Mittel vorzüglich deshalb gegeben werden, um das Gleichgewicht der Circulation herzustellen.

Professor Potter bemerkt, daß in einigen Fällen das Hirnleiden offenbar ein Symptom des Leberleidens sey, und daß die Krankheit daher nie ohne Beihülfe des Quecksilbers geheilt werden kann. Daß die Leber in dieser Krankheit, so wie in andern in Folge des Saufens entstandenen Krankheiten oft leide, wird wohl niemand ableugnen wollen. Wenn das Leberleiden in einigen Fällen das Hirnleiden erregt, warum thut es dieses denn nicht immer? Und die Annahme, daß die Schlaflosigkeit und das Delirium durch irgend eine bekannte Affection der Leber erzeugt werden, wird nicht durch analoge pathologische Thatsachen bestätigt.

Dr. Klapp scheint auf einen gastrischen Zustand hindeuten zu wollen und anzunehmen, daß verschiedenartige Reizmittel dieses Leiden, besonders bei solchen, die eine Anlage zu demselben haben, erzeugen können. Um seine Theorie zu beweisen, erzählt er einige Beispiele von Geheilten, welche nach dem Genusse schwer verdaulicher Speisen einen Rückfall erlitten und die durch die Anwendung eines Brechmittels genasen, wodurch die Schädlichkeiten ausgeleert wurden. Daß das Delirium tremens aber nicht blos von schädlichen Stoffen im Magen entstehen kann, geht schon daraus hervor, daß das Opium, welches weder Brechen noch

Purgiren erregt, sehr oft einzig und allein völlig ausgebildete Fälle heilte. Dr. Klapp's Kranke waren vielleicht keine wirklich geheilte, und hatten vielleicht nicht den langen und ruhigen Schlaf genossen, welcher das Uebel zu heben pflegt. Anstatt die guten Wirkungen der Brechmittel allein auf die ausleerende Kraft derselben zu schieben, sollte man nicht vergessen, daß dieselben auch einen gewaltigen Eindruck auf das Gehirn und Nervensystem haben.

Nach diesen Bemerkungen erlaube ich mir noch folgende Fragen:

Besteht das Delirium tremens nicht in einer eigenen krankhaften Thätigkeit des Hirns und Nervensystems, welche durch den Collapsus hervorgebracht wird, die nach der langen Einwirkung höchst kräftiger Reizmittel entsteht? Können die Wirkungen des Opiums, welches in vielen Fällen eine schnelle und vollkommene Heilung bewirkte, durch die Annahme einer organischen Störung irgend eines Eingeweides genügend erklärt werden? Ist die plötzliche und entscheidende Wirkung der kalten Begießungen aus diesem Gesichtspunkte zu erklären?

Mögen nicht die guten Wirkungen der Brechmittel, obschon sie schadhafte Secretionen und Stoffe aus dem Magen ausleeren, welche die Krankheit vorzüglich verschlimmern und aufhalten, durch den Einfluß derselben auf den Blutumlauf und durch einen besonderen Eindruck auf das Hirn und Nervensystem zu erklären seyn?

Mit dieser Krankheit können gleichzeitig Krankheiten in den Lungen, dem Magen und besonders der Leber vorhanden seyn, welche eine Abänderung der Heilart erheischen. Daher sind Blutausleerungen oft nicht allein nützlich, sondern sogar nöthig. Ohne Zweifel ist das Quecksilber da, wo die Leber besonders leidet, besonders anwendbar, um einen normaleren Zustand dieses Organs hervorzubringen. In einigen Fällen leisten Brechmittel mehr, als in anderen, besonders da, wo Leber und Magen zu krankhaften Sekretionen Neigung haben. Sie vermindern nicht nur die Thätigkeit dieser Organe, sondern befreien sie auch von reizenden Stoffen.

(Fortsetzung folgt)

Namenregister.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

Sachregister.

mel in der Absicht, das Gleichgewicht in der Circulation herzustellen. Was stellte aber das Gleichgewicht in der Circulation in den von mir erzählten glücklich geheilten Fällen wieder her, in welchen kein Kalomel, außer in Verbindung mit der Jalappe, als Purgiermittel, gereicht ward? Das Opium bewies sich in denselben, nachdem den Umständen nach Ausleerungen vorangegangen waren, immer höchst heilsam. Die tödtlich ablaufenden Fälle waren solche, welche im letzten Zeitraume der Krankheit in das Hospital kamen, und schwerlich würden diese Kranken durch irgend eine andere Heilart gerettet worden seyn. Dr. Armstrong giebt hinsichtlich der Anwendung des Opiums folgende Regeln: »So wirksam das Opium, vernünftig angewandt, auch seyn mag, so habe ich genug gesehen und gehört, um völlig überzeugt zu seyn, daß es ein höchst gefährliches Unternehmen sey, dasselbe in zu großen und zu oft wiederholten Gaben zu reichen, indem dadurch leicht Apoplexie, Coma oder Convulsionen hervorgebracht werden können.« Dieser berühmte Schriftsteller hat zwei und vierzig Fälle des Gehirnfiebers aus Trunkenheit behandelt, von denen sieben tödtlich abliefen. Ob irgend einer der tödtlich ablaufenden Fälle auf Rechnung zu großer Gaben des Opiums gebracht werden konnte, wird nicht von ihm bemerkt. Daß man dieses Mittel in solchen Gaben reichen kann, daß dadurch Apoplexie, Coma oder Convulsionen entstehen, wird keiner läugnen; eben so wenig, als daß die in Rede stehende Krankheit häufig, besonders im letzten Zeitraume, von ähnlichen Erscheinungen begleitet wird. Wären Herrn A. einige Thatsachen in Bezug auf diesen Punkt bekannt geworden, so würde es höchst nöthig gewesen seyn, daß er dieselben mittheilte. Die Regeln, welche er giebt, gewähren in der Art, wie er sie stellt, wenig Belehrung. Da man unmöglich vorher bestimmen kann, welche Gabe des Opiums im Stande seyn wird Schlaf zu erregen, so ist es rathsam, dasselbe in kleinen Gaben und in solchen Zwischenräumen zu reichen, daß die frühere Gabe mit der späteren noch zusammen wirken kann. Ich habe gewöhnlich die Tinctur gebraucht, da die Wirkung derselben schneller, gewöhnlich in Zeit von einer Stunde vor sich geht. Wendet man das Opium in Substanz an, so kann dasselbe lange Zeit im Magen bleiben, ehe man die Wirkung desselben spürt. Vielleicht liegt hierin auch ein Grund, weshalb einige Aerzte so wenig der Wirkung des Opiums vertrauen. Es ist gewiß nicht unnütz, hier auf eine Abhandlung über die guten

Wirkungen des Opiums im Delirium tremens aufmerksam zu machen, die von Dr. Walter Channing in dem New England Journal, Band 8, bekannt gemacht wurde. Derselbe erzählt sieben Fälle, welche er selbst behandelte, von denen vier tödtlich abliefen. Es scheint aber, daß das Opium nur im siebenten Falle in größern Gaben gereicht wurde. Der Kranke dieses Falls war fünf und dreissig Jahre alt, groß und von starkem und gesundem Ansehen. Zuerst ward derselbe, nachdem er sich den Magen mit schwer verdaulichen Speisen überladen, von Convulsionen befallen, weshalb ausleerende Mittel mit Erfolg gebraucht wurden. Nach zwei Tagen ward Herr Channing wieder zu ihm gerufen und fand ihn, der zwei Nächte hindurch nicht geschlafen hatte, an einem völlig ausgebildeten Delirium tremens leidend. Nach Sutton's Vorschrift ward ihm Kalomel und Opium gereicht. Am zweiten Tage hatte er nicht geschlafen, weshalb ihm gegen Abend fünf Gran Opium, und zwei Stunden später nochmals eben so viel Gran gereicht wurden. Diese Gabe brachte keinen Schlaf hervor, und am folgenden Morgen war der Kranke offenbar schlimmer. Es wurden nun sechs Gran, und nach zwei Stunden nochmals sechs Gran gereicht. Hiernach entstand Ruhe und Schlaf. Um diese Zeit fing das Zahnfleisch in Folge des Kalomels an zu leiden; indessen bemerkt Herr Channing, daß, obschon er nicht zweifele, daß das Kalomel in diesem Falle nützlich gewesen sey, er doch glaube daß die Heilung durch das Opium bewirkt worden sey, besonders durch die beiden letzten Gaben von zwölf Granen in zwei Stunden. Er bemerkt ferner: »Ich muß noch hinzufügen, daß nach demjenigen zu urtheilen, was ich in anderen tödtlich abgelaufenen Fällen beobachtete, ich die volle Ueberzeugung erlangt habe, daß dieser Mann gestorben seyn würde, wenn kein Schlaf erfolgt wäre.« Er schließt die Abhandlung damit, daß er sagt, ihm habe ein achtbarer Arzt versichert, daß er in den vielen Fällen des Delirium tremens, die er zu behandeln gehabt habe, allein das Opium gebraucht, und mit fast immer glücklichem Erfolge.

Pathologie.

Das Wesen dieser besonderen Krankheit ist noch nicht gehörig klar geworden. Leichenöffnungen haben wenig Licht über den Gegenstand verbreitet. Dr. Armstrong hat nur in zwei Fällen eine Leichenöffnung angestellt. Er fand gelinde Congestionen im Gehirn und in der Leber; die übrigen Eingeschaften schienen aber natürlich beschaffen zu seyn. In den

wenigen Leichenöffnungen, welche ich angestellt habe, wurden ähnliche Erscheinungen bemerkt, verbunden mit einigen anderen organischen Verletzungen, namentlich der Leber, welche wahrscheinlich in Folge des langen Trinkens entstanden waren und nicht in Verbindung mit der nächsten Ursache des Uebels zu stehen schienen.

Bei der pathologischen Untersuchung über diese sonderbare Krankheit ist es, glaube ich, erst nothwendig zu untersuchen, ob irgend eine besondere organische oder örtliche Verletzung dieselbe ausschließlich oder in irgend einem Grade zu erzeugen vermag, oder zu ihrem Vorhandenseyn nothwendig ist? Ferner, in wie weit, wenn dieses der Fall ist, das örtliche Leiden mit irgend einem besonderen Zustande des Systems im Allgemeinen in Verbindung steht. A priori kann man annehmen, daß wenn irgend eine organische Verletzung im Allgemeinen oder theilweise mit der Ursache dieser Krankheit in Verbindung steht, eine solche krankhafte Störung in allen Fällen derselben vorkommen muß. Die vorzüglichste entfernte Ursache ist immer eine und dieselbe, und einige der charakteristischen Symptome sind gemeiniglich, wenn auch nicht immer, vorhanden. Das Zittern kommt ziemlich allgemein vor; Delirium und Schlaflosigkeit sind höchst charakteristische Symptome des Uebels und fehlen niemals. Convulsionen, die manchmal vorkommen, können von zufälligen Ursachen entstehen, die eben keine genaue Verbindung mit den nächsten Ursachen haben, und thun dies auch ohne Zweifel. Ich rede hier nämlich von den Convulsionen, welche im Anfange der Krankheit oder im Verlaufe derselben, und nicht von denen, die zu Ende derselben vorkommen. Letztere in Verbindung mit Coma und Apoplexie, die wir gemeiniglich im letzten Zeitraume beobachten, können das Resultat von organischen Störungen seyn, die in Folge der Krankheit entstanden. Welches der Hauptorgane des Körpers ist denn das leidende? Das Hirn, die Leber, die Lungen, der Magen oder der Darmkanal? Ist es ein Theil derselben oder sind sie es alle, welche krankhaft ergriffen sind und die in Frage stehende Krankheit erzeugen? Worin besteht diese Störung? In den beiden von Dr. Armstrong untersuchten Leichen fanden sich leichte Congestionen im Gehirn und in der Leber, während die übrigen Eingeweide gesund waren. Diese Congestionen waren passiver Art, und schienen die natürliche Folge, und nicht die Ursache der Krankheit gewesen zu seyn. Die große Nervenreizung im Laufe

der Krankheit; die schnelle und schwache Circulation in den späteren Zeiträumen und besonders bei der Annäherung des Todes, dienen dazu, venöse Congestionen in den Eingeweiden zu erzeugen, und das Vorhandenseyn derselben im Gehirn erklärt im hohen Grade das Entstehen von Coma und Apoplexie, die so häufig im letzten Zeitraume vorkommen. Wenn diese gleich im Anfange Statt fänden, so würde die natürliche Folge davon wahrscheinlich ein Extravasat oder eine Ergießung seyn. Das Gegentheil sehen wir aber beim Delirium tremens. Der Kranke hat durchaus keine Ruhe und keine Neigung zum Schlaf. Obgleich der Gang seiner Ideen oft verwirrt ist, so ist sein Geist doch aufgeregter, als im gesunden Zustande. Armstrong sagt, daß es scheine, als wenn das Uebel mit theilweisen Congestionen zum Hirn und zu der Leber begleitet sey, von denen es, verbunden mit einer Reizung des Nervensystems, vieles von seinen Eigenthümlichkeiten habe. Das große Gewicht, welches Armstrong auf die Anwendung des Quecksilbers legt, scheint von der Annahme jener venösen Congestion herzurühren, und es soll dies Mittel vorzüglich deshalb gegeben werden, um das Gleichgewicht der Circulation herzustellen.

Professor Potter bemerkt, daß in einigen Fällen das Hirnleiden offenbar ein Symptom des Leberleidens sey, und daß die Krankheit daher nie ohne Beihülfe des Quecksilbers geheilt werden kann. Daß die Leber in dieser Krankheit, so wie in andern in Folge des Saufens entstandenen Krankheiten oft leide, wird wohl niemand ableugnen wollen. Wenn das Leberleiden in einigen Fällen das Hirnleiden erregt, warum thut es dieses denn nicht immer? Und die Annahme, daß die Schlaflosigkeit und das Delirium durch irgend eine bekannte Affection der Leber erzeugt werden, wird nicht durch analoge pathologische Thatsachen bestätigt.

Dr. Klapp scheint auf einen gastrischen Zustand hindeuten zu wollen und anzunehmen, daß verschiedenartige Reizmittel dieses Leiden, besonders bei solchen, die eine Anlage zu demselben haben, erzeugen können. Um seine Theorie zu beweisen, erzählt er einige Beispiele von Geheilten, welche nach dem Genusse schwer verdaulicher Speisen einen Rückfall erlitten und die durch die Anwendung eines Brechmittels genasen, wodurch die Schädlichkeiten ausgeleert wurden. Daß das Delirium tremens aber nicht blos von schädlichen Stoffen im Magen entstehen kann, geht schon daraus hervor, daß das Opium, welches weder Brechen noch